55 469 I

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXXVI.

(Juli — August — September 1898.)

43965
98

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
(Elwin Paetel.)

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Akademische Buchhandlung C. F. Lendorff. — **Boston**, Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Universitäts-Buchhandlung. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. —**Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Carl Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilhelm Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- u. Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winkler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Albert Müller, Nachfolger von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Fr. Schultheß.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 96

Inhalts-Verzeichniß

zum

Sechsundneunzigsten Bande (Juli — September 1898).

		Seite
I.	Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. Zu seinem achtzigsten Geburtstag	1
II.	Stillleben. Von **Adalbert Meinhardt.** II. (Schluß.)	6
III.	Aus der preußischen Hofgesellschaft. 1822—1826. In zeitgenössischen Briefen herausgegeben von **A. von Boguslawski.** I.	29
IV.	Die Armenpflege im Dienste des socialen Versöhnungsprocesses. Von **Jul. Post**	64
V.	Baden im alten Bund und neuen Reich. Zur Erinnerung an Julius Jolly. Von **Adolf Hausrath.** III./VI.	77
VI.	Zur Geschichte des Separatismus der spanischen Colonien. Von **Ferd. Blumentritt**	104
VII.	Bei Unserer Lieben Frau. Von **Paula Winkler**	128
VIII.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Carl Krebs**	135
IX.	Friedrich Geselschap. †. Geboren zu Wesel den 5. Mai 1835. Von **Herman Grimm**	143
X.	Noch einmal Britisch-Südafrika. Von **M. von Brandt**	145
XI.	Politische Rundschau	147
XII.	Ludwig Bamberger's Studien und Meditationen. Von **O. Hartwig**	152
XIII.	Literarische Notizen	156
XIV.	Literarische Neuigkeiten	159
XV.	Bei der Glockenboje. Novelle von **Johannes Wilda**	161
XVI.	Das jüngste Ketzergericht über die moderne Philosophie. Von **Friedrich Paulsen**	190
XVII.	Athen zur Zeit seiner höchsten Blüthe. Von **Georg Busolt**	204
XVIII.	Baden im alten Bund und neuen Reich. Zur Erinnerung an Julius Jolly. Von **Adolf Hausrath.** VII./IX.	226

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XIX. Aus der preußischen Hofgesellschaft. 1822—1826. In zeitgenössischen Briefen herausgegeben von **A. von Boguslawski.** (Schluß.) 253

XX. Friedrich Felix von Behr-Schmoldow. Ein Lebensbild gezeichnet von **Georg von Bunsen** 280

XXI. Frankreichs Finanzen und Eisenbahnpolitik. Von **Georges Blondel** 298

XXII. Politische Rundschau 303

XXIII. Ferdinand Cohn. Von **J. Reinke** 309

XXIV. Stanley und Emin Pascha. Von **H. von Horn** . . . 311

XXV. Die Zukunft der weißen Rasse 315

XXVI. Literarische Notizen 317

XXVII. Literarische Neuigkeiten 320

XXVIII. Fürst Bismarck 321

XXIX. Der Sitter. Novelle von **Ilse Frapan** 325

XXX. Spanien im Lichte der Weltliteratur. Von **E. Hübner** 363

XXXI. Baden im alten Bund und neuen Reich. Zur Erinnerung an Julius Jolly. Von **Adolf Hausrath.** X. (Schluß.) 386

XXXII. Zarathustra. Von **Hermann Oldenberg** 402

XXXIII. Die moderne Erdbebenforschung. Von **Georg Gerland** 438

XXXIV. Otto Ribbeck. Von **Wilhelm Dilthey** 450

XXXV. Sebastian Hensel. † 13. Januar 1898. Ein Gedenkblatt. Von **L. Friedlaender** 455

XXXVI. Politische Rundschau 464

XXXVII. Neuere Brahms-Literatur. Von **Walter Paetow** . . 470

XXXVIII. Zum 24. Juni 1898 474

XXXIX. „Aus der preußischen Hofgesellschaft" 475

XL. Literarische Notizen 476

XLI. Literarische Neuigkeiten 480

Carl Alexander,
Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach.

Zu seinem achtzigsten Geburtstage.

[Nachdruck untersagt.]

Am 24. d. M. Juni feiert der Großherzog Carl Alexander seinen achtzigsten Geburtstag, und wir Alle, denen die deutsche Literatur am Herzen liegt und Weimar immer noch als ihre classische Stätte gilt, haben wohl Veranlassung, dem erlauchten Herrn unseren ehrerbietigen Glückwunsch darzubringen. Denn wenn ein solcher Tag, rein menschlich betrachtet, schon die tiefsten Empfindungen weckt, um wie viel mehr einem Fürsten gegenüber, der in seinem kleinen, glücklichen Lande wie ein Vater geliebt und vom ganzen deutschen Volke als der wahrhafte Freund und hochherzige Beschützer aller idealen Bestrebungen geehrt wird. Wer könnte den Boden Thüringens, mit dem Wahrzeichen der Wartburg, betreten, ohne dessen zu gedenken, was Carl Alexander's Ahnen für die heiligsten Interessen der Nation gethan haben; und wer, auch im heutigen Weimar noch, in seinen altmodischen Ecken und Winkeln, seinem schattigen Park mit der großen Wiese, dem Goethe-Häuschen und der Fürstengruft, fühlte sich nicht gehoben über die Schwere des Alltags, wem rauschte die Ilm nicht immer noch die alten Gesänge, und wer, auf dem stillen Platze vor dem Reiterstandbilde Carl August's, würde nicht ergriffen wie von Etwas, das immer noch lebendig ist, das niemals sterben kann? Ihn hat der Enkel noch gekannt, und fast war dieser dem Knabenalter schon entwachsen, bevor Goethe die großen, lichtvollen Augen schloß. So ruht noch ein Abglanz und Schimmer jener so weit entrückten Zeit auf der nunmehr auch uns ehrwürdig gewordenen Gestalt; und uns Anderen, wenn wir ihm an einem jener festlichen Tage nahen durften, die nach dem Namen Goethe's genannt und allen großen Erinnerungen Weimars geweiht sind, ist es immer gewesen — und möge es lange noch so sein! — als ob uns in der Erscheinung Carl Alexander's die Vergangenheit noch einmal wirkliche Gegenwart werde. Das schöne Wort vom Erbe der Väter, das man erwerben muß, um es zu besitzen, hier, wo es gesprochen, ist es im höchsten Sinne zur Wahrheit geworden: so hat das weimarische Fürstenhaus seit den Tagen Luther's, so abermals seit denen Goethe's und Schiller's das Vermächtniß der Vorzeit betrachtet, und als dem Träger einer so hohen Gesinnung haben wir immer dankbar zu Carl Alexander emporgeschaut.

Umhegt von der liebenden Sorgfalt seiner edlen Mutter, in ernsten Studien auf den beiden sächsischen Universitäten, dem heimathlichen Jena, dem verwandten Leipzig, zu seinem erhabenen Beruf vorgebildet, hat der damalige Erbgroßherzog frühe schon neben seiner intimen Neigung für die Wissenschaft sich den Interessen der Kunst zugewandt und in ihrer Bethätigung einen Theil seiner künftigen Herrscherpflichten erblickt. In ausgedehnten Reisen, vornehmlich nach jenem Lande, das er auch heute noch fast alljährlich aufzusuchen liebt, im Anschauen der unvergänglichen Werke des Alterthums gewann er jenes sichere Maß des Urtheils und jene Fülle tiefer, starker Eindrücke, die sich bald schöpferisch in der eigenen Heimath erweisen sollten. Nicht Rom in Weimar, keine Nachbildung der Antike ward versucht: seinem Herzen näher stand dies schöne Thüringer Land mit seinen Sagenschätzen und den legendarisch gewordenen Erinnerungen der Landgrafenzeit, die mit der Blüthe-periode deutscher höfischer Dichtung untrennbar verbunden sind. Noch nicht das zwanzigste Jahr hatte der fürstliche Jüngling erreicht, als er den Gedanken faßte, die dem Verfall entgegengehende Wartburg, das Schloß seiner Ahnen und den Schauplatz so vieler für das gesammte geistige Leben der Nation wichtigen Begebenheiten, im alten Glanze wieder erstehen zu lassen und das mittelalterliche Gemäuer mit den reichsten Eingebungen der neueren deutschen Kunst zu schmücken. Man weiß, wie der Mann gehalten, was der Jüngling versprach; und Keiner von den Tausenden und Abertausenden, die jetzt in der fröhlichen Sommerzeit zu dem waldumrauschten grünen Vorhügel emporpilgern, wird ohne ein Gefühl des Dankes und der Erhebung in den schattigen Burghof eintreten oder die zeitgeheiligten Säle durchwandern, deren Wandmalereien hier, an ihren identischen Stätten, die frommen Sagen von der Landgräfin Elisabeth ins Gedächtniß rufen, und in den herrlichen Fresken, die den Sängerkrieg darstellen, unter den Rittern und Sängern vom Beginn des 13. Jahrhunderts die Porträts derjenigen Männer aus der Mitte unseres eigenen erkennen lassen, deren Namen mit der Neubelebung der alten historischen Räume verknüpft sind, des Großherzogs Carl Alexander vor Allem, dann des genialen Moritz von Schwind, des Schöpfers dieser Bilder, und Franz Liszt's, der die Legende von der heiligen Elisabeth in Musik gesetzt hat. Man wird es gewiß nicht als rein äußerlichen Zufall ansehen wollen, daß Richard Wagner's Tannhäuser und die Wiederherstellung der Wartburg zeitlich fast zusammenfallen. Es war ein Zug innerer Congenialität in beiden Ereignissen, durch den Weimar nunmehr für die deutsche Musik werden sollte, was es lange zuvor für die deutsche Literatur gewesen war. Abermals ging ein mächtiger Impuls von hier aus, seit im Jahre 1847 Franz Liszt, eine der edelsten und großartigsten Künstlernaturen des Jahrhunderts, in die stille Stadt an der Ilm einzog, um, nachdem alle Ehren der Welt sich auf seinem Haupte gehäuft, in der bescheidenen Stellung eines Hofcapellmeisters und in zwölfjähriger ernster Arbeit derjenigen Musik, welche die wenigen Freunde resignirt und die vielen Gegner ironisch die der Zukunft nannten, zum vollen Triumphe zu verhelfen. Noch weilte Richard Wagner in der zwiefachen Bedrängniß des politischen und des künstlerischen Exils, da ward auf dieser kleinen, vom Andenken Goethe's und Schiller's geweihten

Bühne zur Herder-Feier 1850 als Festoper der „Lohengrin" zum überhaupt ersten Male aufgeführt. Diese That war und wirkte programmatisch. Wer sich Weimars aus jenen Tagen erinnert, der weiß, wie Franz Liszt, der Freund Carl Alexander's, auf der Altenburg gleichsam einen zweiten Hof hielt, einen Artushof der Kunst, zu dem alle jungen Talente sich drängten, und von dem ein neuer Glanz ausging über Stadt und Land. Das Weimar Carl Alexander's, in dem Franz Liszt wie ein Fürst geachtet wurde, steht in der Geschichte der Musik fest für alle Zeiten. Von hier aus nahmen Hans von Bülow, Joachim Raff und Tausig ihre ruhmvollen Wege; hier fand der achtzehnjährige Joseph Joachim seine erste dauernde Stellung, und Hector Berlioz spät seine gerechte Würdigung, hier schuf Peter Cornelius den „Barbier von Bagdad", der sich langsam und lange nach des Componisten Tode Bahn gebrochen hat, während zu dessen Lebzeiten der Meister für seinen Schüler ritterlich, aber vergebens eingetreten war. Damals legte Liszt seine Capellmeisterstelle nieder und ging, aber nicht für immer; er kehrte zuletzt wieder zurück zu der Musenstadt, die er wie seine wahre Heimath liebte, und nur noch einmal verließ, um in Bayreuth zu sterben. So sind Weimar und Bayreuth im Gedächtniß der Menschen untrennbar von einander, und diese ganze Periode von Carl Alexander's Regierungszeit ist, und nicht in künstlerischem Betracht allein, eine der anregendsten und fruchtbarsten, die man sich denken kann. Vertreter der germanistischen Wissenschaft, wie Hoffmann von Fallersleben und Oscar Schade, wurden eingeladen, hier den Versuch eines „Weimarischen Jahrbuches" zu machen; illustre Gäste, wie Friedrich Hebbel und Theodor Storm wurden empfangen und gefeiert, und Franz Dingelstedt ward berufen. Um diese Zeit (1860) begründete der Großherzog die Kunstschule, die bald unter des Grafen von Kalckreuth's Leitung ein Institut von maßgebender Bedeutung wurde mit solchen aus der Ferne herbeigezogenen Lehrkräften wie Genelli, Pauwels, Böcklin; und drei Jahre später ward das Museum erbaut (1863—1868), in dem wir neben den Werken so viel anderer älterer und neuerer Meister besonders gern die der heimischen bewundern, die Bildnisse Lucas Cranach's und Preller's Odysseelandschaften. Dieses intensivere Kunstleben Weimars geschaffen zu haben, ist das eigenste, ganz persönliche Verdienst Carl Alexander's, und nicht unbewegt gedenken wir jenes Waldfestes, mit dem zwei Jahre nach der Begründung der Kunstschule die junge Künstlerschaft den Johannistag beging, den Geburtstag ihres verehrten Schirmherrn, dem in Dingelstedt'schen Versen der poetische Gruß dargebracht wurde. Heute noch wie damals dürfen wir sagen:

Es ist nicht bloß ein wunderbares
Begegniß der Kalenderwelt;
Bedeutsam auf die Höh' des Jahres
Inmitten bist Du hingestellt.

Huldigend mit ihren Gaben, treten nun die Drei heran: im Epheukranze die Poesie, strahlend noch vom Licht einer großen Vergangenheit; dann die Musik, die das Laub der Eiche zu den Füßen des Gefeierten niederlegt —

Ein Sinnbild, daß in seinem Reiche
Er deutsche Tonkunst treu gepflegt.

Die letzte, liebste von Allen aber ist die Malerei, die dem Fürsten den Lorbeer reicht:

An Dir hat Er ein Wohlgefallen,
Dich rief Er; darum nahe frei.

Mit einem Hoch auf den „Freund der Kunst und Seines Volkes" schließt das Gedicht, das uns zu Carl Alexander's achtzigstem Geburtstag noch so frisch anmuthet, wie es einst zu seinem vierundvierzigsten erklungen ist. Als unvergängliche Zeichen und Denkmale einer künstlerisch so reichen Schaffenszeit schmücken den Boden Weimars das wundervolle Werk Rietschel's, das Doppelstandbild Goethe's und Schiller's vor dem Schauspielhause, und die Reiterstatue Carl August's, eine der edelsten Schöpfungen Donndorf's, der, selbst ein Weimarer Kind, in dieser markigen, schlichten und doch so großen Persönlichkeit die schönsten Traditionen seiner Vaterstadt verherrlicht hat. Also vereinigt sich hier mit allen neueren und modernen Bestrebungen die Pietät, welche die Vergangenheit als etwas in der Gegenwart Fortwirkendes betrachtet, als Etwas, das in seiner reinen und idealen Gestalt zu bewahren, in dieser erregten, von Widersprüchen und Feindseligkeiten durchwühlten Zeit, sonst wohl an einem anderen Orte kaum möglich wäre. Das aber ist es, was diesem seine Weihe gibt und ihn zu dem Mittelpunkte jener Vereinigungen gemacht hat, in denen die vornehmsten Geister unserer Nation sich wie Freunde begegnen. In seinem Frieden versammeln sie sich alljährlich zu den festlichen Tagen, wie sie, reich an ernstem Gedankenaustausch und verschönt durch gesellige Freuden, nur begangen werden können in einer Stadt, die für den Fremden nichts von ihrem Zauber verloren hat, und an einem Hofe, dessen Fürsten von je mit dem Dichter „auf der Menschheit Höhen" standen. Hier in Weimar hat unter dem Protectorat des Großherzogs Carl Alexander die deutsche Schiller-Stiftung ihre gegenwärtige Gestalt empfangen; hier hat als ihr Generalsecretär Karl Gutzkow eine Reihe von Jahren gelebt, und hier endlich, nachdem sie noch mehrmals zwischen Weimar, Dresden und München hin- und hergewandert, hat sie im Schiller-Hause selbst ihren festen und dauernden Sitz erhalten. Dann kam der Tag, der 23. April des Jahres 1864, an welchem in der ganzen civilisirten Welt das Andenken Shakespeare's zu seinem dreihundertjährigen Geburtstag gefeiert ward, nirgends vielleicht würdiger, als auf der kleinen Bühne Weimars, über die zum ersten Male der ganze Cyclus der Königsdramen ging. Wer sie miterlebt hat, diese Festwoche, der wird sie nie vergessen haben, von dem Abend an, wo der Prolog erschien mit den Worten:

O eine Feuermuse, die hinauf
Zum höchsten Himmel aller Dichtung stiege! —

bis zu jenem Morgen, an welchem, auf Dingelstedt's und Oechelhäuser's Anregung, die deutsche Shakespeare-Gesellschaft gestiftet wurde, die nach einer fruchtbaren, durch länger als ein Menschenalter geübten Thätigkeit sich noch immer am Tage ihres Dichters an der alten Stätte zusammenfindet. Und nun erst sollte das Große sich ereignen, was Weimar zum zweiten Male

gleichsam zur Stadt Goethe's, nein, zum Pantheon der deutschen National-literatur machte: das Vermächtniß des letzten Goethe, durch das der weimarische Staat in den Besitz des lange verschlossenen Hauses am Frauenplan und die regierende, nunmehr verewigte Frau Großherzogin Sophie zur Erbin des gesammten Familienarchivs eingesetzt ward. In welchem Sinne einer heiligen Verpflichtung die hochgemuthe Frau das ihr zugefallene Erbe angetreten, vermehrt, erhöht und zum Gemeingut der lebenden und aller kommenden Geschlechter gemacht hat: es braucht hier nicht gesagt zu werden, wo jüngst erst ihr Bild in monumentalen Zügen von der berufensten Hand gezeichnet worden ist. Ihr Name, vereint mit dem Carl Alexander's, wird für immer eine neue Periode des geistigen Aufschwunges im Leben unserer Nation bezeichnen. An diesem achtzigsten Geburtstage des erlauchten Gemahls, mit dem sie so lange das Glück, von ihrem Volke geliebt zu sein, und zuletzt das Leid getheilt, das auch fürstlichen Häusern nicht erspart ist, wird sie fehlen; aber was sie war, und was sie gethan, steht so lebendig vor unseren Augen, als ob sie selbst noch unter uns weile. Keine Versammlung der Goethe-Gesellschaft wird jetzt oder künftig in Weimar stattfinden, ohne daß ihrer gedacht würde; und das weißschimmernde Haus auf der Höhe, dessen Goldinschrift: „Goethe-Schiller-Archiv" weithin über dem alten und neuen Weimar gesehen wird, ist ihr unvergängliches Denkmal. „Den edlen Bau, der sich als ein deutsches Heiligthum erhebt", hat Kaiser Wilhelm II. das Archiv genannt, das, jener anderen des Glaubens gegenüber, fortan die feste Burg der deutschen Dichtung, die Hüterin des reinen, deutschen Schriftthums sein wird. Schön und einfach drückt in jenem kaiserlichen Worte sich aus, was wir Alle längst empfunden: daß Weimar zur deutschen Literaturstadt nur werden konnte, weil sein politisches Leben immerdar seit Carl August's Zeiten im nationalen Gedanken gewurzelt hat. Niemals, wenn der Ruf an ihn erging, hat der Großherzog Carl Alexander, der Bruder unserer hochseligen Kaiserin Augusta, geschwankt: immer hat er, auch in den Tagen der Gefahr, treu gestanden zu der gemeinsamen Sache des deutschen Vaterlandes; und wie seine, von den Grundsätzen hingebender Sorge für das Wohl des Landes und einer weisen Mäßigung getragene Regierung eine gesegnete war, so nimmt er auch im Reiche und im Rathe der Fürsten eine hohe Stellung ein. Doch weit über die politischen Grenzen und Kreise hinaus geht die Theilnahme für das seltene Fest, das ihm zu feiern beschieden ist: mit den Glückwünschen, die sein Volk dem geliebten Herrscher und die Bundesfürsten ihrem verehrten Senior darbringen, vereinigen sich die Huldigungen aller Derer, die dem Großherzog Carl Alexander in Dankbarkeit ergeben sind für das, was er selbständig oder hilfreich in einem langen Leben für die Kunst, für die Wissenschaft, für die Literatur gethan hat, und die an ihm schon bewahrheitet sehen, was vor ahnenden Sinnes der Dichter einst seinem Ahnherrn zugerufen:

die Ernte wird erscheinen,
Und Dich beglücken und die Deinen!

Berlin, im Juni 1898. J. K.

Stillleben.

Von

Adalbert Meinhardt.

(Schluß.)

[Nachdruck untersagt.]

Brief von Nora. Sie antwortet nicht einmal auf das, was ich ihr von Doctor Küster erzählte. Was für Entsetzliches sie immer erlebt! Am Abend, an dem sie zum ersten Mal auftrat, hat sich nun doch der Russe erschossen, wie er es ihr schon lange gedroht. Und sie sollte singen! Sie sang auch wirklich und hatte Beifall. Das ist noch ein anderes Heldenthum, als wie ich neulich auf den Ball ging am Tage, an dem mir meine Erzählung zurückgeschickt worden war. Dabei ist ihr das Singen nicht die Freude, die sie gehofft, ihre Stimme ist schwach, es strengt sie an, sie fürchtet, sie werde nie eine so große Sängerin werden, wie sie gedacht. Aber singen muß sie, um zu leben. Denn die kleine Pension, die ihr Stiefvater ihr alljährlich auszahlt, die gab sie fort für dieses Jahr und das nächste, der Frau Pastorin zu helfen, bei der sie gewohnt hat, und die durch ihren und des Russen fast gleichzeitigen Auszug mittellos ist.

Wenn ich an Nora's Stelle wäre, was thäte ich wohl? Ob ich so großmüthig wie sie meinen eigenen letzten Bissen einer fremden Frau geben würde, die mir im Grunde sehr gleichgültig ist? — ob ich denselben Stolz besäße, eher zu hungern als heimzukehren und den Meinen zu erklären: es ist mir mißlungen, was ich wollte, nehmt mich wieder auf. Ich weiß nicht, ich weiß nicht . . . — Alle ihre edlen Eigenschaften, die besitze ich nicht!

* * *

Als ich vorhin Großmutter küßte, fragte sie mich: „Was hast Du nur heute? wofür willst Du mir danken?" — Daß ich nicht elternlos bin wie Nora, hätte ich ihr antworten mögen. Ich sagte ihr aber nichts und lachte und sprach rasch von gleichgültigen Dingen.

* * *

„In Indien," erzählte Großmutter neulich, „trägt auch die Bettlerin um Arme und Fußknöchel goldene Spangen. Nur sind sie nicht echt, sind aus

Straßenkoth und Dünger, zu Kugeln geballt, an der Sonne getrocknet, mit Blattgold beklebt und auf Fäden gereiht. Aber die niedrigste Frau aus verachteter Kaste fühlt sich glücklich, je mehr solcher blitzenden, schimmernden Ketten sie sich umhängen kann."

Wie sonderbar das ist, daß Glück von solchen Dingen ausgeht! Frau Elsa Müller hat aus dem Nachlaß einer Tante eine Diamantenriviere geerbt, Mann und Kinder standen um sie her und bewunderten sie in ihrem Schmuck: „Nein, wie ich glücklich bin, ist es nicht zu schön?" fragte sie mich und drehte sich um und um vor den drei Spiegeln in ihrem Rococo-Toilettenzimmerchen. Der Bettlerin in Indien sind die Goldperlen aus Straßenschmutz genau dasselbe, mußte ich dabei denken. — Nora schickt mir einen Zeitungsausschnitt aus der „Perseveranza": „Signorina d'Asta sang ihre große Arie recht gut." — Das soll ich allen Leuten zeigen, schreibt sie mir, es machte sie glücklich, nun würden alle Träume noch wahr!

Mir kommt das unglaublich anspruchslos vor. „Recht gut" war uns in der Schule als Zeugniß kaum genügend, es mußte mindestens „Sehr gut" lauten. Freilich, dies steht gedruckt in der Zeitung. Aber doch . . . Ich bin wohl gar zu unbescheiden. Als meine erste kleine Novelle angenommen war, war ich auch glückselig. Nun wird die zweite nächstens erscheinen, um die dritte bittet man mich schon im voraus. — Und ich frage mich jeden Tag: was leiste ich denn damit? was sind denn wirklich so ein paar Geschichten, heute gelesen und morgen vergessen, was bleibt dann davon?

„Was Glück ist, willst Du wissen?" sagte Großmutter kopfschüttelnd, „Kind, jedem was Anderes. Und doch wieder allen so ziemlich dasselbe. Goldperlen, Diamanten, Zeitungskritiken, Verlegerbriefe und — Liebeserklärungen — sie beglücken, weil sie uns selbst in den Augen der anderen verschönert zeigen. Es ist nicht nur die Eitelkeit, die nach Befriedigung durch den Beifall der Menschen verlangt. Der höchste Ehrgeiz, die edelste Aufopferung und die kindischste Putzsucht, die sich an dem blitzenden Tand erfreut, sie bezwecken im Grunde alle dies eine: unser Ich erhoben zu fühlen und geehrt, indem wir anderen etwas geben, ihnen nützen, sie erfreuen. Aber je höher Dein Maßstab ist für das, was Du Glück nennst, je schwerer erreichbar wird es Dir bleiben."

* * *

Nora sagt heute in ihrem Brief, sie begreife es immer noch nicht, wie ich schreiben wollte und könnte. „Denn, was den Inhalt und die Triebfeder aller menschlichen Handlungen bildet, die zwei großen Leidenschaften Hunger und Liebe, die kennst Du ja nicht, wie willst Du sie schildern? — Sie hat Recht, ich kenne sie nicht. Aber sind sie die einzigen? wirklich die einzigen Leidenschaften, die Menschen bewegen? und all' ihre Unterabtheilungen, Abstufungen, die zählen nicht mit, deren sollte mich keine berühren? Ich bin, Dank Großmutters Sorge und Arbeit, nie ohne mein Mittagbrot schlafen gegangen. Habe ich deshalb nie Hunger empfunden nach Größerem, Schönerem, nach einem Dasein, das sich weit aufthut, das für viele, viele Menschen die Arme ausstreckt, sie an sich ziehen, beglücken, ihnen die Noth lindern möchte? Und solch ein Durst nach Leben, Wirken, mag man es Ehrgeiz oder wie immer

sonst benennen, der wäre nicht stark genug, daß man als Triebfeder eines Lebens für jeden verständlich, für jeden ergreifend ihn schildern könnte — das heißt, wenn man überhaupt etwas könnte?

Mich dünkt, es ist ähnlich auch mit der Liebe. Die, welche Nora meint, die eine, — nein, nein, die fühlte ich nicht, die will ich nicht fühlen. Aber ich sah sie. Und ich kenne alle Kräfte, die sie hervorbringt (vielmehr, die sie „auslöst", denn es ist moderner, elektrisch zu reden) — die Kräfte heißen: Eifersucht und Leidensfähigkeit, heißen Haß und Entsagung, heißen Ungeduld und Geduld. — Die ich selbst nicht fühle, die erblicke ich bei Anderen, spüre ihrem Entstehen nach, behorche ihr Wirken. Großmutter liebt mich und ich sie. Wenn man gegen mich etwas sagt, das verletzt sie, macht sie scharf und hart, sie, die sonst die Güte und Nachsicht selbst ist. Wenn ich etwas thun will, wovon ich denke, ihr könnte es mißfallen, so thue ich es lieber nicht. Und scheint dies Fühlen vielleicht auch nur schwach und scheint es nur klein im Vergleich zu der anderen starken, heißen Leidenschaft, ein Bruchstück, ein Abglanz von dem Ganzen, das man Lieben nennt, ist es doch auch. Ebenso ist aber das, was man schreibt, auch nur ein Ausschnitt von dem Ganzen des Lebens. Der größte Dichter kann nicht das Weltganze, er kann nur ein Stückchen desselben schildern, und eben das thue, das versuche ich auch.

* * *

Ich habe dies Tagebuch damals für Nora angefangen. Aber ich weiß nicht, wie es kam, ich habe es ihr immer nicht schicken mögen. Sie verlangt wohl auch nicht mehr danach. Und jetzt — nein, jetzt kann ich's viel weniger als früher.

* * *

Ich kam von der Stadt nach Hause und wollte Großmutter wie gewöhnlich vorerzählen, was ich unterwegs gethan. Sie hat das sonst gern, ich denke mir förmliche Romane aus von den Leuten, mit denen ich in den Läden sprach, und die ich sah, zu ihrem Vergnügen. Heute hörte sie mir nur zerstreut zu. Nach zwei Minuten wußte ich, daß auch sie hier zu Hause inzwischen etwas erlebt haben müßte.

„Was hast Du, Großmutter, was ist Dir?"

„O nichts, was fällt Dir ein, thue ich denn etwas Besonderes?"

„Es war jemand hier."

„Ja gewiß, der Doctor."

Ich erschrak. Ich bin ganz ehrlich. Ich weiß bestimmt, daß ich in der ersten Secunde nur an Großmama dachte und daran, daß er sie jetzt behandelt in Vertretung unseres alten Arztes. Ihr gehe es gut, erklärte sie mir rasch, um mich zu beruhigen, er hätte ihr freilich Reisen und Spazierenfahren verordnet, obwohl er ganz gut wissen sollte, daß wir das nicht bezahlen können. Aber er sei auch so eigentlich heute nicht als Arzt gekommen.

„So? was hatte er denn hier zu thun?" fragte ich ärgerlich und unbesonnen.

„Zu thun? nicht viel. Er ließ seinen Siegelring von dem Ringfinger der rechten Hand auf den der Linken hinübergleiten und wieder zurück. Und noch einmal hin und noch einmal her. Dann zog er ein Messerchen aus der Tasche, warf's in die Luft und fing es auf. Auch mehrere Male. Ich saß hier, wo ich immer sitze, er da gegenüber an Deinem Platz. Ich sah ihm zu. Mich genirte es nicht sehr, was er trieb. Ich dachte mir nur: wenn einer schwer krank ist und nervös und liegt im Bett und der Arzt überlegt sich die Behandlung und spielt dabei Fangball mit Ring und Messer . . ."

„Das thut er aber nicht bei Schwerkranken, das thut er nur, wo er für sich denkt und für sich zweifelt. Er ist viel zu rücksichtsvoll, viel zu mitfühlend, um einen Patienten in Unruhe zu setzen."

„So?" fragte Großmutter und sah mich an, „ist das Deine Meinung?"

Ich hätte es auch lassen können, ihn zu vertheidigen. Sie denkt nun wieder . . .

Hat er von Nora mit ihr gesprochen, oder — von wem sonst? und was?

Ich habe sie nicht fragen mögen. Ich will's auch nicht wissen, besser nicht. Neulich schon einmal, als ich sagte, ich könnte das nicht schön finden, daß er damals nicht um Nora angehalten, weil sie ohne Vermögen sei, da sagte Großmutter mit einem so sonderbaren Ton: „Vielleicht, wenn es ihm gehörig tief gegangen wäre, hätte er das Hinderniß nicht so gefühlt. Wenn er ein Mädchen einmal sehr lieb hat, so wird er sie auch ohne Mitgift heirathen."

Aber er hat ja doch sie geliebt, meine schöne, glänzende Nora. Und die kann man nicht vergessen. Nein, und die soll er auch nicht vergessen. — Ganz gewiß nicht um meinetwillen.

Um meinetwillen! Da steht das Wort. Ich habe das gedacht, und ich schrieb es. Weil ich es fühlte, weil es so ist. Ich habe immer versucht, es zu leugnen, es zu verheimlichen. Auch vor mir selber. — Aber ich weiß es und weiß es schon lang.

* * *

Und das wäre das Ende von all' unseren Träumen? Nora wird eine Concertsängerin, der die Leute um ihrer schönen Augen willen mehr Beifall spenden als für das, was sie kann. Und ich, ich helfe zu ihrem Ruhm nicht durch mein Dichten, ich opfere nicht eine himmelstürmende Liebe für Großmutter freudig auf, ich bin nicht Wohlthäterin und Erzieherin aller Armen in unserer Stadt — ich werde einfach die Frau des Doctors, der für Nora nicht gut genug war, der mir aber damals schon ganz wohl gefiel. — Und das käme dabei heraus, wenn wir Mädchen uns einmal etwas Großes vornehmen? Nein, bei mir nicht. Denn ich will nicht! ich will nicht, ich will nicht!

* * *

Ein Brief von ihm. Er verlangt mich zu sprechen. Es ist gut, daß ich es vorher weiß. Sonst, wenn er unerwartet, irgendwo in einer Gesellschaft oder auf dem Spaziergang, wie neulich einmal, an mich herangetreten wäre

und hätte plötzlich mich festgehalten und mich gefragt . . . Ich weiß nicht, ob ich frei genug gewesen wäre, die Antwort zu geben, die ich ihm doch geben muß.

Nora schreibt mir, sie hätte eine so unbändige Sehnsucht nach Geliebtwerden und nach Lieben. Manches Mal ließe sie sich hinreißen, den Männern, die sich um sie bemühten, sich freundlich zu zeigen, nur aus Liebesbedürfniß. Und dann käme nachher der Rückschlag, ihr innerstes Selbst, das sich empörte und sich frei bewahren müsse, bis einmal der käme, der Rechte, nach dem sie immer schon ausgesehen. Ich sage mir aber: ich bin nicht so, ich entbehre nichts, ich will nichts entbehren. Und käme der Lohengrin wieder von damals, ich wiese ihn ab.

Freilich den Lohengrin vom Wasser kannte ich nicht. Und ihn kenne ich so gut. Es ist mir viel schwerer. Aber ich bin ja vorbereitet. Ich werde ganz fest sein.

* * *

Wir haben uns unten in der Allee am Wasser getroffen. Es war ein richtiges Rendezvous. Als ich um die Wiese herumkam, lehnte er da an dem Geländer, mich erwartend. Wenn ich ihn nun lieb hätte, mußte ich denken, und käme zum Stelldichein, ihm es zu sagen, anstatt um ihm den Abschied zu geben, — wie mir dann wohl zu Muth sein würde? Vielleicht ist der Unterschied nicht sehr groß. Herzklopfen hatte ich schon so.

Er richtete sich auf, als er mich sah, und kam mir entgegen und dankte mir dafür, daß ich gekommen wäre. Er hätte vor ein paar Wochen meine Großmutter besucht, um ihr zu sagen, was ihm schon so lang auf dem Herzen läge, daß sie es mir wieder sagen sollte. Aber dann hätte er plötzlich gefühlt, das sei nicht das Rechte, wenn er nicht mit mir selber spräche, würde ich nie ihn ganz verstehen. Und meine Antwort von anderen Lippen zu erfahren, ertrüge er nicht. Darum hätte er mich gebeten, ihn hier zu treffen. Freilich, seit er meine kurze Zusage erhalten hätte und jetzt noch mehr, seit er mich sähe, wüßte er auch, was er von Anfang an gefürchtet, daß Alles, was er auch sagen könnte, ihm bei mir doch nicht viel nützen werde. — So ungefähr sprach er. Ich gab keine Antwort. Es summte mir so vor den Ohren. Dabei hörte ich deutlich in den Zweigen, wie der Wind vorbeistrich, und ein Vogel streifte mit seinen Flügeln mir nah am Kopf hin, und das Wasser schlug an das Ufer, ganz gleichmäßig, langsam. Ich glaubte sein Herz klopfen zu hören und fühlte meines. Die gingen beide hastig und laut. So standen wir eine ganze Weile und sahen uns an und sahen dann fort. Keiner brachte ein Wort mehr hervor. Wozu auch. Wir verstanden uns so. Einmal setzte er an, wie um zu sprechen. Ich hob die Hand, er sollte es sich sparen. Er senkte den Kopf. Ich dachte, ich müßte ihm doch vielleicht sagen, weshalb ich nicht wollte. Da litt er es nicht.

Und so standen wir noch eine Zeit lang. Ich glaube, mich fror.

„Gute Nacht," sagte ich und gab ihm die Hand.

Er drückte sie mir und ließ sie dann fallen.

Bis hier ans Haus ging er neben mir her. Er machte mir die Pforte auf. Ich wußte nicht, ob ich ihm danken dürfte. „Gute Nacht," sagte ich nur noch einmal.

„Es ist also wirklich Ihr Ernst, und ich soll daran glauben, daß nun alles aus ist?"

„Ja," sagte ich.

Es thut mir nicht leid. Ich habe recht gethan. Ich würde heute das Gleiche thun, das Gleiche sagen. Denn ich liebe ihn nicht, nein, ich liebe ihn nicht.

* * *

Gestern, als ich durch die Allee ging, fiel mir's wieder ein, was für große Hände er hat. Wenn man einen Menschen lieb hat, ob man dann auch so etwas bemerkt? Ob ich überhaupt im Stande wäre, irgend einen Mann und Menschen so zu lieben, daß ich einen Fehler an ihm nicht sähe?

* * *

Ich hatte die Feder schon angesetzt, um Nora zu schreiben. Dann schob ich wieder das Briefblatt bei Seite. Sie hat so viel eigene Sorgen und Schmerzen. Wozu sie noch mit meinen plagen! Und dann — sie würde mir zureden, glaube ich. Schon aus Stolz, damit ich nicht dächte, daß es sie noch kümmern könnte, wenn ihr ehemaliger Verehrer von ihr abfiel. Und ich will mir nicht zureden lassen, von keiner Seele. Von ihr ganz gewiß nicht.

* * *

Heute Morgen bekam ich Correctur zugeschickt. Da hatte ich Wichtigeres zu thun, als meinen Gefühlen nachzusinnen. Darum sind ja die Männer so viel besser daran, weil sie aufs Comptoir gehen, in ihr Bureau, an ihre Praxis und ihr Ich mit all seinen Schmerzen für so viele Stunden des Tages abzuschütteln verpflichtet sind. Ich habe meines auch von mir geworfen und die Correcturfahnen sehr gewissenhaft durchgelesen. Ob er, wenn er zu den Patienten ins Haus tritt, wenn er ihnen den Puls fühlt, mit ihnen spricht, es vergißt, was da unten am Wasser zwischen uns Zweien geschehen ist? — Wie stumm wir waren, wie verlegen. Manchmal muß ich beinah lachen, wenn ich daran denke, wie komisch eigentlich es war, eine Liebesscene ganz ohne Worte. Aber dann wieder ist mir nicht komisch, nicht spöttisch zu Muth. Ihm war's ernst genug. Freilich, er hat schon einmal früher gemeint, daß es ernst sei und hat sich nachher bald getröstet. Aber doch — —

* * *

Mein erstes größeres Honorar. Wir haben lange überlegt, was ich mit dem Gelde machen sollte. Nun will ich mir ein Boot dafür kaufen. Doctor Küster hat einmal früher Großmutter verordnet, sich viel in freier Luft aufzuhalten. Es freut mich ganz heimlich, etwas zu thun, was seinen Verordnungen entspricht. Und es freut mich, etwas geben zu können, was ich scheinbar mir allein schenke. Sonst nähme sie es ja nicht an.

* * *

Ich wiederhole mir all die Gründe, die ich habe, um ihn nicht zu wollen. Es ist nicht, weil er früher eine Andere sehr geliebt hat und weil ich fürchte, ich könnte auch in dem Register seines Herzens nur so eine Phase bilden, die wieder von einer Anderen ersetzt wird. Es ist nicht nur, weil ich meiner alten Freundin Nora den Verehrer, auf dessen Treue sie vielleicht noch zählt, fortzunehmen mich scheue, mich ebenso scheue, was sie verschmähte, für mich gut genug zu finden. Und es ist nicht, weil ich Schriftstellerin bleiben will und glaube, ihm wird das vielleicht nicht recht sein. Auch nicht, weil ich mir geschworen habe, mich meinem Großmütterlein zu weihen, mein Leben lang, und heimlich mir wünschte, einst durch irgend ein Opfer ihr beweisen zu können, wie sehr ich sie liebe. — Nein, das ist's nicht, denn es ist ja kein Opfer, ganz gewiß nicht. Es sind alle die Gründe und noch so viele, viele andere!

* * *

Ach, war das eine fatale Geschichte! Ich muß noch lachen, wenn ich dran denke. Die erste Visite eines berühmten Schriftstellers, des Herausgebers der Zeitschrift, in der meine Novellen erschienen. Seinen Besuch hatte ich mir gewünscht und davon geträumt, wie von etwas Unerreichbarem. — Er fragt draußen Jette: „Wohnt hier E. Anders?" schickt seine Karte herein, wird ins Zimmer geführt und sieht mich. Daß ich kein Mann sei, das wußte er ja längst. Aber so ein kleines, bläßliches, unscheinbares blondes Fräulein hatte er doch wohl nicht zu finden erwartet. Er war sichtlich enttäuscht. Und in demselben Augenblick, da ich von meinem Stuhl am Fenster aufgestanden bin, ihn zu begrüßen, sehe ich draußen im grauen Nebel durch die Allee vor unserem Garten Doctor Küster vorübergehen. Ich habe drei Wochen lang nichts von ihm gehört. Wenn der jetzt käme! Großmutter bemerkte ihn nicht. Sie sieht mich und den Fremden erstaunt an. Wir sprachen, glaube ich, davon, daß es in unserer Stadt so viel regnet. Ein berühmter Mann und ein Schriftsteller! Und er hat nichts Besseres zu sagen. Großmutter fing von Indien an, dort schiene die Sonne. Uebrigens schiene sie auch herzerwärmend, erquicklich schön in dem letzten seiner Romane. Sie ist so klug, sie weiß immer das Rechte, was Jedem wohl thut. So geehrt ist, wie's scheint, kein Dichter, daß er nicht gern sich loben hörte. Nach fünf Minuten waren die beiden die besten Freunde. Ich athmete auf, denn nun konnte ich still sein. Der Doctor ging draußen noch einmal vorüber. Ob er den Anderen gesehen hatte, wie er zu uns kam? Und denkt am Ende . . . wer weiß, was der denkt. Ich habe kein Mittel, ihn aufzuklären. Es muß so bleiben. Vielleicht ist es ganz gut so.

Der berühmte Mann drückte mir, als er ging, beide Hände. „Fahren Sie nur so fort zu schreiben. Sehen Sie, ich hatte doch recht, daß ein wenig Vertiefung noch Noth that. Und was Sie für eine Großmutter haben! Wirklich eine höchst bedeutende, hervorragende Frau."

Von dem, was ich schrieb und schreiben wollte, hatten wir nämlich nicht eine Silbe miteinander gesprochen. Aber das Lob war wenigstens ehrlich. Und wie es sie freute! Und wie natürlich es ist, daß sie ihm sympathischer war als ich. — Also der Traum, daß ein erster Dichter zu mir kommt, der wäre erfüllt. Ob alle überschwänglichen Träume auf ähnliche Weise in Erfüllung gehen?

* * *

Under-currents. — Ich weiß nicht, wo ich kürzlich das Wort gelesen habe, das mir nun nicht mehr aus dem Sinn kommt. Bei Allem, was ich thue und rede, muß ich seitdem mich nach den Unterströmungen fragen, die ungesehen mitwirken. Neulich, als der Dichter uns besuchte, und ich kein Wort fand — Großmutter meinte, es sei Befangenheit gewesen, vor seiner Größe . . . ich ließ sie bei der Meinung. — Und gestern beim Diner bei Müllers, als mein Nachbar mich fragte, welche Bücher ich in der letzten Zeit gelesen, ob ich auch viele Zeitschriften sähe und ob mir nicht ein paar kleine Geschichten von einem Herrn, er habe den Namen sich nicht gemerkt, glaube aber, er hieße Anders, in die Hand gekommen wären? Die hätten ihn, meinen Tischherrn, so an Großmutter erinnert, denn sie spielten in Indien. Ich sah ihn an, konnte er etwas wissen? Wahrscheinlich nichts. Er dachte nicht daran, daß ich die Geschichten geschrieben habe. Und doch war ich von dem Gedanken so eingenommen, daß ich nichts mehr sprechen konnte.

Nach Tische zog mich Frau Müller bei Seite: „Liebe Ellen, ich muß Sie tadeln. Wollen Sie denn alle Männer abschrecken? Wie waren Sie wieder mit dem guten Herrn Warenholz eben! Was hat Ihnen der Aermste gethan, er spricht so gern von Literatur, liest beinah so viel wie Sie selber, oder ist Ihnen sonst etwas störend gewesen?"

Und ich wußte keine klügere Antwort, als mich von ihr abzuwenden und dazu noch roth zu werden.

Sie denkt nun entweder, der harmlose Mensch habe irgendwie sich zudringlich gegen mich benommen, oder noch schlimmer! die Anwesenheit des Doctor Küster, denn der hatte mit seiner Dame gegenüber bei Tisch gesessen und jedes Wort deutlich hören können, nähme mich immer noch in Anspruch. Oder denkt sie vielleicht ganz einfach: Ellen ist eine Gans? Und wär' diese Meinung der beschränkten Frau Elsa Müller die richtige, die zugleich die von dem ganzen dummen Erlebniß am meisten mich ärgert, just weil sie so wahr ist? Under-currents auch in mir selber. Ich sage, schreibe, denke etwas und da drinnen, irgendwo ganz tief da drinnen in mir ist ein Gefühl, — ich will's nicht hören, ich höre es auch nicht . . .

Und wie sieht denn mein Ich aus? Und was denke, was will ich wirklich?

Wenn ich das mir klar machen könnte!

* * *

Ich athme erleichtert. Er ist fort.

„Wissen Sie auch schon, daß Doctor Küster auf zwei bis drei Monate verreist ist?" fragte Frau Elsa.

Großmutter war sehr überrascht. Er hätte sich überarbeitet freilich und sähe schlecht aus und brauchte Erfrischung; wohin er denn gegangen sei, und wer ihn verträte in seiner Praxis. Sie war so lebhaft, ich brauchte gar nicht viel zu sagen; daß ich ebenso überrascht war, ließ ich nicht merken. Frau Elsa sah mich so neugierig an.

„Er geht vielleicht auch über Mailand," sagte sie. „Sie wissen, er hatte von jeher eine Neigung für unsere Nora."

Und Großmutter rasch, sie wollte mir, glaube ich, die Antwort ersparen: „Gewiß, gewiß; Sie meinen also, daß sich die Zwei noch finden könnten, nach so langen Jahren?"

„Ja," sagte Frau Elsa, „es wäre sehr nett. Obgleich — wie Nora jetzt denkt, natürlich kann ich hier nicht wissen, aber damals . . . Und von ihm hat man behauptet, daß er auch ganz andere Ideen hätte in letzter Zeit."

Als sie fort war, stickte Großmutter so gleichmüthig, als ob nichts geschehen wäre und sie von nichts wüßte. Ich stand vor ihr und wartete, ob sie mich etwas fragen würde. Sie stickte weiter.

Dann nach einer Weile: „Nun," fragte sie, „Du stehst da noch? Willst Du mir wohl jetzt gern Dein Manuscript vorlesen? Ich bin vollkommen bereit, es zu hören, bring es nur her."

* * *

Die Stadt erscheint mir so wunderlich leer. Ich gehe Besorgungen zu machen und kann durch alle Straßen gehen zu jeder Tageszeit, wenn es mir einfällt, es ist überall still. Sonst fürchtete ich mich vor jeder Ecke. Irgendwo fuhr auf einmal ein Wagen rasch ans Trottoir und hielt neben mir an und Doctor Küster sprang heraus und fragte nach Nora. Er fragte immer sehr laut nach ihr, daß der Kutscher es hören sollte. Der Kutscher weiß schwerlich, wer Nora ist. Und es kann ihm höchst gleichgültig sein, für wen der Doctor ihn anhalten läßt. Vielleicht denkt er, es ist eine Patientin. Aber ich weiß nicht, er hat so ein listiges Gesicht. Er war mir unbequem dieser Kutscher. Viel lieber hatte ich, wenn ich hier in unsere Allee kam, in der keine Wagen fahren können, und der Doctor begegnete mir hier unversehens. — Er ging spazieren für seine Gesundheit, sagte er dann. Das ist unkontrollirbar, ich konnte es ihm nicht wehren. Jetzt genirt mich kein Wagenrollen in der Stadt. Und hier draußen ertappe ich mich darauf, daß ich gähne, wenn immer nur ein Kindermädchen mit Kinderwagen und noch ein Kindermädchen daher kommt.

Die Stille ist ja wunderbar schön, aber — — daß ich nun nirgends mich verstecken, nirgends ihm geschickt zu entweichen, gar nicht an ihn zu denken brauche, das — — ja, ich fürchte, das bringt mich dazu viel mehr als sonst an ihn zu denken.

* * *

Ein Brief von Nora. Er war bei ihr, und sie haben sich ein paar Stunden lang gut unterhalten. Er gefiele ihr viel besser, sei ruhiger, männlicher geworden. Nur das nervöse Spiel mit den Händen habe er noch immer, das werde ihm wahrscheinlich seine Frau erst abgewöhnen. „Aber," fährt sie fort, „daß er mich zu dieser nicht machen will, es gar nicht mehr möchte, wenn ich es jetzt wollte, das sagte er mir auch. Nicht mit Worten, doch deutlich genug. Ich war ihm nie geneigt, bin es heute weniger als damals. Daß er aber so ganz und gar nicht in seinen Gedanken sich mit mir beschäftigte, während er mir gegenüberstand, neben mir im Wagen fuhr, bei mir am Tisch im Restaurant saß, wir beide allein, — das . . .

So sind die Frauen. Ihre Eitelkeit fordert von einem Mann, ob er ihnen noch so gleichgültig sei, ihren Tribut. Und wenn er den einmal willig gezollt hat und zollt ihn jetzt nicht mehr, das schmerzt wie ein Stich."

So schreibt mir Nora. Sie zieht das Facit ihrer Erfahrung. Sonst, wenn sie solche Erfahrungen aussprach, dachte ich immer, wie anders ich sei. Jetzt . . . Vielleicht hatte ich eben noch keine Erfahrung. Und die erste, die ich an mir mache, die sagt mir, ich bin genau so wie sie.

* * *

Gestern war ich bei Doris Kruse, meiner einstigen Kinderfrau, die schon lange gelähmt liegt. Als ich die Saaltreppe herunterkam, wollte jemand hinauf. Die Treppe ist aber so eng und so dunkel, daß nicht zwei Menschen an einander vorüber können. Er kehrte um und wartete unten. Mir war das etwas unheimlich. Wer weiß, was für Leute in dem alten Hause wohnen mögen! — Als ich in den Hof kam, — hell ist es auch dort nicht zwischen den schwarzen, hohen vier Mauern, — sah ich ein Gesicht, das ich kannte: Doctor Rohde, ein älterer, sehr geachteter Arzt.

„Sie hier, mein Fräulein! Ja, waren Sie auch wohl bei der Frau Kruse? Können Sie mir vielleicht sagen, was Interessantes an der armen Person ist? Sie ist seelenvergnügt in ihrem Stübchen mit den anderthalb Blumentöpfen auf dem Fensterbrett, die sie von ihrem Bett aus sehen kann, und die Nachbarin, die auf demselben Flur wohnt, versorgt sie aufs Beste. Aber da bindet mir Heinrich Küster die Frau auf die Seele, als handelte es sich wer weiß um was für einen bedenklichen seltenen Fall. Bei allen seinen anderen Patienten sagt er ruhig: Du wirst schon wissen, was Du zu thun hast. Nach der fragt er in jedem Brief. Begreifen Sie das?"

„Ich? . . ." sagte ich. „Er schreibt Ihnen also? Wie geht es ihm?"

„Ja, wenn ich das wüßte! Ueberhaupt, Fräulein Sander, der ist so ein Mensch, über den man sich nur ärgert. Fährt auf und davon, grade da sich seine Praxis auszubreiten beginnt, da er anfängt, jung wie er für einen Arzt noch ist, sich einen Namen hier zu machen. Und ich kann und kann's nicht ergründen, wer es auf dem Gewissen hat, daß er die Freude an seinem Beruf, ja an seinem Leben verlor und ziellos herumkutschirt in der Fremde." —

Ich ging dann nach Hause. Mir war so schwer, als ob ich Blei in den Gliedern hätte.

* * *

Eine lobende Kritik. Ich bin so froh! — Manchmal in der letzten Zeit war mir's, als hätte ich nicht das Recht zu schreiben und müßte ein anderes Leben beginnen. Nun, da man mich so lobt, meine ich wieder, ich könnte doch etwas und dürfte es nicht aufgeben. Und dabei bin ich ganz beschämt. Verdiene ich denn so viel? Ich gab mir Mühe. Aber das thun höchst wahrscheinlich alle, die überhaupt schreiben. Wenn meine Sachen besser scheinen als andere, so ist das ein Glücksfall. Ich freue mich dessen, aber es macht mich meiner Mängel nur noch bewußter. Und wenn irgend ein Verdienst doch

dabei sein sollte, so ist es, daß ich diese Großmutter habe. Und das ist doch eben nur wieder mein Glück! —

* * *

Ich brachte ihr einen Rosenstrauß, so groß, daß man recht sein Gesicht in all' den Duft hinein vergraben kann. Und darauf bestellte ich zur Verwunderung der alten Jette, die mitten in der Woche solche Extravaganz nicht gewöhnt ist, ihre sämmtlichen Lieblingsgerichte. Rosen und Kuchen für zwei alte Leute, wie Großmutter und ich sind, das klingt vielleicht komisch. Aber es ist schön, wenn man ein Kind bleibt und an Rosen und an Kuchen in ihrem Alter sich noch freut.

* * *

Um den Feiertag würdig zu schließen, habe ich Großmutter heute Abend noch gerudert. In meinem Boot, das ich vom Honorar mir kaufte. Wir trugen jede ein paar Rosen aus dem Strauß an der Brust. Und in der Tasche hatte ich die Zeitung mit der Kritik.

Es war wohlig und windstill und warm. Ich glaube, die Luft war in Festesstimmung, gehoben, erleichtert, so wie ich mich fühlte. Auf dem Fährhaus wehte die Fahne, zum Zeichen, daß Musik sei. Sonst rudern wir an solchen Abenden häufig dorthin, legen uns vor den Garten und hören zu. Großmutter sieht gern die vielen Menschen, die jungen Mädchen in eleganten hellen Kleidern, die in dem engen Raum, zwischen den langen Dampfschiffsstegen, ihre Boote zusammendrängen und als lustige Zaungäste, ohne erst drinnen Entree zu bezahlen, das gute Concert vom Wasser aus hören. Heute war sie's ganz zufrieden, daß ich am Fährhaus vorüberfuhr und weiter hinaus. Die Musik verklang. Ich pflückte ihr ein paar Wasserrosen noch zu den anderen.

Dann kamen wir in die schmalen Kanäle. Die Gärten gehen bis hinunter ans Wasser. In jedem beinah spielten Kinder. Ich ruderte langsam, um sie zu sehen. Einmal lag ein Mann im Gras auf dem Rücken, und drei kleine Mädchen kletterten, purzelten, krabbelten um ihn. Eine Dame stand daneben. Sie pflückte von dem weißen Hängerosenstrauch in der Mitte des Rasenplatzes eine Knospe nach der anderen und warf sie bald dem Mann zu, bald den Kindern, die sich jauchzend darum balgten. Als sie unseren Ruderschlag hörte, sah sie auf. Sie erröthete ein wenig, daß Fremde sie so in ihrer häuslichen Freude beobachteten. Und dann, als sie näher hinsah, erröthete sie stärker noch und grüßte. Denn sie kannte mich und ich sie. Es war Hulda Werner, Nora's und meine Schulgenossin, die für etwas dumm galt in unserer Classe.

Wir ruderten weiter. Als wir in den Feenteich kamen, begann es zu dunkeln, die Kinderstimmen in den Gärten verstummten allmählich, die stillen Trauerweiden senkten ihre langen, feingefiederten, sehnsüchtigen Zweige schattenhaft zum Wasser nieder. Wir schwiegen auch. Und dann unter dem Brückenbogen hindurch und draußen die weite, spiegelnde Fläche noch hell, der Himmel zart grau, gelblich rosa und violett, alle Farben deutlich erkennbar, aber rings umher an den Ufern die Gaslaternen schon angezündet, da und dort

rein weiß, dazwischen elektrische Lampen, ebenso weiß beinah die großen ausgespannten Segel der Yachten, die, auf den Nachtwind wartend, vor den Gartenstegen lagen. Ich ruderte, bis wir aus dem Bereich der Dampfboote heraus waren, so recht in der Mitte des Wasserbeckens ließ ich die Ruderstangen ruhen, daß das Boot mit der schwachen Strömung hier herübertrieb gegen unser Ufer zu. Großmutter verhielt sich gar so schweigsam. Ich fing, um doch etwas zu sagen, wieder von der guten Kritik an.

„Laß mich sie noch einmal lesen," sagte Großmutter.

Es war beinah zu dunkel. Ich gab sie ihr aber.

„Der Stil dieses Autors ist von so ruhiger, ehrlicher Schlichtheit, er verhält sich so unpersönlich, erzählt objectiv, was sich begeben hat, daß man aufathmend denkt: Nun, endlich, da schreibt doch einmal wieder ein Mann!"

„Ein schönes Lob," sagte Großmutter.

„Ist Dir's nicht recht? was hast Du dagegen?" rief ich. Ihr Ton wollte mir nicht gefallen.

„Nichts, wenn es Dich freut. Wir sind eben verschieden. Ich kann nichts dafür, daß ich altmodisch blieb. Du und Nora, Ihr wollt etwas Männliches, etwas Höheres als zum Beispiel Eure Schulgenossin Hulda, die, wie es schien, mit Gatten und Kindern sich vollständig zufrieden fühlte."

„Großmutter, Du weißt doch . . ."

„Ja natürlich, ich weiß, Du bedarfst solcher Nebensachen nicht."

„Du selbst, Großmutter, Du warst so froh und weintest vor Freuden damals, als ich zu schreiben anfing."

„Gewiß, das that ich und freue mich dessen noch jeden Tag. Hättest Du aber den guten Herrn Doctor Küster, anstatt daß er so eine lange Reise machen muß, hübsch in seiner Praxis gelassen, wie es für einen jungen Arzt sich schickt, und wärst nur die zwei bis drei Straßen weiter zu ihm in sein Haus gezogen, — ja, weißt Du denn nicht, mir wär's doch noch lieber gewesen? Meinst Du wohl, Ellen, Deine alte Großmutter sei so ein Oger, so ein Geizhals, daß sie ihrer Schätze nur unter Schloß und Riegel verwahrt sich freuen könnte? Du bist mein, Du bleibst mein, so lang wir Zwei leben. Je reicher Dein Dasein sich gestaltet, um so freudiger wird auch das Restchen des meinen. Wenn Du vielleicht denken solltest, Dich mir zu Liebe opfern zu wollen, — ich danke, das Opfer nehme ich nicht an. So, das hatte ich Dir einmal zu sagen. Und nun rudere zum Steg und laß mich aussteigen. Es wird kühl." —

Woher sie es weiß, das hat sie sich nicht abfragen lassen. Hat irgend Jemand uns dort unten gesehen in der Allee? Oder ahnt sie es nur aus Intuition, weil sie so klug ist, sich des Doctors plötzliche Reise mit meinem Schweigen zusammen zu reimen?

* * *

Es ist kein Opfer gewesen, gewiß nicht. Ich that's, weil ich es nicht anders konnte. Ich that's, weil ich mußte. Ich würde es heute ganz ebenso thun.

Ja, würde ich das auch? — Es ist eine leise Stimme in mir, ein undercurrent. Wenn ich die hörte! . . . Aber ich will nicht, ich höre sie nicht.

* * *

Der Kutscher ging an mir vorüber heute morgen in der Stadt. Zu Fuß und ohne Livreehut, ich hätte ihn nicht erkannt, wenn er nicht gegrüßt hätte. So in der Nähe schien mir das Gesicht weder listig noch spöttisch, nur gutmüthig dumm. Ich war nahe daran, ihn zu fragen. Aber was weiß denn so ein Kutscher. Und was begehre ich denn eigentlich zu wissen? — Weiß ich nur, was ich will, so ist das genug. —

* * *

In meinem Schreibtisch fand ich heute beim Aufräumen eine kleine alte Pappschachtel, in der lagen zwei verwelkte Wasserlilien. Und ich erinnerte mich des Abends, an dem Nora und ich zusammen unten am Steg standen und des fremden Mannes, der vorüberrudernd innehielt und sie uns gereicht hat.

Siehst Du, sagte sie, so müßte einer sein und aussehen, den ich lieben könnte. — Ich sagte es nicht, doch ich dachte dasselbe.

Die Blüthen, die er uns gab, habe ich treu bewahrt, obwohl die weißen, atlasartigen Blätter längst vertrocknet sind, gelb und häßlich. Aber wenn er selbst heute käme und wäre noch so schön, noch so lohengrinhaft herrlich . . .?

* * *

Wie wunderlich. Vor ein paar Tagen dachte ich an ihn. Da schreibt Nora, sie hat ihn getroffen, den Lohengrin, den Schwanenprinzen. Sie schreibt so aufgeregt, nur kurze Sätze, der Brief schließt dreimal und fängt ebenso oft wieder an. Er ist der Graf Ziehrer, der bekannte Nordpolfahrer, und jetzt nächstens wird er nach Afrika auf eine Forschungsreise gehen. Sie hat ihn einmal bisher nur gesprochen, nach einem Concert, ihn gleich erkannt und er sie auch. Es war ein Zufall, daß er überhaupt nach Mailand gekommen ist, ein reiner Zufall, daß er in ihr Concert ging. „Wäre der Zufall nicht gewesen" — so schreibt sie mir — „hätte ich vielleicht sterben müssen, ohne zu wissen, daß ich überhaupt ein Herz besitze."

— Sie liebt ihn also. Arme Nora! Wird sie nun glücklich? Wird sie, die sonst nach kurzem Aufflammen jeden Mann verächtlich zurückwies, ihn für alle Zeit weiterlieben, ihn heirathen? Nach einmaligem Sehen! Das wäre eigentlich etwas sehr Schönes, Ersehnenswerthes. Ich meine aber, so wie ich jetzt bin, ich könnte Einen besser lieben, der nicht wie ein Schwanenprinz märchenhaft plötzlich in meinen Gesichtskreis hineingeschneit käme, sondern der . . . Ich, was weiß denn ich davon. Was geht's mich an, was rede ich überhaupt nur mit!

* * *

Nora hat nicht wiedergeschrieben. Ich begreife das nicht. Der letzte Brief war so erregt. Ich schrieb ihr schon drei Mal. Und nie eine Antwort. — Was kann es nur sein?

* * *

Unser alter Arzt ist gestorben. Es ging mir wie ein Schlag durch alle Glieder. Seit ich denken kann, kam er jeden Sonntag ganz pünktlich um 3 Uhr, saß neben Großmutter am Fenster und plauderte. Er war nicht so alt wie sie, aber alt genug, daß er sich noch der Menschen entsinnen konnte, die zu ihrer Generation gehört hatten. Und er hatte meinen Vater gekannt und meine hübsche junge Mutter und mich, seit ich geboren wurde. Wenn ich krank war als Kind, dann erzählte er mir, wie er als Knabe das Scharlachfieber gehabt und verheimlicht hätte, um die Schule nicht zu versäumen; wenn ich, größer geworden, über irgend etwas klagte, schilderte er, wie er seinen ersten Kopfwehtag am Morgen nach seiner ersten Kneipe im Leid über seine erste Liebe überwunden und dann von den dreien, Trinken, Kopfschmerzen und Lieben, für alle Zeiten genug gehabt hätte. Man lachte über seine alten Geschichten. Es hieß aber doch, es sei wohl etwas Wahres daran — er hätte ein Mädchen gern gehabt, die ihn nicht gewollt. Darum ist er einsam geblieben. Und ist auch allein gestorben, ganz allein im Haus, in der Nacht. Und Niemand, der ihn nah beweint . . .

* * *

Er ist zurück. Ich ruderte Großmutter heute Abend. Vom Fährhaus klang der Lohengrinmarsch. Sie steuerte dorthin. In dem viereckigen Raum zwischen den Dampferstegen lag Boot an Boot. Die Bekannten grüßten. Sie sprachen noch von dem plötzlichen Tod des alten Doctors. Bei der Musik. Es that mir weh. Ich hatte die Abendfahrt vorgeschlagen, daß Großmutter Anderes denken sollte. Frau Elsa fragte, ob wir schon wüßten, daß Doctor Küster zu der Beerdigung zurückgekommen sei. Es hieße aber, er wolle sich nicht darum bemühen, die Praxis des Alten für sich zu erwerben, sondern werde noch einmal verreisen.

Während sie das erzählte, sah ich das Fährdampfboot vom gegenüber liegenden Ufer näher kommen. Darauf saß Jemand und lehnte sich auf das Geländer. Wie der den Kopf hielt, ich konnte ihn nur halb sehen, aber doch . . . Sein Freund Doctor Rohde wohnt hier an dieser Seite des Wassers, das fiel mir ein. Denn zur Musik kam er ganz gewiß nicht.

Ich sagte, daß es gar zu heiß sei in dem Gedränge, ob wir nicht lieber ins Freie wollten. Ein wenig schieben — von anderen Booten halfen sie mit — so glitten wir schnell Rand an Rand, ohne die Ruder brauchen zu können, durch das Gewühl hin und waren draußen, bevor noch der Fährdampfer an den Steg recht angelegt hatte, und ehe ein Mensch heraus springen konnte.

„So," sagte ich, „hier ist es doch frischer."

„Ja," entgegnete Großmutter, „für Dich gewiß, denn Feigheit macht heiß."

„Großmutter, feige! Warum sagst Du das?"

„Weil Du es bist. Sieh' Deinem Handeln und Deinen Gedanken einmal ehrlich in die Augen. Warum läufst Du davon vor Herrn Doctor Küster? Weil Du Dich fürchtest, wenn er Dich heute wieder fragte, ihm nicht so entschieden Nein sagen zu können? Wenn Du das aber fühlst, so brauchst Du auch nicht mehr davon zu laufen."

Ich glaube, ich gab ihr keine Antwort. Was hätte ich ihr darauf sagen sollen!

Ich ruderte zurück, sie stieg aus, ich kettete das Boot an den Pfosten neben dem Steg und stand und dachte: ich bin also feige . . .

* * *

Nein, ich bin's nicht!

Es war ganz spät. Ich hatte das da oben geschrieben und hielt's nicht aus mehr in meinem Zimmer. Ich lief hinunter, obgleich es fast Nacht war, durch die Alleen rund um die Wiese und steckte den Schlüssel ins Schloß an der Pforte zu unserm kleinen Grasgarten, vor dem mein Boot liegt. Da kam er plötzlich aus dem Dunkel. Er muß in der Nähe gewartet haben.

Er sagte: „Guten Abend," und wollte, wie gewöhnlich, von Nora anfangen, er hätte mir Grüße zu bestellen.

Ich unterbrach ihn: „Sie selbst schrieb mir schon Alles von Ihrem Besuch. Jetzt freilich schweigt sie seit vielen Wochen, und ich fasse nicht, was ihr geschehen ist. Aber ich will heute gar nichts von Nora wissen. Ich möchte etwas von Ihnen hören." — Ich weiß nicht so genau, was ich sagte. Ich sprach ganz rasch. Und mitten in meinem Satz blieb ich stecken. Denn plötzlich fiel mir ein: wenn nun sein Fühlen für mich so vergangen wäre wie das damals für sie?

Er zog sein Pincenez aus der Tasche und setzte es auf und starrte mich an, als ob er mich nicht recht erkenne. Es war ja dunkel, ich sah aber weg. Ich hörte ihn einmal tief aufathmen.

„Von mir wollen Sie hören?" sagte er dann mit einer ganz veränderten Stimme, die wunderlich rauh klang, „wirklich von mir? Ja, Fräulein Sander" — ich weiß genau jedes Wort, das er sagte — „ja, wissen Sie, was auf der ganzen Reise mich am meisten beschäftigt hat? Ein neues Buch. Ich fand es zufällig auf einem Tisch im Hôtellesezimmer. Es heißt: Kleine indische Geschichten von E. Anders. — Und da ich es las, da kannte ich den Autor — und . . . Ellen, Ellen, meine Ellen!"

Weiter haben wir nichts gesprochen. Man kann, so scheint es, das Ja ebenso gut ohne Worte sagen wie ein Nein. Er fragte nichts, ich brauchte ihm auch nichts zu erklären. Er hat ja das Buch erkannt, und er kennt mich.

So, nun bin ich nicht mehr feige.

Sobald es Tag ist — denn die Nacht ist halb schon vergangen — will ich meine Großmutter wecken, mein liebes, altes Großmütterlein, und ihr es sagen, daß ich kein Opfer bringe. Und dann . . . dann mag das Leben kommen wie es will. Ich habe versprochen, einen Menschen glücklich zu machen. Wie werde ich glücklich sein, wenn ich das kann.

Die Linden und Ulmen der alten Allee rings um die Wiese haben seit damals so manchmal geblüht, sind manches Mal wieder kahl geworden, die weite Wasserfläche hat sich mit hartem Eis überdeckt, mit Schnee verhüllt, ist wieder im Sonnenschein aufgethaut und abermals weiß eingefroren, Jahr ein und Jahr aus. Nun ist es Herbst — ein rascher Wagen fährt über die Brücke, Frau Ellen legt ihr Gesicht an die Scheibe und sieht über das Wasser

zu den Bäumen, zu ihrem Stege. Unwillkürlich greift ihre Hand nach der ihres Mannes, der neben ihr sitzt: „Dort," sagt sie leise, „sieh' hin, es ist noch Alles wie früher. Nur sie und ich — wie werden wir uns wieder finden?"

„Auch unverändert," sagt er ruhig. „Quäle Dich nicht. Wird ein Mensch denn jemals ein anderer? Wenn Du Dein Tagebuch von damals heute durchliest, so wirst Du es sehen: wie viel auch äußerlich sich gewendet, obwohl Du Frau und Mutter geworden und eine Schriftstellerin, deren Namen mit Achtung überall genannt wird — in Deinem Herzen bliebst Du dieselbe. Daß sie die alte Freundschaft noch hoch hält, zeigt ihr Brief und ihr Kommen. Vergiß, was dazwischen liegt, sei, wie Du damals für sie warst, so wird sie es auch sein."

Sie drückte ihre Finger in einander, wie um sich selber fest zu halten. Es zittert etwas in ihr, es hämmert ihr in den Schläfen. Sie denkt daran, was Nora Alles erfahren haben mag, was sie veranlaßte, so lange Jahre nicht ein Wort und jetzt plötzlich wieder zu schreiben, sie denkt an allerlei dumpfe Gerüchte, die ihr über die Freundin zu Ohren kamen. Ein Nebel der Trennung liegt zwischen ihnen.

Aber da sind sie schon am Bahnhof. Der Zug ist noch nicht da: „Natürlich, Du kommst zu früh," sagt der Doctor mit einem mitleidigen Seitenblick auf seine blasse, erregte Frau. Sie gehen auf und ab in der leeren Halle. Noch zehn Minuten, noch fünf, noch zwei! Jetzt! da hinten zeigt weißer Dampf sich, kommt näher in einer großen Curve, man sieht schon die Wagen . . .

„Ellen," sagt der Doctor rasch und hält sie zurück in der letzten Secunde, „Ellen, noch eins: Du bist besser als sie. Vergiß das nicht. Laß Dir nicht einreden, weil Du daheim bliebst und keine Abenteuer erlebtest, hättest Du Dich klein zu fühlen. Bewahre Dir Deinen Stolz und meinen. Es soll kein Mensch von meiner Frau geringschätzig denken. Nicht einmal Du selbst. Nun geh', der Zug hält."

Sie ist schon fort von ihm, über die Schienen, sie läuft an den Wagen hin, blickt in jeden, in jedes Gesicht. Die aus der ersten Classe aussteigen, kennt sie nicht. Aber da hinten, aus der zweiten, eine hohe Gestalt in tiefer Trauer, sie stürzt dorthin.

„Ellen!" ruft die Frau.

Und: „Nora?" schreit sie auf. Sie glaubt es nicht. Das graue Haar, das graue Gesicht . . . Kann sie denn das sein?

Aber die Fremde hat sie in ihre Arme genommen, der Mantel umhüllt sie, die grauen, wirren Haare berühren ihr die Stirn, und Thränen, brennend heiße Thränen feuchten ihr die Backen. Nora, es ist doch Nora, hält sie und küßt sie. Auf die Augen, den Mund, auf ihren Scheitel, auf den Hals; sie nimmt ihr die Hände, und die heißen Lippen brennen durch den Handschuh hindurch, die Zähne beißen sich zusammen, das Schluchzen erschüttert die hohe Gestalt.

„Nora," bittet Ellen, „Nora! Laß mich. Nicht hier."

Im Augenblick hat sie sie freigegeben. „Ach so," sagt sie und tritt um einen Schritt zurück mit plötzlich trockenen Augen — „es schickt sich wohl

nicht? — Freilich. Du bist ja auch nicht allein, ich sah Deinen Mann. Guten Tag, Doctor Küster."

„Guten Tag, Frau Gräfin, Gräfin Nora — nicht wahr, so darf ich, als Ellen's Mann, Sie doch nennen?"

Sie lacht und nickt. Ihr Lachen klingt hart. Wie sie zwischen den beiden den Perron hinunter geht, drehen die Leute sich nach ihr um. Sie hat den stolzen Anstand wie früher. Von der Rührung, die sie im ersten Momente erschütterte, blieb keine Spur. So gleichgültig blickt sie auf ihre Begleiter wie auf all' die fremden Menschen, die neben ihr, vor ihr sich drängen. Erst als sie im Wagen sitzen, sie und Ellen, kommt etwas Leben in ihre kalten, müden Züge: „Sie fahren nicht mit?" fragt sie den Doctor.

„Nein; wie Sie sehen, habe ich nur das Arztcoupé, das ich meiner Frau und Ihnen für diesen Abend lasse. Auf Wiedersehen." — Damit schließt er die Thür.

Sie lehnte sich bequemer zurück.

„Er ist wirklich ein guter Mensch. Ich wußte das damals schon. So ein Mensch, der äußerlich allerlei Stacheln hat, der einen gern reizt, daß man sich ärgert. Aber drinnen weich. Mir nicht so unähnlich. Darum konnte er auch nichts Besseres thun, als Dich zu heirathen. Und Du hast ihn gern?"

„Ja," sagte Ellen.

„Kleine, bist Du noch so schüchtern, noch immer, daß Du mir nicht davon sprechen kannst, wie sehr Du Deinen Ehemann lieb hast? Oder meinst Du, ich sollte Dir heute noch es übel nehmen, daß er mich vergaß Deinetwillen? Ich habe ihn nicht geliebt, das weißt Du. Es gefiel mir, wenn er mir etwas Schmeichelhaftes sagte. Und noch viel mehr, wenn er mich nur so ansah, als ob er sich unendlich viel Gutes von mir dabei dächte. Das hatte sich übrigens schon verändert, als er mich in Mailand besuchte. Ich wußte es im ersten Blick. Seine Augen fangen nicht Feuer mehr. Nicht damals, noch eben jetzt. Du kannst ganz ruhig sein."

„Ich bin ganz ruhig," entgegnete Ellen.

Nora faßte sie an beiden Schultern, wie sie es früher gethan hatte: „O Du, Du! Du bist ruhig, sagst Du. Und das ist wahr, und Du bist es wirklich. Und bist doch noch meine Freundin. Ist auch das wahr? Sage, ehrlich, was dachtest Du, als ich Dir schrieb, daß ich kommen wollte?"

„Ich dachte ... Nora, ich dachte, es ist so lange her, daß wir uns nicht gesehen haben. Wer weiß, ob wir uns noch gut verstehen. Und ich, ja, ganz ehrlich, ich fürchtete mich. Bis Du kamst."

„Und jetzt? Und nun?"

„Du bist Nora, und ich bin Ellen. Es ist Alles, wie es war."

„Glaubst Du das? Ach, wenn das sein könnte. — Aber wohin fahren wir? Weiß denn der Mensch nicht? Ich will in ein Hôtel in der Stadt. Wozu fährt er hier über die Brücke?"

„Er fährt Dich natürlich zu uns nach Hause."

„Zu Dir? Ich schrieb Dir, daß ich im Hôtel wohnen wollte."

„Ja, aber ... Ich dachte, es wäre Dir doch vielleicht lieber ... Oder nein, daran dachte ich nicht weiter. Ich wußte nur, mir ist es so lieber."

„So?“ sagte Nora. Sie lehnte ihr Gesicht an die Scheibe. Von der Brücke aus ging der Blick über das weite Wasserbecken, rings von Bäumen eingerahmt. Ein Dampfboot kam mit weißem Dampf durch den feinen lichtgrauen Nebel. Und irgendwo wiegten dort sich die Schwäne . . .

„Wohin fahren wir?“ fragte sie abermals.

„Du weißt es doch,“ Ellen nannte ihre Adresse, „ich schrieb Dir's genau. Hast Du alles hier so vergessen, daß Du nicht einmal mehr Dich erinnerst, wo das ist?“

Sie kreuzten gerade die Schienen der Verbindungsbahn, die Fensterscheiben in ihrem Wagen rasselten, andere Wagen kamen entgegen, das Pflaster ist schlecht an der Stelle dort, man kann nicht sprechen und nichts hören. Vielleicht hatte Nora auch keine vernehmbare Antwort gegeben. Sie hielt die Hände im Schoß gefaltet, den Kopf gesenkt und blickte gerade vor sich hin. Zur Rechten lagen die hübschen Häuser mit ihren Veranden. Noch ein paar solcher ländlicher Gartenstraßen, so waren sie angelangt. Ellen war das Herz schwer . . . würde sie nicht bei ihr bleiben wollen?

Nun kamen sie in die Kastanienallee. Die Blätter fielen gelb und welk, sie füllten die beiden flachen Gräben neben dem Fahrweg aus bis zum Rande; an den dicken knorrigen Stämmen aber war die nach Westen, dem Regen ausgesetzte Seite wie im Frühling von einem Kleide von maifarben sammetartig leuchtendem Moose lichtgrün überzogen.

Nora hob die Hand und strich sich das Haar aus der Stirn. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, man sah, wie traurig verblüht ihr Gesicht war.

„Komm,“ sagte sie, „steigen wir hier aus.“

„Hier? Aber Nora, wir sind noch nicht zu Hause.“

„Geht's nicht nach Fontenay da hinunter? Da bin ich zu Haus. Laß den Wagen halten.“

Ellen gehorchte, wie sie es früher als Kind gethan hatte. Sie sagte dem alten Kutscher nur rasch, daß er dem Herrn bestellen sollte, sie kämen zu Fuß nach. Dann folgte sie der Freundin, die schon in den kleinen Weg eingebogen war, zwischen ein paar altmodischen rothen Backsteinhäusern, grün bewachsen, mit niedrigen Fenstern und Schindeldächern. Sie ging gerade aus, die Blicke vor sich hin gerichtet, ging neben der Wiese her, in die Ulmenallee am Wasser. Ellen brauchte nicht mehr zu fragen, ob sie der Heimath vergessen hätte. An der hölzernen Pforte zu dem Grasgärtchen mit dem Bootsteg blieb sie stehen.

„Schließ auf!“

Ellen schüttelte ihren Kopf. „Ich habe den Schlüssel nicht.“

„Nicht den Schlüssel? Du hast ihn nicht? wie ist das möglich? Geh, hol' ihn Dir, rasch!“

„Aber Nora, was denkst Du? Er gehört uns doch nicht mehr. Das Haus, in dem Du mit Deiner Mutter und dann mit dem Stiefvater gelebt hast, bis sich seine Frau ein neues baute, ist niedergerissen. Und unser einstiges Häuschen, siehst Du es nicht dort jenseits der Wiese, zwischen den Bäumen, wie es verändert und umgebaut ist? Ich weiß nicht einmal, wer jetzt dort wohnt.“

„Also verschlossen!“ Nora rüttelte an der Pforte. Das Holz des Geländers knarrte, aber es gab dem Druck nicht nach. „Mein Kindheitsparadies

verschlossen!" murmelte sie. „Wenn Du es wüßtest, wie ich mich sehnte, da vorn auf dem schmalen Holzsteg zu knieen und die Hände auszustrecken und dem Schwan den Hals zu küssen, wenn er vorüberkommt, wie ich mich sehnte!" . . .

„Laß uns ein paar Schritte weiter gehen bis zu dem allgemeinen Steg, dort ist es beinah ganz so wie hier."

Nora lachte hell auf: „Auf dem allgemeinen Steg! Es ist beinah dasselbe! O Du, Du, Ellen! denkst Du das wirklich? Meinst Du im Ernst, der bequeme Steg um zehn Schritte weiter, den alle Welt benutzen kann, der wär' mir derselbe, wie mein eigener kleiner, verschlossener, an den ich zwölf Jahre zurückgedacht habe, von dem mein ganzes Leben ausging, mein Glück und mein Elend, der mein ist, mein eigen, ob ihn auch fremde Füße jetzt treten. — Beinahe dasselbe! wie ich das Wort hasse! Alles Halbe, Stellvertretende, Tröstlichseinsollende, alles, was nicht ganz ist, ist gar nichts, ist schlechter als nichts. — Komm, laß uns sitzen. Ich bin müde von der Enttäuschung."

Sie ging zu einer Bank, die in der Allee stand, und ließ sich schwer darauf niedersinken. Ein Kindermädchen, das dort schon saß, rückte zur Seite. Nora achtete nicht auf sie, sie saß tief vornüber gebeugt, mit zusammengeschlungenen Händen, die ihr wie kraftlos niederhingen. Nach einer Weile erhob das fremde Mädchen sich und schob ihren Kinderwagen weiter. Nun setzte Ellen sich zu der Freundin und legte ihr die Hand auf die Schulter. Nur ein Schluchzen gab ihr Antwort.

„Nora, ach Nora!"

Jene hob den Kopf mit einem Ruck: „Was willst Du? Das schickt sich wohl wieder nicht? Wir sind ja auch hier nicht allein, wie ich mir's gedacht hatte auf unserem Steg. Was sollen all' die Kinderbonnen und die Ammen davon denken, daß eine Frau dasitzt und weint. Du und Deine Großmama, Ihr würdet etwas so Uncorrectes niemals thun."

„Meine Großmutter laß aus dem Spiel."

„Verzeih!" und jene küßte sie wieder ein paar Mal rasch und leidenschaftlich, wie sie es auf dem Bahnhof gethan.

„Ich verzeihe es Dir gern. Aber wenn Du irgendwie glaubst, mich lieb zu haben, so solltest Du wissen, daß ich von Allem, was ich bin, und was ich kann, und was ich denke, und was ich schreibe, ihr das Beste verdanke "

„Ich habe Dir nicht weh thun wollen. Aber in mir ist's so weh und so wund — da kommen einem auch leicht bittere Worte. Und wenn ich Dich sehe, ruhig, gehalten, gesittet und kühl . . . Und in Deinen Büchern, — ich las sie ja alle, ich weiß, wie sie bewundert werden, und bewundere sie selbst, — in Deinen Büchern ist auch keine Silbe, die je gegen die gesetzmäßige Weltordnung verstieße, keine, die Deine alte, puritanisch strenge Großmama nicht hören dürfte. Da dachte ich mir oft schon, Du und ich, wir werden uns schwerlich mehr verstehen. Denn ich, ich heiße nichts gut, weil es alt und weil es so Sitte und weil es Gesetz ist, sondern vielmehr . . . Bevor ich Dein Haus betrete, mußt Du wissen, mit wem Du zu thun hast. Vielleicht willst Du nachher mich nicht kennen. Höre mich an. Ich mache es kurz. Da ist

das Wasser, es sieht heute grau aus, so grau, wie ich selbst bin. Damals schien die Sonne viel öfter als jetzt, — ist Dir es nicht auch so? Was ich für himmelstürmende Pläne im Herzen trug! Ich wollte beweisen, was Frauen können. Weißt Du es noch? Und den letzten Abend und den Schwan und den, der im Boot kam, als ich dem Schwan den Hals geküßt hatte ..."

„Ich weiß," sagte Ellen, „ich bewahre noch die Blätter von den beiden Nymphäen, die er uns gab. Du aber bist seine Frau geworden? Du weißt doch, daß Du mir nie mehr schriebst, nicht eine Zeile, seit dem Brief, der mir sagte, daß Du ihn wiedergesehen hättest."

„Wohl, ich weiß. Denn ich liebte ihn damals. Wie sehr — —, wenn ich Dir das schildern wollte, Du faßtest es nicht. Alle Worte sind lahm. Ich war jung und einsam. Meine Träume von Ruhm und von Größe waren schmählich zusammengebrochen. Mein Singen war nicht viel geworden, nur so ein Beinahe, nicht, was ich gewollt. Und alle die Männer, die mir ihre Liebe boten, waren nur halbe Menschen gewesen, nur Schatten, so schien mir's. Da kam er. Er war berühmt und gefeiert und glänzend, die Menschen jubelten ihm zu, wenn er von seinen Eisfahrten erzählte. Und der berühmte, große Mann, er stand zitternd vor mir. Denn er liebte mich auch. Versteh es wohl — er liebte mich damals gerade ebenso sehr wie ich ihn. Den Glauben lasse ich mir nicht nehmen. Das weiß, das fühle ich, das ist so. Also er liebte mich und ich ihn. ‚Werde meine Frau,' sagte er, ‚ich bleibe bei Dir, ich gebe die Reise auf an den Nil und den Congo, die schon bestimmt ist; ich kämpfe den Kampf durch mit meiner Familie und verzichte auf das Majorat, das mir zufallen muß; — sage ein Wort nur, und ich gebe Alles auf!' — Ich sagte das Wort nicht. Ich sagte ihm vielmehr: Ich bin Deine Frau. Wozu braucht es für uns die Welt zu Zeugen, wozu auf Visitenkarten es drucken, es in Gala vor fremden Leuten mit solennen Zweckessen feiern, daß wir Zwei uns gut sind? Es ist etwas Hohes, Wunderschönes, etwas Heiliges und Tiefes, die Menschen könnten es uns nur entweihen. Und je lieber Du mich liebst, und je besser Du mich achtest, desto inniger solltest Du es mir danken, daß ich frei, aus eigenem Willen, — denn ich habe keine Eltern, die ich erst zu fragen brauchte, und Staat und Kirche schert mich gleich wenig, — daß ich nichts will, als Dich glücklich zu machen. — Und so waren wir glücklich. In Venedig. Vier ganze Wochen. Um nichts in der Welt hatte ich ihn zurückhalten wollen, sich Ehre zu holen. Er wäre geblieben. Ich trieb ihn fort, ich sprach ihm Muth ein: Du kommst ja wieder in einem Jahr. Ein Jahr ist kurz, wenn man an so viel Schönes zurückdenkt; so sagte ich zu ihm. So ist er nach Afrika gegangen. Und ich blieb allein. Wie allein! — Das hatte ich vorher doch nicht gewußt, daß Zurückschauen die Tage und Nächte, statt sie zu kürzen, nur erschwert und verlängert. Auch das nicht, wie viel nagender die Sehnsucht nach einem wirklichen Menschen, als die nach einem ungekannten, nur erträumten Idol uns peinigt. So allein war ich vorher nicht gewesen.

Die Leute, die mir gleichgültig waren, sah ich kaum. Erst, weil ich nicht wollte. Dann, ich merkte es doch allmählich — weil sie nicht mehr wollten. Die Leute, die früher mich aufgesucht hatten, die mieden mich jetzt. Ich war nur eine mäßige Sängerin gewesen, aber ich hatte bis dahin zu der guten

Gesellschaft gehört. Nun zählte ich plötzlich nicht mehr dazu. Und die Männer, die noch kamen, mir zu sagen, daß ich ebenso schön sei wie vorher, daß sie sich aus allem Gerede nichts machten, die thaten es heimlich oder sie waren so, daß ich ihnen die Thür weisen mußte. Nein, davon will ich lieber nicht sprechen. Ich ward krank, ich verlor auch den Rest meiner Stimme, lebte in Mailand vom Stundengeben, lebte nicht, hungerte. Und dabei dachte ich doch nur das Eine: Er kommt ja wieder! Und wenn er kommt, so darf er es nicht ahnen, soll mir es nicht ansehen, daß ich für ihn darbte und litt.

Er hatte ein Jahr fortbleiben wollen, er blieb aber fünf ewig lange Jahre. Und nach den ersten leidenschaftlichen lieben Briefen hörte ich nichts mehr, wußte man überhaupt nichts von ihm. Ich habe es überlebt. Das ist Alles, was ich von jener Zeit weiß. Und dann lese ich in der Zeitung, er ist zurück, ist der Gefangenschaft entronnen, ist fieberkrank. Ich reiste zu ihm. Er war in Venedig, wo ich ihn antraf, wo wir damals so überglücklich mit einander gewesen waren. Ich fand ihn verändert, müde und wortkarg. Zu allen Schmerzen der Liebe, der Sehnsucht, der Entbehrung kam mir nun noch das Mitleid. Wenn er mir gesagt haben würde: ich sollte im Augenblick für ihn sterben— glaubst Du, ich würde gezögert haben? Er sagte aber nichts als das Eine: Sei meine Frau. — Und da that ich auch das!"

„Und dann?"

„Du fragst noch, blonde Ellen? Ich dachte, damit wäre für solche ehrenhafte Leute, wie Du es bist und Dein Mann — (er empfing mich ja gleich so beflissen mit der Anrede: Frau Gräfin) — Schuld und Kummer und Schmerz getilgt und Alles in allerschönster Ordnung. Es war aber nicht in Ordnung, verstehst Du, nichts, obwohl ich richtig getraut war. Doppelt sogar, denn der Standesbeamte hatte ihm nicht genügt, es mußte ein katholischer Pfaffe noch dazu helfen. — Und am Abend da halte ich's nicht aus, da frage ich ihn endlich: es ist etwas anders, Du warst nicht froh, als ich zu Dir kam, Du liebst mich nicht mehr so wie früher? Er war ganz ruhig, ganz klar, sehr vernünftig. — Fünf Jahre bliebe wohl selten so ein Gefühl unverändert auf gleicher Höhe. Besonders nicht, wenn man in Gefahren gestanden und inzwischen so und so viel andere Frauen, weiße und schwarze, gesehen, einen Moment geliebt und vergessen hätte. Warum dann, wozu dann noch die Ehe? schrie ich ihn an. Weil er gehört, daß man ungünstig von mir gesprochen in der Gesellschaft schon vor Jahren seinetwegen, weil er befürchte, daß meine Reise hierher, ihn zu pflegen, das Gerede neu anfachen werde. Und ihm, in seinem Stande, liege am Urtheil der Leute. Ihm, aber mir nicht! Außer diesem Grund war noch einer, den wagte er mir nicht einmal zu sagen, ich errieth ihn aber — er war eben krank — er scheute sich, mit der Sünde auf dem Gewissen ins Jenseits zu gehen. Und ich, die ich fünf Jahre lang die Erinnerung als mein Heiligstes und mein Höchstes, meinen Adelstitel im Herzen bewahrt ... Ich habe also es büßen müssen, was mich nie bis dahin gereut.

Seine alte Tante kam, die ihn auferzogen; sie verhielt sich gegen mich beinah wie wenn ich ihresgleichen gewesen wäre, beinah, nur nicht ganz so. Und er selbst war liebevoll, beinahe wie früher. Der Arzt, der Hôtelwirth, all die Leute, die ihn kannten, überall wohin er kam, war er ja bekannt und

beliebt, die fremden Leute sahen mich voll Theilnahme an; auf dem Todtenbette vermählt, nach so langer Trennung, wie poetisch! — Nein, nicht poetisch, sage ich Euch, greulich ist es, häßlich, eine Lüge, eine Farce . . . Das heißt, ich sagte es nicht, wie ich's dachte. Ich lächelte höflich. Beinah wie wenn ich die Frau gewesen wäre, für die sie mich hielten. Beinah so, wie wenn er mich noch geliebt hätte, wie früher, wie wenn er mich nicht nur um einer Krankenlaune Genüge zu thun, zu seiner ehelichen Gattin gemacht hätte. Wie unberechtigt ich mich fühlte, wie leer und fremd — ungefähr wie als Kind einst bei den Eltern, die nie meine Eltern waren. Auch ihm standen alle die Anderen ja näher als ich. Was mir das Recht gegeben hatte, ihm anzugehören, das war nicht mehr. Ich wäre am liebsten davongelaufen. Aber das ging nicht. Er hatte die Pflegerin vorausbezahlt mit seinem Ring und dem gräflichen Namen. Also pflegte ich ihn. Es hat fast ein Jahr noch gedauert. Hast Du nicht in den Zeitungen gelesen, wie der Kaiser und der König von Italien und was weiß ich noch für hohe Herren der trauernden Wittwe ihr Beileid ausdrückten? Ich füllte meinen Platz aus wie ein Stück Holz und hörte ihren Reden zu, wie sich's gebührte. Was ich dabei dachte, das ging Niemand was an. Dann aber kamen die alte Tante und seine Schwestern und der Notar; er hatte in seinem Testament es ihrer Liebe überlassen, standesgemäß für mich zu sorgen, er selbst besaß wenig disponibles Vermögen. — Nicht einen Kreuzer, nicht einen Pfennig, nicht einen Soldo, rief ich ihnen zu, nicht von ihm, nicht von Euch. Den Namen, den er mir aufgedrängt hat, werde ich nicht los mehr. Aber mit Geld mich kaufen lassen, daß ich länger Euch gehorche, anstatt mir selbst, daß ich länger dem Gatten nachtrauere, dessen Fortgehen mich nur erlöst hat, anstatt dem Geliebten, den ich schon vor sechs Jahren verlor, — nein, das werdet Ihr nicht erreichen. Und so warf ich ihnen ihren ganzen Bettel vor die Füße. Dann bin ich nach Mailand zurückgefahren, gab Stunden und hungerte wie vorher. Schickt sich das nicht für eine Gräfin, so thut es mir leid. — Als dann mein Stiefvater Müller starb und mir sein kleines, eigenes Vermögen hinterließ — für ihn trage ich Trauer, Du glaubst doch nicht, es sei noch für den Grafen? — als ich nicht mehr täglich mich zu plagen brauchte, da kam statt der Sorgen mir die Sehnsucht nach hier, nach Dir, nach einem Menschen, den ich in meine Arme nehmen und küssen könnte, ohne darum verachtet zu werden. Das habe ich gethan und nun ist's genug. Geh Du jetzt in Dein Haus zurück zu dem Stillleben mit Mann und Kindern und Großmütterlein. Ich finde in der Stadt schon Wohnung für die Nacht. Es gibt so viele Hôtels. Und morgen reise ich ohnedies weiter."

„Weshalb willst Du nicht mit mir kommen? Dein Zimmer steht bereit, alle warten."

„So? Nachdem Du meine Geschichte gehört hast? Trotzdem Du weißt, ich bin nicht stolz auf diese Heirath, vielmehr auf das, was vorher war. Was willst Du noch mit einem Menschen von so anderer Lebensanschauung in Deinem Hause, am Ende gar mich zur Reue bekehren? Gib Dir keine Mühe. Ich werde doch nie mehr so musterhaft sittsam und so wohlhabend friedlich, wie Du bist."

Ellen lächelte unwillkürlich. Sie dachte daran, wie ihr Mann auf dem Bahnhof sie am Arm festgehalten hatte und ihr geboten, sie dürfe ihm seine Frau nicht schmähen lassen.

Jene mißverstand das Lächeln. „Du willst aus Mitleid mich mit Dir nehmen," rief sie und sprang auf. „Nein, sag' nichts dagegen. Ich weiß ja doch, wie Du die Sympathie für mich verloren hast. Du kennst das Leben nicht. Und hältst mich für verworfen, für schlecht, für niedrig, wie Du immer schon von mir dachtest."

„Du hast Recht," sagte Ellen mit leisem Seufzen, „genau wie ich immer von Dir dachte, so denke ich jetzt wieder. Und ich fühle auch Mitleid. Daß Du's nur weißt, sehr großes Mitleid. Was denkst denn Du von mir? Findest Du mich nicht wie früher philisterhaft? Und bemitleidest Du mich nicht, weil ich mit Großmutter, Mann und Kindern ein Stillleben führe, wie Du es nennst? Und siehst Du deshalb nicht auf mich herab? Du sagst, ich kenne das Leben nicht. Wer kennt es denn ganz? Du vielleicht? Meins begreifst Du ja gerade so wenig wie ich Deines. Du meinst, ich sollte Dich verachten, weil — weil Du anders gelebt hast als ich, weil mir Alles gut ging, glatt, geebnet und Dir nicht? Du hältst mich doch wohl noch für enger als mein Mann und mein Großmütterlein mich beide lehrten, die Welt zu betrachten. Wie kann ich wissen, wie ich gehandelt haben würde, an Deiner Stelle, mit Deiner Gestalt, Deiner Stimme, Deinen Augen! Wie manches Mal habe ich Dich beneidet um all' die Kämpfe, in denen Du Deine Eigenart, Deinen Stolz Dir wahrtest, um die Leidenschaft, die Du erregt, die Du selber gefühlt hast. Sage, hast Du nie Neid empfunden? Nie auf mein Heim und meinen Frieden? Da siehst Du's also. Du bemitleidest, verachtest, beneidest mich und hast mich doch lieb. Wir sind sehr verschieden, so verschieden wie unser Leben. Nur gleich in einem, daß wir einander die Treue hielten. Und wenn auch der Steg dort verschlossen ist, für Dich wie für mich, und die Zeit, die war, mit ihren Plänen und Träumen nie wiederkehrt, — es gibt noch allerlei gute Plätzchen auf dieser Erde. Geh nur mit. Ich will Dir meinen Jungen zeigen und mein blondes Mädel. Du weißt, sie heißt Nora. Komm' jetzt, es wird spät."

Nora erhob sich. Sie stand noch eine Minute an dem Holzgeländer und sah auf das Wasser hinaus. Die weite Fläche lag still, der Himmel bewölkt, ein zart silberiger Nebel hüllte die Ufer und die Dampfer und die Schwäne in traumhafte Schleier. Aber irgendwo mußte doch die verborgene Sonne wohl scheinen, denn gegenüber der alte Kirchthurm mit seinem Kupferdach sah hellgrün blinkend herüber, der einzige wirklich leuchtende Farbfleck in all' den verschwimmenden Abstufungen und Schattirungen von Grau.

„Auch das ist schön hier," sagte sie.

„Siehst Du," rief Ellen, „was erst nur grau in grau erscheint, zeigt doch, wenn man sich nur recht hineinsieht, daß es auch seine Poesie hat, Abwechselung und Farbenreichthum."

Und sie nahm den Arm der Freundin und zog sie von der verschlossenen Pforte ihrer Jugend fort, den Weg unter den herbstlich entlaubten Bäumen hinaus und mit sich nach Hause. —

Aus der preußischen Hofgesellschaft.

1822—1826.

In zeitgenössischen Briefen
herausgegeben
von
A. von Boguslawski.

[Nachdruck untersagt.]

Die Herausgabe einer Auswahl von Briefen der nachstehend bezeichneten Personen ist nicht veranlaßt worden durch das Gewicht der Stellung, welche sie zu ihren Lebzeiten eingenommen haben. Sie sind im Gegentheil dem Gesichtskreise der Gegenwart längst entschwunden. Aber die Kennzeichnung der Verhältnisse am preußischen Hofe, die Seitenblicke auf vaterländische, gesellschaftliche und Culturzustände, endlich die Bemerkungen über geschichtliche Persönlichkeiten sind es, welche diese Briefe für die Oeffentlichkeit interessant machen. Und diese Mittheilungen erscheinen vielleicht um so werthvoller, als sie ohne jeden Zwang und bestimmten Zweck im Gedankenaustausch nächster Verwandten niedergelegt sind. Die Berührung mancher persönlichen Verhältnisse des Königshauses, so z. B. der Beziehungen des Prinzen Wilhelm (Kaiser Wilhelm's I.) zur Prinzeß Elisa Radziwill, ferner der zweiten Heirath des Königs Friedrich Wilhelm's III., gibt Zeugniß von der Denkweise und den im Stillen hierüber geäußerten Ansichten der dem Hofe nahe stehenden Personen. Besonderes Interesse mag es auch gewähren, zu erfahren, wie die Persönlichkeiten, welche man allgemein erst im späteren Alter kennen gelernt hat, so z. B. die Könige Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I., die Königin Elisabeth, die Prinzen Karl, Albrecht, Adalbert, den Briefschreibern in ihrer frühen Jugend erschienen.

Wer wollte den ungeheuren Unterschied der ersten Decennien unseres Jahrhunderts und der Gegenwart verkennen! Ueber die technischen, künstlerischen und politischen Veränderungen, die sich vor unseren Augen vollzogen, ist es nicht nöthig, ein Wort zu verlieren. Die Entwicklung der allgemeinen Interessen der Menschheit hängt hiermit eng zusammen. Aber auch der Abstand zwischen damals und jetzt, der sich im allgemeinen Gefühlsleben und in den

Anschauungen der gebildeten Stände, insbesondere in einem Theil der Frauenwelt, kund gibt, liegt offen zu Tage. Die Empfindungen jener Zeit, welcher sich unsere classische Literatur nach den gewaltigen Erschütterungen der Napoleonischen Kriegsepoche eben erst vollständig erschlossen hatte, über die sich die Tonwellen der Meister von Beethoven bis Mendelssohn erst zu ergießen anfingen, die noch bestrebt war, einem Ideal nachzuhängen: sie waren so verschieden von den unseren, wie etwa Weber's Agathe von Wagner's Isolde. Und wenn das auch schon oft in historischer Betrachtung gesagt worden ist — lebendig wird es erst in unbefangenen schriftlichen Aeußerungen von Person zu Person.

Niemand wird jetzt bezweifeln, daß die Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts eine nothwendige Entwicklung darstellte, Niemand aber auch verneinen wollen, daß sie den Grund zu manchen noch jetzt andauernden Vorurtheilen legte. Eins derselben bestand darin, in jedem Hofbeamten einen Hofmarschall von Kalb oder einen Kammerjunker von Bock zu sehen. Das Bild der Nichtigkeit und Oberflächlichkeit aber, welches man sich in der großen Masse des Publicums so gern von diesen Kreisen entwirft, ändert sich denn doch bei näherer Betrachtung ganz bedeutend. Man wird auch hier wahrnehmen, daß das Streben nach edlem Genuß und gediegener Bildung, daß die guten Eigenschaften des Herzens und Verstandes keineswegs im Hofleben erstickt oder vermindert zu werden brauchen, wenn freilich nicht zu leugnen ist, daß der Hofdienst, selbst bei edlen und gemüthvollen Fürsten, eine enge Begrenzung der Freiheit des Willens und der Meinungsäußerungen mit sich führt, welche manche Naturen nur mit Widerstreben ertragen. Weitere Schwächen des Hoflebens, wie gegenseitiges Mißtrauen und Eifersüchteleien mancherlei Art, wird man auch hier erscheinen sehen. Und trotz der äußeren Vorzüge mußten die in solchen Stellungen befindlichen Töchter des unbegüterten Adels, um den an sie gestellten Ansprüchen zu genügen, mit ihren bescheidenen Mitteln tüchtig Haus halten, und viele Sorgen verbargen sich oft unter der Silberrobe.

Echt protestantischer Geist ist ebenfalls ein Grundzug dieser Briefe, aber nicht der einer engherzigen Unduldsamkeit, sondern edler Gläubigkeit. Als einen Widerschein der großen Reformperiode vor den Freiheitskriegen bemerken wir auch in ihnen eine freie Auffassung gesellschaftlicher und politischer Zustände, die allerdings mit dem, was wir jetzt Liberalismus nennen, nicht viel gemein hat. Aber der Hof Friedrich Wilhelm's III. war auch nicht von der Atmosphäre bedrückt, wie sie ein „Sonnenkönig" um sich verbreitete. Einfachheit und Schlichtheit wichen nur bei großen festlichen Gelegenheiten dem Pomp und der Ceremonie.

Die Briefschreibenden sind:

1. Wilhelmine von Boguslawska, geb. von Radecke (meine Großmutter); vermählt am 24. April 1800 mit dem damaligen Major Carl Andreas von Boguslawski, welcher am 18. November 1758 geboren, am 21. September 1817 in Berlin als Generalmajor und erster militärischer Director der Allgemeinen Kriegsschule, jetzigen Kriegsakademie, starb. Er war ein im Felde, in glücklichen und unglücklichen Tagen stets bewährter Officier von vielseitigster Bildung. Mit

Scharnhorst und Boyen saß er 1809 zusammen in der Rüstungs-, sodann in der Conscriptionscommission, von der die Vorschläge zur Reorganisation des Heeres ausgingen. — In seiner Jugend mit Ramler befreundet, hatte er früh sein dichterisches Talent in der antikisirenden Richtung des 18. Jahrhunderts ausgebildet. Seine bekannteste Dichtung war der „Xantippus", in welcher er mit deutlicher Anspielung auf die Lage Preußens nach Jena zeigte, daß auch ein ganz zu Boden geworfener Staat (Karthago im ersten punischen Kriege) sich wieder aufrichten und herstellen kann. Die Generalin von Boguslawska, geboren am 13. November 1769, gestorben am 18. Mai 1839, wurde am 3. August 1814 bei Stiftung des Luisenordens in das erste Capitel desselben, zusammen mit der Gräfin Arnim, der Gattin des Kaufmanns Welper und der Wittwe des Bildhauers Eben aufgenommen. Diese Auszeichnung der Generalin ist ein deutlicher Beweis des Vertrauens von Seiten des Königs und der Achtung, welche sie in der Gesellschaft genoß. In der Zeit der Erhebung hatte sie sowohl ihre patriotische Gesinnung, als auch ihren Willen und ihre Fähigkeit, helfend einzugreifen, bewährt. Sie veranstaltete die ersten jener Bazare, welche von da ab stets als ein Mittel figurirten, die Leiden des Krieges zu mildern und im Frieden die Wohlthätigkeit zu fördern. Eine Frau von seltener Würde in Wesen und Haltung, von liebevollstem Herzen, gesunden Ansichten und treffend im Ausdruck, verhinderte ihre Anhänglichkeit an das königliche Haus sie nicht, ihre Meinung gegebenen Falls frei zu äußern.

2. Albertine von Boguslawska, geboren am 13. Februar 1801, gestorben am 21. Juli 1852, Tochter der Generalin, war Hofdame bei der Prinzeß Wilhelm[1]). Neben echt weiblichem Wesen und Empfinden macht sich bei ihr ein Zug von Leidenschaftlichkeit und ein Unabhängigkeitssinn bemerkbar, der sie hin und wieder in Gegensatz zu den eng gezogenen Schranken des Hoflebens treten ließ. Uebrigens wird Jedermann, der diese Briefe mit Aufmerksamkeit liest, das unglückliche Schicksal Albertinens allmählich herannahen sehen. — Mehrere Sprachen, selbst die lateinische beherrschend, war sie eine gute Zeichnerin und treffliche Clavierspielerin. Schon die lange Unterredung mit Goethe, wie sie in zweien der nachfolgenden Briefe enthalten ist, würde deren Herausgabe rechtfertigen.

3. Wilhelm von Boguslawski, geboren am 26. Februar 1803, gestorben am 5. December 1874 als Geheimer Justizrath, Sohn der Generalin, damals Referendarius beim Kammergericht. Außerordentlich musikalisch begabt, war er mit Felix Mendelssohn-Bartholdy eng befreundet.

---

[1]) Prinz Wilhelm (geb. 1783, gest. 1851) war der Bruder König Friedrich Wilhelm's III., und seine Gemahlin Marianne (geb. 1785, gest. 1846) eine Tochter des Landgrafen Friedrich Ludwig von Hessen-Homburg. Die Prinzeß Wilhelm war eine Frau von ausgezeichneter Bildung und echt vaterländischem Sinn, der sich namentlich während der Befreiungskriege bethätigt hatte. Sie rief den ersten Frauenverein zur Pflege verwundeter Krieger ins Leben (1813) und führte den Vorsitz im ersten Capitel des Luisenordens. Auf sie bezogen sich die Verse Schenkendorf's:

„Alle Herzen schlagen, Herrin, ja für Dich,
Alle Zungen sagen Deinen Namen sich."

Vergl. Bauer, Prinzeß Wilhelm von Preußen. Hamburg 1886.

4. sind einige Briefe aufgenommen von Ernestine von Langen, geboren am 31. October 1805, gestorben am 2. Januar 1858[1]). Sie hatte ihre Mutter im zartesten Alter verloren und war eine Pflegetochter der Generalin von Boguslawska. Eine junge Dame von lebendigstem Geist, scharfem Verstand und tiefem Gemüth, anmuthigem und vornehmem Wesen, wurde sie Hofdame der Prinzeß Radziwill (Prinzeß Louise von Preußen) und heirathete 1837 den damaligen Premierlieutenant von Wildenbruch[2]), welcher 1839 Consul in Beirut, 1851 Gesandter in Athen und später in Constantinopel wurde. — Sie ist die Mutter Ernst von Wildenbruch's.

Außer den Briefen der Genannten sind noch einige Bruchstücke aus Briefen der Prinzeß Wilhelm, und ein Schreiben König Friedrich Wilhelm's III. an die Herzogin von Köthen aufgenommen. Stilistisch ist an den Briefen wenig geändert, und nur allzu persönliche oder unbedeutende Stellen sind ausgelassen worden.

1822.

I. Albertine an die Mutter[3]).

Berlin, den 23. Mai 1822.

— — Gestern habe ich einen sehr angenehmen Morgen mit meiner theuern Prinzessin verlebt. Sie ging zum Frühstück nach Monbijou; es war sehr schönes Wetter, und während Elschen[4]) dort im Freien ihre Nähstunde nahm, saß ich allein mit ihr beim Frühstück, bekam aus ihrer Hand Kaffee, und durfte nun recht viel von Dresden erzählen, wobei sie sich noch zu verschiedenen Malen sehr freundlich und günstig über meinen „sehr hübschen Brief" äußerte, wie sie ihn nannte (aber das ganz unter uns, nicht wahr).

Den 24. Mai. Vormittag.

Soeben bin ich heute bei unserer geliebten Prinzeß Alexandrine[5]) gewesen. Sie hatte ganz verweinte Augen, und was für Thränen hat sie noch vor mir vergossen! — Mein Brief hatte sie gefreut, und gestern beim großen Diner kam sie zu mir und machte mir freundliche Vorwürfe, daß ich noch nicht bei ihr gewesen sei, und war so herzlich und so voll Zutrauen, daß es mich innig rührte. Man hatte nicht bestellt, daß ich schon zu ihr geschickt hatte, und darauf ging ich nun heute Morgen hin. Da bat sie mich auch, ihr oft zu schreiben, und schenkte mir einen Ring mit einem goldenen Kleeblatt und den Buchstaben A. K. A. zum Andenken an das Kleeblatt unserer Herzen; Röschen[6]) zwischen uns beiden. Ist das nicht eine hübsche Idee? — auch soll ich noch ihren kleinen Arbeitstisch bekommen,

[1]) Ihr Vater stand als Capitän 1805 und 1806 im Füsilierbataillon des damaligen Obersten von Boguslawski, welches nach ruhmvoller Gegenwehr als letztes auf dem Schlachtfelde von Jena vernichtet wurde. Nach dem Freiheitskriege war Langen Commandant von Saarlouis.

[2]) Sohn des bei Saalfeld 1806 gebliebenen Prinzen Louis Ferdinand.

[3]) Hielt sich zu dieser Zeit in Dresden bei Verwandten zum Besuch auf.

[4]) Prinzessin Elisabeth, Tochter des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm, geboren 1815, vermählt 1836 mit dem Prinzen Carl von Hessen und bei Rhein.

[5]) Alexandrine, Prinzeß von Preußen, spätere Großherzogin von Mecklenburg, Tochter König Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Luise, geb. 23. Februar 1803, gest. 1890. Stand zu jener Zeit am Vorabend ihrer Vermählung mit Paul, Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, geb. 15. September 1800, 1. Februar 1837 Großherzog.

[6]) Röschen Hufeland, Tochter des berühmten Arztes, Staatsrathes und Leibarztes des Königs.

an dem sie oft saß. Was sind das aber für Tage jetzt! Paul[1]) sieht wohl aus, zeigt aber so gar kein Gefühl.

Ich soll mich eben anziehen zum Geburtstag von der Prinzessin Radziwill. Ob heute ein Polterabend sein wird, weiß ich nicht, morgen ist also Abends um 7 Uhr die wichtige Handlung. — Sonntag zuerst natürlich Kirche, Nachmittag um Sechs Cour bei den Neuvermählten und darauf Polonaisecour. Montag Oper; Dienstag Komödie und Ball in Charlottenburg u. s. w. Das Uebrige habe ich nicht ganz behalten.

Verzeihe nur mein Schreiben, ich habe gar keine Federn. — Das Trousseau ist sehr schön.

Den 25. früh.

Gestern bei dem Dejeuner haben sehr viele Menschen nach Dir gefragt; auch die Wildermeth[2]), die ebenfalls nach Dresden kommt, ich glaube, um ihr Talent auszubilden. Ich saß gestern Mittag zwischen ihr und Fräulein Kameke[3]). Was diese für Gewalt über sich hat und haben will, ist wirklich unbegreiflich. Sie war so bewegt (wie man es denn natürlich jetzt so recht innerlich ist), Thränen flossen ihr zuweilen aus den Augen, die sie zu verbergen suchte, und dann sprach sie mit desto größerer Lustigkeit, und ließ sich Speisen geben, nachdem sie erst nichts angerührt hatte. Sie bringt die Prinzessin hin nach Ludwigslust, aber bleibt dann nicht länger dort, wie sie auf das Vermuthen einiger Damen äußerte. Es ist doch viel, daß man ihr dies noch bewilligt. Gegen Röschen und mich ist sie fortwährend gut und freundlich und spricht sogar vertraulicher als je; den ersten Morgen, als ich sie bei der Parade sah, hat sie lange bei mir gesessen und recht offen über Alles gesprochen, sich auch freundlich über mein Schreiben geäußert, in das sie sich entschuldigte, einen Blick geworfen zu haben. Es ist mir doch sehr lieb, daß sie unserer Verbindung mit der Prinzessin so günstig ist, und es beweist doch auch Güte und Geradheit des Charakters, daß sie nicht eine Art von Eifersucht bezeigt auf den Theil der Liebe, den die Prinzessin uns zuwendet. So sprach sie auch gestern sehr vortheilhaft von der Prinzessin Luise[4]) und sagte Vieles zu ihrem Lobe; das würde man vielleicht im umgekehrten Falle nicht gethan haben. — Die Prinzessin muß sie doch über Alles lieben, und wie sie wieder an ihr hängt, wird es noch eine recht schmerzliche Trennung sein. — —

Was für ein Tag ist das! Wenn die Selige[5]) heute ihr Kind sieht, ihre Alexandrine; o, sie allein kann ruhig auf das Alles blicken, sie sieht das Ende! . . .

II. Wilhelm an die Mutter.

Berlin, den 25. Mai 1822.

— — Es freut mich, daß Du mit Kleinigkeiten, die ich Dir berichte, zufrieden sein willst, und daß sie, von mir kommend, für Dich welche zu sein aufhören. Gerade solche Kleinigkeiten Jemandem anvertrauen zu können, gibt das beruhigende Gefühl, daß man nicht allein steht in der Welt. Sogenannte wichtige Begebenheiten, die oft die innere Geschichte des Herzens unberührt lassen und mit den plötzlichsten geistigen Revolutionen des Innersten in gar keiner Verbindung stehen, müssen die meisten Menschen interessiren, auch wenn ein ganz fremder Dritter sie berichtet.

[1]) Der erbgroßherzogliche Bräutigam.

[2]) Fräulein von Wildermeth, Erzieherin der Prinzeß Charlotte von Preußen, Gemahlin des Kaisers Nikolaus I.

[3]) Erzieherin der Prinzeß Alexandrine, geb. 1782, gest. 1857.

[4]) Prinzeß Luise, Tochter König Friedrich Wilhelm's III., später vermählt mit Prinz Friedrich der Niederlande.

[5]) Königin Luise.

Ich verlebe in meinen neuen Verhältnissen sehr angenehme Tage. Exercirt habe ich in diesen letzten Wochen fast gar nicht; die Manöver habe ich nicht mitgemacht (der Hauptmann hat glücklicher Weise von meiner körperlichen Kraft keinen großen Begriff), statt dessen bin ich in der Stadtvogtei auf Wache gewesen, in der Nacht zuletzt mit neunzehn soeben Arretirten in der kleinen Wachtstube zusammen — eine höchst fatale Partie! Die Collegia habe ich in vergangener Woche zumal bei Savigny regelmäßiger als früher besucht. Das Pfingstfest wurde von der Universität mit fünf Tagen Ferien gefeiert, aber gerade am ersten Feiertage mußte ich mit den übrigen Volontärs in die Garnisonkirche marschiren, wo ich mich nicht eben sonderlich erbaut habe. Ich kann doch andere Sonntage ohne den Unterofficier mich nach der Kirche finden. Von den Festlichkeiten dieser Tage, welche diesmal durch die hohe Vermählung noch sehr erhöht worden sind, habe ich nur die Redoute am vorigen Dienstag mitgemacht, wo mir eigentlich nur der Anblick des versammelten Hofes einigen, das Uebrige gar keinen Spaß gemacht hat. Ich weiß nicht, ob man in den russischen Schwitzbädern gerade sehr fröhlich gestimmt ist, auch wenn man sie wie damals umsonst hat. Das Theater habe ich (nicht so oft als Du mir gütigst erlaubt hast, aber doch) dreimal in dieser Zeit besucht. Das erste Mal war ich mit Brixen und Bonin[1]) in Charlottenburg[2]), wo Herr Lebrün vom Hamburger Theater in „Er mengt sich in Alles" den Plumper ganz vortrefflich spielte; in dem darauf folgenden Lustspiele: „Ich irre mich nie", von demselben Lebrün geschrieben, excellirte Herr S. Eigentlich ist es aber doch Madame Neumann[3]), welche jetzt das Berliner Theaterpublicum ganz beschäftigt. Diese sehr hübsche Frau habe ich endlich auch und zwar zugleich als vortreffliche Schauspielerin kennen gelernt. Die Isabella in den „Quälgeistern"[4]) soll aber auch eine ihrer besten Rollen sein, obgleich unser Wolff[5]) gewiß noch besser spielte als sie, und das will und soll viel sagen. Das Stück hat mir ausnehmend gefallen. Endlich bin ich gestern in der „Ahnfrau" gewesen, worüber Du Dich gewiß wunderst. Da aber unerwarteter Weise i ch nicht nur nicht, sondern auch nicht einmal mein Thaler vorigen Dienstag auf Wache[6]) gewesen ist, so hatte das Geld gestern keine Ruhe in der Tasche. Halb zog mich Brixen, dessen Bruder Carl noch ins Theater fahren wollte, halb auch das Verlangen, Madame Neumann in dieser Rolle zu sehen, nach dem Schauspiel . . . Man sieht sie lieber in einem Lustspiel, und sie hat es noch nicht dahin gebracht, durch tragische Kraft und kunstreiches Spiel das zu ersetzen, was sie im Lustspiel auszeichnet, und was im Trauerspiel nicht angewendet werden kann. Abends bin ich in der letzten Zeit oft bei Partheys[7]) gewesen, wo ich auch den alten Körner kennen gelernt habe, der nicht bloß seines Sohnes wegen interessant zu sein scheint. Hierbei fallen mir die Bekanntschaften ein, die Du in Dresden bereits gemacht hast. Das ist wahr, Ihr führt ein schönes Einsiedlerleben in Dresden, alle Tage neue Bekanntschaften, eine interessanter als die andere. Aber das dachte ich mir gleich, denn was soll einen mehr an sich ziehen, die Dresdener Bildergalerie

[1]) v. Bonin, 1866 commandirender General des I. Armeecorps; focht nicht glücklich am 27. Juni bei Trautenau. 1870 Generalgouverneur von Lothringen.

[2]) Im Charlottenburger Schloßtheater wurde noch zur Zeit Friedrich Wilhelm's IV. zuweilen gespielt.

[3]) Nachmals als Frau Haizinger eine der Zierden des Wiener Hofburgtheaters. War bis 1846 in Karlsruhe engagirt. Gastirte damals in Berlin. † 1884.

[4]) Eine Bearbeitung von Shakespeare's „Maß für Maß", die zuerst 1796 und von da bis 1835 nicht weniger als 58 mal aufgeführt worden ist.

[5]) Das Ehepaar Wolff zählte damals zu den besten Kräften der königlichen Bühne.

[6]) Die Wache für den Einjährig-Freiwilligen kostete einen Thaler.

[7]) Hofrath Parthey, der Schwiegersohn Nicolai's, innig befreundet mit Christian Gottfried Körner, Theodor Körner's Vater, der seit seiner Uebersiedelung nach Berlin (1815) im Parthey'schen Hause, Brüderstraße Nr. 13, wohnte.

oder ein Mann wie Jean Paul? Ueberdies genießt man Alles lieber in Gesellschaft, daher ich auch hoffe, Du versparst Dir den noch nicht genossenen Rest der sächsischen Schweiz, bis Du ihn in Gesellschaft genießen kannst.

Dein gehorsamer Sohn
Wilhelm.

III. Albertine an die Mutter.

Berlin, den 30. Mai 1822.

Als ich heute, denke wie spät, um ½10 Uhr erwache, bringt mir die Hoffmann[1]) Deinen Brief. Welch' eine Erquickung für eine durch das Hofleben ermattete Seele, wie drückt ich ihn an meine Lippen und Dich in Gedanken an mein Herz, Du geliebte, theure Mutter; wie ruht' ich in Deinen Armen aus von all' dem Treiben! — —

Nun aber zur ordentlichen Erzählung aller Begebenheiten, die in so vieler Hinsicht wichtig und rührend für mich waren. Mein letzter Brief an Dich ging doch Sonnabend, den 25., früh ab, und Du hast ihn jetzt längst. Den ganzen Tag war es einem recht bewegt zu Muthe und wurde es immer mehr, wie Du denken kannst, als die große Stunde heranrückte und ich mir Alexandrinens Lage dachte. Wilhelm aß hier mit der Tante[2]) und ging um ½4 Uhr weg, wo wir uns sogleich anzogen, die Tante, um in der Bildergalerie den Zug mit anzusehen, und ich, um auch der Hoffmann dies Vergnügen zu lassen. Du weißt, mein Silberkleid und die blaue Robe, deren Besatz in dicker Silberschnur nach meiner Zeichnung recht gut aussah, und dazu neue Blonden, die hübsch, aber auch freilich theuer sind, doch Du weißt, es muß sein; auf den Kopf hatte ich mir einen Kranz von silbernen Lilien machen lassen, und zum Bandeau auch ein kleines Silberband; die Farbe war auch recht hübsch, von einer dazu passenden Blonde mit einem Muster in der Mitte.

Da Prinzeß Alexandrine sich hier im Schloß ankleiden sollte, so schien es mir so sehr passend und zu wünschen, sie an dem wichtigen Tage noch vorher einen Augenblick zu sprechen, ich ging daher in meinem Staat oben hinüber zu der kleinen Treppe, die zum Schweizersaal führt, wo schon Alles voller Menschen stand, und schickte einen Lakaien in die nahen Kammern, wo die Prinzessin sein sollte. Man ließ mir aber sagen, daß es unmöglich sei, indem man beim Ankleiden begriffen; es that mir sehr leid, weil Alexandrine gerade in den letzten Tagen noch so besonders liebevoll und freundlich gewesen war; aber ich begriff dann wohl die Kameke, die nicht die kleinste Erregung aufkommen lassen wollte, weil wirklich Alexandrine wie natürlich schon so bewegt war. So war also der große Augenblick herangekommen, ohne daß ich sie an dem Tage gesehen hatte, ich schrieb noch ein paar Worte an Röschen und schickte ihr zum Andenken des Tages eine bei mir aufgeblühte Rose.

Um 6 Uhr gingen wir hinauf, nämlich zu uns oben (ich war die Erste da, wohl zu merken), und bald trat die Prinzessin Wilhelm heraus, strahlend in ihrem Diadem, einem goldenen Kleide und ponceaurother Robe mit Gold. Nun zogen wir hinüber in einen Vorsaal, der von den Zimmern, wo man zum Rittersaal links geht, rechts liegt. Da war Alles versammelt. Alle erdenklichen Chargen und Hofleute. Die Herrschaften gingen durch zu der Braut (wohl zu merken, daß Elschen auch mit war). Nun stand man lange, ich war unfähig zu jedem Gespräch, jeder Augenblick zog das Herz enger zusammen. Der Kronprinz[3]) sah sehr ernst aus, Prinz Wilhelm Sohn[4]) fehlte, Prinzeß Radziwill und Elisa auch (wohl schon der

[1]) Albertinens Kammerjungfer.

[2]) Johanna von Boguslawska, welche die Geschichte der Vertreibung der reformirten Familie aus Polen Mitte des 18. Jahrhunderts für die Mitglieder derselben beschrieben hat.

[3]) Nachmals König Friedrich Wilhelm IV.

[4]) Nachmals König Wilhelm I.

zweiten Tafel wegen). — Nun kam hinter Fräulein Viereck[1]) ein Garde du Corps, und hinter diesem zwei alte, schwarze Beamte mit der Krone, die meine Prinzessin der Braut aufsetzen sollte; noch eine Minute, und Maltzahn[2]) als neue Excellenz und mit dem großen Stabe voran, ließ Alles ehrerbietig aus einander weichen, dann ein Zug von großen Chargen und Kammerherren, und nun — Alexandrine von Paul geführt, ihre Schleppe von den Damen getragen. Ich kann Dir mein Gefühl nicht beschreiben — nun der König mit der Herzogin von Cumberland[3]), und dann meine Prinzessin mit dem Großherzog[4]), hinter der wir nun gingen, mit dem ganzen Zuge, wie Du im Programm lesen wirst. — In allen Zimmern war alles Coursähige versammelt. Nun standen sie in der Capelle vor dem Altar — und Eylert[5]) hielt eine recht schöne Rede. Alexandrine weinte sehr, wie man denken kann, auch Paul schien recht bewegt. Sie wechselten die Ringe, Kanonendonner erschallte, alle Glocken läuteten, sie waren auf ewig verbunden. Hierauf zog Alles still und innerlich bewegt zurück in die vorigen Kammern. — Nach einer Weile kamen das Brautpaar und alle Uebrigen wieder heraus, die Prinzessin mit einer Krone von Diamanten, die mit zum Trousseau gehört (denn die königliche darf sie nur am Altar tragen); und nun ging der Zug wieder durch alle Zimmer, durch die Capelle und die mit Zuschauern angefüllte Bildergalerie in den weißen Saal. Die Fenster der Zimmer waren geöffnet, und die im schönsten Golde strahlende Abendsonne blickte freundlich, wie des Himmels Segen, auf dies Fest.

Nun setzte sich Alles im weißen Saal zum Spiel, das heißt die Fürstlichkeiten. Das Brautpaar mit dem König und der Herzogin von Cumberland unter den Thronhimmel; rechts davon meine Prinzessin mit dem Großherzog, dem Kronprinzen und Prinzeß Luise, und links die Herzogin von Dessau mit Prinz Wilhelm (Bruder) und Andere, welchen Tisch ich aber nicht sehen konnte vor der Menge; von beiden Seiten noch alle Prinzen, auch Albrecht[6]) und Adalbert[7]), welche „schwarzer Peter" spielten. Wir standen hinter unserer Prinzessin und sahen Alles vorbeiziehen und seine Cour machen, die in einer Verbeugung bestand, zuweilen sprachen auch die Herrschaften, die sich freilich nicht viel um das Spiel kümmerten, was, glaub' ich, Niemand konnte. Nach einer für uns Anwesenden tödtlich ermüdenden Stunde ging es zu Tisch, wo wir uns erst Alle hinter die Stühle der Fürstlichkeiten pressen mußten, bis der erste Toast nach der Suppe ausgebracht war, und wir uns auch setzen konnten. Ich saß an der Tafel von Fürst Wittgenstein[8]), der die Kalb[9]) als älteste Hofdame neben sich hatte, zwischen Graf Haak und den

---

[1]) Erste Hof- und Staatsdame der verstorbenen Königin.

[2]) Hofmarschall und Intendant der Schlösser u. s. w.

[3]) Friederike, Schwester der Königin Luise, Gemahlin des Herzogs von Cumberland, späteren Königs Ernst August von Hannover.

[4]) Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin.

[5]) Geboren 1770 zu Hamm, reformirter Prediger rationalistischer Richtung, die er später modificirte. Durch Stein zum Hof- und Garnisonprediger in Potsdam ernannt; dann evangelischer Bischof, stand Friedrich Wilhelm III. sehr nahe, hatte Verdienste um die vom Könige selbst verfaßte Agenda. † 1852.

[6]) Jüngster Sohn König Friedrich Wilhelm's III: † 1872 in Folge der Anstrengungen des Krieges 1870/71.

[7]) Sohn des Prinzen Wilhelm Bruder, Admiral und Gründer unserer Kriegsmarine. † 1873.

[8]) Minister des königlichen Hauses, Mitglied des Staatsrathes. War von bedeutendem politischen Einfluß.

[9]) Tochter der durch Schiller bekannten Charlotte von Kalb und Hofdame der Prinzessin Wilhelm: sie wohnte bis zu ihrem Tode (1874), und zuletzt völlig erblindet, im königlichen Schlosse.

Dessauer Hofdamen. Nach einiger Zeit wurden wir schon wieder aufgerufen, weil es bald fortginge, aber Alles saß noch; an einer Tafel das ganze corps diplomatique. worunter ich Senden[1]) vermißte, der also auch schon in Ratschütz ist, was mich wundert. — Nun fing der Zug wieder an; ich bemerkte, wie Prinzessin Alexandrine beklommen war. Eine altväterisch ehrwürdige Musik begann mit Trompetengeschmetter, ein Zug von Ministern und Hofchargen mit dicken Wachskerzen in der Hand, die sie dem Brautpaar vortrugen, das nun mit den schleppetragenden Damen und Cavalieren einen Umgang im Saal hielt. So tanzte die Prinzessin mit dem König und allen Prinzen durch, welches an zwanzig waren, sie ging aber auch zuletzt so ermüdet, still und in sich gekehrt, so langsam, daß der falbe Fackelschein, der lange, hinter ihr getragene Mantel, die Trompeten den Eindruck eines Trauerzuges machten. — Wahr ist es aber, daß Alles jetzt sehr verändert ist; seit der Vermählung ist das Verhältniß der Beiden herzlich und wirklich zärtlich, und wenn es so bleibt, ist das Beste zu erwarten. Gut von Herzen soll er doch wirklich sein, und man behauptet auch gewiß, nicht verdorben. Du kannst denken, daß ich mir von allem in Dresden Gehörten nichts merken lasse; vielleicht ist es doch nicht so wahr, als man dort glaubt.

Nun also weiter von damals. Nach dem Fackeltanz, den Er auch mit den Prinzessinnen hielt, ging Alles zurück in die Zimmer der neuen Erbgroßherzogin; wir blieben, nachdem ihre Thüren geschlossen, noch einige Zeit im Vorzimmer, und nachdem sich die ganze Versammlung nach und nach verloren hatte, auch die übrigen Prinzessinnen weg waren, wurden wir Damen auch von der unserigen entlassen, welche noch bei Prinzessin Alexandrine blieb.

Es war gegen Elf, als ich in mein Zimmer kam, wo ich mich sehr ermüdet und mit Segenswünschen für meine liebe Prinzessin, die nun Gemahlin und Erbgroßherzogin war, niederlegte.

Der erste Pfingstmorgen, am 26., war so schön und freundlich, daß schon dies allein eine heitere Stimmung geben mußte; da wir erst um ½12 zur Kirche bestellt waren, fuhr ich noch vorher zu Röschen. —

Zu Hause zog ich mich schnell an, meinen rothen Krepp von Prinzessin Alexandrine mit dem Leibchen von weißer Gaze, das Du kennst; ich hatte gar nicht vorher daran gedacht, aber es stand recht gut so mit einem rothen Rosenkranz auf dem Kopf. So ging es en gala in die Kirche. Alexandrine erschien mit ihrem Gemahl, die Brillantenkrone in dem gelockten Haar und ein Pointekleid über rosa. Sie war gerührt, aber ruhig; Theremin[2]) hielt eine gute Predigt, von dem Pfingstevangelium genommen, über die wahre Begeisterung, die in der Liebe besteht. Du kannst denken, wie einen das Alles so recht innig bewegte, wie man in dem Augenblick fühlte, daß die wahre göttliche Liebe Alles heilige und verkläre, und auch das in sanftmüthiger, duldender Liebe vereinige und versöhne, was sonst nicht zu einander stimmen möchte. Wenn wir dies Gefühl himmlischer Erhebung immer in uns erhalten könnten, wie würde sich dann Alles in und außer uns in schöne Harmonie auflösen! Aber wir sind noch immer Menschen und auf der Erde. — Aus der Kirche ging man zum déjeuner dinatoire in die an den Rittersaal stoßenden Zimmer; und um 6 Uhr mußte man schon wieder im Robenanzug und bei der Cour sein, die die Neuvermählten annahmen. Es war keine Kleinigkeit für eine junge Prinzessin, so allein mit Allen zu reden, von denen viele Säle und Zimmer angefüllt waren. Hierauf war Polonaisen-Cour im weißen Saal. Da die anderen Hofdamen alle aufforderten, so waren nur die Schulenburg, Berg[3])

---

[1]) Hessen-Darmstädtischer Gesandter. Machte sich in Preußen ansässig. Die Enkel dieses Senden dienten sämmtlich in der preußischen Armee.

[2]) Geb. 1780, aus einer Refugiéfamilie, Hofprediger von orthodoxer Richtung. † 1846.

[3]) Hofdamen.

und ich zum Vortanzen, wo man denn so mit jedem Flügeladjutanten drei- bis viermal herumgehen mußte. Es war 9 Uhr, als Alles aus einander ging, und, um mich zu erholen, machte ich bei dem schönen Abend noch einen Spaziergang auf dem Dach. Der Mond schien so schön, die Stadt und ihr Getümmel lagen tief unter mir, ich sah nach Süden, nach der Gegend meiner Lieben. Wolken umschwebten die glänzende Sichel, dann stand sie wieder klar an dem reinen, tiefen Blau. Endlich einmal Natur, Wahrheit, Friede nach all' dem eitlen Gewirr. — Nun kam ich in mein stilles Zimmer, das der Mond sanft erleuchtete und Abendluft mild kühlte. — Meine Mutter, da dachtest Du wohl auch an mich; es war mir so wohl! — — —

Abends.

So weit war ich hier und draußen bei der Tante diesen Mittag gekommen[1]), und nun bin ich hier zurück von einem ruhig schönen Abend bei Hufelands, wo wir unter blühenden Rosensträuchen und dem vergoldenden Schein der untergehenden Sonne im Garten Thee getrunken haben, bis der Mond schon hell am Himmel stand. Nun will ich in meiner Erzählung der vergangenen Tage fortfahren. Den 27. kamen früh die Tante und Wilhelm; ich zog mich nur gewöhnlich weiß an zur Kirche um 11 Uhr, wo Sack[2]) auch recht gut predigte. Prinzessin Alexandrine war ebenfalls darin mit Paul. Dann zum Diner im Rittersaal wieder en robe; kaum war man zurück, mußte man hinauf zur Prinzessin, wo die junge Erbgroßherzogin Visite machte. Man zog sich gar nicht um, blieb im Silberkleide und war um ½6 schon wieder oben, um in die Oper zu fahren. „Nurmahal" von Spontini. Das Ganze war recht schön, besonders die Musik des zweiten Actes und die Decorationen vortrefflich. Als das neue Paar eintrat, erscholl unter Trompetenschall ein dreimaliges Lebehoch von dem Publicum, das Alexandrine mit viel Anstand und Freundlichkeit begrüßte. Der 28. war erst ein Tag der Unruhe; schon den Abend vorher hatte man von Maskenkleidern gesprochen, in denen man auf die Redoute kommen wollte. Zwischen den Vorbereitungen hierzu mußte man sich aber noch zum Diner des Kronprinzen anziehen, und um ½6 Uhr, noch in dem Mittagsputz, ins Theater. Es war „Donna Diana" von Madame Neumann gegeben, also recht interessant. Um 8 Uhr waren wir zu Hause, wo ich mein Maskenkleid fand, und um 9 Uhr zum Souper auf dem Palais. Die Prinzessinnen sahen wunderschön und die Damen allerliebst aus. Nun kamen wir in einer fürchterlichen Hitze auf die Redoute, gingen auch einmal unten herum, ich von Prinz Solms geführt, und waren gegen 12 Uhr endlich zu Hause. Folgenden Tages, gestern den 29., zum Ball nach Charlottenburg, wo wir schon nach 6 Uhr Abends waren.

Unter all' dem Hin und Her war gestern auch noch Bettina Arnim bei mir, die unter den tausenderlei Dingen, über die sie sonderbar, aber mit Geist sprach, Dich auch noch bitten läßt, Jean Paul zu sagen, daß sie jetzt kürzlich alle seine Bücher gelesen und sich sehr mit ihm beschäftigt hätte, und ihn frage, ob er kein Gefühl davon gehabt habe; ich gebe den Auftrag gewiß schlecht wieder; zuletzt zeigte sie mir noch Zeichnungen von ihrer Erfindung und Porträts ihrer Kinder, auch Composition ganzer Scenen, mit außerordentlichem Geist gemacht; es ist schade, schade um so viel geistige Kräfte; aber was sie für Dinge spricht! — In Gegenwart junger Leute kann einem oft Angst werden. Mit Wilhelm hatte sie großen Streit

---

[1]) Sie meint in der Erzählung der Beschreibung der Festlichkeiten. Mit „draußen" ist die Wohnung der Generalin auf Wollank's Weinberg gemeint. Sie wohnte an der Stelle in einem Landhause, wo später das „Nationaltheater" stand.

[2]) Geb. 1788 zu Berlin, Hof- und Domprediger. Schloß sich der Opposition gegen die neue Agende an. † 1842.

über Landschaft- und Blumenmalerei, wovon er Dir einmal selbst schreiben mag, und über die Neumann und Stich[1]), welche letztere sie ganz verwarf.

Daß der Prinz Wilhelm Sohn[2]) nicht zur Vermählung gekommen ist, dachte ich Dir geschrieben zu haben. Er hat es entweder seines eigenen Gefühls wegen nicht über sich gewinnen können oder es wegen Prinzeß Elise[3]) nicht gethan, die freilich nicht an der ersten Tafel gewesen wäre, wie es sich gezeigt hat (leidige Etikette)! Aber auch sie erschien gar nicht, ebenso wenig wie die Mutter, welche krank war oder hieß.

— — — Eben jetzt bringt man mir Prinzeß Alexandrinen's letztes Andenken, ihren Nähtisch — es ist mir eine große Freude und von unbeschreiblichem Werth. Du weißt doch, daß sie heute abgeht, nach Potsdam, und morgen von da ganz fort. — Sie gehen über Neustadt an der Dosse und Havelberg, bis wohin oder nur bis Neustadt sie der König begleitet. — Wie einsam wird es hier, wie verödet Alles um den König!

Ich werde jetzt gleich zu ihr gehen zum Lebewohl und Dank wegen des Andenkens. Sie ist heiter und meint, es sei ihr gar nicht, als ginge sie fort, da sie im September wieder auf einige Tage herkomme. Gott erhalte ihr Zufriedenheit und Ursache dazu. — Sie macht sich aber wirklich Allen so lieb; der Großpapa[4]) und Paul tragen sie auf Händen, und durch ihr Betragen gewinnt sie schon jetzt die Herzen aller Mecklenburger. Vorgestern ist sie bei Röschen gewesen; unter uns gesagt: ist diese doch die Einzige, gegen die sie sich ganz ausspricht. Sie kann es sich selbst nicht denken, daß sie verheirathet ist, und Paul's Liebe und Gutmüthigkeit rührt sie in der That. Gegen meine Prinzessin hat sie auch recht mit Liebe von ihm geredet. — — — Sie ließ mir sagen, um 10 Uhr zu ihr zu kommen, und ich blieb, bis sie in den Wagen stieg. — Sie war sehr gerührt, aber recht heiter, auch mit Paul habe ich noch einmal ordentlich gesprochen, er scheint wirklich sehr gut von Herzen, liebt sie über Alles und hat den heißesten Willen, sie glücklich zu machen; bei dem Allen kann ich mir durchaus das nicht denken, was man sagt. Was sprach man nicht schon Alles von unseren Prinzen, so ganz ohne Grund! — Bei Prinz Wilhelm[5]) sah ich gestern Licht; ob er da sein mag? Es spricht fast Niemand von ihm.

IV. Albertine an die Mutter.

Berlin, 13. Juni 1822.

Wie soll ich Dir aber danken für das Andenken von Jean Paul und für ein solches! So oft ich diese Rose ansehe, erinnert sie mich an alle die in seinen Büchern, an die der Schlummerhügel im Traume des Orion und ihre schöne Bedeutung. — Es sieht ihm so ähnlich, diesem Geist, der mit so unaussprechlicher

[1]) Die berühmte Schauspielerin, geb. Düring (1795), seit 1824 verwittwete Stich, heirathete 1827 den Sohn des Bankiers Crelinger, starb 1865.

[2]) Prinz Wilhelm Sohn (des Königs), später Kaiser Wilhelm I.

[3]) Prinzeß Elise Radziwill, der, wie man weiß, Prinz Wilhelm eine innige Neigung gewidmet hatte. Während dieser festlichen Tage von Berlin abwesend, schrieb der Prinz am 21. April 1822 vom Haag aus an seinen Vertrauten, den damaligen Generalmajor Oldwig von Natzmer: „Sonst habe ich den König bitten müssen, mein Ausbleiben bis nach Alexandrinen's Vermählung zu vertagen, denn Sie begreifen, daß es zu viel von mir verlangt sein würde, diesen Tag in Gemeinschaft mit Prinzeß Elise begehen zu müssen." — Der Brief ist mitgetheilt in der „Deutschen Rundschau", 1890, Bd. LXII, S. 172: „Kaiser Wilhelm I., die Prinzeß Elise Radziwill und die Kaiserin Augusta". Herausgegeben von Gneomar Ernst von Natzmer. Unter diesem Titel auch als Buch erschienen, 1890. Berlin, bei Gebrüder Paetel.

[4]) Großherzog von Mecklenburg.

[5]) Prinz Wilhelm Sohn ist gemeint.

Liebe vor seinem Schöpfer kniet und so innig dessen Welt und alle Wesen umfaßt, daß er die Blumen so liebt und einen kleinen Theil der göttlichen Schöpfung auch äußerlich immer an seinem Herzen trägt. — Auch für die herrliche Stelle aus dem Museum[1]) danke ich Dir herzlich; ich las sie gestern Abend der guten, alten Kalb vor, die ganz entzückt und sehr gerührt dabei wurde. — Als ich nach dem Thee endlich einmal eine Minute fand, um die Prinzessin zu sprechen, die L'Estocq[2]) und Kalb waren nicht da, so erzählte ich ihr von Jean Paul und Deinem Briefe, und nach Tisch sprach sie noch einmal so freundlich und sagte, ich möchte ihr die Stelle aus Jean Paul vorlesen, wenn wir wieder einmal in Monbijou frühstückten. Von Fischbach[3]) wird noch nichts Bestimmtes gesagt, aber der Prinz scheint doch je eher je lieber hin zu wollen und beschäftigt sich beständig mit den neuen Einrichtungen; gestern hat er den ganzen Nachmittag Tapeten ausgesucht. Gemalte Glasscheiben werden gemustert und zusammengesetzt, Façons zu Möbeln gezeichnet, und so wird gewiß Alles sehr geschmackvoll und sinnreich ausfallen. Das ist doch eine Annehmlichkeit des Reichthums, daß man seine Ideen ohne Einschränkung ausführen und einen Platz, den die Natur so reich und liebevoll ausgestattet, nun mit allem Schönen schmücken kann, was sie den Werken des menschlichen Geistes übrig läßt. Wir sind jetzt viel in Schönhausen[4]), oder waren es vielmehr bis vorgestern, wo das Wetter kalt und unfreundlich wurde und doch leider immer trocken blieb. So würde auch vielleicht Elschen's Geburtstag dort im Grünen gefeiert werden, wenn nicht, wie ich fürchte, die Großfürstin Marianne Störung macht; sie soll den 18.[5]) kommen. An diesem Victoria-Tage werden auch Bülow und Scharnhorst zum ersten Male auf ihrem neuen Platz das Fest mitfeiern; sie werden den 17. aufgestellt und am Schlachttage enthüllt[6]).

V. Albertine an die Mutter.

Berlin, den 22. Juni 1822.

Gestern genoß ich bei dem herrlichen Wetter die schöne Natur in Sanssouci, und heute im Rückweg von Potsdam sagte mir die Prinzessin unter vielen freundlichen Gesprächen bestimmt, daß ich mit nach Fischbach gehe. Sie wunderte sich, als sie meine Freude dabei sah, daß ich es noch anders hätte denken können. Ich sagte ihr so recht, wie ich es fühle, nämlich die Freude, bei ihrem ersten Eintritt in jene schöne Gegenden um sie zu sein. — Mit dieser reinen Freude und diesem wahrhaft innigen Dankgefühl gegen Gott, der uns nicht nur Genüsse gewährt, sondern sie uns auch auf die Art gibt, wie sie am theuersten und ansprechendsten für unser Gemüth sind, kam ich hier an und fand Deinen so lieben Brief mit einer Darstellung Eures ganzen schönen Lebens dort. O mein Jean Paul! Und auch diesen Geist mußte uns der himmlische Vater schon hier zuführen . . .

[1]) „Literarisches Museum". Eine Zeitschrift, begründet von Friedrich Christoph Perthes 1810.

[2]) Generalin von L'Estocq, Oberhofmeisterin der Prinzeß Wilhelm.

[3]) Fischbach liegt in Schlesien, in der Nähe von Hirschberg, und kam damals (1822) in den Besitz des Prinzen Wilhelm Bruder, der einen großen Theil des Jahres dort Aufenthalt nahm.

[4]) Schönhausen bei Berlin, vornehmlich bekannt als Residenz und Wittwensitz der Königin Elisabeth, Gemahlin Friedrich's des Großen. Ehe Prinz Wilhelm Fischbach kaufte, hatte er gewöhnlich seinen Sommeraufenthalt in Schönhausen.

[5]) 18. Juni, der Tag der Schlacht von Belle-Alliance.

[6]) Die beiden Standbilder zu beiden Seiten der Königswache; das von Blücher folgte 1826, York und Gneisenau erst 1855. Alle fünf, die beiden ersten aus Marmor, die drei anderen aus Bronze, sind von Rauch.

Den 20., Donnerstag, früh war große Parade, wo ich Wilhelm wieder suchte und nicht fand, mich aber ganz besonders an den herrlichen Statuen [1]) ergötzte, die nun aufgestellt, und deren weißer Marmor sich herrlich vor dem Hintergrund der dunklen Bäume ausnimmt. Wie Geister stehen sie ohne irdische Farbe fest und erhaben da. Mit der liebenswürdigen Gräfin Egloffstein, der Schwester der Julie [2]), ging ich die Zimmer des Königs durch, in denen wir uns befanden, und wo vorzüglich die schönen düsteren Nebelbilder von Friedrich und die Statue der Spinnerin von Schadow zu bemerken sind. Zum Diner nach Charlottenburg fuhr nur die L'Estocq mit, ich konnte mich daher einmal bei meinen lieben Hufelands von allem Geräusch ausruhen. Nach Tische las ich noch ein Capitel aus Herder mit Röschen und ging um 5 Uhr nach Hause, um mit in den „Freischütz" zu fahren. — Nach der Oper zum Souper bei Radziwills. Bei Tische mit der Berg und Blanche [3]) saß noch außer einigen Weimarern Rostitz [4]) und Natzmer [5]) mit uns zusammen, die, ich weiß nicht wie, auf England und Blücher's und des Monarchen Aufenthalt dort zu sprechen kamen; wo bei der ungebundenen Verehrung des Volkes viele komische Geschichten zum Vorschein kamen, die zum Theil höchst lächerlich, oft aber wirklich interessant waren.

VI. Albertine an die Mutter.

Fischbach, den 25. Juli 1822.

Hier endlich in Ruhe auf meinem einsamen Zimmer, umgeben von der schönsten Natur, lasse ich meine Gedanken zu Dir eilen, um an Deinem Herzen Alles doppelt zu genießen. — Unsere Reise ging sehr schnell, wir waren zu Mittag in Frankfurt und über Nacht in Krossen. Den zweiten Tag kamen wir bis Haynau, und ich freute mich auf die schöne Gegend dort, aber leider kamen wir im Finstern an. Am dritten Tag wurde die Gegend immer schöner, und ich lag mit den Kindern beständig in den Wagenfenstern, um die Berge zu sehen, die mir so lieben Bekannten. Je näher wir kamen, desto mehr war das Volk beim Umspannen versammelt und begrüßte freundlich die neue Erscheinung der Prinzlichkeiten. Diesen schönen Weg von Goldberg bis Hirschberg hatte ich zuletzt mit Euch gemacht, Ihr Lieben; aber wie damals war auch an diesem Tage die Aussicht vom Kapellenberg nicht ganz klar, wenigstens nicht schön beleuchtet. Die Prinzessin war aber doch sehr erfreut über Alles, und es that mir hier besonders leid, nicht mit ihr zu fahren. Die letzten anderthalb Meilen von Hirschberg hierher ging es, wie Du denken kannst, sehr schnell, und die Herrschaften fuhren noch rascher; wir hatten sie verloren und sahen sie erst wieder hinter der ersten Ehrenpforte, umgeben von dem

[1]) Die genannten Statuen von Scharnhorst und Bülow an der Königswache.

[2]) Julie von Egloffstein, eine der anmuthigsten Figuren des weimarischen Kreises, geb. 1792, † 1869, mit Goethe befreundet. Sie hatte zwei Schwestern: Karoline, geb. 1789, † 1868, Hofdame der Großfürstin Maria Paulowna, und Auguste, geb. 1796, † 1862. Alle drei Schwestern haben sehr anziehende Dichtungen herausgegeben. Die begabteste war Julie. Die hier genannte ist wahrscheinlich Auguste Egloffstein. Der Gräfin Karoline widmete Goethe mehrere Gedichte.

[3]) Blanche von Wildenbruch, Schwester des oben genannten nachmaligen Gesandten von Wildenbruch. Heirathete einen Herrn von Röder.

[4]) Graf Rostitz, Adjutant Blücher's 1815.

[5]) General von Natzmer, geb. 1782, † 1861. Er führte die wichtige Mission des Königs 1813 aus, welche York öffentlich desavouirte, im Geheimen aber die Convention von Tauroggen billigte. Später General der Infanterie und Generaladjutant. Eine in jeder Beziehung hervorragende Erscheinung, derselbe, an welchen der oben angeführte Brief des Prinzen Wilhelm Sohn gerichtet war. Biographie von Gneomar von Natzmer. 1876.

ganzen Fischbacher Dorf und allen benachbarten. Hinter dem Wagen ging ein Zug geputzter Bäuerinnen in hübscher Tracht und an beiden Seiten die Männer gleichfalls mit Blumensträußen, sowie noch eine große Schar Landleute, unter die wir uns mischten und auch zu Fuß nachfolgten. Die Menge und das frohe Getümmel waren so groß, daß wir den Anfang des Zuges auch bald aus dem Gesicht verloren und die Herrschaften erst wiedersahen, als sie am Ende einer schönen Lindenavenue an der Brücke vor dem Schloß standen, wo in einem Kreise der Prediger eine Rede hielt. Dies habe ich nur erzählen hören, denn als wir uns endlich bis zur Brücke gedrängt hatten, durch die frohe Menge, die uns immer versicherte, wie glücklich Alles sei, die Herrschaften zu sehen, so standen diese bekränzt, besonders die Kinder, vor dem Schloß, und ein Chor stimmte einen recht schönen Gesang an. Als hierauf die Herrschaften endlich, begleitet von den fröhlichen Leuten, ins Schloß kamen, ging und stieg man überall herum und ergötzte sich an der herrlichen Aussicht aus den Fenstern und von dem Balkon des einen Eckthurms und an den hübschen Zimmern, von denen freilich erst meins am meisten fertig war, die der Herrschaften eigentlich gar nicht, und sie wohnen noch jetzt in ganz weißen Zimmern, ohne alle Gardinen und Tapeten, nur das Schloßzimmer der Prinzessin ist fertig, ganz grün, mit der Aussicht auf die Schneekoppe und den Schmiedeberger Kamm über viel nahes Grün hinweg. — Eben beleuchtet die Abendsonne so herrlich meine Linden, die wirklich Aehnlichkeit mit den Schönhauser haben und zwei von meinen Fenstern umgeben, doch so, daß mir von der Seite noch eine hübsche Landschaft offen bleibt. Das dritte (denn ich habe ein Eckzimmer) geht auf den Falkenstein, den Mariannenfels und andere schöne Berge hinaus. Dicht am Hause ist Wasser, also stehen die Bäume nicht zu nahe, so daß ich von meiner Höhe nur Bäume, ein wenig Ferne und den schönen Himmel übersehe . . .

VII. Albertine an die Mutter.

Fischbach, den 19. September.

. . . Ich glaubte auch, meine geliebte Mutter, Dir schon etwas geschrieben zu haben, meine jetzige Prinzessin betreffend, was Du vielleicht nicht ganz gut heißen wirst, wie ich fürchte, aber wenn Du wüßtest, wie es gekommen, und wie sie es aufgenommen hat! Ich hatte nämlich darin gefehlt, zu glauben, daß sie schon Alles errathen habe. Dies hatte sie nun allerdings nicht. Aber als ich nun die Bestätigung der Ankunft zu lesen glaubte, so schien es mir in der unaussprechlichen Freude meiner Seele wie eine Verletzung ihres mir immer bewiesenen schönen Zutrauens, wenn ich ihr etwas verhehlte. Da faßte ich einst, allein mit ihr, ihre beiden Hände und — ließ sie errathen, *wie* und *warum* meine ganze Seele von Dank gegen den Allgütigen überströmte. Sie nannte den Namen — den sie nur aus einigen Gedichten errathen hatte, die ich so gesagt, aber *fast* ohne ihn zu nennen; denn laut, meine Mutter, hätte ich es ja in meinem Leben nicht gekonnt. Wie freundlich, fast dankend, nahm sie mein Vertrauen auf, wir wurden gestört, und sie verwies mich noch schnell auf einen baldigen Spaziergang. Eines Sonntags, es war am 4. August, ließ sie mich durch die Kinder zu demselben auffordern. Es wird mir ewig unvergeßlich bleiben, dieser Tag und alle Plätze, wo wir gingen, und die Steine, auf die sie sich mit mir setzte, und wie ich Alles von jenem Winter erzählen mußte, während die Kinder umher sprangen. Sie umarmte mich und dankte mir zu wiederholten Malen für das ihr geschenkte Vertrauen[1]).

[1]) Dieser Brief bezieht sich auf eine Herzensneigung Albertinens, die sich aber nicht verwirklichen durfte.

Fischbach, den 21. September 1822.

Von was könnte ich heute zuerst reden, meine geliebte Mutter, als von der wehmüthig ernsten Erinnerung, die dieser Tag von Neuem erschütternd in der Seele erweckt. Fünf Jahre sind es schon[1]), daß er in einem besseren Dasein lebt; was mögen seine Ansichten hierüber jetzt sein, seine Empfindungen bei dem Wissen um unsere Sehnsucht und Liebe? Fünf Jahre! Wie doch das Leben so über Alles — Alles dahin geht! Da fühlt man, daß nichts ewig ist als die Liebe, die wenigstens auf Augenblicke in Vergangenheit und Zukunft leben kann, als sei Alles eine unendliche Gegenwart. Gestern Abend, als nach langem Nebelwetter die Sterne einmal klar am Himmel standen, dachte ich mir, ob wohl einer von denen, deren Licht in mein Fenster strahlte, der sei, wo er nun wandelt, wo eine schöne Natur ihn jetzt entzückt, wo er mit Wonne und Dank die Wege der Vorsehung überschaut, wo ihm unsere Thränen, unser Jammer vorkommt wie uns der nichtige Kummer eines Kindes, und die Hoffnung und die Freude über unsere dereinstige Wonne seine Seligkeit erhöht. — Die Welt gab ihm hier nichts mehr, weil sie für seine reine, geistige Sehnsucht keine Befriedigung mehr hatte, und der Allgütige ließ ihn ahnden, daß er seinen Geist bald auf einen würdigeren Platz des Wirkens führen werde, er gab ihm ein Vorgefühl davon, und das machte ihn in der letzten Zeit so besonders mild und weich. Das ließ seine Augen so ungewöhnlich leuchten, bei unserem Gespräch kurze Zeit vorher, über das Wesen unserer Seele, und was auf Erden demselben am meisten gleich kommen könne, und wie er auf die Flamme des vor uns brennenden Lichtes deutete, und seine Züge sich verklärten. Da trat er von uns hinaus, um den hell aufgehenden Mond zu betrachten, und dort, wo in der kalten Nachtluft seine Körperkraft noch mehr schwand, schwang die immer freier werdende Seele ihre Flügel näher zu der Herrlichkeit Gottes. Ernestine wird auch den Abend noch wissen und sich unserer letzten wehmüthigen Reise erinnern . . .

Fischbach, den 24. September 1822.

. . . Heute sind wir auch wieder Alle im Geiste vereinigt; heute am offenen Grabe unseres Geliebten. — Weißt Du, die schreckliche Feier und der gräßlich bedeutsame Kanonendonner — nur der Himmel strahlte in sanftem Mondesglanz Trost und Beruhigung auf den Moder und die Verwirrung der Stadt, und auf ihre Gräber, der einzige Platz auf ihrem Rund, wo endlich Ruhe für den müden Leib . . .

VIII. Albertine an die Muttter.

Fischbach, den 15. October 1822.

. . . Leider kann ich noch nicht sagen, wann ich Dich selbst wieder selig in meine Arme schließen werde, da noch nichts bestimmt gesagt ist. Aber wenn ich von mir selbst abstrahiren und unparteiisch reden will, so kann ich doch nicht den Ansichten des Publicums beistimmen und die Herrschaften sogar tadelnswerth finden[2]). Es ist wahr, daß die Prinzessin Luise jetzt sehr allein ist, aber hat man meiner Prinzessin denn je den mindesten Einfluß auf die königlichen Kinder zugestanden? Und dem ohnerachtet fühlt sie, daß sie als Tante vielleicht sich der Kleinen mehr annehmen könnte; dies weiß ich aus einer ihrer Aeußerungen, und daß sie besonders gewiß mehr an die Annehmlichkeit der Anderen als an sich denken und mit Aufopferung ihrer eigenen Neigung in die Stadt eilen würde; aber hängt sie hierin von sich ab? Was den Kronprinzen betrifft, so bin ich überzeugt, daß das Verhältniß mit dem Prinzen[3]) gewiß so gut als möglich ist, daß aber, wenn

[1]) Es war der Todestag des Generals von Boguslawski.

[2]) Bezieht sich darauf, daß man die königlichen Kinder Prinzeß Luise, Prinz Karl und Prinz Albrecht in Berlin oftmals zu vereinsamt fand.

[3]) Wilhelm Bruder.

auch wirklich nicht die kleinste Eifersucht in dem letzteren stattfände, was ich nicht glauben will, man doch gestehen muß, daß er als Onkel seinem Neffen nicht die Rücksicht schuldet wie dem Bruder, und wegen Jenes wirkliche Geschäfte und Arbeiten hintansetzen müßte. — Du wirst hiervon laut sagen, was Du für gut findest, aber natürlich immer nur in der Hinsicht, daß die Herrschaften die Abwesenheit des Königs benutzen, um die neuen Besitzungen einzurichten, und auch nicht, als hätte ich davon geschrieben, sondern als sei es nur Deine Ansicht. Daß ich mir aber sollte hier etwas von der Stimmung des Berliner Publicums merken lassen, dazu stehe ich doch auf zu entferntem Fuß mit dem Prinzen und fürchte auch, ihm stets gewissermaßen fern zu bleiben. So vortrefflich er doch gewiß ist, so hat er Eigenheiten, die es ihm möglich machen, seiner Umgebung zuweilen kleine Kränkungen fühlen zu lassen, die einen dann immer wieder um viele Schritte zurückbringen. Hier, wo die Verhältnisse doch nicht so bestimmt sind wie in Berlin, und Alles mehr von seiner Willkür abhängt, gibt es auch mehr Gelegenheiten, bei denen zuweilen gegen uns ein kleiner Mangel an gefälligem Wohlwollen sichtbar zu werden scheint. Auch kamen einige Male bei Gelegenheit der Landpartien nicht ganz zarte Aeußerungen zum Vorschein, die mich bei seiner oft wieder so delicaten, edlen Art zu sein, verwunderten und, Dir gestehe ich es, kränkten; aber ich habe mir vorgenommen, nie die kleinste Empfindlichkeit zu zeigen, und ich hoffe, ich werde es halten . . .

IX. Albertine an die Mutter.

22. October 1822.

(Gibt eine Beschreibung ihres täglichen Lebens und fährt dann fort): Der Chateaubriand ist so herrlich; und zum Uebersetzen habe ich alte Memoires der Markgräfin von Bayreuth gefunden, noch vom Vater; das gibt einem Redensarten, indem es ins Deutsche und wieder ins Französische übertragen wird. Sie sind auch zum Lesen recht interessant, aber der Prinz sagte neulich, sie wären eigentlich nur unter der Hand gedruckt worden, und es ist auch unbegreiflich, was für Sachen darin stehen, auch von Friedrich Wilhelm I. und Anderen, und alle Namen genannt. Sehr interessant ist mir die Darstellung Friedrich's II. als Kronprinzen, die Züge seines Charakters und damaligen Lebens. —

Fischbach, den 1. November 1822.
Morgens 8½ Uhr.

Wo könnte ich mich heute mit meinen Gedanken hinwenden als zu Euch, Ihr meine Lieben, die Ihr wohl jetzt mit dem theuren Geburtstagskinde[1]) um den runden Tisch steht mit den Angebinden. Dann liest die Mutter das schöne Danklied von Gellert wie immer, nicht wahr, und dann setzt Ihr Euch zur wohlbekannten Chokolade und freut Euch, daß Ernestchen nun eine große, liebe Person von siebzehn Jahren ist? Gott segne Dich, und lasse Dein Inneres immer so klar und rein vor ihm erscheinen als der heutige Tag, der sich heute, Ernestinchen's Frühling zu feiern, auch mit Frühlingssonne schmückt. Sei recht froh und recht heiter, meine geliebte Schwester, und denke dabei an alle Deine entfernten Freunde; und da Du nun, sie Alle zu suchen, auch gen Himmel blicken mußt, so wird ihr Segen von dort oben Deinen Frohsinn zu einem himmlischen heiligen.

Fischbach, den 13. November 1822.

Gestern waren die Berge hier zum ersten Mal beschneit, und es ist nun ganz winterlich. Die dunkelgrünen Tannenwälder auf den hohen Bergkämmen weiß bereift, auch die Felsen, besonders die Friesensteine auf dem Landshuter Berg.

[1] Ernestine v. Langen. Ihr Geburtstag war der 31. October. Vielleicht nur eine Verwechselung beim Datiren des Briefes.

Flockige Schneestreifen zogen sich von der großen und kleinen Koppe, bis wo die Wolken über die höchste Spitze hingen, unter ihnen war Alles rein und klar. Ich feierte am 10. November in Gedanken den Geburtstag des großen Reformators und Schiller's; und wie schön feierte heute der Himmel meiner geliebten Mutter Geburtsfest! Der Himmel war so rein und blau und darüber zuletzt von so klarem Gold umflossen, und nun winken mir die Sterne freundlich in mein Fenster wie Grüße meiner lieben Entfernten, die vielleicht heute auch ein wenig an mich denken. O meine Mutter — aber was soll ich sagen? Könnte ich Deine Hand nur einmal an mein Herz drücken, dann wüßtest Du Alles, meine Liebe, meinen Dank für das den Deinen geweihte Leben. Gerade heute mußte Jemand aus Berlin hier essen, den wir zwar eigentlich nicht viel kennen, und der mir auch daher nichts von Dir sagen konnte, aber

„selbst der letzte Knecht,
Der an den Herd der Vatergötter streifte,
Ist uns in fremdem Lande hochwillkommen."

Der Flügeladjutant v. M. war mit Redens[1]) aus Buchwald hier zu Mittag. Unter uns gesagt, war dies in Berlin vielleicht einer der wenigst interessanten Menschen; aber so sind wir nun, in der Ferne bekommt Alles von der Gegend unserer Lieben her einen größeren Werth . . .

Fischbach, den 18. November 1822.

. . . Bei einer Lectüre, die ich jetzt vorhabe, denke ich Deiner besonders; es ist die Allgemeine Geschichte von Joh. v. Müller. Was ist das vortrefflich! Nie hat mich ein Buch dieser Art so gefesselt und den Geist so erhoben. Woher kommt es nur, daß man seinen Stil zuweilen tadelt? — und ich glaube unklar findet? — auch der Vater war dieser Meinung. — Es ist wahr, daß man bei jeder Zeile anhalten und, um sie zu verstehen, sie erst durchdenken muß, aber ich meine, daß dies gerade die Begriffe lebhafter macht und fester einprägt. Mir schwachem Kopf wenigstens wird es leichter, dieser Art des Vortrages zu folgen; die Ideen werden mir klarer, die Beziehungen verbinden sich leichter, vielleicht eben weil man sie oft selbst hervorsuchen muß, als in einem Buche, wo Alles in gedehnten, langen Perioden ausgesprochen ist. —

X. Albertine an die Mutter.

3. December 1822.

(Beklagt sich über einige kleine Verstimmungen mit Angehörigen des Hofes; sodann weiter:) Morgen vor zwei Jahren![2]) — Das war der erste Ball bei Alopäus[3]), da blieb ich länger als die Prinzessin und tanzte mit . . . — Man glaubte, ich sei darum geblieben. — Eine Täuschung, die ich ihm an anderen Abenden nur zu bald benahm, auch ohne es zu wollen. — O meine Mutter, es war das erste Mal, daß ich ihn sprach. Da hatte ich das ältere, ganz rosa Kreppkleid an und den Malvenkranz, und später noch einmal in seiner Gegenwart. Aber seitdem hat es geruhet. — Es würde mich sehr freuen, wenn Du von meinen Sachen für Ernestchen nähmest, jetzt, wo sie sie brauchen kann, aber laß mir diesen Kranz unberührt, theure Mutter! Laß sie meine anderen Blumen tragen, wenn es nöthig; aber nimm mir die grünen Blätter nicht heraus.

10. December 1822.

Gestern ist auch hier die Nachricht angekommen vom Tode des Staaskanzlers[4]). Wenn das Ende eines jeden Menschen Stoff zum Nachdenken darbietet, wie viel

[1]) Die gräflich Reden'sche Familie besaß Buchwald nahe bei Hirschberg.

[2]) Hier klingt die im siebenten Brief angeschlagene Saite des Herzens weiter.

[3]) Russischer Gesandter in Berlin.

[4]) Hardenberg; er starb am 26. November 1822 in Genua auf einer italienischen Reise, die er zur Erholung nach dem Congreß von Verona angetreten hatte.

mehr das eines Mannes, der auf das Schicksal vieler Tausende Einfluß hatte; welche Hoffnungen, welche Befürchtungen werden da von verschiedenen Seiten rege werden, und welche Wendungen können Begebenheiten, Angelegenheiten nehmen, die von der Stimmung eines Geistes abhingen, dessen Wirkung aufgehört hat. Wie scheint der Wille der Vorsehung zuweilen so deutlich die Menschen ihrer Blödsichtigkeit überführen zu wollen, wenn so plötzlich durch einen gehemmten Pulsschlag ein Leben endet, an dessen Fortdauer sich eine Welt von Plänen knüpfte, die mit ihm verschwindet. Und der Mensch selbst, der nun vor dem Richter steht mit den vielen vertrauten Pfunden ganz wie der Tagelöhner mit dem einen. — — Wohl ihm, wenn sie in seinem Herzen Wucher gebracht! Auf der Welt, unter den Menschen lebt der Mann nicht, der sich der Früchte seiner Thaten erfreut hätte.

1823.

Nachdem der Winter und das Frühjahr 1823 in Berlin zugebracht worden waren, begab sich der Hof des Prinzen Wilhelm Bruder zu Anfang des Sommers wieder nach Fischbach. In den ersten von hier an die Mutter gerichteten Briefen finden sich erneute Klagen Albertinens über angebliche Vernachlässigungen und Lieblosigkeiten seitens der Herrschaften. Es lag in ihrem weichen Gemüth und ihrem Hange zur Schwermuth, daß sie sofort irre ward an sich selbst, wenn sie Zurücksetzungen zu bemerken glaubte. Doch gelang es der Mutter, die Tochter zu beruhigen und wieder ins Gleichgewicht zu bringen; am 25. August schreibt sie der Ersteren: „Ach, sie ist doch noch immer die Alte und meine theure, liebende Prinzessin, das fühle ich, sobald ich allein mit ihr bin."

XI. Albertine an die Mutter.

Fischbach, den 8. September 1823.

Meine geliebte Mutter!

Gestern waren wir in Ruhberg[1]), Alles war sehr heiter, die Mama fast ungewöhnlich. Gleich zuerst ging sie mit meiner Prinzessin auf ihr Zimmer, während wir mit Prinzessin Elisa und den Damen unten blieben; Alle sind besonders vergnügt, und als nach langer Zeit die beiden Prinzessinnen herunterkamen, sah die Mama ganz glücklich aus. Ich weiß nicht, ob dies Alles etwas zu bedeuten hat[2]). Elisa scheint mir sehr ruhig, das heißt vergnügt und oft wehmüthig glücklich; sie ist recht sehr liebenswürdig und ganz Seele. Da man immer bei ihr viel für das

[1]) Sitz der Familie Radziwill. Die „Mama" war die preußische Prinzessin Luise, Tochter des Prinzen Ferdinand, vermählt (seit 1796) mit dem Fürsten Anton Radziwill.

[2]) Das Schicksal der Liebenden war um diese Zeit noch nicht entschieden, ja es schien sich eine Weile sogar günstiger gestalten zu wollen. Auf einen Brief, den Prinz Wilhelm an seinen Vater, König Friedrich Wilhelm III., im Februar 1824 gerichtet, konnte dieser sich nicht entschließen, „ein Nein auszusprechen" (Brief an Natzmer vom 31. März 1824, und noch im Frühling 1825 schrieb der Prinz dem vertrauten Freunde, daß er dem „lang ersehnten Ziele sehr nahe" stehe, und daß „dann die Sache auch wohl wird officiell werden dürfen" (Brief an Natzmer vom 1. April 1825). Vergl. Deutsche Rundschau: „Kaiser Wilhelm I., die Prinzeß Elise Radziwill" ꝛc., a. a. O. S. 176.

Aeußere gethan hat, so legt sie vielleicht unwillkürlich ein wenig zu viel Werth darauf und läßt ihre Meinungen dadurch bestimmen, was so oft unschuldiger Weise bei Prinzessinnen, die viel Schönheitssinn haben, passirt. Dabei ist sie aber gewiß ganz einer so innigen Liebe fähig, wie der Prinz zu ihr hat.

Ich war mit der Prinzessin in Schmiedeberg. Wir sprachen vom Tode des Papstes[1]), den sie noch nicht wußte, und kamen natürlich auch auf die jetzige wichtige Angelegenheit[2]). Sie sprach ziemlich offen, glaubt, daß es werden wird, und daß die Reise nach Italien nicht stattfindet.

Fischbach, den 13. September 1823.

Es traf sich, daß ich den Abend mit der Prinzessin allein zubrachte. Wie schön sind solche Stunden! Wie soll man sie ewig in der Seele bewahren. Sie meinte, ich hätte ihr noch nie etwas gesungen, ich mußte mich ans Clavier setzen und einige Lieder erst allein singen, dann sang sie mit mir. Gott sei Dank! sie ist immer noch sie selbst. Es kamen Briefe vom Prinzen mit der Nachricht der Bestätigung von des Kronprinzen[3]) Heirath; und daß die Vermählung vielleicht schon im November wäre, was sie eigentlich bedauerte, da es wieder den Aufenthalt hier verkürzen und uns früher nach Berlin führen würde. Das ist das Einzige, wobei ich ihr Gefühl nicht theile; auch über andere Dinge wurde gesprochen. Sie scheint doch noch nicht ganz entschiedene Gewißheit zu haben[4]).

Gestern waren auch die Prinzessinnen Louise (Gemahlin des Fürsten) und Elisa Radziwill in Buchwald. Es scheint, daß Alles noch ungewiß ist, und daß sie darum nicht nach Berlin kommen, wenn es sich nicht entscheidet.

Fischbach, den 20. September 1823.

Heute Morgen hat Prinzeß Radziwill mit ihren Familien hier noch Abschied genommen und ist dann nach Posen[5]) abgereist. Sie waren recht bewegt. Es sagt sich nichts Sicheres', aber aus Allem sieht man, daß an einem baldigen glücklichen Ausgange nicht gezweifelt wird. Am 15. waren wir noch in Ruhberg und tranken des Kronprinzen Gesundheit. Es ist doch sonderbar, daß bei uns davon gar keine Notiz genommen wurde, nicht einmal bei Tische die Gesundheit. Es muß doch immer noch ein gewisses Etwas zwischen den hohen Herren geben, das sieht man aus mehreren Kleinigkeiten. Ich begreife den Prinzen nicht.

(Im weiteren Verlauf dieses Briefes findet sich der Auszug aus einem Schreiben der Prinzeß Wilhelm an ihre Hofdame, der für beide so charakteristisch ist, daß wir die Stelle hier mittheilen wollen. Es handelt sich um ein der Prinzessin dargebrachtes Geschenk, von dem Albertine meinte, daß es ungnädig aufgenommen worden sei. In der Bedrängniß ihres Herzens schrieb sie der Prinzessin, die ihr sofort darauf Folgendes antwortete:)

„Aber meine Liebe, wie können Sie ein Herz, das Sie lieben, so mißverstehen! Wie können Sie denken, daß ich je eine freundliche Gabe so mißverstehen könnte ... Kurz, meine Liebe, lassen Sie sich dies eine Mahnung sein an das, was ich Ihnen schon manchmal sagte: — daß Sie sich traurig machen durch ein kleines Miß-

[1]) Pius VII.

[2]) Die Verbindung des Prinzen Wilhelm und der Prinzessin Elisa Radziwill. Es scheint hier darauf hingedeutet werden zu sollen, daß außer ihrer Unebenbürtigkeit auch der Umstand, daß sie katholisch war, als ein Hinderniß betrachtet wurde.

[3]) Nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV.

[4]) Jedenfalls auch auf die damals Hof und Land bewegende Angelegenheit des Prinzen Wilhelm Sohn und der Prinzeß Elisa bezüglich.

[5]) Fürst Radziwill war Statthalter von Posen.

trauen im Charakter, das jedes Mal sich ins Licht tritt, um andere hervorleuchten zu machen, aber sich dadurch quält und sich irrt. Wer weiß, was Ihnen diesmal dazu Veranlassung gegeben hat? Vielleicht weil ich traurig aussah? Gott weiß, das war nicht deshalb." —

Kann man liebevoller sein (fährt nun Albertine fort); ich schrieb ihr am selben Abend, wo es unbemerkt geschehen kann, wieder, wie glücklich mich ihre gütigen Zeilen gemacht, und wie, wenn ich einmal ihre Mißbilligung fürchtete, es ja nie aus Mißtrauen gegen ihre Güte sei, sondern immer nur gegen mich selbst, die so oft fehlen kann, ohne es selbst ganz zu wissen. Ich sprach sie nicht, bis sie mich noch einmal beim Wege auf die Schneekoppe zu sich rief, mir die Hand gab, und mir sehr herzlich dankte auch für den zweiten Brief, den sie noch nicht habe beantworten können, und der sie sehr gefreut hätte.

XII. Albertine an die Mutter.

Fischbach, den 22. September 1823.

Guten Abend, theure Mutter!

Der Brief des Kronprinzen, der „stehenden" Fußes neulich an die Prinzessin geschrieben wurde, ist denn auch gestern angekommen. Die Prinzessin von Bayern kommt den 28. nach Berlin, und den 29. ist die Vermählung. Danach wird sich denn auch wohl unsere Reise richten. Mit den Briefen hat die Prinzessin ein Bild der künftigen Kronprinzessin zurückbekommen, das ihr gehört, sie aber schon seit den letzten Jahren dem Kronprinzen hatte überlassen müssen. Es ist ein allerliebstes Bild mit soviel Ausdruck in den Zügen, besonders in den schönen dunkelblauen Augen. Braunes Haar, nicht zu dunkel und schöne Farbe.

XIII. Albertine an die Mutter.

Ziesterwitz[1]), den 2. October 1823.

Aus dem alten Ziesterwitz schreibe ich Dir, Du liebe Mutter, wo wir gestern ankamen und wo die Erinnerungen der alten Zeit wieder sehr rege werden, und nun die Vergangenheit mit ihren Verschiedenheiten sonderbar neben der so veränderten Gegenwart steht. Es ist, als herrsche in den Provinzen immer noch ein wenig der Sinn des 18. Jahrhunderts. Wenn doch Diejenigen, nach deren Beispiel sich die Welt bildet, bedenken wollten, wie lange ein ausgesprochener Gedanke bedarf, ehe er durch die Menge verhallt, wie oft ein Ausspruch noch wirkt, wenn er schon längst bereut ist.

Fischbach, den 17. November.

Es ist schon sehr spät — aber das mußt Du noch hören. Welche Freude — Wilhelm[2]) ist hier. — Um 8 Uhr sagte die Hoffmann, es wolle ein Fremder zu mir, da trat er herein, ich hatte gleich an ihn gedacht. O, daß ich mich in Fischbach noch einmal so freuen darf! — Ich kann Dir nicht sagen, wie mir das sonderbar vorkam. Diese Empfindung ist so ganz verschieden von allen Eindrücken, die ich bisher hier empfand.

Du hast nun schon seinen Brief aus Prag, aus München wenigstens und weißt, daß er bis Florenz war[3]). Der liebe Mensch und hat sich Alles angeschaut

[1]) Gut, gelegen auf dem rechten Oderufer bei Bernstadt. Gehörte Ferdinand von Radecke, dem Bruder der Generalin von Boguslawska.

[2]) Albertinens Bruder.

[3]) Diese Reise meines Vaters ist äußerst charakteristisch für die damalige Zeit. Er hatte den Weg von Berlin nach Florenz und zurück ganz zu Fuß gemacht, dabei noch die Schweiz und Oberitalien bereist, und dies mit den bescheidensten Mitteln.

und so aufmerksam, Vergangenes und Gegenwärtiges, denn auch die künftige Kronprinzessin hat er in München gesehen. — Hier ist man auch recht freundlich gegen ihn. Ich ließ, trotz meiner wirklich jubelnden Freude selbst zur Prinzessin, ihr Wilhelm's Ankunft zu sagen. Da ist uns denn Thee und Confect heraufgeschickt, und Wilhelm auf morgen Mittag zum Essen eingeladen worden, was Adalbert[1]) selbst ausrichtete, der gleich heraufkam, sich von der Reise erzählen zu lassen. Es sind gerade noch Morgen viele Fremde, da werden sie vielleicht Wilhelm weniger sprechen können, aber dafür ist es auch für ihn weniger verlegen. Zu seinem Anzug fehlt nur ein runder Hut, den ich ihm noch werde zu verschaffen suchen. —

1824.

Am 15. Mai 1824 traten Prinz und Prinzeß Wilhelm eine Reise nach Homburg an zum Besuch der landgräflich hessischen Familie, Weimar berührend. Die nächstfolgenden Briefe Albertinens sind während dieser Reise geschrieben.

XIV. Albertine an die Mutter.

Weimar, den 18. Mai.

Einen angenehmen Morgen habe ich heute im Park verlebt, wo der Frühling in aller seiner Pracht jetzt waltet, bis um 9, da ich wußte, daß die Prinzessin erst geweckt wurde.

Vorgestern in Wittenberg war ich durch Irrthum um eine Stunde früher, schon um 1/26, auf der Straße und in der Schloßkirche, vorher noch vor dem herrlichen Denkmal Luther's. Ich war lange an den Gräbern der Reformatoren und hatte gehörige Muße, auch die Kurfürsten in Erz von Peter Vischer zu betrachten und an diesem Altar und vor der Kanzel die Vergangenheit um mich hervorzurufen. — Der Weg zum Augustinerkloster erinnerte mich so lebhaft an den Tag, wo ich ihn mit Euch gemacht hatte, wo wir zuerst Melanchthon's Haus sahen. — In Luther's Stube erbaut man sich wahrhaft, Alles einfach und doch überall Spuren geistiger Lebensgedanken auch auf die äußere Umgebung geprägt.

Die Stadtkirche sah ich nur flüchtig, es sollte eben Beichte sein, und die Bürgerfrauen kamen in einer hübschen, recht sonderbaren Tracht, die ich, so fremd kam sie mir vor, nicht zwölf Meilen von Berlin gesucht hätte.

Denke Dir, liebe Mutter, daß, als ich noch eben schreibe, Frau von Goethe[2]) kommt und mich zu sich und ihrem Schwiegervater zum Thee einladet. — Was sagt ihr lieben Kinder? — Danke doch Röstell[3]) für seine unvergleichliche Empfehlung. — — — Noch habe ich nichts vom Hofe gesehen, die Herrschaften sind immer allein dort. Um 3/4 auf drei geht es zum Diner — ich soll mich anziehen, nicht wahr, liebe Mutter? Die Goethe sagte mir, wenn ich zum Thee bei Hofe müßte, könne ich vorher kommen. Wenn mir Röstell das Alles so leicht gemacht hat, daß ich den Verfasser des „Tasso" und des „Werther" sprechen soll, mit einem Wort Goethe, so rührt mich in der That seine Güte, denn er muß doch allen seinen Einfluß für mich verschwendet haben.

---

[1]) Prinz Adalbert, geb. 1811, der nachmalige Admiral.

[2]) Goethe's Schwiegertochter Ottilie.

[3]) Maler in Berlin, vorzüglich als Zeichenlehrer bekannt; es scheint, daß Albertine seine Schülerin gewesen.

Eisenach, den 20. Mai 1824.

Da bin ich schon hier, theure Mutter, ohne den Brief von Weimar weggeschickt zu haben, aber Du mußt verzeihen. Ich habe noch soviel erlebt seitdem. — Goethe war so überaus freundlich und mittheilend, so gütig, daß ich es gar nicht aussprechen kann. — Sage nur unserem Röstell den herzlichsten Dank für alle Freude, die diese Stunde mit Goethe mir gegeben hat. — Wir fahren gleich wieder, und ich will diesen Brief doch nicht noch weiter mitnehmen. Aber von Homburg schreibe ich sogleich versprochener Maßen an meinen Wilhelm, den ich nicht vergessen habe, Goethe'n zu empfehlen. Wenn man ein Urtheil nur nie nach Hörensagen bildete! — Goethe ist auch so freundlich gut, kann sich so herabstimmen zu denen, die er vor sich hat! — Wie könnte auch der wahre Genius anders sein. Ich bat ihn zuletzt, ihm danken zu dürfen für Alles, was er uns gegeben hat, und wie nahm er es auf! — — Ich hoffe Ernestine wird mit mir zufrieden sein, daß ich in Schiller's Haus war, und allein mit seiner Frau und Töchtern; es ist zu weitläufig hier zu erzählen. — Nächstens recht viel davon. Sage der alten Kalb und der Hellwig[1]), daß Goethe sie herzlich grüßen ließ. — Lebt wohl, Ihr lieben Guten! Wie habe ich gestern Abend auf der Wartburg Eurer gedacht. Albertine.

Goethe ist übrigens sehr wohl. Auch die Kirche mit Herder's Grab und so vielen Merkwürdigkeiten habe ich gesehen und den schönen Park mit Schiller's Platz darinnen[2]).

XV. Albertine an ihren Bruder Wilhelm.

Homburg, den 22. Mai.

Das Erste, was mir heute beim Auspacken vor die Augen kam, mein lieber Bruder, war Dein Lied, Dein Blümchen Wunderschön und damit gleich Deine Töne und Dein Bild. Wir genießen die schönste Freude erst, wenn wir sie mit den Lieben zu Hause verbinden. Recht viel hätte ich Euch zu sagen, vor Allem über Weimar.

Den 23. Mai.

Ich ward gestern unterbrochen durch Fräulein Stein, die Du kennst und die andere Hofdame, die mich abholten, und dann durch den ganzen gestrigen Geburtstag der sehr freundlichen guten Landgräfin. Ihr wißt, daß Frau von Goethe in Weimar mich zu sich und ihrem Schwiegervater geladen hatte zum Thee, aber mit dem Zusatz, ich könne auch früher kommen, wenn etwa am Hofe etwas sei. Dies war gut, denn wie vorhergesehen, ward man zum Thee im Schloß befohlen, mein schöner Abend also hin; ich fuhr darum gleich nach Tisch zu Goethe mit einer sonderbaren Empfindung — die Du mir nachfühlst. — Vor dem Haus, vor dem wir damals im Mondschein gestanden, und von dem Du ein Stück mitnahmst, hielt ich nun still und ward in der geöffneten Thür von einem Bedienten die Treppe hinaufgewiesen, die bequem und hell genug ist, um verschiedene Büsten und Figuren gehörig zu beleuchten, die in den Nischen der Absätze angebracht sind. Oben an der Thür Castor und Pollux und ein Salve auf einer Steinplatte der Thürschwelle. Frau von Goethe kam mir entgegen mit ihrem Sohn von fünf Jahren[3]), führte mich in ein zweites Zimmer und sagte mir mit einer freundlichen Begrüßung, daß sie mir unterdessen den Enkel vorstelle.

Wir setzten uns auf ein Sopha in diesem Zimmer mit drei Fenstern, das ganz einfach, aber bequem eingerichtet war, und wo sich außer wenigen Anderen

[1]) Siehe unten.

[2]) Wohl die Fürstengruft.

[3]) Wie man später sehen wird, Wolfgang von Goethe, der (geb. 18. September 1820) damals allerdings kaum vier Jahre zählte.

an der Seite des ersten Fensters der Kopf der großen Juno befand, die Du wohl kennst. —

Der Kleine ist ein munteres schönes Kind, und ich betrachtete eben seine außerordentlich großen schwarzen Augen, in denen etwas vom Großvater sein mußte, als dieser eintrat — — die Thür schloß, mich freundlich zum Niedersetzen nöthigte, einen Stuhl nahm und — neben Deiner Schwester saß! Es waren keine Flügelthüren aufgegangen, damit der berühmte Mann eintrete und die große Minute vergönne. Er war da und sprach und dankte freundlich für das Mitgebrachte und fragte und nahm Alles freundlich auf. Ich betrachtete diese Züge, während er sich in Röstell's Lob aussprach — ich dachte daneben an seine schönsten Stellen, in denen einfach der hohe Genius sich ausspricht — und ich war mir jetzt vor diesem Goethe keines anderen Gefühles als nur des Dankes bewußt, daß der Himmel uns, seinen Menschen, soviel gewährt. Jeder Schmerz ist Seelenohnmacht, da wir im Geist über der Erde und über dem Schmerze leben können.

Bin ich Dir ungenügend und unverständlich mit diesem meinen Eindruck von dem großen Manne, Wilhelm? Ich habe ungefähr Alles aufzufassen und zu bewahren gesucht, was er dann sagte, aber Wehmuth mischt sich gewöhnlich zuerst in jede Erhebung, die das Schöne und Große in mir hervorbringt. Auf die Grüße der Frau v. Kalb war er sehr erfreut, von ihr etwas zu hören, rühmte sie in jeder Art und sagte, sehr angenehme Zeiten mit ihr verlebt zu haben. Er bat in einem recht herzlichen Ton, sie zu grüßen, sowie auch die Generalin Hellwig[1]), von der er selbst anfing, und deren Uebersetzungen der nordischen Romanzen er rühmte. Er erwähnte dann Berlin, die Winterunterhaltungen, natürlich auch das Theater, worauf ich erwidern mußte, daß wir das Beste doch gerade aus Weimar hätten, nämlich die Wolff's[2]), und er nahm es freundlich auf, als ich auf Wolff's Vorstellung des „Faust" kam und ihm sagte, daß ich demselben die Bekanntschaft dieses seines Werkes verdanke[3]). Er wußte davon, und als ich die Schule der Wolff's erwähnt hatte, sagte er, es sei doch auch erfreulich, daneben Talente zu bemerken, die Alles sich selbst verdankten und allein recht viel geworden seien, z. B. Devrient — wie er denn jedesmal leicht hinwegging über Alles, was man ihm schuldig ist. — Besonders interessant sprach er dann über italienische Opern, vorzüglich diejenigen in Italien selbst, und man sah es ihm an, wie sich seine Seele lebhafter bewegte bei dem Gedanken an dies Land. Er rühmte besonders die Art der kleinen Opern, die improvisirt würden von Jedem, einzeln und wie denselben an geistiger Lebhaftigkeit nichts gleich käme; er meinte, daß die Vaudevilles in Frankreich sich ihnen am ersten und meisten näherten. Von den nordischen

[1]) Amalie von Imhoff, geb. 1776 in Weimar. Ihre Mutter war eine geb. von Schardt, Schwester von Charlotte von Stein; eine der liebenswürdigsten Erscheinungen des weimarschen Kreises. Sie entwickelte sich als Dichterin und Zeichnerin, war mit Schiller und Goethe sehr befreundet, schrieb für den Musenalmanach. 1800 Hofdame der Herzogin Louise von Weimar. 1803 verheirathet mit dem schwedischen Obersten von Helvig (nicht Helwig), der später in preußische Dienste trat. Seit 1815 lebte sie meist in Berlin. † 1831. Ihr Hauptwerk ist die Uebersetzung von Tegnér's „Frithjofssage".

[2]) Pius Alexander Wolff und seine Gemahlin Amalie, von Weimar ausgegangen, gehörten seit 1816 den königlichen Schauspielen in Berlin an.

[3]) Es bezieht sich dies offenbar auf eine der privaten Aufführungen des „Faust" mit der Radziwill'schen Musik, die seit 1819 mehrfach in den Sälen des Schlosses Monbijou vor der Hofgesellschaft (und zum Theil unter Mitwirkung derselben) stattfanden. Die erste öffentliche Vorstellung im königlichen Schauspielhause datirt vom 15. Mai 1835. — Zu seinem Schrecken erfuhr Fürst Radziwill bei jener ersten Darstellung, daß der „Faust" fast allen Anwesenden völlig unbekannt sei; erst nach derselben sollen sofort 500 Exemplare in Berlin verkauft worden sein. Vergl. Enslin, „Die ersten Theater-Aufführungen des Goethe'schen Faust", Deutsche Rundschau, 1880, Bd. XXIV, S. 97.

Gedichten der Frau v. Hellwig oder mehr noch von dem heutigen Improvisator in Holland[1]) kam er auf die Literatur dieses Landes und meinte, daß dieselbe recht viel Vortreffliches besitze, daß man sie bei uns nicht sehr kenne, weil sie freilich in der Form ganz nach der französischen gebildet sei.

Er sprach dann auch von Schlesien, von Fischbach, daß er niemals im Gebirge[2]) gewesen sei; und als sein kleiner Enkel zu der Mutter sagte, er wolle zu mir kommen, uns dort besuchen, sagte Goethe zu diesem: „da bitte doch, daß Dein Großpapa auch mitkommen darf!" Das war doch artig! — Als ich endlich, gewiß nach einer Stunde, aufstand, um wegzugehen, gab er mir die Hand; ich war wirklich recht bewegt und bat ihn, ihm nun zuletzt danken zu dürfen für Alles, was er uns gegeben habe. Da schüttelte er meine beiden Hände und sagte: „Nun das freut mich, wenn Ihnen etwas davon wohlgethan hat." Ich weinte recht von Herzen und freudig vor ihm, sagte, „daß ich einen Bruder hätte, und daß ich ihm den schicken würde." — Darauf sah er mich bejahend an, sagte „Adieu" und noch ein recht freundliches Wort und ging, und ich von der anderen Seite mit seiner Tochter. Der Kleine meinte, ich sei traurig, und ich war doch recht erhoben und stark in der Minute. — Seine schönsten Gedanken waren lebendiger als je in meiner Seele, mir war, als sei Alles gut und Alles ausgeglichen im Leben, es war ein Blick in die Unsterblichkeit. Frau von Goethe war auch recht gut und freundlich. Sie führte mich noch weiter (wir waren in seinem eigenen Zimmer, nicht bei ihr) in ein Zimmer, wo Büsten in zwei Reihen über einander aufgestellt waren, gegenüber lagen auf Tischen Papiere und Hefte. Unter den Büsten waren Schiller, Jacobi, Winckelmann u. s. w., alle bedeutenden Männer seiner Zeit, und es machte ihm wie ihnen Ehre, sie an diesem Ort zu sehen, in jeder Art. Von Herder stand eine marmorne noch apart, die überaus ähnlich sein soll. Aus dieser Gesellschaft kommt man in ein rundes Cabinet, dessen Thür in den Garten geht und in dem Goethe früher oft gesessen haben soll, allein mit Schiller. Ueberhaupt scheint er diesen immer recht geflissentlich neben sich erheben zu wollen und darzuthun, wie sehr sie Freunde waren, was auch die Tochter öfter aussprach. Der Garten war voller Blumen und Blüthenbäume und außer einer niedrigen Mauer mit großen schattigen Kastanienbäumen umgeben.

Ich mußte wohl fort, denn gerade in der Stunde hätte ich Niemandem nur entfernt lästig sein mögen, und jetzt war Alles so freundlich. Ich nahm Abschied von Frau v. Goethe und ihrem kleinen lieben Wolf und dem „Salve", das mich so freundlich empfangen hatte.

XVI. Albertine an die Mutter.

Homburg v. d. Höhe, den 23. Mai 1824.

Meine theure Mutter!

. . . Von Weimar habe ich Dir ja auch noch viel zu sagen, geliebte Mutter. Auf die mit Frau v. Schiller gemachte Bekanntschaft faßte ich am anderen Morgen den Entschluß, gerade zu ihr zu gehen und Schiller's Kinder zu sehen, denn wer weiß, wann ich wieder nach Weimar komme.

Es zog mich zuerst dahin, aber um 7 Uhr — das war unmöglich, also zuerst zu Herder's Grab; mit einem Küster, der bei ihm selbst gewesen war und von ihm erzählen konnte. Und nun — zu Schiller's Hause. Ich öffnete die Thür, durch die er so oft gegangen war und fand mich einen Augenblick allein im stillen Haus-

[1]) Es könnte der Improvisator C. L. B. Wolff gemeint sein, für den sich Goethe bekanntermaßen so lebhaft interessirte, daß er ihm 1826 eine Professur für neuere Sprachen am Gymnasium zu Weimar verschaffte. Vielfach auf Reisen, um sich in seiner Kunst zu produciren, mag er sich damals in Holland aufgehalten haben.

[2]) Wenn der Schlesier das „Gebirge" sagt, meint er immer seine Berge.

flur; ein fremder Bedienter unterbrach die Ruhe, die ich kaum wagen mochte, zu stören und rief mir oben ein Mädchen, das mich freundlich in ein Zimmer ließ, um ihre Herrschaft zu benachrichtigen. Da stand ich wahrscheinlich in Schiller's Familienwohnzimmer. Ganz einfach; über einem kleinen Tisch ein Profil in Kupferstich von ihm und gegenüber seine Schülerin Prinzeß Marie von Weimar, an einem Fenster Blumentöpfe.

Frau v. Schiller kam mit großer Freundlichkeit, sich entschuldigend über ihr Verspäten wegen des gestrigen Soupers, von dem sie ihren Töchtern erzählt hätte. Man sieht ihr an, daß sie eine gute Frau ist. Es bewegte mich so sehr vor Schiller's Frau zu stehen. Nun kam die zweite Tochter[1]), das waren ganz des Vaters Züge — seine ausgezeichnete Stirn und Nase und dabei schwarze Augen und Locken über den ganzen Kopf und nun die weiße Stirn; dabei im Ausdruck ernst und gehalten. Ich hatte schon gehört, daß sie für schön galt — ja, und sie hat wohl auch etwas an sich von dem, was Schiller schön nannte. Auch die Aelteste[2]) kam, die nicht dies Aeußere, nicht die schöne Form besitzt, aber ihren Vater gewiß ebenso liebt und versteht. Es mochte sie auch rühren, daß sie mich über ihren Vater bewegt sahen, wir wurden recht herzlich mit einander, und es war mir, als habe ich sie schon lange gekannt. Es war mir so selig, mich mit Schiller's Geist bei Denjenigen auf der Erde zu begegnen, bei denen seine Seele gewiß noch oft verweilt. Der Himmel ist doch gütig, daß er gerade mir dies gewährt, denke an meine alte Neigung für den Don Carlos u. s. w.

Homburg, den 29. Mai 1824.

Von Weimar sollte ich Dir noch Manches sagen, liebe Mutter. Die jungen Prinzessinnen sind allerliebst, sehr natürlich und sehr wohl erzogen. Die Aelteste ist schon ganz erwachsen und hat doch noch etwas recht Kindliches in den sehr hübschen Zügen. Sie wäre wohl auch eine liebenswürdige Kronprinzessin. Die Zweite hat ganz das Gesicht der Mutter, aber sehr schöne Augen und wird gewiß recht ausgezeichnet werden, sie scheint außerordentlich lebendigen Geistes[3]). Man kann aber kaum liebenswürdiger sein als die Großfürstin Marie[4]). In ihrem ganzen Wesen liegt nur Güte und Wohlwollen, und so soll sie auch im Großen wie im Kleinen sein, auch in der Stadt wird sie allgemein geliebt und verehrt.

Lord Byron's Tod[5]) habe ich auch hier gelesen und finde es doch schön, daß er seinem Leben, welches so zerstört schien, noch Werth gegeben hat in seinem Wirken für die Griechen.

Den 26. Juni[6]).

Nach eingenommenem Diner gingen wir in den Bethmann'schen Garten, wo die Ariadne ist. Wir hatten nicht so sehr zugeredet, weil die Besichtigung solcher Sachen

---

[1]) Emilie, geb. 1804, seit 1828 Gemahlin des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, starb 1872; Mutter des ausgezeichneten Landschaftsmalers und Radirers Heinrich Ludwig von Gleichen-Rußwurm, geb. 1836.

[2]) Karoline, geb. 1799, vermählt 1838 mit dem Bergrath Junot, starb 1850.

[3]) Die Aelteste, Prinzeß Marie, geb. 1808, heirathete (1827) den Prinzen Carl von Preußen, die Zweite, geb. 1811, wurde die Kaiserin Augusta.

[4]) Maria Paulowna, Gemahlin des Erbgroßherzogs und seit 1828 Großherzogs Carl Friedrich von Sachsen-Weimar, Mutter des jetzt regierenden Großherzogs Carl Alexander.

[5]) Gestorben 19. April 1824 als ein Opfer seines Enthusiasmus im griechischen Unabhängigkeitskampfe zu Missolunghi.

[6]) Wir entnehmen diesem Briefe, der über einen Besuch des Hofes im benachbarten Frankfurt berichtet, eine Stelle, die bezeichnend dafür ist, wie die jungen Damen damaliger Zeit sich der Betrachtung gewisser Kunstwerke gegenüber verhielten. Dannecker's bewundertes Werk zeigt bekanntlich die mit allen sinnlichen Reizen ausgestattete Ariadne nackt in halb liegender Stellung auf dem Panther.

manches Bedenkliche hat. Du weißt aber, da es so eingerichtet ward, konnte man auch nicht gut viel dagegen sagen. Wir begaben uns also dahin, durch die Frankfurt umgebenden Anlagen. Es sind wohl schöne Statuen[1]), aber — unter uns gesagt — fast alle leider nicht gut zu betrachten, wenn man nicht wenigstens einen unbefangenen Erklärer neben sich hat. Die kleine Haller[2]) war ganz außer sich und bat mich herauszugehen, was ich auch, ihr Gefühl ehrend, gern that. Wir genossen die schönen Gartenpartieen. Ich möchte Euch Alle um mich gehabt haben, mit Dir, theure Mutter, hätte ich mich des Schönen auch an den Statuen erfreuen können, ohne mich in anderer Rücksicht zu ängstigen. Besonders ist der Graf Gr. in dieser Hinsicht unangenehm; er ist wirklich, wie ich ihn immer mehr kennen lerne, ein herzensguter, aber, wenn auch nicht in schlechtem Sinne, ein doch überaus sinnlicher Mensch. So hat er z. B. ein so lebhaftes Gefühl für alle Schönheiten der Natur, daß es mich an ihm freute, auf der anderen Seite aber spricht er von jedem hübschen Gesicht wie ein junger Mensch, und in die Kirche zu gehen, findet er nicht für nothwendig.

Homburg, den 6. Juli 1824.

. . . Wir[3]) gehen zusammen spazieren und lesen zusammen. Es macht mir Freude den Eindruck zu bemerken, den der Carlos und Tasso auf ein unbefangenes Gemüth machen, zu sehen, wie eine sanfte stille Seele dadurch gehoben wird, wie sich vor ihrem inneren Sinn Manches entwickelt, das nur verschlossen darin lag. So stießen wir, als wir den Tasso holen wollten, auf den Werther, und da sie darum bat, ihn zu lesen, so fingen wir ihn an und haben ihn beendigt. Ich sagte ihr, daß man eigentlich erst durch vieles Andere sein urtheilendes Gefühl müßte berichtigt haben, ehe man an diese Sachen von Goethe ging, die, oberflächlich, so leicht falsch aufgenommen werden könnten, aber da sie es gern wollte, so lasen wir ihn, und da ich es kannte, auch Manches davon reden gehört hatte, vor Allem Deine richtige klare Meinung in die meinige hatte aufnehmen dürfen, so war es vielleicht besser, wir lasen ihn zusammen.

Wie ist doch der Werther so schön! Und wie weiß Goethe gerade den Menschen anzusprechen und hierin besonders die einfachsten, die unbestochensten Gemüther; wie trifft er das Herz! Er stand dabei immer lebendig vor mir. Näher betrachtet finde ich immer mehr, daß man ihm unrecht thut, den Werther für schädlich und verwirrend auszugeben. Es scheint mir, daß er Leidenschaft und Schwäche keineswegs ausschmückt, sondern dieselben immer als solche vorstellt, und in diesem Fall hat er doch nur die Gefahren beleuchtet, die es gerade für die reichsten, tieffühlendsten Seelen gibt, für solche, die am Leichtesten eine gefährliche Entschuldigung bei sich selbst finden für diese Schwäche. —

XVII. Albertine an die Mutter.

Fischbach, den 1. August.

Jetzt wirst Du schon meine wenigen Zeilen haben aus Gotha und aus Dresden durch Bonin; gern hätte ich mehr geschrieben, aber Du glaubst nicht, wie wir gejagt waren. Den ersten Tag auf der Bildergalerie (ich war die Nacht um 12 Uhr angekommen) und um 12 Uhr schon im größten Staat angezogen, um in Pillnitz[4]) um 1 Uhr zu Mittag zu essen. Die Prinzessin in Juwelen, ich in

[1]) Außer der Ariadne befinden sich in Bethmann's Museum noch ein Cupido von Dannecker und ein Apollo von Trippel.

[2]) Wohl eine Hofdame der Landgräfin von Hessen-Homburg, der Albertine sich besonders angeschlossen zu haben scheint.

[3]) Albertine und die Haller.

[4]) Sommerresidenz des Königs von Sachsen, stromauf an der Elbe.

Blumen (in einem offenen Wagen) und Hüte mitgenommen zum Spazierengehen. Bei Tisch neben dem Prinzen Max[1]) hatte ich eine recht angenehme Unterhaltung. Es ist ein sehr natürlicher guter, alter Mann, sprach von seiner anzutretenden Reise nach Spanien und von seiner Tochter, der Königin[2]), von der er erst jetzt seit einem Jahr Briefe hatte erhalten können, von ihrem Schicksal und von der Liebe, die ihr von ihrem Gemahl wenigstens bewiesen würde. Auch von seiner anderen Tochter, der Wittwe des Großherzogs von Toscana[3]), dessen Tod er sehr bedauerte und mit Thränen beklagte. Alle erinnerten sich auch noch unseres theuren Vaters, sogar der König nach Tische[4]). Man aß in dem von Vogel ausgeschmückten Saal[5]). Ich freute mich sehr die Figuren nach der Schilderung der Hellwig sogleich zu erkennen, besonders die Philosophie, die mich schon in der Beschreibung so anzog.

Nachmittags fuhr man auf den Porsberg, ich mit der Prinzeß Augusta, die sehr sehr freundlich war; der fatale Putz verdarb einem beinah die Freude an der schönen Aussicht. Vorher waren noch Visiten gemacht worden bei allen Prinzen und Prinzessinnen, alle uralt, aber sehr gut und einfach. Vom Porsberg herunter ging außer der Königin Alles zu Fuß, auch der alte König[6]). Der Himmel bezog sich, und wir mußten, Se. Majestät an der Spitze, unter einem hölzernen Hüttchen einen Regen aushalten. Dann ging man noch mit Regenschirmen zur Ruine, wo die Königin und ein Gouter uns erwarteten. Ich war etwas bange für meinen neuen Basthut, den ich erst in Dresden für schweres Geld hatte acquiriren müssen, allein mein vortrefflicher Regenschirm hielt Alles ab. Von da fuhr man im Dunkeln zurück.

Zu unserer aller Freude fanden wir doch eine Bekannte unter allen den fremden Herrschaften, nämlich die Kronprinzessin von Preußen. — So schien es wenigstens, aber es war für diesmal die Prinzessin Johann von Sachsen[7]). Nie ist mir eine solche Aehnlichkeit vorgekommen. Bis auf ein wenig größer und etwas weniger frisch, doch so alle Züge, alle Mienen, alle Manieren unserer Kronprinzessin, daß gewiß Jedermann die Beiden verwechseln würde. Auch die Prinzessin glaubte, immer vor einer Bekannten zu stehen. Die Prinzeß Johann ist doch eigentlich etwas allein unter lauter viel älteren Leuten, und ihr Herr Gemahl sieht neben ihr wieder noch gar zu jung aus.

Fischbach, den 2. August.

Heute ist Waldemar's Geburtstag[8]). Da waren wieder Menschen hier und gestern eine Menge zum Thee, so daß wir eigentlich noch gar kein ruhiges Land-

---

[1]) Prinz Maximilian von Sachsen, Bruder des Königs, entsagte (1830) dem Thronrecht: seine Söhne: König Friedrich August II. (1836—1854) und König Johann (1854—1873).

[2]) Josephe, dritte Gemahlin Ferdinand's VII., † 1829.

[3]) Der Großherzog Ferdinand III., mit dem des Prinzen Maximilian Tochter Marie Anna seit 1817 vermählt gewesen, war kurz zuvor, am 18. Juni 1824, gestorben.

[4]) Der damalige Oberst von Boguslawski hatte dem Kurfürsten von Sachsen 1805 sein Füsilierbataillon im zerstreuten Gefecht — damals noch etwas Seltenes in der preußischen Armee — nach Signalen vorführen müssen.

[5]) Ein prächtiger, die ganze Länge des Schlosses einnehmender, säulengetragener Kuppelbau, dessen Decke der der Overbeck'schen Richtung angehörende Hofmaler Vogel von Vogelstein (1788 bis 1853) mit heute noch sehenswerthen Fresken geschmückt hat.

[6]) Friedrich August I., dem (1827) sein damals bereits einundsiebzigjähriger Bruder Anton (bis 1836) folgte. Der dritte Bruder, Maximilian, verzichtete, wie bereits gesagt, auf die Thronfolge zu Gunsten seines Sohnes.

[7]) Amalie Auguste, Prinzeß von Bayern, eine Zwillingsschwester der damaligen Kronprinzeß von Preußen, 1822 vermählt mit dem Prinzen, seit 1854 König Johann von Sachsen.

[8]) Prinz Waldemar, Sohn des Prinzen Wilhelm Bruder; starb in Rom 1847.

leben führen. Heute waren Radziwill's da. Prinzeß Elisa gut und angenehm wie immer, hat doch etwas Leidendes in den Augen. Die Mama ist wieder besser von einer langen Krankheit; übrigens scheint jetzt Alles sehr heiter. Prinzeß Helene Radziwill, eine Nichte, ist mit Prinz Wilhelm Radziwill versprochen. Sie ist mit hier; spricht nur französisch, ist aber recht angenehm. — Gestern Mittag wurde auf dem Schweizerhaus gegessen. Wie schön ist doch das Alles, und wird es noch immer mehr.

Wenn ich Euch einmal so hier haben könnte, aber ungestört in Abwesenheit der Herrschaften, denn was ist das Leben ohne Freiheit und mit Angst vor einem gestrengen Herrn, — denn unter uns, das ist der Prinz bei aller Güte doch.

Fischbach, den 5. August 1824.

Die Nachrichten über das Hierherkommen der Großfürstin[1]) sind ganz begründet, man sagt, sie würde aber ganz allein hier sein, ihr Gefolge wahrscheinlich in Schmiedeberg oder sonst wo. Prinzeß Luise kommt auch, der König hat ihr versprochen, Tante Wilhelm zu besuchen; man sagt auch vielleicht die Kronprinzessin, weil leider gewisse Hoffnungen wieder vereitelt sein sollen. Von dem wann und wie alles dessen weiß ich noch nichts.

So sehr man eigentlich wünschen würde, den König längere Zeit zu sehen, so weiß ich doch nicht, ob zu wünschen wäre, daß er etwas dauernd, z. B. über einen Sonntag, hier wäre, leider in Hinsicht jener Kirchensachen. Ich fürchte, es wird entweder ihm oder den Gemeinden Aergerniß geben, die auch hier gar nicht geneigt sind, sich in Hinsicht der Lithurgie[2]) den königlichen Wünschen zu unterwerfen und aus einem wirklich sehr braven guten Sinn, wie es neulich der Prediger auseinandersetzte. — Nebenbei hört man, daß Witzleben[3]) nicht mehr ganz so in Gunsten sein soll. Ob vielleicht wegen dieser Angelegenheiten, und ob vielleicht höchsten Orts mal eingesehen wird, daß ein Adjutant nicht gerade immer die besten Einsichten über geistliche Sachen haben kann? — Gott gebe es, und auch daß die Katholiken nicht neue Hoffnungen an die etwaige Gegenwart der Kronprinzessin knüpfen.

XVIII. Albertine an die Mutter.

Fischbach, den 1. September 1824.

. . . Nach Tische erzählte die Prinzessin, daß Humboldt viel und hübsch auch über Schiller gesprochen hätte, den er sehr lieb gehabt. Er stellt ihn weit über Goethe, nennt ihn wenigstens einen Menschen ganz anderer Art und doch wohl einer höheren Art. Von Humboldt hätte ich dies Urtheil und den Vorzug auf Schiller's Seite nicht erwartet. — Soll ich mein Urtheil über Humboldt sagen, so kommt er mir vor wie ein sehr geistreicher, sehr bedeutender Kopf, der aber gerade um recht Mensch zu bleiben, sehr stark an Sinnlichkeit ist. Es mag vielleicht so sein müssen, daß eine Natur, die sich auf einer Seite sehr erhebt, andererseits niedergezogen wird; doch sollte ich meinen, der reine Geist müßte auch ohnedem ein Gleichgewicht erhalten können. Ich weiß nicht, ob mir H. den richtigen Eindruck macht. . . .

Fischbach, den 4. September 1824.

Den Donnerstag Abend, da schon alles der Großfürstin entgegensah, wurden wir noch unerwartet zum Thee wie gewöhnlich ganz ruhig gerufen, die Großfürstin

[1]) Prinzeß Charlotte von Preußen, Gemahlin des späteren Kaisers Nikolaus I.

[2]) Der König wollte in diesen Jahren eine neue Lithurgie in der evangelischen Kirche einführen, begegnete aber dabei fast allerseits großem Widerstand. Auch Schleiermacher schloß sich der Opposition an.

[3]) Generaladjutant des Königs.

hatte eine Stafette von Grüneberg geschickt und geschrieben, daß sie spät, wohl erst gegen 11 Uhr, kommen würde. Der Großfürst war noch zurück, er hatte nicht unterlassen können, in Frankfurt noch alle Soldaten zu sehen. Nachdem die Nachricht gekommen, daß sie über den Capellenberg sei, fuhren ihr die Prinzessin und der Prinz entgegen; er zum ersten Male hier in Uniform und sagte, als er kurz zuvor zu dieser Toilette abging, „der große Moment sei nun gekommen", wo Fischbach ihn so sähe, und er ward auch nicht wenig von den Bauern angestaunt; überhaupt ist er von der besten Laune. Es scheint ihn zu ergötzen, daß er die ganze Familie in seinem Fischbach bewirthet, übrigens kamen einem überhaupt hier die Federbüsche und Uniformen sehr sonderbar vor. Wenn man lange ohne solchen Anblick und in der Natur gelebt hat, wird man erst recht den Abstand der künstlichen Verhältnisse zu derselben gewahr. Wir warteten nun und hatten noch lange Zeit herumzuspazieren. Fischbach hätte sich nicht vortheilhafter zeigen können als in diesem Mondlicht, das auf den Wiesen und Gebüschen lag, und mit den Sternen, die über den Bergspitzen aufleuchteten; Alles sah recht aus wie ein glücklicher Ort, wo man sich wiedersieht. Die Großfürstin kam allein mit den Ihrigen, die ihr entgegengefahren waren, stieg aus hier in unserem kleinen Hof und war sehr freundlich. Sie sieht blaß aus; aber sie scheint so glücklich hier, endlich einmal ohne Etiquette und in dieser Gegend, die sie sehr liebt. Sie fragte mich auch nach Dir, ob ich gute Nachricht hätte.

Ihr Hof wohnt in Schmiedeberg und kam nicht gleich her. Den Abend aß man noch mit ihr zusammen, und als alles auseinander war, ging sie noch mit der Prinzessin im Mondenschein spazieren. Den folgenden Tag, gestern früh, sind sie nach Ruhberg gefahren. Der lieben Elisa (Radziwill) mag doch das Herz jetzt oft schlagen! — Neulich hatten wir gehört, daß der Prinz Wilhelm auch her käme — aber das ist nun wieder eine vereitelte Hoffnung — gewiß in vieler Beziehung gewesene Hoffnung, — denn er kommt nicht her; nur zu den Manövern nach Liegnitz. — Zu Mittag kamen alle hierher, an Prinzeß Radziwill glaubte ich beim Aussteigen doch eine kleine Abspannung zu bemerken; ach, es ist wohl natürlich nach allem Vorangegangenen, das ihr doch einmal so am Herzen liegt.

Prinzeß Elisa war sehr einfach angezogen, ohne allen Schmuck, womit die Mutter sie doch sonst so gern putzt. Uebrigens hat auch die Großfürstin ausdrücklich weiße Kleider verlangt, wiewohl sie ein seidenes, Fischbach zu Ehren, anhatte.

Zu Tische waren noch Gneisenaus, Er und Sie, und von den Buchwaldern die Gräfin Reden und Prinzeß Carolath, geb. Reuß, auch Herr v. Massow, Flügeladjutant[1]), der nach Buchwald hier durchgekommen war, um vom König zu sagen, daß dieser nur um ein Zimmer bäte. Der Prinz räumt ihm die seinigen ein, bestehend zwar nur aus zweien, aber wenn man das Schloß kennt, so begreift man kaum, wie Alles hier wohnen wird. —

Fischbach, den 6. September 1824.

O Unvollkommenheit alles Irdischen! Gerade dieser Morgen, den der König hier zubringt, wo man gewünscht hätte, Alles in schönstem Glanz zu sehen, muß ein Platzregen die Wege überschwemmen, und Nebel sich sehr bedenklich auf die Berge niederlassen. — Wie deutlich scheint uns der Himmel oft unsere Grenzen zeigen zu wollen, auch den Größten unter uns . . . Für sich selbst kann man recht hübsch und ruhig dergleichen am Schreibtisch philosophiren, aber in der Wirklichkeit, wenn es so bleibt, wird der Tag heute schlimm werden! Denke! Alle die Menschen in den engen Mauern. Es war gestern Morgen noch so schön, aber sehr heiß. Wir gingen in die Kirche, die Großfürstin fuhr in der Droschke mit der Prinzeß und dem Prinzen. Die Kirche war sehr voll, und wir hörten eine recht gute Predigt.

Zu Mittag waren außer dem russischen Hof noch die Gräfin Reden, der Prediger von hier und die drei Gneisenau'schen Töchter, welche die Großfürstin sich

[1]) Wahrscheinlich der bereits in Brief IX genannte v. M.

hatte noch ganz spät ausbitten lassen, da sie nicht mit den Eltern aus Mangel an Platz hier gewesen waren. Schon während des Essens hatten sich die Umgebungen des Schlosses mit einem Gewühl von Menschen angefüllt, das noch immer zunahm. Man hatte keine Ruhe mehr in Erwartung des Königs, ich hätte aber auch in meinem Zimmer wenig gefunden, denn außer der Kalb, die hinein gezogen war, saßen noch beständig die russischen Damen darin, und wurden alle Effecten für Prinzeß Luise durchgetragen. Nun fuhr der Prinz dem König entgegen, der gegen sechs ankam; es war sehr hübsch, wie ihm die Prinzessin mit der Großfürstin und den Kindern entgegentrat, als er hier im Hof an der Treppe ausstieg; er sah sehr freundlich aus. Nicht lange darauf gingen wir zum Thee bei der Lindenbank an der Brücke, durch ein Gedränge von Menschen. Der König kam nun herunter, umgeben von den Seinigen. Kaum hatte ich meine saure Milch fredenzt (die er mit Erdbeeren und süßer Sahne ißt), und kaum Alles sich niedergelassen, als durch die Menge Prinz Friedrich und Prinz Carl ankamen, ihnen nach der Kronprinz und die Kronprinzessin und von einer anderen Seite auf Fußwegen Prinzeß Luise mit Gräfin Truchseß. Sobald als möglich nach dem Thee suchte man Platz zu gewinnen, denn die Menschen stürmten fast den Theetisch; man ging theils spazieren, theils in die zurecht gemachten Zimmer, und nun gab es etwas Confusion bei den wenigen Räumen für die verschiedenen Gefolge. Einige nahmen es sogar übel, nicht in Fischbach selbst zu wohnen, namentlich der Hof der Kronprinzeß, wiewohl doch die Gräfin R. bei ihrer Namensschwester in Buchwald aufgenommen worden war, und auch der Kammerherr R. hat einfältige Prätensionen gemacht.

Fischbach, den 7. September.

Heute Morgen schien die Sonne, als wenn nur gestern gerade unser Wunsch nicht hätte erfüllt werden können, und es war doch schön, daß der König noch aus den Zimmern und vom Balkon die Gegend einmal in ihrer wahren Gestalt sehen konnte. Um 8 Uhr fuhr er mit Prinzeß Luise ab; die Uebrigen blieben alle noch hier, frühstückten unter den Linden und bestiegen dann den höchsten Gipfel des Falkensteins, wo im Schweizerhause déjeuner dinatoire war, und um 4 Uhr reiste Alles ab nach Liegnitz. Radziwills waren immer bei Allem, und das Verhältniß sehr gut bis auf einen Punkt . . .

Fischbach, den 20. September.

Vorgestern fuhren die Herrschaften mit der Großfürstin gleich voran auf das Schweizerhaus, wohin zu Mittag Alles folgen sollte. Wir sagten der etwas schmachtenden Fürstin Soltikow guten Morgen, die einige Mühe hatte, ihr Theefrühstück zusammen zu bekommen, weil das außer der hiesigen Routine ist und sie — „qui ne sait pas faire le thé"; oh! „je n'ai jamais fait le thé" — bis es die Kalb endlich zu Stande brachte. Dann gingen wir mit der Utschakov ein wenig herum, die mit den neuesten Moden angethan, in diese usages du grand monde eine außerordentliche, sogar in Empfindsamkeit ausartende Freude an den Gegenden mischte. Neben dem Allen und ein wenig grossiereté oder impolitesse muß man aber sagen, daß doch oft recht viel Gutmüthigkeit durchscheint, daß, wenn man diese russischen Damen nimmt, wie sie sind, man recht gut mit ihnen fertig wird. Eben unterbrach mich die Utschakov wegen Gummi, pour coller les fleurs, die sie mit vieler Aufmerksamkeit überall zum Andenken mitnimmt. Ah! mais le Falkenstein et la partie du Kynâste cela surpasse toute autre, dit la Soltikow — quoiqu'elle fût fatiguée et qu'elle sentît des douleurs mortelles dans tout le corps, toutes fois qu'elle s'est éveillée la nuit — elle n'oubliera de sa vie la charmante partie du Kochêle. Non c'est charmant! Die douleurs waren aber durch das Fahren und Tragen entstanden; was wäre erst geschehen, wenn sie, wie die Kalb, und ich immer gestiegen wäre, hinauf und herunter. Denn der Prinz bietet die Stühle niemals deutlich an.

Die nächstfolgenden Briefe sprechen sich über das Benehmen einer dem Hofe in Fischbach angehörenden Dame aus. Albertine war eine Natur, die jede Verletzung der weiblichen Würde und edlen Gefühls auch bei den ihr nahe stehenden Personen sehr bitter empfand. Sie mag mit ihren Ausstellungen in gewissem Grade im Recht gewesen sein und ihrer Empfindung in ihrem Verhalten gegen die betreffende Dame wohl Ausdruck gegeben haben. Andererseits ist aber schon ein Zug des Mißtrauens in ihren Briefen erkennbar, der den Keim ihres späteren unglücklichen Geschickes in sich trug.

XIX. Albertine an die Mutter.

Fischbach, den 11. October 1824.

Wie war mir doch heute wieder, da ich Deinen lieben Brief erhielt, als kämst Du selbst, und als müßte ich mich an Deinem Herzen ausweinen von diesem öden, düstern Leben um mich her. Finde mich nur nicht zu trübe, aber mir war doch grade heute so, daß ich auch gar keinen Ausweg sah, nichts, als so dumpf und still mich hinein zu ergeben in das trostloseste Dasein; auch nicht ein Herz; oft war mir, als müsse man erst sich schlecht betragen, um mit Güte behandelt zu werden. Das klingt bitter, aber es ist doch wahr. Wie Du ahnend sprichst. — Wirklich als wärest Du hier zugegen gewesen. Ja freilich, weil die Prinzeß keinen Begriff hat, wie Alles war, und weil vielleicht schon mehr zu vergeben ist, von früher her, als wir überhaupt wissen, so ist sie also ganz Mitleid . . .

O, meine Mutter, nenne mich nicht ungenügsam, da Viele dennoch diesen Platz erwünschen würden, aber den möchte ich sehen, der nach dem Allen nicht seine Meinung über das Hofdamenglück änderte. Sollte je meine Stelle ersetzt werden müssen, so wünsche ich Niemandem, daß er fünf Jahre Zeit habe, um Alles durchzumachen und auf den Grund kennen zu lernen! Ich sehe in meinem ganzen Gesichts- und Lebenskreise umher, und, Gottlob, ich finde nirgends und niemals Gestalten, wie sie mich jetzt leider so nahe umgeben.

Den 12. October.

Ich will heute auch dies abschicken, wenn es Dir vielleicht dieselbe Freude machen sollte, die mir gestern ward. — Ich schrieb Dir wohl noch nicht, daß neulich, einige Tage nach der großen Scene, mich die Prinzessin (nachdem ich schon gemerkt hatte, daß sie mir freundlich gesinnt sei) zu sich rufen ließ und mir recht liebevoll ein Blatt gab, auf dem sie mir mehrere Seiten mit Sprüchen und schönen Stellen beschrieben hatte; viele bezogen sich auf das Ertragen der Schwächen Anderer und auf Demuth und ihren Lohn; — denn das scheint sie bei Allem doch noch immer zu denken, daß ich mich selbst zu sehr für besser als Jene halte. — — —

XX. Albertine an die Mutter.

Fischbach, den 5. November 1824.

Innig danke ich Dir für Alles, was Du mir auf meinen Brief vom 11. und 12. sagst. Du hast sehr Recht! — Wir müssen das Gute aufsuchen, und das findet sich denn freilich neben jenen Bildern von Abhängigkeit, die Du aufstellst. Da ist diese doch freilich immer noch mit einer Art von Selbständigkeit verknüpft! — Denn freilich, solch' eine Stellung, wie Du sie mir vor Augen führst, wäre schrecklich — lieber arbeitete ich ums Brot. — Da ist freilich Alles hier golden, denn wenn auch kalte Verhältnisse, so ist doch der Geist des Ganzen edel. Ich danke Dir, meine theure Mutter, daß Du mich hinweisest, meine Lage überhaupt aus einem allgemeineren Gesichtspunkte zu betrachten. — Das hatte ich noch

nicht genug gethan. O Gott, aus Deinen sorgenden Mutterhänden, aus dem Vaterhause, wo mir nichts fehlte und, wo die Liebe uns trug und hielt, war ich herausgetreten in die Welt, und da fällt es mir auf, daß dieser Ueberfluß des Segens, diese Liebe fehlt; und ich jammere und denke nicht daran, daß auch das Erste fehlen könnte, und daß ich schon recht viel habe an der Freiheit vom Bedürfniß. Das will ich erkennen, will einmal denken (was mir noch nie eingekommen war), daß ich ohne Dich auf der Welt geblieben und dem Schutz fremder Verwandten preisgegeben wäre. Denn, am Ende hier, wenn man sich draußen über Alles wegsetzt, so ist man doch den halben Tag in seiner Stube frei, ich wenigstens in meiner halben Stube, wo man nicht durchgeht, hinter meinem Schirm.

XXI. Die Mutter an Albertine.

Berlin, den 11. November 1824.

Wäre ich nicht überzeugt, daß Euch die größte aller Neuigkeiten schon bekannt wäre, so könnte ich Dir eben eine solche Ueberraschung versprechen, als sie mir geworden ist; höre die Geschichte.

Ich panschte, mit guten Galoschen versehen, um 11 Uhr nach der Stadt, bewunderte die herrliche Landschaft des Tegernsees auf dem Schirm[1]), den Ancillon der Kronprinzessin, von Röstell gemalt, zu ihrem Geburtstage schenkt, und den dieser vortreffliche Freund nicht abschickte, ohne ihn uns sehen zu lassen.

Gegen 2 Uhr bin ich bei der Dankelmann[2]), erfreue mich ihres Wohlseins, ihrer herzlichen Liebe, mit der sie Deiner und der anderen Kinder gedenkt. Du weißt, sie kann sich sehr leicht enthusiasmiren ... und sie pries mich meiner guten Kinder wegen glücklich. Ich hatte ihr gleich gesagt, ich müsse Nachmittags die Generalin Schadow besuchen — das geschah. Sie war von der höchsten Freundlichkeit, und ihr zweites Wort, denn wie sollte ihr das Herz nicht davon übergehen, war: Und was sagen Sie zu der großen Neuigkeit? Neuigkeit, erwidere ich verwundert, ach, ich komme vom Weinberg[3]), da hört man nichts. — Sie hält inne, ich merke wohl, daß diese Neuigkeit sich nicht auf private Verhältnisse, sondern auf höhere bezieht, ich rathe und denke nichts Geringeres als die Bewilligung zur Heirath des Prinzen Wilhelm. — Endlich kommt es heraus: Wirklich schon vollzogene Vermählung des Königs mit der jungen Gräfin Harrach! — Mein Blut erstarrte fast. — Und nun sollst Du Alles erfahren, wie ich es aus den verschiedenartigsten authentischen Quellen gehört habe. Die Sache ist so geheim betrieben worden wie noch niemals eine, kein Mensch hat etwas davon geahndet als wahrscheinlich die unumgänglich geheimen Helfershelfer, kein Kind hat das Geringste gewußt. — Die Kleine kommt an, erscheint mit ihrem Vater und mit mehreren Fremden auf dem Ball beim Kronprinzen, ganz niedlich, ohngefähr wie die Märtens (obwohl Canitz[4]) das nicht Wort haben will); sie

---

[1]) Ofenschirm? — J. P. F. Ancillon (1766—1837), ursprünglich Theologe, Prediger der französischen Gemeinde zu Berlin, dann Erzieher des Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV., auf dessen romantische Neigungen er nicht ohne Einfluß war; seit 1817 Wirkl. Geh. Legationsrath, vertrat er seit 1818 in leitender Stellung den Grafen Bernstorff, und wurde 1832 Minister des Auswärtigen.

[2]) Gräfin Dankelmann, Gattin des damaligen Legationsrathes.

[3]) Wollank's Weinberg, wo, damals noch in ländlicher Umgebung von Berlin, Albertinens Mutter wohnte.

[4]) Freiherr von Canitz, Adjutant des Prinzen Wilhelm Bruder; später in diplomatischer Laufbahn. Minister des Auswärtigen bis 1848. † 1850 als Commandeur der 5. Division.

tanzt mit den Prinzen, läßt sich durch die Viereck allen kleinen Mädchen, auch Erneſtinen vorſtellen (da weiß ich doch wirklich nicht warum?), die Schuckmann[1], die ſie in Teplitz kennen gelernt, wo ſich ſeit zwei Jahren Alles angeſponnen hat, ſagt zu ihr: wo ſtecken Sie denn in Berlin, warum laſſen Sie ſich nicht ſehen? Dieſes kleine, unbedeutende Weſen iſt wenige Tage darauf — Prinzeſſin von Liegnitz. Dem Herzog von Strelitz wird endlich die Sache eröffnet, er muß ſie den Kindern bekannt machen und von jedem einzeln die Zuſtimmung abfordern. Die Trauung iſt den 8. oder 9. (es herrſcht darüber eine ſonderbare Ungewißheit im Publicum) in der Schloßcapelle zu Charlottenburg, in Gegenwart des Kronprinzen und des Herzogs von Strelitz, von dem Biſchof Eylert vollzogen. Der König wie die Anderen in Civil, die Braut weiß. Außer den Zeugen bleibt die Sache zweimal vierundzwanzig Stunden ein Geheimniß, die Viereck ahndet auch durchaus nichts davon. Den 11. wird ſie kurz vor Tiſche zu dem Könige gerufen, es fällt ihr nicht auf, da das wohl bisweilen geſchieht; aber als er anfängt: „Fräulein Viereck, ich muß Ihnen ſagen, daß ich verheirathet bin mit der Gräfin Harrach, jetzt Prinzeſſin von Liegnitz," da muß ſie ſich am Stuhl halten, um nicht umzufallen. „Ich habe eine Bitte an Sie," fährt er fort. „Bis der Hofſtaat meiner Frau geregelt ſein wird (ſie ſoll eine Oberhofmeiſterin und zwei Hofdamen erhalten), wollten Sie es nicht bis dahin übernehmen, ſie mit den Gebräuchen des Hofes bekannt zu machen? Ich weiß, daß ich es nicht fordern kann, aber ich würde dieſe Gefälligkeit nie vergeſſen. Sie ins Theater zu begleiten, würde Sie zu ſehr geniren, und da ſoll ſie mit meiner Tochter Luiſe fahren und bei mir in der kleinen Loge ſein." — Wäre der Vorſchlag für immer geweſen, ſo hätte ſich die Viereck mit ihrer ſchwächlichen Geſundheit entſchuldigt, ſo aber mußte ſie auf kurze Zeit in den ſauren Apfel beißen, aber es wird ihr recht ſauer, da ſie ſo viel um die ſelige Königin geweſen, das Ganze ſie ſchmerzt und nun bei öfterem körperlichen Unbehagen die einzige Erholungszeit, wenn die Herrſchaften in Potsdam waren, verliert.

Als man zur Tafel verſammelt iſt, öffnet ſich die Thüre, der König, ſeine Frau an der Hand, tritt ein und ſagt: „Meine Herren und Damen, ich ſtelle Ihnen hier eine Dame vor, die meinem Herzen ſehr theuer iſt, und die ich Ihrem Wohlwollen empfehle." Bei Tiſche hat ſie zwiſchen dem Kronprinzen und dem Herzog von Strelitz geſeſſen. Nach Tiſch macht ihr die Viereck einen Beſuch. Der König iſt da, nimmt die Viereck bei der Hand, führt ſie zur Fürſtin und ſagt: „Mein Kind, dies iſt Fräulein Viereck, ſie wird die große Güte haben, Dich in den Gebräuchen des Hofes zu unterrichten, glaube aber nicht, daß ſie dazu verpflichtet iſt, es iſt reine Güte von ihr, die Du ihr nicht genug verdanken kannſt." Uebrigens iſt die kleine Perſon ſchon ganz bekannt mit dem Könige, nennt ihn Du und höre mal. Sie logirt in den Zimmern über Prinz Carl und hat den Rang nach den Prinzeſſinnen, weil es doch nur eine Ehe zur linken Hand ſein kann, die indeß alle Rechte der Anderen hat!

Von der Dankelmann, die mit mir außer ſich über die ganze Geſchichte war, holten mich die Kinder ins wunderſchöne Concert von Moſcheles[2] ab. Alle ſteckten die Köpfe zuſammen, Keiner billigte es, ſogar den jungen Männern war es nicht recht; es that ſo weh, beſonders auch der weiblichen Jugend, ihren Heros männlicher Treue ſo herabſinken zu ſehen. Alle Zweifel wurden den Ungläubigen benommen, als die neue Fürſtin mit den Prinzeſſinnen ſelbſt im Concert erſchien, ſie war doch ſehr verlegen. Von den Prinzeſſinnen ſprach nur Alexandrine mit ihr.

---

[1] Gemahlin des Miniſters des Innern.

[2] Ignaz Moſcheles, ausgezeichneter Componiſt und Clavierſpieler, geb. 1794 zu Prag, ſeit 1825 in hervorragender Stellung in London, von 1844 bis zu ſeinem Tode (10. März 1870) auf Mendelsſohn's Veranlaſſung berufen: hochgeſchätzter Lehrer am Leipziger Conſervatorium.

Diese hat die ganze Nacht geweint, als sie die Nachricht erfahren; Luise, obwohl am meisten verletzt, daß in den letzten Monaten[1]) sich noch ein fremdes Wesen zwischen sie und den Vater stellt, hat sich gefaßt, doch wollte Ernestine roth geweinte Augen an ihr erkennen.

Da wir bei Sendens eingeladen gewesen waren, so gingen wir nach dem Concert noch hin. Du kannst denken, daß nur ein Gegenstand das Gespräch war. Sie waren vollständig den 11. Nachmittags um 4 Uhr durch die officielle Benachrichtigung von Wittgenstein überrascht worden. Erst um 4 Uhr kamen wir zurück. Gute Nacht, mein theures Kind . . .

Den 13. November.

— — — Die Trauung ist um 3/4 auf 8 Uhr den 9. des Abends gewesen, dann hat sich der König in den Wagen geworfen, ist noch im Theater gewesen, und sie ist nach dem Gasthaus zurückgekehrt. Mittwoch ist das Quartier erst fertig geworden. Sechs Menschen sollen das Geheimniß gewußt haben: Bonin, Wittgenstein, Ancillon, Wiebel[2]), Albrecht[3]) und Eylert. — Es ist geschehen, möchte sie ihn glücklich machen! Aber Ernestine hat wohl Recht, wenn sie sagt: „Kann die Fremde das? Ist ihr die enthusiastische Liebe zu dem König angeboren, hat sie sie mit der Muttermilch eingesogen? Sie betrachtet den König als die beste Partie im Lande. Ach," setzte sie schmerzlich hinzu, „sonst dachte man sich den König als den Vater Aller, jetzt kommt er mit so einer jungen Person angegangen, die ihm alle Würde nimmt."

— — Heute ist déjeuner bei der Kronprinzessin und Ball beim König.

XXII. Albertine an die Mutter.

Fischbach, den 19. November 1824.

„Was würde der Vater zu alledem sagen," muß mir heute wohl einfallen, nach so vielem Hin- und Herdenken — was wäre *seine* Meinung, wenn er noch unter uns wäre und heute seinen fünfundsechzigsten Geburtstag erlebte; ich fürchte, auch seine Meinung über gewisse Personen würde nicht erhöht worden sein. —

Jetzt hast Du schon meinen Brief und weißt *unsere* Ansichten; Du siehst daraus, daß man die Sache hier nicht so ernsthaft und schwarz nimmt; aber *sie* sollten an der Meinung *dort* auch sehen, daß sie es *ernster* zu nehmen *hätten*. Uebrigens habe ich Deinen vorigen Brief dreimal vorlesen müssen, weil sie doch gar zu gern auch wissen, was *die Leute* sagen. Erst der Prinzessin allein, sie bat darum, und da las ich denn ziemlich Alles, mit allen Ausdrücken; als sie aber bat, ihn auch nach dem Thee dem Prinzen vorzulesen, so geschah es mit einigen Veränderungen und Abbreviaturen — er bleibt doch immer Prinz Wilhelm „*Bruder*", und was Du für mich schreibst, ist nicht für Alle. Nochmals ließ mich die Prinzeß am anderen Morgen rufen, um es Prinzeß Radziwill vorzulesen; sie sagte mir sehr freundlich: „Du hättest es so hübsch geschrieben," und ich sollte nur Alles lesen; wiewohl ich dies nicht that, so sieht man doch, sie haben Alles ganz gut gefunden. Diesmal stockte ich besonders bei Deiner Vermuthung auf Prinz Wilhelm's Heirath, und doch war es mir wieder lieb, daß die Radziwills und Prinzeß Elisa, die dabei war, sahen, wie man sich über dies Ereigniß freuen würde! —

Im Ganzen scheint mir, daß es den Herrschaften *wirklich* für den König selbst ganz recht ist, weil sie ihm eine Erheiterung seines Alleinseins gönnen. — In dem Augenblick, wo die Prinzeß es uns sagte, mußte ich ausrufen: „Und freuen sich Ihre Königl. Hoheit darüber?" wohl mit einem Tone, der sagte, daß

[1]) Nämlich vor ihrer Vermählung.

[2]) Generalarzt.

[3]) Geheimer Cabinetsrath.

ich mich nicht freute. „Ja wohl," antwortete sie sehr ernsthaft, „es wäre sehr unbillig, sich nicht zu freuen, daß der König nun nicht so verlassen und allein sein wird." Sie scheint also vorauszusetzen, daß das, was er hatte, seine Kinder, die Kronprinzessin u. s. w., ihm doch nicht das häusliche Glück gewähren könnten, dessen er bedurfte. — Ich sage nun aber zu Dir und zu Euch: Warum ist es so? Warum braucht er jetzt noch mehr? — Das nenne ich (unter uns) Schwäche. Friedrich II. war glücklich, sogar ohne die Häuslichkeit, die er hätte haben können; er verschmähte sie zwar bis zur Uebertreibung, aber man sieht doch daran, daß ein Mann, und besonders ein König, Mittel hat, ohnedem sein Herz auszufüllen. Nächstdem, daß die Familie ihrem Bruder nicht Blößen geben will durch Tadel, liegt doch diese große Nachsicht auch darin, daß sie das Volk, die Menschen überhaupt, zu wenig kennen, zu wenig von ihrem Standpunkt aus richtig beurtheilen und — überhaupt, in dem großen fürstlichen Fehler, noch immer zu wenig Achtung vor der Meinung der Menge zu haben, die ihnen auch selbst, ohne daß sie es sich deutlich sagen, immer noch unter ihnen zu stehen scheint. Wenn sich jetzt allgemeine Unzufriedenheit zeigt, so müßten sie doch nachdenken, woher das kommt; ob der Beweggrund dazu nicht gerade ein sehr guter ist, ob wir nicht froh sein müßten, daß noch ein Sinn da ist, der sich gegen falsche, aus Schwäche hervorgegangene Schritte empört. Das Bedürfniß der Geselligkeit und der Mittheilung hätte im Alter des Königs durch einen Gegenstand erfüllt werden müssen, der ihm an Alter und Gesetztheit gleich wäre; da aber die Wahl auf eine ganz junge, hübsche Person gefallen ist, so räth man natürlich auf kleinlichere Motive. — Was uns die Achtung für den sonst so guten König schon immer schmälerte, dies Wohlgefallen an kleinen französischen Soubrettenschönheiten, das setzt in den Augen der Welt ihn nun mehr herab als er verdient, aber wie es Jeder erwarten mußte, der von dem biederen, soliden Sinne unseres Volkes richtige Ansichten hat.

Daß die königlichen Kinder sich so betragen, ist schön von ihnen, denn ihnen kostet es doch gewiß Ueberwindung; und daß die Damen sich so benehmen bei der Präsentation, ist auch wieder hübsch — man sieht doch, daß noch Sinn da ist, der nicht gleich kriecht und sich vor dem größten Götzen beugt . . .

Was mich am meisten beunruhigt, ist, daß sie katholisch ist. — Unter uns, welche Inconsequenz! Vier Jahre zieht man den Kronprinzen darum hin und her, gibt es nachher mühsam und mit Bedingungen zu, und — thut ein Jahr nachher dasselbe; als wenn darin nie eine Bedenklichkeit gefunden worden wäre . . .

Wenn man es auch nicht für nöthig hielt, ihr als Privatperson Bedingungen machen zu müssen, so ist doch leicht zu fürchten, daß unsere vortreffliche Kronprinzessin noch länger mit der Erfüllung ihres Uebertrittes zaudern wird. Der letzteren, die so gut ist, wie Du auch sagst, müßte man ihres eigenen Friedens wegen schon eine baldige Entscheidung wünschen. Aber wird der König jetzt mit solchem Ernst darauf dringen, wird er es können?[1])

Wenn man doch nach Allem wenigstens die Freude hätte, das Glück von Prinzeß Elisa und Prinz Wilhelm zu erleben; ich muß sagen, daß aus dem letzthin Vorgegangenen ich wieder recht sehr an seine Beständigkeit glaube.

Da ist nun wieder der glückliche Zeitpunkt da, wo man für die Rückreise sorgt. Nach beinahe sieben Monaten! Du, liebe, gute Mutter! Wie freue ich mich, wieder bei Euch zu sein! In meinem alten, guten Zimmer!

---

[1]) Der Uebertritt geschah (nach Treitschke, Bd. III, S. 392) erst mehrere Jahre nach der Vermählung.

Die Armenpflege im Dienste des socialen Versöhnungsprocesses.

Von

Jul. Post.

[Nachdruck untersagt.]

Es besteht wohl keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß eine der wichtigsten, aber ebenso schwierigen Aufgaben bei der Bekämpfung des socialen Nothstandes die Wiederanknüpfung der verloren gegangenen persönlichen Beziehungen zwischen den Angehörigen der verschiedenen Gesellschaftsklassen bildet.

In allen Culturländern sind in neuester Zeit Versuche dazu unternommen worden. Oft allerdings unternommen mit einem Maß von Unverstand und Oberflächlichkeit, welches das Mißlingen vorherzusagen gestattet hätte und manchmal zum Gegentheil von dem führte, was erstrebt wurde.

Ich denke dabei z. B. an die öffentlichen Schaustellungen des Elendes, wie sie seitens der Heilsarmee in Form von schlechten Armeleutewohnungen einschließlich der Bewohner — alles echt, wirklich, in natura — in London vorgeführt worden sind. Danach ist zu verstehen, daß die in glänzenden Verhältnissen, auf dem Lande bei London lebenden Familien der besten Gesellschaft aus dem Osten Arme Sonntags zu sich einladen, ihnen Leckerbissen vorsetzen, Musik machen — um ihnen persönlich nahezutreten. Aber der Abschied am Abend bedeutet leider den Abschied für immer. Ich weiß von einem Londoner Advokaten, der sich wie der Dr. Barnardo jugendliches Lumpengesindel auf der Straße zusammensuchte, um mit diesem einen mehrtägigen Ausflug zu machen und es dann wieder — auf immer zu entlassen.

Das ist englischer Sport, den man sich jedoch anderswo, auch in Deutschland hier und da, zum Vorbild genommen hat. Es ist bereits zur Sitte geworden, daß Vereine, Wirthshausgesellschaften, ja sogar Familien öffentliche Massenbescherungen armer Kinder, die oft zu Schaustellungen werden, veranstalten. Am letzten Weihnachtsfest haben im „Westen" Berlins einige Portierfamilien ebenso stolz wie tactvoll Einladungen ihrer Herrschaft zu solch' künstlichen Armeleutebescherungen abgelehnt. Das in deutschen Städten zur Zeit beliebteste Mittel, die Kluft zu überbrücken, sind die meist Sonntags ab-

gehaltenen sogenannten Volksunterhaltungsabende. Sie wirken fast überall mit großem Erfolge. Und zwar besteht der Erfolg in vollen Häusern, in denen nur leider Diejenigen fehlen, auf die es abgesehen ist. Das Publicum gehört vorwiegend den kleinen Bürgerkreisen an, welche es sich gern gefallen lassen, daß ihnen vereinsseitig ein Theil des Eintrittsgeldes geschenkt wird — die gleiche Darbietung kostete anderswo mindestens das Doppelte. Diese Kunstgenüsse sind den Empfängern zweifellos durchaus heilsam; nur zur Anknüpfung von Beziehungen, wie sie das Programm will, liegt kein Anlaß, ja kaum eine Möglichkeit vor. Besser scheint dies bei einer Art von gemeinsamem Vergnügungsgenuß gelungen zu sein, die, von Dr. Coit, einem Anhänger der ethischen Culturbewegung angeregt, unter dem Namen „Nachbarschaftsgilden“ [1]) in England aufgekommen und auch nach Amerika verpflanzt worden ist.

Diese Gilden wollen erweiterte Familien, d. h. Clubs von nicht mehr als fünfhundert Mitgliedern „zur Organisirung der Mußezeit des Arbeiters zur Arbeit und namentlich zum Vergnügen“ bilden.

Nach einem mir vorliegenden Privatbericht haben sich in den von den Nachbarschaftsgilden veranstalteten Zusammenkünften wirkliche Beziehungen zwischen Angehörigen verschiedener Gesellschaftsklassen gebildet. Die Theilnehmer gehörten aber auch einer bestimmten Gegend, einer Straße, manchmal ein und demselben Hause an, und die Leiter brachten die Kunst des Umganges mit Menschen jeder Art mit.

In England gibt es bekanntlich Akademien, ich nenne nur Toynbeehall [2]), in denen solche Kunst förmlich gelehrt wird. Man zeigt den jungen Leuten, wie sie bei Schaffung und Pflege von Einrichtungen, die von Arbeitern selbst zu ihrem Besten unternommen, erforderlichenfalls aus ihrer Initiative herausgelockt sind, in einer den letzteren sympathischen Weise Beistand leisten können.

Das ist leichter gesagt als gethan. Namentlich hier in Deutschland macht es die größten Schwierigkeiten, einen naturgemäß gegebenen, nicht hergesuchten neutralen Boden für gemeinsame Arbeit, bei welcher sich ungezwungen Beziehungen anknüpfen lassen, zu gewinnen.

Eben deshalb möchte ich auf ein Gebiet aufmerksam machen, welches in seiner Bedeutung für die Anbahnung persönlicher Beziehungen noch nicht genug gewürdigt wird, wahrscheinlich deshalb, weil es auf den ersten Blick dafür gar nicht geeignet zu sein scheint: die Armenpflege.

Bei dem zu beweisenden Satze kann natürlich nur von derjenigen Art der Armenpflege die Rede sein, welche nicht im Interesse der Gesammtheit, sondern in dem der einzelnen Person handelt, also von der privaten und persönlich geübten.

Aber auch diese, wird man einwenden, erstreckt sich doch mehr oder weniger nur auf das sogenannte Lumpenproletariat, dem gegenüber eine persönliche Anknüpfung zum Zweck des Ausgleiches der socialen Gegensätze kaum von Nutzen sein dürfte.

---

[1]) Coit, „Nachbarschaftsgilden“. Deutsch von Robert Oppenheim. Berlin, R. Oppenheim Nachfolger. 1893.

[2]) Man vergl. Deutsche Rundschau, 1890, Bd. LXIII, S. 438: „Die jüngste Schule Londoner Wohlthäter“.

Eben darum soll im Folgenden gezeigt werden, daß eine fürsorgende und pflegende Thätigkeit des Wohlhabenden, sobald sie den Armen als solchen, als Menschen erfaßt, zahlreiche Wege zu den wirthschaftlich normalen Bestandtheilen des Proletariats eröffnet, daß sich dabei ein gesunder, naturgemäßer, persönlicher Verkehr unter den verschiedenen Gesellschaftsklassen entwickelt. Ich habe dies selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt, und zwar nicht etwa vereinzelt und zufällig, sondern im Rahmen einer planmäßigen Organisation.

In Hannover hatte der Mangel an gegenseitiger Fühlung zwischen den verschiedenen Wohlthätigkeitsbestrebungen untereinander, sowie mit der communalen Armenpflege, mehr noch der zwischen dem einzelnen Geber und dem einzelnen Empfänger, eine Planlosigkeit, ja Zerfahrenheit auf diesem Gebiete herbeigeführt, welche vor einer Reihe von Jahren den Anstoß zum Versuche einer Verständigung unter den Betheiligten und weiterhin einer Organisation gab. Die Hauptschwierigkeit dabei bestand darin, die Träger und Leiter der ältesten, zum Theil auch besteingerichteten Privatarmenpflege zu gewinnen, nämlich der kirchlichen. Die Geistlichen waren wegen ihrer Sach- und Personenkenntniß, wegen ihres Einflusses unentbehrlich. Das von ihnen hie und da gehegte Mißtrauen gegen die von liberaler Seite ausgehende Bewegung, die Abneigung, mit Andersgerichteten zusammenzugehen, wurde jedoch leicht und glatt überwunden, durch Beschreitung des nächstliegenden und dadurch gebotenen Weges: durch Anlehnung der neuen Organisation an die kirchlichen Gemeinden. Dieselben wurden gleichsam zu den geographischen Urbezirken gemacht, sie erhielten den Namen „Parochial-Armenamt". Der Geistliche war der geborene Vorsteher, ein weltlicher Beigeordneter und Vertreter leitete mit ihm die von einem Corps ausgesuchter Helfer und Helferinnen in gleich zu beschreibender Weise geübte Armenpflege. Es war damit zugleich eine Collision der kirchlichen und Privatarmenpflege in der denkbar discretesten Weise ausgeschlossen: nämlich durch die Personalunion der Leiter.

Gleich hier sei einem naheliegenden Einwand begegnet: diese intime Anlehnung an die evangelischen Kirchengemeinden, die Unterordnung unter die Pastoren haben den Ausschluß, ja die Brüskirung anderer Richtungen und Bekenntnisse bedingen müssen. Aber Orthodoxe und Liberale, Katholiken und Juden hatten nichts dagegen, daß die geschichtlich gewordene und gegebene Organisation, welche die Mehrzahl der Betheiligten umfaßte, als Ausgangs- und Sammelpunkt für die Thätigkeit gewählt wurde. Es war allerdings dafür gesorgt, daß in erster Linie die Tüchtigkeit zur Geltung, daß auch alle „Richtungen" zu ihrem Recht kamen; diese verschiedenen Richtungen stellten nicht nur die Beigeordneten, sondern sie waren auch in dem Centralvorstand vertreten. Der Centralvorstand krönte gleichsam die Organisation, bildete ihre Spitze, d. h. nicht eigentlich eine den „Parochial-Armenämtern" vorgesetzte Behörde, sondern einen Centralberathungskörper, eine Conferenz in Permanenz, die sich aus Vorstehern der einzelnen Parochial-Armenämter, den Vorstehern der öffentlichen (communalen) Armenpflege, der Wohlthätigkeits-Stiftungen und -Vereine und sonstigen zur Förderung der Sache in Betracht kommenden Persönlichkeiten zusammensetzte. Die Leitung des Centralvorstandes wurde in die Hände des Chefs der Communal-Armenpflege gelegt.

In einem Punkte besaß allerdings dieser Vorstand den Parochial-Armenämtern gegenüber doch eine gewisse behördliche Befugniß: Voraussetzung für eine ersprießliche Arbeit innerhalb eines Parochial-Armenbezirkes bildet ein einigermaßen richtiges, d. h. einen Ausgleich ermöglichendes Verhältniß von Wohlhabenden und Wenigbegüterten zu einander. Dies findet sich aber leider selten; um so vereinzelter, je größer die Stadt ist. In Folge dessen war in Hannover ein Ausgleich zwischen denjenigen Bezirken, d. h. denjenigen Parochial-Armenämtern, welche nach einer der beiden Richtungen einen Ueberschuß besaßen, erforderlich. Diesen zu bewirken, lag nun dem Centralvorstande ob.

Derselbe hat ihn bislang leider in einer Weise bewerkstelligt, die dem Geist der ganzen Einrichtung nicht entspricht. Er hat nämlich den unbemittelten Bezirken Geld, welches in den wohlhabenden gesammelt war, zugewiesen, während er ihnen die Menschen hätte zuweisen sollen, die das Geld gaben. Die neue Organisation sollte gerade das für den wirthschaftlichen Verkehr so unentbehrliche Tauschmittel aus der Armenpflege möglichst verdrängen, möglichst durch persönliche Leistungen ersetzen. Die Helfer und Helferinnen — die eigentlichen Organe — sollten sich nicht in den wohlhabenden Häusern Geld sammeln, um dieses als solches oder, in Verbrauchsgegenstände umgesetzt, in die Wohnungen der Armen zu tragen, sondern sie sollten die Letzteren selbst den Reichen zuführen, und zwar möglichst mit dem Vorbedacht, daß die auf diese Weise einander Zugeführten zu einander und für einander passen. Sie sollten, nachdem ein lebendiger Verkehr zwischen beiden Theilen erweckt, denselben tactvoll überwachen.

In einem Parochial-Armenbezirk, in einer Gemeinde ist dies nun wirklich gelungen.

Die Aegidiengemeinde in Hannover war dafür einmal durch den Umstand disponirt, daß sie Arm und Reich in leidlich passendem Verhältniß besaß, mehr noch dadurch, daß ihr besonders tüchtige Persönlichkeiten, namentlich in dem ersten Geistlichen, zur Verfügung standen. Aus der in der angedeuteten Weise in der genannten Gemeinde geübten persönlichen Armenpflege hat sich nun innerhalb derselben eine über den Rahmen der Armenpflege weit hinausgehende Fürsorge- und Hülfsthätigkeit, nicht nur der Reichen für die Armen, sondern der Bemittelten für die Wenigerbemittelten in des Wortes weitester Bedeutung und keineswegs mit Beschränkung auf das materielle Gebiet, auf diesem sogar vielleicht am wenigsten, entwickelt. Sie hat auch bereits eine feste Organisationsform unter dem Namen „Hausväterverband" angenommen. Etwa 1200, und zwar sechs Siebentel der vorhandenen Hausväter aller Stände, arm und reich, hoch und niedrig, d. h. der einen, etwa 10000 Seelen besitzenden Gemeinde, haben sich zusammenfassen lassen und halten zusammen, um einander beizustehen und zu helfen, sich mit einander zu freuen, kurz, einen Verkehr zu pflegen, natürlich und gesund, genau von der Art, wie er dem Socialpolitiker heute vorschwebt. Der letzte Jahresbericht erzählt von einer größeren Anzahl von Familienvätern, denen dauernde Arbeit verschafft wurde, ebenso gelang es, Frauen, namentlich Wittwen, in passenden Stellungen unterzubringen. Aber nicht etwa durch Bureauthätigkeit, sondern durch persön-

liche Fürsprache, Vorstellung, Einführung seitens desjenigen Hausvaters, welcher der dazu geeignetste und damit der berufene war. Den Eltern zu helfen, ihre Knaben in gute und geeignete Lehre zu bringen, wirkt eine besondere Kommission, aber gleichfalls nicht durch eine Auskunftsstelle, durch schriftlichen Nachweis, sondern durch persönliche Bemühung. Eine andere für die Wohnungsverhältnisse, aus den in Betracht kommenden Persönlichkeiten gebildete Kommission, widmet sich der Verbesserung der kleinen Wohnungen. Senior Hilmer erzählte mir mit besonderem Stolze, wie er einen Arbeiter, der in der Hausväter-Verbands-Versammlung in herausfordernder Rede auf die schlechten Wohnungsverhältnisse, die auch ihn bedrückten, hinwies, durch Verbesserung dieser seiner Wohnung — es gelang mit wenig Geld, da eine Reihe von dem Baugewerbe angehörenden Hausvätern dabei mitwirkte — erwärmte und damit auf eine ganze Reihe seiner Anhänger Einfluß gewann. — Ein Trinker wurde unter dem „Hausväterdruck" ins Asyl gebracht, eine Reihe älterer Männer in einer Altersversorgungsanstalt unterhalten, Reconvalescenten in ein Genesungsheim geschickt, skrophulöse Kinder in Soolbädern, gefährdete in der Pestalozzistiftung untergebracht. Unbemittelte Confirmanden wurden ausgestattet, 230 armen Familien wurde zu Weihnachten beschert u. s. w.

Namentlich hat es der Hausväterverband aber auf Darbietung und gemeinsamen Genuß veredelnder und erfrischender Erholungen und Vergnügungen abgesehen. Wiederholt sind gesellig-musikalische Abende und Vorträge veranstaltet. Zu dem alljährlich stattfindenden Sommerfeste muß das größte Lokal Hannovers gemiethet werden. Das ist dann eine Sonntagsunterhaltung, wie sie heutzutage üblich sind und vorhin schon erwähnt wurden; jedoch mit einem wesentlichen Unterschiede. Während bei jenen kaum Einer den Anderen kennt, wenigstens die verschiedenen Gesellschaftsclassen sich vollkommen fremd einander gegenüberstehen, sieht hier schwerlich ein Theilnehmer einen anderen zum ersten Male. Man wohnt in derselben Gegend, ist durch Verhältnisse, wie der Herrschaft zur Dienerschaft, des Handwerkers zu seinen Kunden, des Lieferanten zu dem Empfänger, durch Handel und Wandel mit einander verknüpft. Daher erscheint bei Zusammenkünften der geschilderten Art das alte, echte Volksfest wahrhaft und wirklich wieder aufgelebt.

* * *

Der eben berichtete Vorgang hat sich nun keineswegs allein in der Aegidiengemeinde in Hannover vollzogen. Drei andere Gemeinden daselbst sind dem Beispiele gefolgt. In Leipzig gibt's schon acht Hausväterverbände, in einigen Stücken von dem Hannoverschen abweichend, ihm voraus darin, daß man bereits ein Verbandsheim sein eigen nennt und eine Zeitschrift für die Verbandsangehörigen herausgibt.

An anderen Orten ist man noch zu keiner festen Organisation gelangt, hat aber bereits mit einzelnen Veranstaltungen von Gemeinde wegen begonnen. Sehr verbreitet sind unter Anderem die Gemeinde-Unterhaltungsabende. Ueberall läßt sich bei denselben verfolgen, daß die Wurzeln dieses ungezwungenen, natürlichen Verkehrs zwischen den verschiedenen Gesellschafts-

classen in Beziehungen stecken, die bei der persönlich geübten Armenpflege gewonnen sind. Nur kann man die Entwicklung nicht überall so sauber wie bei der Aegidiengemeinde in Hannover herauspräpariren.

Die Entwicklung dort ist übrigens, wie ich vermuthe, in ihrem Verlauf gar nicht recht zum Bewußtsein der Betheiligten gekommen. Es liegt daher die Frage nahe, ob nicht auch meine Vermuthung eine irrige und der Hannoversche Hausväterverband gar nicht aus der Armenpflege herausgewachsen ist. Pastor Hilmer und seine Freunde sind vielleicht von dem Manne angeregt worden, der mit den „Hausväterverbänden" fast regelmäßig zusammen genannt wird, dem Pastor Sulze in Dresden. Diesem ist bekanntlich in erster Linie nicht an der Vertiefung der Armenpflege oder an der Wiederherstellung „persönlicher Beziehungen" gelegen, sondern er erstrebt die Auffrischung des kirchlichen Gemeindelebens und empfiehlt als Mittel dazu unter Anderem intensive Pflege der Wohlthätigkeit und Wohlfahrt von Gemeinde wegen. Hilmer und seine Genossen haben seiner Zeit nichts von Sulze und dessen Plan gewußt. Sie gehörten aber zu den rührigsten Werkzeugen ihres Parochial-Armenamtes. Den Anstoß zu ihrem Beginnen gab ein Circularerlaß des Hannoverschen Consistoriums, jedoch nur einen äußerlichen, denn die Absicht desselben deckte sich gleichfalls nicht mit der bei Begründung des Hausväterverbandes verfolgten.

Daß für diesen die persönliche Gemeinde-Armenpflege die — wenn ich diese Bezeichnung gebrauchen darf — Vorfrucht wirklich gewesen, ist deutlich aus dem neuesten Jahresberichte jenes Hausväterverbandes zu erkennen. Nach demselben sind rund 11 000 Mark für Unterstützungszwecke verausgabt.

Die beste Bestätigung der aufgestellten Behauptung liegt aber darin, daß eine geordnete Armenpflege, wenn sie echt persönlicher Art ist, die Volksschichten, welche zwischen den äußersten Grenzen, zwischen Arm und Reich liegen, berühren, ja in den Bereich ihres persönlichen Verkehrs hineinziehen muß.

Solch' persönliches Zusammenwirken, welches zunächst nur die Bekämpfung der materiellen Noth verfolgt, muß nämlich in dem Maße, wie die Aufgabe gründlicher erfaßt wird und die Arbeit sich vertieft, nothwendig ein Zusammengehen, Zusammenwirken für weiter liegende Aufgaben, ich möchte fast sagen erzwingen; und zwar deshalb, weil solche Aufgaben immer dringender gemeinsam empfunden werden und man ihre Lösung daher gemeinsam verlangt. Es vollzieht sich dies etwa so:

Die private oder freiwillige Armenpflege (im Gegensatz zur öffentlichen, polizeilichen) befaßt sich ja hauptsächlich mit vorbeugenden Maßnahmen, solchen zum Schutz vor Verarmung, sie hat's daher vorzugsweise mit der Aristokratie unter den Armen zu thun. Eine Anzahl ihrer Pfleglinge verfällt zweifellos dem Lumpenproletariat und damit meist der polizeilichen Armenpflege. Diejenigen, welche gerettet werden, steigen dagegen gesellschaftlich empor und knüpfen damit die Fäden zu ihren Schutzfreunden in höheren Gesellschaftsschichten an. Beispiele liegen im Erfahrungsbereich eines Jeden.

Dann ist es aber in der Natur der persönlichen Armenpflege begründet und bildet den ersten von derselben zu machenden Schritt, zwecks der Infor-

mation mit den wirthschaftlich gesunden Standes- und Berufsgenossen des Clienten, seinen Verwandten, Nachbarn, nächsten Vorgesetzten u. s. w. in Beziehung zu treten. Aus diesem Grunde werden solche Leute mit Vorliebe zu Verhandlungen über Armenangelegenheiten und verwandte Gebiete, wie Waisenpflege, behördlicherseits herangezogen und dadurch auch — beiläufig bemerkt — mit den Angehörigen der sog. höheren Gesellschaftsschichten bekannt gemacht.

Anknüpfung von Beziehungen zu Angehörigen der zwischen Arm und Reich, jenen aber näher als diesen liegenden Schichten ist unabweislich beim zweiten Schritte, den die persönliche Armenpflege zu machen hat, nämlich dem, der zur eigentlichen Hülfsgewähr erfolgt. Beim Suchen nach Beschäftigung für männliche und weibliche Arbeitskräfte, bei Unterbringung von mit Fehlern dieser oder jener Art Behafteten, bei Ermittelung von Handwerksmeistern für die in die Lehre tretenden Knaben, von denen der Hannoversche Hausväterbericht Kunde gibt, müssen Beziehungen solcher Art angeknüpft werden.

Freilich nur, wofern man nicht vorzieht, sich dieserhalb an einen — Verein zu wenden. Deren gibt's ja heutzutage für beinah all' die Zwecke, welche auch die persönliche Armenpflege verfolgt. Aber gewöhnlich ist ihre Wirksamkeit eine der persönlichen entgegengesetzte, ja dieser oft geradezu entgegenwirkende. Diesen Vorwurf erhebt Uhlhorn im letzten Band seiner „Christlichen Liebesthätigkeit" sogar gegen Vereine, welche mit der Kirche in Verbindung stehen. Uhlhorn tadelt, daß so häufig eine Diaconisse zu den armen Leuten geschickt werde, damit man nicht selber hinzugehen brauche. Während jene Bestrebungen in erster Linie berufen wären, das urchristliche Princip zu pflegen und intact zu erhalten, ermöglichten sie eine Art Stellvertretung, einen Loskauf von persönlichen Pflichten, entwöhnten dadurch mehr und mehr von diesen und leisteten damit dem Entfremdungsproceß Vorschub, welcher eine der Grundursachen des socialen Nothstandes bilde.

Der Vorwurf trifft auch viele sog. humanitäre Vereine. Zum großen Theile arbeiten diese auf äußeren Massenerfolg hin, ohne sich um die inneren dadurch herbeigeführten Schädigungen zu kümmern. Nach Belegen dafür braucht man nicht zu suchen.

In der „Neuen freien Presse" beklagte sich unlängst eine Wiener Lehrerin darüber, daß bei der Speisung der armen Kinder ihrer Classe nicht der vierte Theil derer, die darum gebeten, berücksichtigt werden könne, „trotzdem unsere Schule vielleicht am besten bedacht wurde, und der Herr Oberlehrer meine Classe am meisten berücksichtigte". Vielleicht war diese in die „Blätter für sociale Praxis" (Jahrg. 1893, Nr. 4) gelangte Notiz Anlaß für den Bürgermeister Dr. Thoma in Freiburg zu folgender Aeußerung (in Nr. 8 jener „Blätter"):

„In früheren Jahren wurde hier in den einzelnen Schulhäusern abwechselnd Milch oder Suppe als Frühstück den armen Kindern ausgetheilt. Da aber die überwachenden Lehrer mit den Vermögens- und Erwerbsverhältnissen der Kinder bezw. ihrer Eltern nicht oder nicht genügend vertraut waren, so kam es zunächst dahin, daß beinahe die halben Classen an dem Frühstück Theil nahmen. Die Kinder, auch die sehr vermöglicher Eltern, hatten natürlich große Freude daran, nochmals gemeinschaftlich zu speisen. Als die Armenverwaltung durch die Höhe

der Kosten, die sie zu tragen hatte, aufmerksam geworden war und nach einer genauen Aufzeichnung der speisenden Kinder die Vermögensverhältnisse der Eltern feststellen ließ, stellten sich die gröbsten Mißstände heraus. Beispielsweise wurde einigen Kindern das Frühstück verabreicht, deren Väter Eigenthümer werthvoller, unbelasteter Häuser waren. Von jetzt an wurde die Zulassung der Kinder zur Suppe nicht mehr durch die Organe der Schule, sondern durch die mit den Verhältnissen vertraute Armenbehörde ausgesprochen. Auf Grund dieses neuen Verfahrens stellte sich aber ein anderer, socialer Mißstand heraus. Es bildete sich nämlich in der Schule selbst und vor den Augen der übrigen Kinder eine Art Armenabtheilung heraus. Da die Betroffenen durch die übrigen Kinder darunter zu leiden hatten, so hütete sich jedes, wenn es irgend wie konnte, an dem gemeinschaftlichen Frühstück theilzunehmen. Ja die Eltern verboten mitunter die Theilnahme an der Suppe. Der Zweck war demnach nicht erreicht, etwa hungernde Kinder wurden nicht gespeist. Die Frequenz fiel bald so sehr ab, daß ein Bedürfniß zu weiterer Verabreichung nicht mehr vorlag."

Ein Geistlicher erzählte mir neulich gelegentlich unserer Unterhaltung über die Feriencolonieen: In seiner Gemeinde habe ein der Sommererfrischung besonders bedürftiges Mädchen zurückbleiben müssen, weil die Zeugnisse über den häuslichen Fleiß zu wünschen übrig ließen. Es rührte dies daher, daß das — beiläufig sehr fleißige — Kind in der schulfreien Zeit für den Unterhalt seiner heimgesuchten Familie durch Zeitungs- und Frühstückaustragen mit aufkommen mußte.

Die Berliner Wärmehalle gewährt an manchen Tagen Tausenden Obdach, zum Theil auch Verpflegung, ab und an sogar in Folge der Freigebigkeit wohlhabender Besucher Geldunterstützung. Männer, welche unter den Kunden der Wärmehalle Mission treiben, bezeichnen nun dieselbe als Brutanstalt für Verbrechen, welche beim rechten Ende, nämlich der Pflege des Müßigganges, anfinge, während die Praxis doch den Beweis der Möglichkeit, Arbeit statt Almosen zu gewähren, hinlänglich erbracht habe.

Und zwar von Vereinswegen. Nicht dem Verein als solchen gilt die Kritik. Da, wo es sich allein um die Beschaffung von Mitteln, wo es sich um Agitation und Anregung, um Austausch von Erfahrungen handelt, ist die Vereinsthätigkeit unentbehrlich. In der vor 25 Jahren erschienenen Schrift „Ueber bürgerliche und kirchliche Armenpflege" des damaligen Assessors, jetzigen Unterstaatssekretärs im Ministerium für Handel und Gewerbe, Th. Lohmann, heißt es: „Es ist das Eigenthümliche der Vereine überhaupt, daß sie aus der Gesammtheit der Aufgaben des Lebensgebietes, welchem sie angehören, einzelne herausheben und zu ihrer Lösung diejenigen Kräfte sammeln, welche gerade zur Arbeit an dieser einzelnen Aufgabe besonderes Geschick oder besonderes Interesse hinzieht."

Die geschilderten Vereinsauswüchse lassen sich auch beschränken, und es wird recht gut möglich sein, den Einwand der persönlichen Entfremdung, deren man sie beschuldigt, zu beseitigen; ja es gelingt sogar, den Verein ohne Aenderung von Satzungen und Vorstand, kurz, ohne irgend welchen Eingriff in den Organismus, geradezu in den Dienst der Pflege persönlicher Beziehungen zu stellen. Ansätze zu einer solchen Reaction zeigen sich in vielen Richtungen. Hier nur einige Beispiele: Die Krippen und Kleinkinderbewahranstalten schließen die Gefahr in sich, das allerinnigste persönliche Verhältniß, welches es auf der

Welt geben kann, das von Mutter zum Kinde, zu schwächen, jener das Interesse für Pflege und Erziehung des Kindes zu nehmen. Zuerst in Dresden, dann auch in einer ganzen Reihe anderer Städte, hat man dem nun mit Erfolg dadurch entgegengewirkt, daß Abends in kleinen Kreisen Besprechungen zwischen den Leitern und Hülfskräften der Pflegeanstalt einerseits, den Eltern, namentlich den Müttern der Kinder, andererseits eingerichtet wurden, in denen es gelang, die herzliche Theilnahme der Eltern lebendig zu erhalten, und wo es dessen bedurfte, dieselbe neu anzufachen.

Wie die Waisenhäuser mehr und mehr der Familienpflege weichen, so bringt man neuerdings die der Sommererholung bedürftigen Kinder statt ausschließlich in Massenferiencolonieen auch bei geeigneten, den Lebensverhältnissen und Gewohnheiten der Kinder entsprechenden Familien in Erfrischung bietenden Gegenden unter. Es läßt sich oft verfolgen, wie die bei dieser Gelegenheit gewonnene gegenseitige Bekanntschaft mit dem Abschiede nicht abgebrochen ist.

Ebenso macht sich auch eine Reaction in Betreff der Eingangs erwähnten, zu Schaustellungen erniedrigten Kinder-Weihnachtsbescherungen und zwar in dem Sinne geltend, daß die Gaben den Eltern der Kinder für die Bescherung in der eigenen Familie am heiligen Abend in discreter Weise zugestellt werden. In Frankfurt a. M. z. B. war man vor einigen Jahren sehr befriedigt durch den mit dieser Neuerung erzielten Erfolg. — Neben den beliebten Koch-, richtiger Haushaltungs-Schulen für jugendliche Arbeiterinnen kommt in jüngster Zeit ein Verfahren auf, die jungen Mädchen, statt sie im Klassenunterricht auszubilden, für die betreffenden Stunden oder Sonntags in Häusern unterzubringen, in denen die Mutter des Hauses persönliche Anleitung ertheilt. Weihbischof D. Schmitz, damals Oberpfarrer in Crefeld, dem die Ausbildung dieses Modus zu danken ist, schrieb mir darüber:

„Die gemachten Erfahrungen sind sehr günstige. In keinem Falle sind bisher Klagen der Herrschaften über die aufgenommenen Mädchen laut geworden. Häufig hat sich zwischen dem Mädchen und der Herrschaft ein Verhältniß der gegenseitigen Anhänglichkeit ausgebildet. Auch nach der vierteljährigen Lernzeit besucht das Mädchen ab und zu die Herrschaft. Andererseits haben einzelne Herrschaften das Mädchen später wiederholt bei außergewöhnlichen Anlässen auf einen Nachmittag oder Abend in der Woche gegen eine Vergütung engagirt, um in der Küche oder bei der Tafel auszuhelfen. In einem Falle hat die Fabrikarbeiterin die Beschäftigung in dem Hause der Herrschaft so lieb gewonnen, daß sie sich als Dienstbote vermiethet hat."

Somit ist es keineswegs ausgeschlossen, Vereinen, welche an der „Massenarbeit" gleichsam erkrankt sind, durch eine Art Impfproceß zur Gesundung zu verhelfen, ja sie in den Dienst der Bestrebungen zu stellen, welche die persönliche Wiederannäherung bezwecken.

Eine Schwierigkeit bleibt dann freilich vielfach noch bestehen. Nämlich dort, wo die Vereine ein so großes Gebiet — eine ganze Stadt, das ganze Land, das ganze Reich — ohne jedwede Untergliederung überspannen, so daß persönliche Berührung zwischen den in der Thätigkeit Stehenden erschwert, wenn nicht gar unmöglich ist.

Eine solche sichert der Hannoversche Hausväterverband dadurch, daß er die Wirkungsbezirke auf einen Umfang begrenzt, welchen das Wort „Nachbar-

schaft" am besten kennzeichnet, und in welchem sich daher der Verkehr wie von selbst gestaltet. Dem Bedenken, daß solche Kreise zu klein, zu eng, um ein reich gegliedertes Leben entfalten zu können, ist durch Zusammenfassung der zu einer Parochie gehörigen Urbezirke begegnet. Die Anlehnung des Hausväterverbandes an die Kirchengemeinschaft, in deren Bezirk er thätig ist, bewahrt ihn zugleich vor dem Schicksal der Eintagsfliegen, verschafft ihm nämlich einen Halt, eine Stütze, die ihn vor plötzlichem Zurückversinken ins Nichts schützt, einem Schicksal, welches manchem Verein von heute mit dem Verlust seiner leitenden Persönlichkeit beschieden ist.

Dafür, daß sie dem Schifflein Verankerungsgrund gewährt, leistet jenes auch der Kirche einen Gegendienst, bringt nämlich die Organe derselben in ungezwungenster Weise wieder in Berührung mit Solchen, die ihr fremd geworden sind. Dies ist die Auffassung der zuständigsten Fachleute[1]).

Wenn nun auch in dem geschilderten Hausväterverband der Aegidiengemeinde in Hannover eine ganze Anzahl Unkirchlicher in der vorderen Reihe steht, dürfte dennoch die Frage am Platze sein, ob auf ein solch friedliches Zusammenarbeiten der verschiedenen Richtungen und Bekenntnisse auch anderwärts, ob darauf im Allgemeinen zu rechnen sei? Davon und mehr noch von der Beantwortung der anderen Frage, ob Aussicht vorhanden, daß die thatsächlich bestehende Abneigung, sich persönlich um die Armen zu kümmern, überwunden werde, hängt der ganze Werth des erörterten Vorschlags ab.

Bezüglich der ersteren Frage pflegt eine Schwierigkeit eigentlich nur in der Scheu der Katholiken vor dem Zusammengehen mit Evangelischen überhaupt und weiter in einer Abneigung der Evangelisch-Orthodoxen gegen gemeinsame Arbeit mit den Humanitären gesehen zu werden. Die Letzteren versagen im Ernstfall das Gefolge nicht. Es hat sich dies noch unlängst gezeigt in der bereitwilligen und thatkräftigen Unterstützung der innern Mission bei der Bekämpfung der Trunksucht, die von dieser Seite unternommen wurde.

Neuerdings ist aber auch auf den beiden andern Seiten die Sprödigkeit im Weichen begriffen. In seiner oben erwähnten Schrift über „Die kirchliche Armenpflege" sagt der auf der äußersten Rechten stehende Abt Uhlhorn:

„Gern erkenne ich auch an, daß diese humanitären Bestrebungen viel Gutes und Schönes geschaffen haben. Ja noch mehr räume ich ein. Ihr Vorhandensein ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein Segen für die Kirche, denn es liegt darin eine kräftige Mahnung für die Kirche, in den Werken der Humanität nicht zurückzubleiben, eine Warnung vor dem Rückfall in ein Christenthum ohne Humanität ... Auf einer Reihe von Gebieten können wir auch mit den Humanitätsleuten recht gut zusammen arbeiten."

Und auf einem in M.-Gladbach abgehaltenen Cursus, bei dem etwa 700 in praktisch-socialer Thätigkeit stehenden Katholiken für diese ihre Thätigkeit Anregung und Unterweisung ertheilt wurde, äußerte der katholische Landesrath Brandts:

„Das Streben geht daher heutzutage dahin, und mit Recht wird von allen Seiten, von katholischen und evangelischen Schriftstellern, von der öffentlichen und humanitären Armenpflege die Meinung ausgesprochen, daß eine Form des Zusammenwirkens gefunden werden möge. Wenn

[1]) Uhlhorn, „Die kirchliche Armenpflege in ihrer Bedeutung für die Gegenwart".

man, insbesondere die humanitäre Richtung, uns vorwirft, wir Katholiken hielten aus ‚angeborener Intoleranz' uns von gemeinsamer Arbeit zurück, so ist die Thatsache der Zurückhaltung vielfach zutreffend; die Gründe hierfür liegen dann aber auf ganz anderem Gebiete. Was das Zusammenwirken selbst angeht, so ist von Niemandem in der Theorie die Nothwendigkeit und Nützlichkeit desselben bestritten, am allerwenigsten von katholischen Schriftstellern, z. B. Ratzinger, Ehrle; daß sie praktisch durchgeführt werden möge, dafür möchte ich auch Ihr Interesse wachrufen."

Wie spätere Curse gezeigt haben, ist diese Anregung auf fruchtbaren Boden gefallen.

Solches Zusammenwirken wird sich um so glatter vollziehen, um so fester Wurzeln schlagen und Dauer verbürgen, je mehr sich die Thätigkeit in nächstliegende Einzelaufgaben vertieft, wofür wiederum Voraussetzung: das Gefühl des Erfordernisses, der Pflicht der Bemittelten, sich selbst, persönlich um diese „Nächsten" zu kümmern. Wie steht es nun damit?

Es fehlt nicht an der erforderlichen „Gutmüthigkeit"; selbst dort nicht, wo die Entfremdung am Weitesten vorgeschritten ist. Ich brauche nur an jenen Referendar zu erinnern, der die Wette gewonnen, als Bettler verkleidet in einem kurzen Zeitraum 50 Mark in Berlin zusammen zu bringen. Diese Thatsache ist nicht vereinzelt. Die Berliner Geistlichen sind gewohnt, von Sterbenden die Betheuerung entgegenzunehmen, sie hätten niemals einen Bettler abgewiesen. Dieselben Geistlichen bezeugen aber auch, sie müßten im Norden und Osten Familien in des Wortes buchstäblicher Bedeutung verhungern sehen, während man im Westen in vielen Häusern die leckeren Reste, die vom Tische fallen, vielfach regelmäßig verbrenne.

Nicht allein aus Scheu, mit dem Lumpenproletariat in directe Berührung zu kommen. Diese Scheu hat schon Mancher im Gefühl der Verpflichtung überwunden. Aber je größer die Stadt, um so weiter und beschwerlicher ist der Weg von Reich zu Arm. Und wenn er einmal glücklich gefunden, dann kommen die vielen Hindernisse: die trüben Erfahrungen und Enttäuschungen, namentlich der Undank, mit dem man doch, wenn auch unbewußt, zu rechnen vergessen hatte. Die Arbeit wird meist für leichter gehalten, als sie ist. Auf beiden Seiten besteht, bedingt durch die Verschiedenheit der Lebensverhältnisse, die Schwierigkeit, einander zu verstehen. Dazu ist der Arme ein Social-Patient, der aus gutem Grunde wünscht, daß von recht vielen Seiten gleichzeitig an ihm herumkurirt werde. Dem Doctor wird daher die Diagnose schwieriger gemacht, als wenn er es mit unvernünftigen Geschöpfen zu thun hätte. Das Allersauerste im Geschäft der Armenpflege ist aber, manchmal aus Gründen der Vernunft Steine statt Brod bieten zu müssen, noch dazu, wenn man das Brod zum Mittheilen eigens in die Tasche gesteckt hat.

Gleichwohl scheinen einige Social-Pioniere auf dem richtigen Wege zu sein, sogar in Berlin. Ich berichte deshalb von einem Vorgang hier, weil die geschilderten Schwierigkeiten und Hindernisse wohl an keinem Orte des Deutschen Reiches so groß sein dürften, wie in der Reichshauptstadt. In aller Stille und in einer noch kleinen Anzahl gesellschaftlicher Kreise, deren Glieder durch Beziehungen der Verwandtschaft oder Freundschaft mit einander verbunden sind, ist das Bedürfniß immer lebhafter empfunden, sich um arme Leute persönlich

zu bekümmern. Die großen Schwierigkeiten, welche dem entgegenstehen, werden nicht verkannt. Vor allem die Entfernung von Norden und Osten, welche regelmäßige und öfter wiederkehrende Besuche ausschließt, eine Inanspruchnahme der Kräfte, denen der Geldbeutel wie der Körper nicht gewachsen sein möchte, Gefahren der Gesundheitsschädigung, welche den immerhin zweifelhaften ethischen Gewinn aufwiegen könnten.

Beim Entschluß zu einem Versuch trotz alledem war die Erwägung ausschlaggebend, auch ein negatives Ergebniß sei für die Frage von Werth, ein positives jedoch würde das wirksamste Anregungsmittel bilden, das Institut der Hausarmen wieder in Aufnahme zu bringen, und zwar nicht mit Beschränkung auf Berlin. Was hier unter ganz besonders schwierigen Verhältnissen geglückt, konnte in kleineren Städten nicht mißlingen.

Die mehrjährige Thätigkeit eines der erwähnten Kreise hat die Möglichkeit des Gelingens dargethan und keineswegs unter besonders günstigen Umständen. Der Kreis der Wohlthäter wohnt zum Theil etwa eine Fahrtstunde von dem der Empfänger, seine Glieder sind keine reichen, in der Mehrzahl aber sehr beschäftigte Leute, und die Armen, deren man sich angenommen, gehörten gerade zu den allerärmsten. Es entsprach dies nicht etwa dem Wunsche der Unternehmer, ließ sich jedoch voraussehen, da man sich mit dem Ersuchen um Zuweisung an den Geistlichen einer der bedürftigsten Gemeinden gewandt hatte, und dieser in den bezeichneten Familien den Beweis liefern wollte, daß der Nothstand in seiner Gemeinde ein sehr großer sei.

Eingehend darüber zu berichten, wie es gelungen, eine Anzahl der Schutzbefohlenen nach und nach aus ihrer Nothlage herauszuschälen und in einen socialen Gesundungsproceß hineinzuleiten, Andere wenigstens durch eine geeignete sociale Diät vor weiterem Rückgang und Verfall zu schützen, bei einer dritten Kategorie aber festzustellen, daß nur die kräftige obrigkeitliche Hand sie vor Schaden und ihre Mitbürger vor Schaden durch sie zu schützen vermöge, scheint ein späterer Zeitpunkt, wenn erst mehr Erfahrungen vorliegen, geeigneter zu sein. Aber Andeutungen über den eingeschlagenen Weg, eben weil er zum Ziele geführt, werden schon heute interessiren.

Die acht befreundeten Familien, mit denen ich gearbeitet, theilten sich in die ihnen zugewiesenen Armen derart, daß keine für mehr als zwei der letzteren aufzukommen hatte. Jeder sah sich nun seine Leute an, erkundigte sich über sie bei dem betreffenden Armenpfleger, Armenvorsteher, Hauswirth u. s. w., und nun berieth der Kreis bei seiner nächsten Zusammenkunft — dieselben finden allmonatlich statt —, in welcher jeder Fall ausführlich durchgesprochen wurde, was zweckmäßiger Weise zu geschehen habe. Jede der acht Familien handelte vollkommen frei für sich, mußte jedoch bei der nächsten Zusammenkunft darüber berichten und sich Kritik gefallen lassen. Werth und Bedeutung dieser Zusammenkünfte gingen indessen über den Kreis gemeinsamer Berathung und des Austausches von Erfahrungen hinaus. Zunächst trat bei denselben das lebhafte Bedürfniß nach einer Uebersicht der in Berlin vorhandenen Hülfsquellen für Arme, der wohlthätigen Vereine, Stiftungen u. s. w., welche für die Clienten in Anspruch genommen werden könnten, zu Tage und führte — mit Unter-

stützung der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen — die Befriedigung derselben in einer Form herbei, welche auch weiteren Kreisen berathend beizustehen ermöglichte. Man gelangte zu einer Liste der verschiedenen Wohlthätigkeitsbestrebungen und stieß damit auf eine sehr unliebsame Concurrenz, welche manche derselben einander machen[1]). Gleichzeitig ergab sich aber ein sehr beklagenswerther Mangel auf dem vielleicht allerwichtigsten Gebiete: der Gewähr von Nothardeit an Familienväter, welche zur Zeit in ihrem Berufe keine Beschäftigung zu finden vermögen. Diese Erkenntniß führte zur Schaffung einer sog. Nothardeitsstätte (Zerkleinern von Brennholz), an der solchen Familienvätern absichtlich nur ein Tagesverdienst von 1,50 Mark gewährleistet wurde, damit sie bei allernächster Gelegenheit zu der lohnenderen Berufsthätigkeit zurückkehrten.

Jene Zusammenkünfte gaben weiter noch Anstoß zur Einrichtung einer „Rumpelkammer," wie sie wahrscheinlich von der württembergischen Metallwarenfabrik in Geißlingen erfunden worden ist. Dieselbe nimmt abgelegte Kleidungsstücke, Wäsche u. s. w. der betheiligten wohlhabenden Familien auf, um dafür jeder derselben die Möglichkeit zu verschaffen, aus dem Vorrath das für seinen Clienten gerade Passende auszuwählen.

Das Alles sind zunächst freilich nur Keime. Diese lassen jedoch bereits erkennen, wie selbst unter schwierigen Verhältnissen ein beiden Theilen ersprießlicher Verkehr zwischen Arm und Reich möglich ist. Das Bemerkenswertheste an den geschilderten Zusammenkünften war mir, zu sehen, wie die Theilnahme an den Clientelfamilien in demselben Maße wie die Bekanntschaft mit ihrem Jammer und Elend stieg und wie sich daraus eine Art von Verwachsungsproceß der nothleidenden mit ihrer Schutzfamilie entwickelte.

Bei einem solchen bleibt der Baum Baum, das Moos Moos. Aber daß das Moos vom Baume Anhalt, Schutz, Nahrung empfängt, gereicht dem Baume nicht nur zum Schmuck, sondern auch zum Schutz. Jedenfalls ist nichts so sehr geeignet, warm, frisch und bereit zur Linderung zu machen und zu erhalten, als dauernde unmittelbare Fühlung mit des Lebens Jammer und Noth. Kräfte, die bis dahin geschlummert haben, erwachen und werden zur Entfaltung gebracht. Neben dem Undank, über den jederzeit zu quittiren sein wird, gelangt auch die Bedeutung des socialen Werthes echt persönlichen Wohlwollens zum Bewußtsein. Und das ist die Vorbedingung für die Bereitwilligkeit, dasselbe auch weiteren, höheren Schichten des Proletariats zuzuwenden und fernerhin für sociale Dinge überhaupt den Blick weiter und das Herz wärmer zu machen.

[1]) Diese Schwierigkeit ist inzwischen durch das vortreffliche Büchlein „Die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins" (Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1896) beseitigt.

Baden im alten Bund und neuen Reich.

Zur Erinnerung an Julius Jolly.

Von

Adolf Hausrath.

[Nachdruck untersagt.]

III.

Auch Jolly fand die Versetzung aus der freien Luft der Universität in die geschlossene der Canzlei nicht so leicht, als er gedacht hatte. Von dem sonnigen Ufer des Neckar war seine Familie ungern geschieden, und nun hatte er bei dem Mangel an geeigneten Wohnungen sich hinter der Eisenbahnwerkstätte einmiethen müssen, wo das ständige Brummen der Dampfkessel und die unerträgliche Karlsruher Hitze die Seinen krank machte. Die ersten Besuche bei der Beamtenschaft gaben auch nicht die Empfindung, daß hier ein Ersatz zu finden sei für den verlorenen Umgang im Gervinus'schen Hause. Anderseits ließen die Collegen ihn ruhig seine Wege gehen. „Es hat mir noch keiner eine Tasse Thee angeboten," sagte er mir lachend, als ich bei meinem Eintritt in Karlsruhe ihn wegen der Besuche zu Rath zog. Man lernte sich im amtlichen Verkehr den ganzen Tag so genau kennen, daß man gar kein Bedürfniß hatte, sich auch am Abend noch näher zu treten. Ein Sprüchwort der jüngeren Beamten besagte, im Bureauleben werde man täglich dümmer, aber auch täglich brauchbarer. Bei Jolly war das nicht der Fall. Er fühlte sich jetzt erst recht in seinem Elemente. An Geschäftsüberhäufung litt er auch nicht, da sich das Staatsministerium über die zunächst in Angriff zu nehmenden Vorlagen noch nicht geeinigt hatte. Auf sein Drängen erhielt er einige nebensächliche Referate, die Andere gern los waren, so das Paßwesen. Als er aber seine Thätigkeit damit eröffnete, daß er von den alten Formularen in Bogenformat weitere 5000 Exemplare abziehen ließ, während die Einführung von Paßbüchern bereits beschlossen war, überzeugten sich Secretäre und Canzleiräthe mit tiefer Betrübniß von der Unzulänglichkeit des neuen Vorgesetzten. Da brachte der Herbst eine entscheidende Wendung. Die Universität Heidelberg wählte an Stelle von Robert Mohl, der als Bundestagsgesandter nach Frankfurt ging, Jolly zu ihrem Vertreter in der ersten Kammer, in der er

bei dem Mangel an arbeitenden Kräften alsbald eine führende Rolle spielte, was ihm dem Ministerium gegenüber nun auch eine ganz andere Position gab. Gleichzeitig mit ihm trat Bluntschli, der an Mohl's Stelle nach Heidelberg berufen worden war, in die erste Kammer ein und brachte derselben einen ganz neuen Geist, da er mit seiner großen geselligen Begabung die noch immer etwas zurückhaltenden Grundherren und Vertreter des Adels in liebenswürdigster Weise zu bearbeiten wußte. Während sich so Jolly's parlamentarische Thätigkeit aufs Erfreulichste entfaltete, nahm ihn Roggenbach alsbald auch für seine auswärtige Politik in Anspruch. Am 4. Juli 1861 hatte Roggenbach durch Mohl den Antrag bei dem Bundestag eingebracht, die kurhessische Verfassung von 1831 für hergestellt zu erklären, um dem Verfassungsstreite in Kassel ein Ende zu machen. Die Anregung war von dem zum badischen Gesandten in Wien ernannten Freiherrn von Edelsheim ausgegangen, der als hessischer Grundherr in der Vertheidigung der ständischen Rechte sich in den letzten Jahren in der dortigen Kammer rühmlich hervorgethan hatte. Die Rechtfertigung dieses Antrags mußte in der „Karlsruher Zeitung" Jolly übernehmen, denn Schriftsteller waren weder Edelsheim noch sein Chef. Der weitere Verlauf gab der badischen Anregung recht und bot Preußen Gelegenheit, in dieser verfahrenen Sache doch auch einmal in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung und als Schützerin des Verfassungsrechts aufzutreten. Da kam am 7. August 1863 die Aufforderung des Kaisers Franz Joseph an den in Gastein weilenden König Wilhelm, sich acht Tage später, am 16. August, in Frankfurt zu einem Fürstentag einzufinden, um die Reform des deutschen Bundesrechts zu berathen. Nur wer damals in Süddeutschland lebte, hat eine Erinnerung an die Erregung, die diese österreichische „Vorschwebung", wie Mathy das Schmerling'sche oder Fröbel'sche Taschenspielerkunststück nannte, in der Bevölkerung hervor brachte. Kaiser Franz Joseph schien als Erbe der Revolution und Willensvollstrecker des Frankfurter Parlaments aufzutreten, und jeder Tag wollte Wunder und Zeichen gebären. Noch niemals waren „die Großdeutschen" so siegesgewiß aufgetreten. Ein wunderlicher Frankfurter Demokrat ließ ein großes Plakat drucken, das mit den Frankfurter Zeitungen als Beilage versendet wurde und das in zollgroßen Buchstaben die Aufschrift trug: Franz Joseph, Kaiser von Deutschland, worauf dann die Clauseln folgten, „ja, wenn er in Oesterreich selbst die Rechte des Volkes respectirt, wenn er" u. s. w. Aber so sehr waren wir auf alle Abenteuer gefaßt, daß auch gewiegte Politiker einen Augenblick vor der Aufschrift eines so kindischen Machwerkes stutzen konnten. Als ich auf Rigi Scheideck das Plakat aus der Post nahm und die Ueberschrift Sybel, Herman und Rudolf Grimm, dem Physiker Eisenlohr und dem Münzmeister Kachel aus Karlsruhe entgegen hielt, antwortete ein allgemeines „oho"; aber im ersten Augenblick dachte Niemand an eine Mystification. Anders Mathy, der unten in Grenchen saß und in einem Briefe an Jolly das ganze Schmerling'sche Vorgehen als einen Humbug bezeichnete, um Preußen noch tiefer in den Schatten zu stellen. Bluntschli nahm es dagegen sehr ernst mit diesem Versuche der Hofburg, wieder einen neuen Vorsprung in der öffentlichen Meinung vor

Berlin zu gewinnen. In verächtlichen Reden über Bismarck wetteiferten freilich beide, während Jolly überzeugt war, daß bei dem Mangel aller positiven Vorschläge höchstens eine große Beschämung für Schmerling herauskommen werde.

Bald sollte er Gelegenheit erhalten, sich die Schmerling'schen Künste noch aus größerer Nähe zu betrachten. Da König Wilhelm auf Bismarck's Betreiben dem Fürstentage fern blieb, fiel seinem Schwiegersohne, dem Großherzog von Baden, die schwierige Aufgabe zu, Preußens Sache in Frankfurt zu führen. Er erschien mit Roggenbach, der sich aber sofort Jolly nachkommen ließ, ohne dessen Concentration und Federfertigkeit die Antworten auf die österreichischen Propositionen mit dieser Promptheit nicht hätten erfolgen können. Während Roggenbach den Pflichten der Repräsentation oblag, saß Jolly in einer kleinen Stube am Schreibtisch und arbeitete in den Nächten die Antworten aus, die den Unwillen der meisten anwesenden hohen Herren gegen Baden erregten. Auch seinem Fürsten stellte diese vorgeschobene Position eine schwere Aufgabe. Jolly schreibt aber: „Der Großherzog weicht, obgleich völlig isolirt — (der Coburger ist vollkommen verworren) — um nicht Haaresbreite von seiner Stellung. Er lehnt constitutionell jede bindende Erklärung ab, die nur mit Unterschrift der Minister geschehen könne." Man erkennt Jolly's Schärfe in der schroffen Schlußerklärung, die der Großherzog von Baden seinen fürstlichen Collegen abgab: „Ich stimme nicht für Errichtung eines Bundesdirectoriums, ich stimme nicht für das Aufgeben des Grundsatzes, daß beide Großmächte erst ein gegenseitiges Einvernehmen unter sich hergestellt haben müssen, ehe ein Bundesbeschluß in wichtigen Fragen gefaßt wird. Ich stimme nicht für eine aus Delegirten zu bildende Volksvertretung. — Ich stimme gegen den vorliegenden Entwurf im Ganzen." So rücksichtslos setzte der süddeutsche Fürst dem mächtigen Oesterreich den Stuhl vor die Thüre. Als Jolly nach dem Schlusse des Fürstentags nach Karlsruhe zurückkehrte, durfte er sich sagen, daß er das Seine gethan hatte, die österreichischen Fechterstreiche geschickt zu pariren, und der preußische Gesandte sprach ausdrücklich Herrn von Roggenbach den Dank Bismarck's aus für das große Verdienst, das die badische Regierung sich durch ihre Haltung erworben habe. Leider bezahlte Jolly dieses Lob mit dauerndem Schaden an seiner Gesundheit. Die Ueberanstrengung in Frankfurt hatte ihm ein Leiden zugezogen, das sich bei verkehrter Behandlung verschlimmerte, ihn von da an nie mehr verließ, und dessen peinigende Störungen nur sein eiserner Wille zu überwinden vermochte.

Jolly's Stellung im Ministerium hatte sich selbstverständlich durch die Verdienste, die er sich in Frankfurt erworben, sehr verstärkt. Schon im October mußte er wieder dorthin, um in der Frage über den Schutz des literarischen Eigenthums, die er als Gelehrter selbst bearbeitet hatte, auf der bezüglichen Conferenz der deutschen Bundesstaaten Baden zu vertreten. Im Ministerium übernahm er das Referat über das Schulwesen, zu dem nach Ausscheiden des geistvollen und feinsinnigen Geh. Raths Fröhlich im Jahre 1865 auch das über die Kirchen und nach Versetzung des Directors des Oberschulraths Knies nach Heidelberg 1866 das über die Universitäten hinzu kam.

Damit hatte er überhaupt das wichtigste Ressort und war bei seiner seltenen Arbeitskraft und seiner einflußreichen Stellung in der ersten Kammer über den Rahmen eines gewöhnlichen Rathes weit hinausgewachsen.

Unglücklicher Weise aber war die Einigkeit zwischen Lamey und Roggenbach nicht größer geworden, und zwischen dem Ministerium und dem Oberschulrath war offener Krieg. Zum Director des Oberschulraths war 1862 aus Freiburg der 1821 zu Marburg geborene Nationalökonom und frühere Schulmann Karl Knies berufen worden, der nachmals als Dogmatiker seines Faches und als eines der frühesten Häupter der sogenannten Kathedersocialisten auch wissenschaftlich sich eine bedeutende Position gemacht hat. Er war schon seit dem Jahre 1860 für den, heute den Ultramontanen zugefallenen, Wahlkreis Breisach geschätztes und einflußreiches Mitglied der zweiten Kammer, die damals unter der Leitung von Ludwig Häusser stand und, Ultramontane und Demokraten zusammengerechnet, kaum ein halbes Dutzend oppositioneller Stimmen zählte. Knies begriff seine Aufgabe als Director des Oberschulraths dahin, daß er die Schule von der seitherigen Herrschaft der Kirchen zu befreien und das materielle Loos der Volksschullehrer zu verbessern habe. Knies hat sich durch diese frische Inangriffnahme der Schulreform das größte Verdienst um Baden erworben, und heute, da von den Errungenschaften der neuen Aera fast nur noch das Schulgesetz aufrecht steht, ist das Dankgefühl gegen seine Leistungen auch bei solchen lebendig, die damals seine Methode des Vorgehens lebhaft bekämpften. Denn eine für den amtlichen Verkehr leichte Persönlichkeit ist der berühmte Nationalökonom bei all seinen trefflichen Charaktereigenschaften niemals gewesen. Jede Correctur seiner Entwürfe war ihm empfindlich, so daß er sich schon 1864 in einem schroffen Briefe an Lamey das Hereinreden der Ministerialräthe in seine Vorlagen verbat. Die kirchlichen Fonds mit Schullasten wollte der Oberschulrath trotz ihres confessionellen Ursprungs für Schulfonds erklärt wissen, da sie durch Uebernahme von Schulausgaben eine neue Widmung erhalten hätten, und in den meisten Fällen setzte er seinen Willen durch. Die Pfründen der mit Schulpflichten angestellten Diakone sollten zwischen Kirche und Schule getheilt werden. Als ich unter Jolly's Vorsitz als Commissär des Oberkirchenraths die Vorschläge des Oberschulraths für diese Theilung entgegen nahm, schlug dessen Vertreter das Verhältniß von 12 zu 4 vor, da die Diakone zwölf Schulstunden ertheilten, aber höchstens vier Stunden auf ihre Predigt verwendeten. Und dabei handelte es sich um Pfründen von Pfarrstellen, denen die Bureaukratie ihrer Zeit Schulpflichten von sich aus octroyirt hatte. Hielt der Oberschulrath von seinem Standpunkte die Verwandlung von kirchlichen Fonds in Schulfonds für eine edle That im Dienste der Cultur, so erschien uns im Oberkirchenrath diese Plünderung der Kirche als doppelt gehässig, da der Staat sich durch Steuern helfen konnte, die Kirche aber lediglich auf eben diese Fonds angewiesen war. Jolly war in allen solchen Fragen durchaus billig und entgegenkommend, aber seine eigene Lage wurde dadurch erschwert, daß die Oberschulräthe die Kammer auf ihrer Seite hatten. Auch das Project des thunlichsten Ausschlusses der Pfarrer aus der Schule war Jolly ebenso fremd, wie dem katholischen Roggen-

bach. „Ich glaube nicht daran," schrieb er an Baumgarten, „daß sich eine Schule ohne Kirche realisiren läßt ohne sehr erhebliche Erschütterungen."

Bei dieser Verschiedenheit der Gesichtspunkte konnte es nicht ausbleiben, daß zwischen dem Director des Oberschulraths und dem Referenten im Ministerium sich bald Reibereien einstellten. Alle Fragen des Stundenplans, der Unterrichtsmethode, der kirchlichen Verpflichtung der Schuljugend, der Vermögensverwaltung und Meßnerei wurden von Knies und Jolly verschieden beurtheilt und Lamey, der in den beiden Professoren eine Stütze gegen die Bureaukratie hatte erhalten sollen, sah in ihrer Uneinigkeit eine der Hauptschwierigkeiten seines Ministeriums. Anderseits rächte sich an Lamey selbst die Art, wie er stoßweise, nach Gelegenheit, die gesetzgeberischen Arbeiten vornahm. Wären dem Kirchengesetze vom 9. October 1860 die erforderlichen organisatorischen Bestimmungen über das Schulwesen auf dem Fuße gefolgt, so hätte die Curie sich vielleicht zu allerlei Verwahrungen aufgeschwungen, aber bei der damaligen enthusiastischen Stimmung der Bevölkerung wären dieselben erfolglos verhallt. Statt dessen gönnte man der Curie eine dreijährige Vorbereitungszeit, so daß sie sich für den Kampf sammeln und ihren Widerstand organisiren konnte. Dann aber geschah das Verwunderlichste. Statt einer amtlichen Verordnung erschien im Juni 1863, unter der Gutheißung Lamey's, ein Vortrag des Oberschulraths über die nothwendigen Reformen des Volksschulwesens im Druck. Damit wurde die Frage der Organisation der Volksschule, vermischt mit allerlei religiösen und pädagogischen Reformvorschlägen, der allgemeinen Discussion unterbreitet. Die Schrift lief auf eine Reihe von Thesen hinaus, die dem Verfasser von Seiten der Bureaukratie den Namen „Theseus" eintrugen. Das Ministerium selbst hatte die Drucklegung angeordnet, aber indem die Behörde sich in dieser Weise erbot, mit der Oeffentlichkeit in Discussion zu treten, begab sie sich des immensen Vortheils ihrer Stellung, sie hörte auf Regierung zu sein und ward Partei. Uns Andern wollte nicht einleuchten, warum die Regierung erst eine Discussion über eine Reform in der Presse entfesele, deren Durchführung lediglich in der Hand des Ministers lag und deren wesentlichsten Theil die Verwaltung jeden Tag mit einer landesherrlichen Verordnung erledigen konnte. Der Mithülfe des Publicums konnte aber die Behörde bei diesen rein technischen Fragen um so eher entrathen, als sie kraft ihres Amtes über die vorhandenen Bedürfnisse informirt sein mußte. Dazu war die Schulfrage eine solche, bei der sich voraussehen ließ, daß Berufene und Unberufene sich gedrungen fühlen würden, ihr Scherflein Weisheit mit herbei zu tragen. Bald genug war ganz Baden in die Frage der Schulreform hineingezogen, und Roggenbach spottete in seiner Weise, die Badenser seien alle schulkrank. Man hatte die Meinungen „der Interessenten" hören wollen, aber wer war bei dieser Sache nicht Interessent? Die Lehrer interessirten sich für ihre Emancipation von der Geistlichkeit und ihre Besserstellung, die Geistlichen interessirten sich für die Stellung der Kirche zur Schule, die Gemeinden interessirten sich für die in Aussicht genommenen vermehrten Umlagen, die Eltern interessirten sich für die Ausdehnung der Schulpflicht, und die Kinder interessirten sich für Abschaffung der

körperlichen Züchtigung und der vielen Liederverse. Die Aufregung wuchs, als im Laufe des Herbstes eine Notabelnversammlung von Schullehrern einberufen wurde, die die Thesen berieth und sich in ihrem Sinne aussprach. Natürlich blieb die Gegenwirkung gegen eine so geräuschvolle Behandlung der Sache nicht aus. Die am 15. October 1862 zusammentretende vierte Durlacher Conferenz sprach lebhafte Bedenken gegen die in den Thesen vorgeschlagene Beschränkung des Religionsunterrichts aus, doch wußte der auf der Conferenz anwesende Jolly im Interesse der Regierung durch einige begütigende Worte die bereits ziemlich oppositionell gestimmten evangelischen Geistlichen zu beruhigen. Auf seinen Wunsch ging die Conferenz auf Kritik des Schulplans überhaupt nicht ein, sondern begnügte sich, Wünsche auszusprechen. Kräftiger trat der katholische Clerus hervor. Der Freiburger Pamphletist Alban Stolz eröffnete mit einer „Warnung vor einer drohenden Gefahr" in seinem bekannten Kapuzinerton den Feldzug. Im October 1863 beschloß der Curatclerus auf einer Versammlung zu Appenweier, den Knies'schen Thesen gleichfalls eine Denkschrift mit Thesen entgegenzustellen. Ein Memoire von vornehmerer Haltung wurde durch den emeritirten Oberschulrath Zell redigirt und als amtliche Erklärung des Ordinariats verbreitet. Dabei wurde von der katholischen Presse geflissentlich die ganze Polemik auf den Director des Oberschulraths dressirt. „Der kurhessische Herr Doctor," rief das Freiburger Kirchenblatt aus, „hat diesen Baum gepflanzt; ihm sollen auch alle Lorbeern um die Stirne gewunden werden, die auf diesem Baume wachsen." Dennoch sollte, da die Frage über „Thesen" nicht hinausgekommen war, derselbe Director des Oberschulraths mit eben den Decanen und Pfarrern als Schulbeamten regieren, die ihn in der Presse und auf der Kanzel als Antichrist ausschrieen. War doch jeder Erlaß, den er herausgab, ausdrücklich vom Teufel signirt, da sein Secretär diesen ominösen Namen trug. Statt wirklich zu reformiren, hatte man über die Reform mit dem Publicum discutirt, und bald hörte man, es handle sich überhaupt nur um die Ideen eines einzigen Mannes; denn wie wenig das Ministerium selbst während all des Kampfes wußte, was es eigentlich in Sachen der Schule thun werde, ging aus der Begründung zum Schulaufsichtsgesetze im Juni 1864 hervor, die erklärte, über den materiellen Theil des Gesetzes, über den eben der verfrühte Streit entbrannt war, könne zur Zeit keine Vorlage erfolgen, weil dazu umfassende Erhebungen nöthig seien. So war man in einen Schulstreit hineingerathen, noch ehe die obern Stellen darüber schlüssig geworden waren, worin denn eigentlich die Aenderungen bestehen sollten, um die man sich schlug. Dem klaren, arbeitsamen Jolly, den alle Halbheiten zu entrüsten pflegten, war natürlich dieser confuse Zustand der Dinge ein Greuel. Aber indem er auf dieses Gemisch von Versäumniß und Uebereilung hinwies, entfremdete er sich Lamey, verfeindete sich mit Knies, und selbst die Stellung zu seinem alten Freunde Häusser litt unter diesen Conflicten, da man in der Kammer hinter seinem Widerspruch Mangel an liberaler Gesinnungstüchtigkeit, wenn nicht gar Anschläge auf das Ministerium Lamey witterte. Dieses Mißtrauen verstärkte sich, als der Großherzog während Lamey's Sommerurlaub Jolly zu directem Vortrag über den Stand des

Schulstreits befahl, was ein ganz ungewöhnliches Vorkommniß war, das ohne Zweifel Roggenbach veranlaßt hatte, Lamey aber mit Recht verstimmte. Als endlich das Ministerium sich entschloß, der gesetzgeberischen Arbeit näher zu treten, stellte sich alsbald heraus, daß so radicale Umgestaltungen, wie die Thesen sie im Auge hatten, auf weit aussehende rechtliche und finanzielle Schwierigkeiten stoßen würden. So kam Roggenbach mit Knies überein, man wolle das Schulaufsichtsgesetz von den übrigen weitschichtigen Fragen loslösen, um endlich wenigstens ein Gesetz über die niederen Schulbehörden zu Stande zu bringen. Es war das auch darum nöthig, weil die bestehenden geistlichen Organe alle der Opposition angehörten. An die Kammer, die im Grunde diese Verwaltungsangelegenheit gar nichts anging, brachte man die Frage, weil, wie Roggenbach sich ausdrückte, eine klärende Krise noth that. Das Ministerium sollte seine Entschlossenheit zeigen, und durch eine tapfere parlamentarische Schlacht besseres Wetter herstellen. So entschloß man sich, die Verordnung über die Aufsichtsbehörden, die im October 1860 unbeanstandet von der Regierung hätte erlassen werden können und im August 1862 bei der Einsetzung des Oberschulraths hätte erlassen werden müssen, der Kammer als Gesetzentwurf vorzulegen. Um den Einwand abzuschneiden, daß eine derartige Organisationsfrage auf dem Wege der Verordnung zu regeln sei, sprach der Entwurf des Gesetzes in einem eigenen Paragraphen eine gesetzliche Verbindlichkeit zur Annahme der Wahlen in den Ortsschulrath aus. Nichtsdestoweniger blieb es doch immer eigenthümlich, daß der Oberschulrath auf dem Wege der Verordnung, dagegen die ihm untergebenen Behörden durch ein Gesetz eingeführt waren. Daß die Frage im parlamentarischen Stadium günstig verlaufen werde, lag auf der Hand; ebenso natürlich aber war es, daß der Kampf, der nun schon drei Jahre ohne bestimmtes Streitobject geführt wurde, an der ersten wirklichen That der Regierung sich nunmehr erst recht entflammte. Schon gegen den Gesetzentwurf war ein Hirtenbrief des zweiundneunzigjährigen Erzbischofs ausgespielt worden, der gegen die Verdrängung der Kirche aus der Schule protestirte und den katholischen Christen jede Betheiligung an der Durchführung des Gesetzes untersagte. Als trotz dieses Verbotes die Ortsschulräthe überall gebildet wurden, da, wo die Gemeinden die Wahl versagten, durch Ernennung, verbot das Ordinariat durch Erlaß vom 9. December 1864 den katholischen Geistlichen den Eintritt in den Ortsschulrath. Gern hätte man, um die Aufregung zu steigern, den Religionsunterricht aus der Schule in die Kirche verlegt, aber wir hatten 1864 auf 65 einen abnorm kalten Winter, und die Geistlichen waren gar nicht im Stande, allen Religionsunterricht zu übernehmen. Daran zerschellte der ganze Protest. Daß die Pfarrer aber dem Ortsschulrath fern blieben, war den Lehrern und Bürgermeistern ganz genehm. Das Gesetz über die Schulaufsichtsbehörden war also durchgeführt. Das über den Elementarunterricht selbst ließ dagegen noch bis zum Frühjahr 1866 auf sich warten. Welchen Werth das ganze Land auf dasselbe legte, beweist der Umstand, daß die badische Kammer sich im Sommer 1866 anschickte, unter dem Donner der Geschütze von Königgrätz das Gesetz über den Elementarunterricht zu berathen, und sich nicht in öster-

reichisch und preußisch Gesinnte theilte, sondern in Anhänger der Communalschule und Confessionsschule schied. Eine Reihe von gut nationalen Abgeordneten unterstützte den österreichisch gesinnten Minister von Edelsheim, weil er sie bei seinen Abendgesellschaften mit Aussichten auf Communalschulen und Wahl der Lehrer durch die Gemeinden bewirthete, bis der Einmarsch der Preußen das Land überzeugte, daß außer dem Schulstreit auch noch einige andere Fragen von Erheblichkeit dermalen in der Welt vorhanden seien. Dennoch hätte die sogenannte Fortschrittspartei ihre Commissionsberathungen auch jetzt noch fortgesetzt, aber das Ministerium Lamey vertagte die Kammer, der Großherzog vertagte das Ministerium Lamey, und das neue Ministerium Mathy—Jolly vertagte die Schulfrage. Zur Entschädigung für die gescheiterten Hoffnungen der Lehrer verlangte der neue Minister Jolly sofort einen Administrativcredit, um den Lehrern eine Aufbesserung ihrer Gehälter zuzuwenden, was billig sechs Jahre zuvor auf dem Wege der Gesetzgebung hätte geschehen sollen, ehe man die endlose Debatte über die beste Schule im besten Staate eröffnete. Die für Jolly so charakteristische Maßregel stellte auch sofort die Ruhe wieder her, wie dieser mit trocknem Humor constatirte. Die Abgeordneten hatten nach dem bewiesenen Eifer für die Schule den Credit nicht ablehnen können und den Schullehrern war damit besser geholfen, als mit all den schönen Reden vorher. Damit war denn auch die Frist gewonnen, um die vorzunehmenden Aenderungen nochmals in aller Ruhe in Erwägung zu ziehen.

IV.

Aber lange bevor der Schulstreit durch die politischen Ereignisse einen vorläufigen Abschluß fand, hatte derselbe seinen zersetzenden Einfluß auf die liberale Partei und das liberale Ministerium geübt. Das Mißverhältniß, in das im Verlaufe desselben Roggenbach zu Lamey, Knies zu Jolly gerathen war, lähmte die Action des Cabinets und gab den zahlreichen clericalen, conservativen und bureaukratischen Gegnern die fröhliche Zuversicht, dasselbe bald ganz über den Haufen zu werfen. In der That waren diese Zerwürfnisse einer der Gründe des Austritts von Roggenbach aus dem Ministerium Stabel—Lamey. Roggenbach war als politischer Amateur in dasselbe eingetreten, aber seine diplomatische Thätigkeit, die das badische Publicum nur aus den Artikeln in der „Karlsruher Zeitung" ersehen konnte, erschien demselben nicht so wichtig, wie seinen Freunden. Im Grunde war man doch auch in Baden der Meinung, daß große Politik nicht von Karlsruhe aus gemacht werden könne und daß sich Bismarck um die Noten, die der badische Gesandte in Berlin überreichte, nicht mehr kümmere, als um die oft recht schlecht geschriebenen Leitartikel der „Karlsruher Zeitung". Freiherr von Marschall in Berlin versagte sich sogar ausdrücklich der Bestellung dieser Rathschläge und trat in Ruhestand. Ließ so Roggenbach's Thätigkeit in seinem eigenen Ministerium die Badenser ziemlich kühl, so verdachten sie ihm sein Hereinreden in das Ressort des Ministeriums des Innern um so ernstlicher. — Lamey's entrüstete Antwort auf den erwähnten Hirtenbrief des Erzbischofs war nicht nach Roggenbach's

Sinn, und Jolly stimmte ihm darin bei. „Der Ministerialerlaß," schrieb am 15. August 1864 Jolly an Baumgarten, „ist von Lamey selbst, der sich etwas darauf zu gut thut. Mir scheint damit einstweilen jede Verbindungsbrücke mit dem Ordinariat abgebrochen, und dies war, glaube ich, nicht geboten. Der Hirtenbrief enthielt meiner Ansicht nach trotz aller Schärfe noch nicht nothwendig das letzte Wort: hinter der Aufforderung an die Geistlichen, nicht in den Schulrath einzutreten, folgt die Erklärung, die Kirche werde nur gezwungen aus der Schule weichen, und da sie Niemand dazu zwingen wird, kann sie ja bleiben. Der directe Vorwurf der Unwahrheit und sogar der wissentlichen Unwahrheit, wie ihn der Ministerialerlaß dem Ordinariat entgegenhält, scheint mir so ziemlich an das Unmögliche zu grenzen." Lamey hatte eben nach seinem langen Aufenthalte in Freiburg die einzelnen Persönlichkeiten, die hinter diesem Hirtenbriefe des Erzbischofs hervorsahen, zu deutlich vor Augen, um seinen Unwillen zu bemeistern, während Jolly amtliche Dinge immer nur amtlich nahm und solchen Provocationen gegenüber eine wahrhaft fischblütige Kühle entwickeln konnte. Im Lande freute man sich umsomehr an Lamey's „Energie", und als der Mannheimer Pöbel eine katholische Versammlung, die demonstrativ durch die liberale Stadt nach der Jesuitenkirche ziehen wollte, mit Gewalt auseinandersprengte, wollte auch Roggenbach den guten Eindruck, den diese Tapferkeit seiner Vaterstadt merkwürdiger Weise auf die Badenser machte, durch amtliche Maßregeln unterstützen. Als ich an dem betreffenden Sonntag Nachmittag mich zu Jolly begab, war eben ein Telegramm über den Verlauf der Vorgänge eingetroffen, und bald erschien auch Roggenbach, um in großer Erregung die zu nehmenden Maßregeln zu berathen. Jetzt müßten auch einige ultramontane Beamte fallen, meinte er, aber anderseits sei ein Erlaß nöthig, der die Priester in ihren Gemeinden einer achtungsvollen Behandlung empfehle. Dazu müßten die katholischen Führer des Liberalismus und der Kammer Deputationen an den Hirten in Freiburg organisiren und durch fortgesetztes Bitten, der Erzbischof möge seinen Frieden mit dem Staate machen, die friedlichen Elemente im Domcapitel und Ordinariat zu kräftigerem Auftreten gegen den Convertiten Maß, den Director der erzbischöflichen Kanzlei, und seine Consorten ermuthigen. Aber die beiden ersten Vorschläge waren wohl nicht allzu ernst gemeint, der dritte scheiterte an dem Bürgermeister der Bischofsstadt, auf den in erster Reihe gerechnet war und der diese Mission entschieden ablehnte. Dafür hatte Roggenbach auf einem anderen Gebiete einen Sieg erfochten. Im Februar 1863 protestirte er gegen die Pläne des Handelsministers Gideon Weizel, die feste Rheinbrücke in Mannheim so zu stellen, daß die Eisenbahn den schönen Schloßgarten durchquere. Als das Handelsministerium nicht nachgab, reichte Roggenbach seine Entlassung ein und zwang dadurch Weizel, das Gleiche zu thun. Der Großherzog nahm Weizel's Entlassung an, und Roggenbach übernahm nun zu dem Ministerium des Auswärtigen und des Hauses auch das des Handels. Nun war Roggenbach sicher ein geistreicher und begabter Politiker. Er besaß eine unbestreitbare Geschicklichkeit, Geschäfte einzufädeln, und bei seinen persönlichen Verbindungen und glücklichen Formen war er bei einer

Menge von hohen Personen gern gesehen; aber für die Leitung eines Fachministeriums fehlten ihm die Fachkenntnisse und vor Allem die Geduld. Als er mit seinen Plänen für die Führung der Bahnlinie herausrückte, erklärten die Techniker dieselben für unausführbar. So kam der neue Handelsminister in die wunderliche Lage, ziemlich dieselben Pläne auszuführen, wegen deren er seinen Vorgänger gestürzt hatte. Dazu war er ein Gegner des Collegialsystems, da nach einem Collegialbeschlusse sich Niemand mehr verantwortlich fühle und Alle in Alles hineinredeten. Aber das Regieren durch Specialreferenten gelang nicht, und man verstand es als Rettung aus selbstgeschaffenen Schwierigkeiten, daß Roggenbach schon im Januar des Jahres 1864 das Handelsministerium an Mathy übergab, der seit etwa einem Jahre wieder in den badischen Finanzdienst zurückgekehrt war. Dieser stellte sofort das Collegialsystem wieder her und ließ den einzelnen Respicienten in ihrem Ressort eine sehr weitgehende Freiheit. Auch Mathy's wirkliche Bedeutung lag aber auf Seiten der politischen Leistung, wenigstens versicherten seine Räthe, er habe sich zwar in die Geschäfte noch einigermaßen eingelebt, sich aber nie über dieselben bis zu einer wirklich leitenden Stellung erhoben. Nur in speciellen Finanzfragen, die aber damals nicht zu seinem Ressort gehörten, ließen sie seine Autorität gelten. Jene interimistische Leitung des Handelsministeriums hatte Roggenbach bei der Beamtenschaft sehr geschadet, und die vollkommene Erfolglosigkeit seiner Rathschläge in der auswärtigen Politik verleidete ihm bald auch sein anderes Ministerportefeuille. Als am 15. November 1863 Friedrich VII. von Dänemark starb, hatte Baden, ohne einen Bundesbeschluß abzuwarten, sofort den Herzog von Augustenburg als Erben von Schleswig-Holstein anerkannt. Roggenbach sendete seinen Jugendfreund von Edelsheim, den er zum Gesandten in Wien gemacht hatte, sofort zu dem Herzog, der damals in Gotha wohnte, um demselben Badens Rath und Hülfe anzubieten und Baden übernahm dessen Vertretung am Bunde. Als Preußen und Oesterreich über die Ansprüche des Augustenburgers hinwegschritten und, ohne sich um den Bundestag zu kümmern, die Herzogthümer besetzten, wollte Roggenbach die Mittel- und Kleinstaaten zu einem gemeinsamen Parlament ad hoc bestimmen. Aber Bayern lehnte ab. Mathy schüttelte zu dem Allen sein graues Haupt. Als Samwer und Francke, die beiden Agenten des Herzogs, in Karlsruhe erschienen und ihre Freude aussprachen, daß sie um so begeisterter aufgenommen würden, je weiter sie nach Süddeutschland vordrängen, gab ihnen ihr alter Gothaer Freund die trockene Antwort: „Hier kennt man Euch eben noch nicht." Beim Glase Bier im Freundeskreise aber sagte er noch deutlicher: „Diese meerumschlungenen, ungedeelten Schmerzenskinder sind die größten Chicaneure der Welt. Die sitzen auf ihren alten Urkunden und lassen es auf einen Krieg zwischen Preußen und Oesterreich ankommen. Lieber mögen in Deutschland die Wölfe hausen, als daß sie etwas von ihren alten Charteken nachließen." Unter diesen Umständen war das einzige Resultat von Samwer's Mission die Belebung der Collectenthätigkeit für die Augustenburgische Sache. Baden kaufte unter Edelsheim dem Herzog sogar die Kanonen ab, die ihm durch patriotische Sammlungen verehrt worden waren, obwohl der Kriegs-

minister Ludwig deren Verschluß für fehlerhaft erklärte. Noch ehe der Gasteiner Vertrag am 19. October 1865 allen diesen Velleitäten ein Ende machte, forderte Roggenbach Ende September zu allgemeiner Ueberraschung seine Entlassung, gerade in dem Augenblick, in dem die auswärtige Politik der Kleinstaaten anfing wichtig zu werden. Seine Freunde betrübte der geringe Eindruck, den dieses Ereigniß im Lande machte, und nach Zusammentritt der Stände interpellirte Bluntschli am 9. December 1865 die Regierung über die Gründe von Roggenbach's Rücktritt, „da es unziemlich wäre, einen Hauptträger des politischen Charakters dieser Periode klanglos scheiden zu sehen." Stabel's Antwort war sehr höflich, aber kühl und trocken. Er wies darauf hin, daß Roggenbach von vorn herein sein Eintreten in die Regierung als eine Art von Gastrolle bezeichnet habe. Schon bei seinem Eintritte in das Ministerium habe er sich unumwunden dahin ausgesprochen, daß es nicht seine Absicht sei, längere Zeit in diesem Amte zu verbleiben, und jeweils habe er seitdem diese Erklärung wiederholt. Allerdings sei er mit der Begründung ausgetreten, daß er in der zweiten Kammer nicht mehr dasjenige Vertrauen zu finden glaube, das ihn zur Fortführung der Geschäfte berechtige. Die übrigen Mitglieder des Staatsministeriums hätten daraufhin sich natürlich die Frage gleichfalls vorgelegt, ob nicht auch sie ihres schweren und mühevollen Amtes bei dieser Gelegenheit sich entbürden könnten, aber sie hätten sich sagen müssen, daß es nicht bloß ein Recht sei, die Staatsgeschäfte zu verwalten, sondern auch eine Pflicht, so lange constitutionelle Gründe in dem Verhalten der zweiten Kammer nicht zu finden seien, das Amt niederzulegen. Mit dieser Erklärung, die nichts erklärte, mußte Bluntschli vorlieb nehmen. Uebrigens verblieb Roggenbach als Mitglied der zweiten Kammer zunächst in Karlsruhe, um, wie er sich ausdrückte, „seinen Stecken für sich zu reiten."

In dem weiteren Publicum, in dem man sich um die badische auswärtige Politik nie viel gekümmert hatte, wußte man sich diesen unerwarteten Abschied Roggenbach's um so weniger zu deuten, als ihm gerade noch eben in der innern Politik Concessionen gemacht worden waren, die die liberale Partei Lamey sehr verdachte. Der Bibliothekar Ludwig Eckardt, der sich bis dahin in den Versammlungen und der Presse als Dolmetscher der liberalen Gedanken des Ministeriums gegeben hatte, wurde wegen dieser Vordringlichkeit Knall und Fall entlassen. Nach Eckardt sollte auch Schenkel weichen. Wie die katholische Kirche der Schulstreit bewegte, so die evangelische der Schenkelstreit. In Concurrenz mit Renan und Strauß hatte Schenkel sein „Charakterbild Jesu" veröffentlicht und damit der orthodoxen Partei Gelegenheit gegeben, gegen den Mann, dem sie die liberale Kirchenverfassung zu verdanken meinte, und der als Mitglied des Generalsynodal-Ausschusses und als Seminardirector allerdings ihr gefährlichster Feind war, ein Ketzergeschrei zu erheben. Jeder Tag brachte neue Proteste gegen Schenkel's Buch, die die Entfernung des ungläubigen Seminardirectors verlangten. Der Oberkirchenrath wies bereits im August 1864 dieses Begehren ab, aber nun galt es, diese Behörde in den Sturz Schenkel's, den man für sicher hielt, zu verwickeln. In der Kreuzzeitung protestirten täglich Scharen von Pastoren, die sich wie Heuschreckenschwärme im

Inseratentheile niederließen, gegen das „Götzenbild in Lammsgestalt", das Schenkel aufgerichtet und gegen den von dem frommen Richard Rothe herrührenden freisprechenden Erlaß des Oberkirchenrathes. Als der Lärm fortdauerte und sich immer höher gestellte Persönlichkeiten scharf gegen Schenkel aussprachen, entwickelte uns Roggenbach, daß die wahre Freiheit in der Selbstbeschränkung liege und daß es bei allen Religionen nicht darauf ankomme, was sie lehren, sondern was sie wirken. Gerade im liberalen Interesse verlangte er Schenkel's Entsetzung, denn bereits habe man dem Landvolk eingeredet, das neue Schulgesetz wolle die Schenkel'sche Religion einführen; das allein mache den Schulstreit dem Volke so wichtig. Zum Glück war der Präsident des Oberkirchenraths, Nüßlin, kein Freund solcher Gelegenheitsmacherei. Ein Sohn von Jolly's Lehrer und, wie dieser, eine durchaus reine und edle Persönlichkeit, war er der Letzte, der ein großes Princip um vorübergehender Vortheile willen gebeugt hätte. Er erklärte, er werde mit dem freisprechenden Erkenntnisse Rothe's, das er unterzeichnet, stehen oder fallen. Diese Entschiedenheit des sonst so milden und nachgiebigen Mannes machte doch auch nach oben Eindruck. Dennoch kam Lamey Roggenbach so weit entgegen, daß er an Schenkel schrieb, er werde sich „noch höhere Beehrung zuziehen", wenn er freiwillig von seinem Amte als Seminardirector zurücktrete. Natürlich hütete dieser sich, auf einen Vorschlag einzugehen, der ihn moralisch vernichtet hätte. Der Führer der Conservativen, Freiherr von Göler, brachte die Sache nun vor das Forum der ersten Kammer, die zu zwei Drittheilen aus Katholiken bestand. Zwar ging diese nach einer warmen Vertheidigung des Oberkirchenraths durch Richard Rothe über die Frage, die die Kammer nichts angehe, zur Tagesordnung über; aber Lamey ertheilte dem Interpellanten den Trost, die Regierung werde durch eine neue Organisation des Seminars den Unzuträglichkeiten, über die er klage, abhelfen, sie wolle nur abwarten, wie die demnächst zusammentretende Generalsynode sich in der Sache aussprechen werde. Daß Schenkel nicht abgesetzt, aber „weg organisirt" werde, schien danach beschlossene Sache. Aber während das Ministerium den vom Oberkirchenrath und Generalsynodal-Ausschuß klagfrei gesprochenen Seminardirector vorerst nicht mit Gewalt aus seinem Amte entfernen konnte, entließ Lamey den Director des Oberschulraths sofort und machte damit Roggenbach ein zweites, höchst unpopuläres Zugeständniß. Er selbst freilich beschwerte sich bitterlich, Roggenbach, der im Einverständniß mit Knies die separate Publication des Schulaufsichtsgesetzes veranlaßt habe, schelte nun überall über die Verkehrtheit, daß man dem Hunde den Schwanz stückweis abgenommen habe, statt das Ganze mit einem Schlage zu erledigen, und verleugne so sein eigenes Recept. Aber ganz unvermuthet fand er sich noch kurz vor Roggenbach's Austritt bei Knies ein, um ihm mitzutheilen, man werde ihm mit dem Titel Geheimerath in Heidelberg ein Ordinariat für Nationalökonomie neben Rau und Laspeyres übertragen. Noch mehr als der Brief an Schenkel befremdete diese Concession Lamey's in der zweiten Kammer, und die Fortschrittspartei machte jetzt erst recht den Erlaß des von Knies vorbereiteten Schulgesetzes zu ihrer Hauptforderung an die Regierung. Die größte Ueberraschung bot aber der scheidende

Minister dem badischen Lande durch die Wahl seines Nachfolgers, des Freiherrn von Edelsheim. Dieser, der Bruder des bekannten österreichischen Reitergenerals, paßte nach seiner großdeutschen Gesinnung und seiner liberalen hessischen Vergangenheit zwar in das Ministerium Lamey, aber er vertrat in beiden Beziehungen die Politik, die Roggenbach bekämpft hatte. So war seine Einführung durch diesen für das Land ein Räthsel, denn da Mathy, Jolly und Rüßlin feste Anhänger Preußens waren, fiel das Ministerium der neuen Aera damit innerlich auseinander. Die Geschichte dieses Zersetzungsprocesses muß man im Auge behalten, um Jolly's Entschließungen bei der Bildung seines Ministeriums richtig zu würdigen. Die sogenannte Offenburger Denkschrift hat vor dem Lande den Vorwurf gegen Jolly erhoben, seine Auswahl von Ministerialpräsidenten sei nur unter der Voraussetzung begreiflich, daß er die eigene Stellung auf die Schwäche seiner Collegen zu gründen gedenke. Heute ist dieser Vorwurf widerlegt, denn diese schwachen Collegen haben nach Jolly's Abgang das Land noch ein Jahrzehnt zu dessen vollster Zufriedenheit regiert. Jolly aber konnte sich seine Mitarbeiter nicht unter denen suchen, deren Methode er stets beklagt hatte und deren Ziele er niemals billigte. Wenn er sich auch nicht so drastisch ausdrückte wie sein Freund Roggenbach, dem die Presse das Wort in den Mund legte: „Da ist Alles morsch, da hält kein Nagel mehr," so glaubte doch auch er vor einem vollen Schiffbruch des parlamentarischen Systems zu stehen. „Die neue Aera," schrieb er Anfang März 1870 an Geheimerath Herrmann, „war schon vor dem Jahre 1866 innerlich fertig; Lamey hatte durch seine Unentschlossenheit in der nothwendigen Vollendung der einmal begonnenen Reformen bedeutend an Vertrauen verloren. Als er die Führung nicht mehr hatte, tauchten immer maßlosere, unerfüllbarere anticlericale Forderungen auf, und mit der Nichterfüllung sank seine Autorität." Jolly's Enttäuschung bezog sich aber keineswegs nur auf die handelnden Personen.

Noch ehe die Krisis von 1866 eintrat, gestand er seinen Freunden ein, daß er von seiner Schwärmerei für parlamentarische Regierung völlig geheilt sei. Vielleicht, meinte er, hätte die parlamentarische Regierungsweise geschickter versucht werden können, aber sicher nicht ehrlicher. Trotz des besten Willens der Regierung, im Einklang mit der Volksvertretung zu regieren, hatten Parlamentarier wie Häusser, Kiefer u. A. stets eine Bedeutung neben der Regierung beansprucht, oder, wie Bluntschli das in seiner Rede vom 9. Dec. 1865 in der ersten Kammer ausdrückte, „die Majorität wollte nicht nur durch die Minister, sondern auch über die Minister regieren." Die Herren änderten jede Vorlage, um ein Denkmal ihrer gesetzgeberischen Thätigkeit zu hinterlassen, dann kehrten sie gemüthlich nach Hause zurück, gingen ihren Privatgeschäften nach und hinterließen den Ministern die Verantwortung für ihre Beschlüsse. Unausgesetzt hatte die Kammer auch in die Fragen der Verwaltung hineingeredet, und die endlosen parlamentarischen Verhandlungen hatten die Kraft der Minister zwecklos verbraucht. Das ungleiche Tempo, das stoßweise Vorgehen der Gesetzgebung erklärte sich zum großen Theil eben daher, daß je nach den Anregungen der einflußreichen Abgeordneten bald das Eine,

bald das Andere vorgenommen werden mußte und schließlich war, wie gerade der Verlauf des Schulstreits zeigte, trotz der tapfersten Reden in der Sache selbst möglichst wenig geschehen. Nach diesen Erfahrungen sagte Jolly bei Antritt seines Amtes Jedem, der es hören wollte, er werde sein Amt führen kraft der landesherrlichen Autorität. Wenn die Kammer meine, für den Fall einer oppositionellen Abstimmung werde man eine constitutionelle Komödie mit ihr aufführen und den Siegern den Platz räumen, so sei sie im Irrthum. Werde eine Vorlage abgelehnt, so bleibe es einfach beim Alten. Im andern Falle würden die Herren für einen beliebigen Unsinn eine Majorität zusammentreiben, nur um selbst ans Ruder zu kommen. Er werde gehen, sobald er es als nützlich für das Land erachte, aber auf keinen anderen Anstoß. Dieser Standpunkt war das Ergebniß seiner Erfahrungen bereits vor Roggenbach's Rücktritt. Daß mit diesem Jolly's Stellung sich erheblich geändert habe, wie sein Biograph meint, kann ich nicht bestätigen. Er befand sich im Gegentheil jetzt in besserer Lage als zuvor, da in der letzten Zeit die zunehmende Spannung zwischen Roggenbach und Lamey auch ihm zuweilen Verlegenheiten gemacht hatte. Zudem war jetzt mit dem Wechsel in der Leitung des Oberschulraths die Bahn für seine eigene Arbeit wieder frei, und Lamey's liebenswürdige Natur ließ ihn die etwa zwischen ihnen noch vorhandenen Meinungsverschiedenheiten kaum empfinden. Er selbst hat mir noch später die Jahre, in denen er unter Lamey Ministerialrath war, als die glücklichsten seines ganzen Lebens bezeichnet. Dazu hatte sich um ihn her ein reicher geselliger Verkehr entfaltet, der ihm den anfänglich so sehr vermißten Umgang mit der Universitätswelt reichlich ersetzte. Ein engerer Kreis, dessen anregendstes Mitglied Hermann Baumgarten war, versammelte sich jeden Sonntagabend als Familienkranz. Ein wissenschaftlicher Verein, den die alten Akademiker und Professoren des Polytechnikums stifteten, bot immer am Montag Abend einen Vortrag mit oft recht belebten Discussionen, deren Unkosten zumeist Baumgarten, von Weich, Otto Devrient, Levi, die Gebrüder Zittel, Nokk u. A. bestritten. Daneben lief der außerordentlich fördernde Verkehr im Hause des Theaterdirectors Eduard Devrient. Nicht nur, daß der auf der Höhe seines Lebens stehende Reformator der Bühne wunderbar vorlas, sondern er theilte auch zuweilen eingelaufene Manuscripte mit, die uns bei seinem Vortrag entzückten, worauf er dann in der geistvollsten Weise zeigte, weshalb er das eingereichte Stück dennoch nicht aufführen könne und woran es liege daß es nothwendig durchfallen müßte. Ein zweiter Mittelpunkt war, seit er die geräumige Dienstwohnung des Handelsministeriums bezogen hatte, Mathy's Heim, in dem stets Gäste von auswärts, Treitschke, Max Duncker, Gustav Freytag, Ruffini u. A. ab und zugingen. Daneben boten der Galeriedirector Lessing mit seiner lebensfrohen Gattin, der liebenswürdige Maler Hans Gude mit seiner vornehm schönen Frau und das gastfreie Haus des leider bald der Wissenschaft entrissenen Redtenbacher, Gelegenheit zu lebendigem und zwanglos freiem Verkehr, und als Philipp Jolly aus München einmal eine Woche in Karlsruhe verlebt hatte, erfreute er uns alle durch das Votum, gerade diese Mannigfaltigkeit der Elemente bilde einen großen Vorzug unseres Kreises vor aller Universitätsgeselligkeit, die er kenne.

V.

Da fiel in dieses Idyll die politische Katastrophe von 1866, die schwere Tage brachte, aber auch das Gute hatte, daß die, die in jenen Wochen treu zusammenhielten, fürs Leben gute Freunde geblieben sind. Wer von den Frictionen hinter den Coulissen keine Kenntniß hatte, dem mußte es völlig unbegreiflich erscheinen, daß Roggenbach die Leitung des Auswärtigen gerade in dem Augenblick aus der Hand gab, in dem Badens Stellung für Deutschland wirklich wichtig werden konnte, nämlich mitten während der Schleswig-Holstein'schen Wirren. Wenn Süddeutschland geeinigt in ein Bündniß mit Oesterreich eintrat, dann hatte die ganze deutsche Lage ein anderes Gesicht; diese Einigkeit aber zu hindern, lag in Badens Hand. „Wäre Roggenbach noch da, so würde wahrscheinlich nie eine österreichische Coalition versucht worden sein," schrieb Jolly seiner Gemahlin, die damals in Antwerpen weilte. Aber statt Preußens Sache in Süddeutschland zu führen, hatte dieser Edelsheim zu seinem Nachfolger empfohlen. „Württemberg," heißt es in demselben Briefe, „wirbt eifrig für Oesterreich und unser dicker Auswärtiger (Edelsheim) hilft eifrigst dabei mit." Da ihm kein klarer und fester Wille gegenüberstehe, bringe Edelsheim trotz des gegentheiligen Wunsches des Landesherrn Baden in die Gefahr, eines schönen Tages von den guten Freunden nicht mehr loskommen zu können. Da Roggenbach seinen Nachfolger in erster Reihe auf Jolly's Rath verwiesen hatte, umwarb Edelsheim diesen mit großer Beflissenheit. Aber diese Liebesmühe war umsonst. Jolly hatte beschlossen, das Tafeltuch zwischen sich und den großdeutschen Staatskünstlern zu zerschneiden. Siegte das katholische Oesterreich, so kam die Reaction, und dann war Jolly's Stellung doch unmöglich geworden; unterlag es, so war er der Mann, ein neues Ministerium zu bilden. So dachten Baumgarten, Bluntschli, Roggenbach selbst, während Lamey und die liberalen Führer meinten, für diesen Fall werfe man eben Edelsheim über Bord und kehre zu dem früheren Kurs zurück, der durch Roggenbach und die Zerwürfnisse zwischen Knies und Jolly zuerst gestört worden war. Inzwischen hatte Edelsheim bei der Abstimmung am Bundestag vom 9. Mai für Oesterreich Partei ergriffen, und indem er stets seine Theorieen über die Handhabung des Bundesrechts in den Vordergrund stellte, gelang es dem Minister leicht, die große Mehrzahl der zweiten Kammer, die durch die schwere Erkrankung Häusser's ihren Führer verloren hatte, in ihrer ohnehin Preußen und Bismarck feindlichen Stimmung zu bestärken und sie so in das österreichische Lager hinüber zu führen. Damit war für die Sprecher der preußisch Gesinnten in der ersten Kammer, die Vertreter der Universitäten, Schmidt, Jolly und Bluntschli, der Anlaß geboten, die brennende Frage zur Verhandlung zu bringen. Bluntschli interpellirte am 14. Mai 1866 die Regierung über ihre Stellung zu der dermaligen politischen Lage. Nach seiner Meinung dürfe Baden nicht mit der gegenwärtigen preußischen Regierung gehen, die andere Ziele verfolge als Baden, es dürfe aber auch nicht auf der Seite des slavischen Oesterreichs gegen das deutsche Preußen fechten, und daraus ergebe sich mit Nothwendigkeit Badens Neutralität. Man möge zum Schutze derselben 40000 Mann aufstellen, sich aber aller Offensivhand-

lungen enthalten, so würde man nicht genöthigt sein, für die Aufrechterhaltung der elenden Bundesverfassung Opfer zu bringen. Statt dessen solle man auf Bismarck's Vorschlag eingehen und ein deutsches Parlament berufen; das sei das einzige Mittel, die Wirren zu schlichten. Der Minister des Auswärtigen, der gerade an jenem Tage auf den Ministerconferenzen der Mittel- und Kleinstaaten zu Bamberg sich befand, wurde durch Stabel vertreten. Nachdem über Edelsheim's Fernbleiben aus dieser wichtigen Sitzung zwischen Bluntschli und Lamey einige scharfe Worte gewechselt worden waren, begnügte sich Stabel zu erklären, die Ziele der Regierung seien Erhaltung des Friedens und eine Bundesreform, in der sie das beste Mittel erkenne, die Eintracht wieder herzustellen. Mittheilungen über die Stellung Badens in den Verhandlungen zu Bamberg aber lehnte Stabel ab.

Mit großem Feuer und in ritterlich offener Weise vertrat dann Graf Friedrich von Berlichingen den Standpunkt der Großdeutschen. Er bestritt Bluntschli, daß Neutralität der Wunsch des Landes sei. Man löse die Kammer auf, sagte er, und frage das Volk: wollt Ihr ein preußischer Vasallenstaat sein oder zum großen Volke Gesammtdeutschlands gehören? Die Antwort sei ihm nicht zweifelhaft. Aus Bluntschli's Rede gehe hervor, daß er und seine Freunde beabsichtigten, durch Dick und Dünn mit Preußen zu gehen. Geringschätzig habe er von den nicht deutschen Volkstheilen Oesterreichs gesprochen, aber diese Völker hätten in der Schlacht bei Leipzig für Deutschland geblutet. Nicht ein Hinderniß für Deutschlands Einigkeit seien sie, sondern eine schöne Mitgift für das deutsche Reich, die Oesterreich mitbringe. Komme es zum Krieg, so würde kein rechter Mann sich darauf beschränken wollen, Charpie zu zupfen oder wollene Socken ins Feld zu schicken, sondern wir alle wollten mit Gut und Blut für das Recht eintreten, und darum bedauere er nur, daß man mit den Rüstungen nicht schon begonnen habe; die Leute wären dann beisammen, und die Gäule hätten Hafer gefressen statt Heu und hätten Kraft in den Knochen. Bluntschli rede verächtlich vom Bundesrecht, aber die Bundesverfassung bilde einen Theil der badischen Verfassung, und es sei ein Verfassungsbruch, rechtmäßige Bundesbeschlüsse unbefolgt zu lassen. Der Tag, an dem er ein deutsches Parlament sehe, worin alle deutschen Stämme ohne Ausnahme vertreten seien, würde auch ihm der schönste seines Lebens sein; aber wenn ein Mann, der die Volksvertretung seines eigenen Landes mißachtet habe, wie Bismarck, ein Parlament biete, so sei das ein Theatercoup, der nur beweise, in welcher Noth man zu Berlin sich befinde. Vermuthlich werde er das Parlament nach Erfurt oder Spandau berufen, da sei das Obertribunal in der Nähe und für die Redefreiheit Kasematten. Mit der Losung: „Kein Deutschland ohne Oesterreich", schloß der Abkomme des Götz mit der eisernen Hand seine feurige Rede. Es ließ sich kaum ein größerer Unterschied denken, als die warmherzige und von einem Mailüfterl süddeutscher Gemüthlichkeit durchzogene Rede des gräflichen Grundherrn und die ruhigen, klaren, bestimmten Auseinandersetzungen der Lage, wie sie Jolly nun gab, der das Haus nach den langen Verhandlungen doch noch einmal zu scharfem Aufmerken zwang. Nachdem man constatirt habe, daß die Meinung des Landes weder für die

preußische Annexion der Herzogthümer noch für die von Oesterreich beabsichtigte Niederwerfung des mit Baden so nahe verbundenen Preußens sei, sagte er, so folge eben mit logischer Nothwendigkeit daraus die badische Neutralität. Ebenso sei man allgemein von der Nothwendigkeit einer Bundesreform überzeugt, aber das von Preußen angebotene Parlament weise man zurück aus Mißtrauen gegen Bismarck. Er für seine Person müsse bekennen, daß er seine Meinung über diesen preußischen Staatsmann geändert habe. Derselbe habe sich in ganz anderer Weise entpuppt, als er nach seinem ersten Auftreten in dem Verfassungsconflict erwarten ließ, als ein Mann nämlich von eminenter Begabung, von großer Willensstärke und als Patriot voll der unbedingtesten Hingabe für die Größe seines Staates. — „Für mich wenigstens," so erwiderte Jolly auf den Berlichingen'schen Schlachtruf, „ist die Macht Preußens von der Größe Deutschlands nicht getrennt zu denken." Dennoch gab er zu, daß Bismarck Eigenschaften besitze, die das Mißtrauen erklärten, das man ihm entgegenbringe; es fehle ihm der Sinn und das Verständniß für die moralischen Kräfte, die in dem Volke für Recht und Freiheit sich geltend machen, aber er vertraue, daß der, der schon so viel gelernt und sich als ein großer Patriot erwiesen, auch nach dieser Seite hin noch lernen werde. Das Schlagwort, man müsse sich gegen den erklären, der zuerst die Waffen erhebe, bezeichnete Jolly als gedankenlos, und so zögerte er auch nicht, sein aufrichtiges Bedauern darüber auszusprechen, daß die badische Regierung am 9. Mai dem Bundesbeschluß zustimmte, der Preußen zum Austritt aus dem Bunde nöthigte. Hiermit hatte der Ministerialrath eine entscheidende Maßregel seiner Regierung für unrichtig erklärt und er fügte dem noch die den Absichten Edelsheim's sehr widerstreitende Erwartung hinzu, die Regierung werde es sich angelegen sein lassen, einen Mobilisirungsbeschluß am Bunde zu verhindern, denn einen solchen betrachte er als Kriegserklärung. Da der Bund aufgelöst sei, müsse auch die Unterstellung der badischen Division unter die Truppen des achten Armeecorps aufhören, denn der österreichische Bundesfeldherr könnte sein Corps nach Baden legen, und damit sei Baden vorerst mediatisirt. Mit dieser Rede hatte sich Jolly von der Politik seiner Regierung losgesagt, doch ignorirte der anwesende Staatsminister die Auflehnung seines Untergebenen und überließ Robert von Mohl, dem anwesenden Bundestagsgesandten, die Antwort auf Jolly's Angriff.

Auch Mohl gab zu, daß noch die äußersten Anstrengungen gemacht werden müßten, um den Frieden zu erhalten, denn es handele sich nicht um einen Krieg, der mit ein paar Schlachten abzuthun sei. Die eine der kriegführenden Mächte könne geschlagen sich bis Tilsit zurückziehen, die andere habe, von Deutschland verlassen, noch immer das kriegstüchtige Ungarn hinter sich. Daß Baden neutral bleiben könne, leugne er im Hinblick auf die Lage des Landes. Die von Bismarck beabsichtigte Neuconstituirung müsse Baden gleichfalls ablehnen, denn diese laufe nicht auf ein einiges Deutschland, sondern auf ein Großpreußen hinaus. Mohl's Rede, die den schwäbischen Politiker sogar im Dialect verrieth, war das letzte bedeutende Wort an diesem Tage. Die Verhandlung wurde nach langem Streit über die Form der Abstimmung endlich vertagt

und sollte nach der Rückkehr Edelsheim's wieder aufgenommen werden. Für Jolly war das Ergebniß, daß er unter den Augen seines Chefs schwarz-weiß geflaggt hatte und sich nun auch nicht mehr gehindert fühlte, in der Presse der Sache zu dienen, die er seinem Minister ins Angesicht offen vertreten hatte.

Denn bereits waren die Großdeutschen und Großpreußen innerhalb der liberalen Partei auch in der Presse hart an einander gerathen. Der kleine Kreis, der sich um Mathy und Jolly scharte, führte die Sache Preußens in der „Landeszeitung", auf die wir allein angewiesen waren, nachdem selbst die liberale „Konstanzer Zeitung" unter Pickford's Leitung lediglich augustenburgisch geworden war. In Heidelberg war die jüngere Docentenschaft gleichfalls in zwei Heerlager gespalten. Eine Gruppe schloß sich an Gervinus an, der in blindem Hasse gegen Bismarck bis zu einem Bündniß mit dem Democraten Frese und dem Elsässer Journalisten Seinguerlet gekommen war. Mit ihm befreundet waren Binding, Brie, Karl Mendelssohn u. a. literarische Vorkämpfer des Augustenburgers und des Bundesrechts. An der Spitze der Preußenfreunde in Heidelberg standen Wilhelm Oncken, Heinrich Holtzmann, Moritz Cantor, die tapfer und rührig für die nationale Sache eintraten und dabei namentlich sich des viel angefochtenen Bluntschli annehmen mußten, gegen den, wie 1849 gegen Gervinus, in rohster Weise gehetzt wurde. Auf den Fremden, der schon in München Zielscheibe der Ultramontanen gewesen war, concentrirten sich alle Gehässigkeiten der Heidelberger Schwarzen und der Frankfurter Demokraten.

Schon unmittelbar nach seinem Eintritt in Heidelberg war dem neuernannten badischen Hofrath ein Frankfurter Demokrat zum Weimarer Abgeordnetentage nachgereist und hatte auf jeder größeren Station ein grelles Placat angeschlagen, das Bluntschli als den Mann bezeichnete, der in Zürich auf das Volk habe schießen lassen. Gemeint war damit der Straußenputsch vom Jahre 1839, in dem Bluntschli aber auf der Seite des fanatisirten Volkes gestanden hatte. Es war also im Gegentheil seine Partei gewesen, auf die geschossen worden war. Die Sache erschien uns völlig lächerlich, aber Bluntschli war ungern an eine Periode seines Lebens erinnert, in der er auf einer ganz anderen politischen Seite gestanden hatte. Jolly, der die Reise nach Weimar mitgemacht hatte, meinte nachher, man sei doch in der Heimath in der glücklichen Lage, daß man mit dieser Kühnheit nicht verlästert werden könne, weil zu viele Menschen vorhanden seien, die die Wahrheit wüßten. Er sollte später gelegentlich seiner angeblichen Bestechung durch eine Dotation erleben, daß auch dieser Umstand die Parteiwuth nicht abhält, zu glauben, was ihr nun einmal in den Kram paßt. Erst als er todt war und die Lüge keinen Zweck mehr hatte, gab auch das ultramontane Blatt der Wahrheit die Ehre. Als nun die Kämpfe um das Bundesrecht sich so gefährlich zuspitzten, nahmen die Frankfurter Demokraten sofort wieder Bluntschli aufs Korn. Ein Pamphlet erschien, das Bluntschli's politische Laufbahn in der gehässigsten Weise darstellte, und mit einem Ballen dieser Waare erschienen zwei Frankfurter Dienstmänner in Heidelberg, um das giftige Machwerk

gratis in den Häusern zu vertheilen. Bluntschli nahm die Sache sehr ernst. Meiner Versicherung, daß die Gegner sich nur selbst schadeten mit solchen Manövern, setzte er die Erklärung entgegen, schon einmal in seinem Leben habe er die Methode kennen lernen, den Mob täglich auf einen und denselben Namen zu hetzen, und er wisse, was das Ende sei. Schließlich war der stattliche und breitschultrige Herr völlig nervös geworden. Als in seiner Abwesenheit ein etwas abgerissener Mensch mit großem Demokratenbarte nach ihm gefragt hatte, glaubte er eine neue Frankfurter Ueberraschung gewärtigen zu müssen und erbat sich polizeilichen Schutz. Aber der vor dem Hause aufgestellte Schutzmann constatirte, daß der Unheimliche, der am folgenden Morgen wiederkehrte, ein Göttinger Privatgelehrter war, der für eine öffentliche Vorlesung Bluntschli's Empfehlung wünschte. Unter diesen Umständen war Bluntschli lieber bei uns in Karlsruhe als in dem aufgeregten Heidelberg. Auch hier aber ließ er Roggenbach warnen, daß er einen Menschen beobachtet habe, der am Abend lange Zeit vor seinem Hause warte und stets nach Roggenbach's Fenstern hinauf blicke: der aber meinte fröhlich, der Attentäter werde wohl der Köchin ihr Liebster sein. Auch Jolly erhielt Drohbriefe, unterzeichnet „Rudolf vom eisernen Bunde"; er steckte sie ruhig in den Ofen, ohne seine Familie weiter damit zu beunruhigen. Als er seine energische und sein eigenes Schicksal entscheidende Rede am 7. Juni gegen Oesterreich gehalten hatte, besprach sie das ultramontane Blatt unter der Spitzmarke: „Ajax Piepmaier"; er las uns die Grobheiten und Drohungen mit großem Behagen im sonntäglichen Familienkranze vor und überließ dann das Denkmal ultramontaner Feinheit dem Papierkorb. Schwül wurde die Stimmung erst, als die militärischen Schiebungen begannen und man an dem wüsten Wesen der eingezogenen Urlauber die deutlichsten Spuren der ultramontanen Verhetzung wahrnahm. Sie alle brüllten nach Krieg. Aber auch mit ihren Officieren war nicht zu reden. Seit den Kadettenjahren hatten unsere Schulkameraden alljährlich den Rückzug nach Ulm eingeübt, denn daß wir uns bei einem Angriffe Frankreichs auf Ulm zurückzuziehen hätten, stand von vorn herein fest. Jetzt aber verlachten sie unseren Hinweis auf die bessere preußische Bewaffnung mit der Erklärung, zum Schießen komme es gar nicht; ihre Leute würden sofort mit den Kolben arbeiten Leider aber hatten diese Tapfern ihre Leute gar nicht mehr in der Hand. Als ich eines Abends nach dem Eintreffen des Constanzer Regiments auf dem Rückwege von meiner Canzlei an der Kaserne vorbeikam, glaubte ich mich an einen Maitag des Jahres 1849 zurückversetzt, so wild und wüst ging es an den Fenstern zu. Jeder Soldat hängte seine Kleider zum Trocknen nach der Straße, durch die untern Fenster wurden Biergläser heraus- und hineingereicht; in allen Sälen rohes Singen und Toben. So hatte ich die Kaserne schon einmal gesehen, als ich im Mai 1849 aus meiner Knabenpension am Sonntag Nachmittag desselbigen Weges zu meiner Mutter in der Neuthorstraße wanderte und mir die das lärmende Local umgebenden Straßenjungen erzählten, soeben hätten sich zwei Officiere durch das Fenster vor den wüthenden Soldaten retten müssen. Als ich zurückkehrte, wurden zu meinem Verdruß die Theaterzettel mit einer Absage über-

klebt. Ich hatte die Erlaubniß erhalten, unsern Platz abzusitzen, da sonst Niemand zum Theater aufgelegt war. Angekündigt war „Das letzte Fensterle", das nun die Soldaten in der Kaserne aufführten. Wie damals gab es auch jetzt verfrühte Theaterferien. Ob wir wieder ähnlichen Zuständen entgegen gingen?

VI.

Am 7. Juni sollten die Würfel für Baden fallen. Die Regierung hatte einen außerordentlichen Credit von 1070800 Gulden verlangt für Erstellung von 1400 Militärpferden, und Bluntschli erstattete in der ersten Kammer den Bericht, der die Forderung empfahl, aber die Erwartung aussprach, die Regierung werde sich auch fürder für Erhaltung des Friedens bemühen, und von der Erklärung Act nahm, daß dieselbe Bismarck's Vorschlag der Einberufung eines Parlamentes acceptire. Der Ton der Verhandlungen war dieses Mal ein ungleich rauherer, zumal Edelsheim heute anwesend war und sich beschwerte, daß „dieser Herr" seine Abwesenheit am 14. Mai benutzt habe, um ihn in der Kammer zu verklagen und zu verdächtigen. Auch Jolly sprach mit solchem Feuer, daß Stabel ironisch bedauerte, daß Baden nicht eine Armee besitze, ebenso großartig, feurig und zuversichtlich wie seine Rede; dann könne man in Deutschland für Erhaltung des Friedens sorgen. An eine Verwerfung des Militärcredits dachte natürlich Niemand. Hatte doch Bluntschli selbst bei der letzten Verhandlung die Aufstellung von 40000 Mann zum Schutze der Neutralität verlangt. Aber Jolly betonte sofort die Hoffnung, daß die Verstärkung der Truppen lediglich diesem Zwecke dienen solle. Für das Bundesrecht, sagte er, das seit bald fünfzig Jahren Gegenstand der deutschen Klagen sei, in den Krieg zu ziehen, würde uns dem Spotte Europa's aussetzen. Ein Sieg Oesterreichs würde der Anfang einer unheilvollen Reaction in Deutschland werden. Ein Sieg Preußens könne auch seine Gefahren haben, aber Preußen brauche das deutsche Volk und werde mit einem Parlamente vollenden müssen, was es mit dem Schwerte begonnen. Für das Recht ziehe auch Oesterreich nicht ins Feld, denn es habe mit dem Bruche der Bundesacte und der Gasteiner Convention begonnen. Was aber das Recht des Augustenburgers betreffe, so gebe es überhaupt kein Erbrecht in der Welt, das wichtig genug wäre, um eine Nation von vierzig Millionen Menschen sich seinetwegen zerfleischen zu lassen. „Es wäre eine Sünde am deutschen Volke, es für dieses Recht in den Krieg zu führen. Es ist moralisch unmöglich, ihm zuzumuthen: mordet euch gegenseitig, zerstört eure Wohlfahrt, vernichtet eure Bildung für ein Bundesrecht, das nicht einmal den bescheidensten Ansprüchen gerecht zu werden im Stande war." In diesem Sinne interpretirte er die Erklärung der Regierung, daß man mit den anderen süddeutschen Staaten zusammen gehen müsse, dahin, daß es sich dabei hoffentlich nur um eine freie Allianz handle, die Baden den Beschlüssen dieser Alliirten nicht unterordne.

Der folgende Redner, Berlichingen, hatte sich zum Kampfe auf Bluntschli's Commissionsbericht vorbereitet und ließ darum Jolly's Rede ganz bei Seite. Wenn der Bericht meine, sagte der Graf, man wisse nicht, wofür man sich opfern solle, so möge das für Preußen gelten, allein Baden sei darüber im

Klaren, daß es ein Kampf sei für deutsches Recht, für deutsche Freiheit, gegen großpreußische Tyrannei, ein Kampf, den man führe, weil man nicht in Preußen aufgehen wolle. Mit einer Politik, die den Schleswig-Holsteinern sage, sie hätten nur die Wahl, preußisch oder dänisch zu werden, die in Paris um die französische Zustimmung bettle und vielleicht soeben deutsches Land verschachere, wolle er nichts zu thun haben. Vielmehr erkläre er: Er, der deutsche Grundherr, werde an dem Tage Republikaner, an dem er deutsches Land verschachert sehe. Wenn man ihn frage, wer Herr in Deutschland werden solle, so antworte er, weder Oesterreich noch Preußen, sondern die Deutschen. Das Bismarck'sche Parlament aber weise er ab: das sei eine Ehrensache aller deutschen Abgeordneten, nachdem man ihre preußischen Collegen mit Schimpf und Schande nach Hause geschickt habe. Schließlich trat er dann doch bei der Schlußabstimmung auch dieser Position des Berichtes bei, um die Einstimmigkeit des Hauses nicht zu stören. Der Staatsminister Stabel wendete sich in seiner Antwort nicht an den Abgeordneten der Universität Heidelberg, sondern an den Ministerialrath Jolly, wie er mehrmals accentuirte, indem er die Interpretation, die der Ministerialrath den Erklärungen der Regierung gebe, als unzulässig ablehnte. Auch Edelsheim wies Jolly's Behauptung zurück, die Politik der Regierung sei nahezu identisch mit der vor vierzehn Tagen von Bluntschli und Jolly entwickelten. Jolly verwahrte sich dagegen, der Regierung seine Auslegung ihres Programmes aufdrängen zu wollen. Wenn auch die Aeußerungen der beiden Herren Staatsminister ihm nahe legten, eine Interpellation zu stellen, wie sie denn ihr Programm ihrerseits interpretirten, so wolle er das doch lieber unterlassen, weil er fürchte, das großherzogliche Staatsministerium in eine mißliche Stellung zu bringen. Auch habe er das Zutrauen, das Ministerium, dem er sich vor fünf Jahren freiwillig angeschlossen habe, werde das damals aufgestellte Programm unverändert festhalten. Lamey's Antwort klang matt und gedrückt. Er begnügte sich, auch seinerseits zu constatiren, daß die Regierung sich nicht auf gewisse Bedingungen einlassen, nicht gewisse Voraussetzungen unterschreiben könne. Die heute vorgetragene Interpretation ihres Programmes lehne sie ab und verlange das Vertrauen, daß sie die Selbständigkeit und Unverletzlichkeit des Landes mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln vertheidigen werde. Damit war die Verhandlung erschöpft, und Roggenbach gratulirte Jolly's Gemahlin, die den Verhandlungen auf der Galerie beiwohnte, daß ihr Gatte nunmehr reinen Tisch gemacht habe. Noch folgte ein Nachspiel. Bluntschli verlangte nochmals das Wort, um sich gegen die „Frankfurter Zeitung" zu vertheidigen, die sich zum Ziele gesetzt habe, alle Leute, die dem Kriege entgegenarbeiteten, möglichst zu verleumden und moralisch zu ruiniren. Das Pasquill, das gegen ihn verbreitet worden, sei geschickt gemacht, um die ungünstigsten Vorstellungen über seine politische Laufbahn zu erwecken. Er ging dann auf alle seiner Thätigkeit in Zürich und München gemachten Vorwürfe ein und schloß mit den Worten: „er könne nicht von sich rühmen, daß er stets dieselbe Richtung vertreten habe, denn er habe Vorurtheile abgelegt, Fortschritte im Leben und in der Wissenschaft gemacht; er habe auch Fehler begangen und würde jetzt

Manches anders machen als früher; das aber könne er behaupten, er sei von Anfang bis heute ein Gegner der Extreme, niemals ein Freund der Reaction, niemals ein Freund des revolutionären Umsturzes, aber jederzeit ein Freund der nationalen Entwicklung gewesen und der besonnenen und entschiedenen Reform. Der hohe Präsident, Prinz Wilhelm von Baden, erwiderte auf diese Erklärung mit einigen freundlichen Worten, die Bluntschli der ausgezeichneten Achtung des Hauses versicherten, in der Demokratenpresse aber dauerte das Kesseltreiben fort, bis die Preußen in Frankfurt und Heidelberg einrückten, worauf Bluntschli Abend für Abend mit Bärenstimme den nun sich auf dem Museum wieder bei ihm einfindenden Großdeutschen ihre begangenen Sünden vorhielt und ihnen kräftig den Text las. Für Jolly war dieser 7. Juni der entscheidende Tag. Nicht umsonst sollte ihn der Staatsminister an den „Ministerialrath" erinnert haben. Sofort nach der Sitzung bat er Lamey um Versetzung auf eine andere Stelle. Mit der ihm eigenen Gutmüthigkeit behandelte Lamey dieses Verlangen als Scherz. Er sah gar keinen Grund, warum ein Ministerialrath aus dem Ministerium des Innern austreten solle, weil er in Angelegenheiten des Auswärtigen mit dem Staatsministerium verschiedener Meinung sei. Auch Edelsheim versuchte durch seinen Legationsrath Hardeck, der trotz seiner preußischen Gesinnung durch ihn zum Rathe ernannt worden war, in beschwichtigendem Sinne einzuwirken. Aber Jolly blieb fest und wiederholte sein Gesuch in einer schriftlichen Eingabe. Noch einmal kam es zu einer mündlichen Aussprache mit Lamey, der ihm erklärte, Baden werde das Angriffsobject der Oesterreicher und Bayern werden, wenn es sich vom Bunde lossage. Es liege gar nicht mehr in der Macht des Kriegsministers, die verhetzten Soldaten ruhig in den Garnisonen zu lassen. Die Dynastie, die 1849 das Land habe verlassen müssen, könne nicht 1866 nochmals nach Preußen flüchten, ohne wurzellos zu werden im eigenen Lande. Jolly hielt trotzdem die Durchführung der Neutralität auch jetzt noch für möglich. Auch wenn man von den Aeußerungen des französischen Geschäftsträgers völlig absah, Napoleon werde Baden gern seine Neutralität garantiren und niemals dulden, daß man die Schöpfung seines großen Oheims zerstöre, konnte Oesterreich gar nicht daran denken, seiner Armee einen dritten Kriegsschauplatz zu eröffnen, und Bayern hatte sich während der ganzen Krisis unentschlossen und friedliebend gezeigt. So einigten sich die beiden Männer nicht. Jolly benutzte aber die Gelegenheit, Lamey auch alle anderen Bedenken auszusprechen, die er gegen dessen Verwaltung auf dem Herzen hatte. „Du mußt die Polizei ganz anders in die Hand nehmen, Du mußt die Presse zügeln, der Disciplinlosigkeit unter den Beamten steuern, in der seitherigen Weise geht es nicht weiter", sagte er dem langjährigen liberalen Genossen. Lamey schied ohne definitiven Bescheid. Aber nach etwa acht Tagen sagte er Jolly beiläufig, er habe die Sache sich überlegt und sei nun einverstanden. Kurz vor Ausbruch des Krieges, am 25. Juni, erhielt Jolly seine Ernennung zum Rath im Verwaltungsgerichtshofe, dessen Präsidium der von Roggenbach gestürzte Weizel übernommen hatte. Er hat hier nur zwei Referate erstattet. Der eine Fall wurde in seinem Sinne entschieden; das zweite Referat, mit dem Weizel nicht einverstanden war, ließ

derselbe unter dem Tisch verschwinden, bis der neue Rath als Minister des Innern ihm seinen Abschiedsbesuch gemacht hatte.

Während diese Dinge spielten, mußten in der ersten Kammer noch all' die Vorlagen durchberathen werden, die die zweite Kammer erledigt hatte, so am 16. Juni der in jüngster Zeit vielbesprochene Gesetzentwurf über das Vereins- und Versammlungsrecht. Die Commission, deren Referent der nachmalige Leipziger Pandektist Schmidt war, wünschte im Gegensatz zu den Beschlüssen der zweiten Kammer eine Verstärkung der Regierungsgewalt, damit der Staat im Stande sei, einen Mißbrauch des Vereinsrechtes zu verhindern. Auch Bluntschli betonte diesen conservativen Gesichtspunkt, nachdem Vereine und Versammlungen in letzter Zeit eine so bedenkliche Rolle gespielt hatten. Freiheit solle bestehen, sagte Schmidt, aber daneben eine starke Regierung. Statt der Fassung der zweiten Kammer: „Vereine, die Sicherheit des Staates, Rechtsordnung und Sittlichkeit gefährden, können verboten werden", schlug die Commission der ersten Kammer die Fassung vor: „Vereine, welche die Rechtsordnung oder das öffentliche Wohl gefährden, können verboten werden." Jolly fungirte in dieser Sitzung noch als Regierungscommissär und sah sich als solcher in der eigenthümlichen Lage, dagegen zu protestiren, daß der Regierung den Vereinen und Versammlungen gegenüber zu große Rechte verliehen werden sollten. Das Ministerium hatte sich die Fassung der zweiten Kammer gefallen lassen, und so mußte er als Regierungscommissär dieselbe vertheidigen. Die erste Kammer blieb jedoch bei ihrer Meinung, und so sollte die Regierung das ganz allgemein gefaßte Recht erhalten, Vereine und Versammlungen aufzulösen, die die Rechtsordnung und das öffentliche Wohl gefährden, eine Fassung, für die sich in Preußen in jüngster Zeit eine Majorität nicht wollte finden lassen. Zur Verabschiedung aber kam das Gesetz nicht mehr, da der Landtag vertagt wurde, ehe die zweite Kammer sich über die Beschlüsse der ersten ausgesprochen hatte.

Schon zwei Tage, ehe die Kammer über diese Aenderung des Vereinsgesetzes berieth, waren in Frankfurt die Würfel gefallen. Bei der Abstimmung, die die Kriegserklärung gegen Preußen in sich schloß, mußte Edelsheim einen präjudiciellen Antrag seiner Regierung einbringen, der das Eintreten der Bundesversammlung in eine vermittelnde Thätigkeit nach Artikel 11 der Bundesacte und Artikel 21 der Wiener Schlußacte verlangte. So kam es, daß Badens Abstimmung nicht mitgezählt wurde, aber auch ohne diese war die Majorität für den Krieg gegen Preußen. Bei dem folgenden Beschlusse am 16. Juni, dem von Preußen bedrohten Sachsen Kriegshülfe zu leisten, stand Edelsheim bereits auf der Seite der Majorität, und Stabel verlangte, daß dem preußischen Gesandten seine Pässe zugeschickt würden. Darauf hin begehrte nun auch Mathy seine Entlassung. Nur bis zu vollendeter Abwicklung einiger dringlichen Arbeiten ließ er sich bereit finden, sein Amt fortzuführen, da der Finanzminister Vogelmann ohnehin mit seinen eigenen Geschäften genug zu thun hatte. Man wollte Krieg führen, aber die Kassen waren leer. Alle Ueberschüsse waren in sorglosem Optimismus der Eisenbahnkasse zur Fortsetzung der in Angriff genommenen Eisenbahnbauten vorgeschossen worden.

Die Versuche, ein Anlehen aufzunehmen, waren gescheitert, denn die Börsenleute waren der Meinung, nach Oesterreichs Sieg werde dieses sich mit Bayern in das Großherzogthum theilen. Verkauf vorräthiger Staatsobligationen hätte die Kurse noch weiter geworfen. Dem Finanzminister blieb nichts übrig, als zu einer Zwangsanleihe zu greifen und die Notenpresse in Thätigkeit zu setzen. So sahen sich die Steuerzahler in einem Augenblicke, in dem das Geld überall knapp war, mit einer außerordentlichen Kriegssteuer heimgesucht, und die Beamten erhielten ihren Gehalt in Papier, das über der Grenze Niemand annahm. Der Humor der süddeutschen Bevölkerung rächte sich, indem sie die kleinen Scheine die Vogelmännchen, die großen die Vogelweibchen nannte, aber manchem Familienvater war es gar nicht ums Lachen. Das Bündniß mit Oesterreich hatte sofort österreichische Finanzzustände mit sich gebracht, und als einen weiteren Vorgeschmack der kommenden Dinge mußte man die Nachrichten vom Lande auffassen, daß mancher Orten die Protestanten sich bedroht fühlten und Wachen ausstellten, weil sie glaubten, sich gegen Ueberfälle sichern zu müssen. In Freiburg hatte Treitschke seine Stelle niedergelegt, und nur durch seine Abreise war er einer ihm zugedachten Katzenmusik entgangen. Auf einem Umweg über die elsässische Bahn suchte er den Weg nach Berlin. Auch Roggenbach klopfte seinem Nachbarn in der Kammer freundlich auf die Schulter und sagte: „Ich indossire alle meine Schläge auf Ihren Rücken. Ich reise ins Hauptquartier." In einem Schreiben an Herrn von Bismarck bot er demselben seinen Arm, „falls er vorhabe, ganze Arbeit zu machen". Bismarck ließ den Brief drucken, zog aber vor, die Sache allein zu besorgen.

Nachdem die Kammern die Zwangsanleihe genehmigt hatten, wurden sie am 21. Juni vertagt. Während Stabel in seiner Schlußrede in der ersten Kammer sich begnügte, den Jammer zu beklagen, in den der Bruderkrieg Deutschland gestürzt habe, machten wir es Lamey zum Vorwurf, daß er förmlich in die Kriegsfanfare stieß und alle Schuld auf Preußen und seine „entsetzliche Sucht nach Vergrößerung" wälzte. Die Westgrenze habe man den Franzosen preisgegeben. „Ins Herz von Deutschland sind die Kämpfer gezogen, hingerufen durch die Gewaltthaten des Staates, welchem wir stets die besondere Pflicht und das Ehrenrecht zugeschrieben, Deutschlands Westgrenzen zu schützen. Im Süden steht der Feind Oesterreichs zum Angriffe bereit, Oesterreichs, dessen Größe und Macht so innig mit den Geschicken Deutschlands verknüpft ist, dessen deutsche Söhne uns so theuer sind, dessen innige Verbindung mit Deutschland stets für eine Wesenheit deutscher Größe betrachtet ward. In diesem Augenblicke senden wir unsere Brüder und Söhne hinaus, um mit ihrem Blute einzustehen für die gerechte Sache. Von diesem Momente an ist unser Herz, unser Gefühl, ist Baden im Lager seiner muthigen Söhne." Jeden Versuch, die Eintracht des Landes zu stören, erklärte der Redner für ein Verbrechen „gegen die Söhne des Landes, die draußen bereit ständen, ihr Blut für unsere Ehre und unser Recht zu verspritzen". Wie sehr auch dieses Verdict über unsere fortgesetzte Zeitungspolemik gegen die Politik Edelsheim's aus diesem Munde uns schmerzte, wir hielten dennoch nach wie vor für unsere Pflicht, gegen diese Politik zu protestieren, weil sie uns als eine

selbstmörderische erschien. Mir war, da ich zur Zeit das einzige geistliche Mitglied des Oberkirchenraths war, die Aufgabe zugefallen, das Kirchengebet für unsere Krieger zu verfassen. Nach dem Herkommen mußte der Oberkirchenrath für den Sieg unserer gerechten Sache und den Triumph unserer Fahnen beten lassen. Mein Entwurf schlug lediglich ein Gebet für Wiederherstellung des Friedens und ein baldiges Ende des traurigen Bruderkriegs vor. Bis dahin war auch in unserem Collegium die Ansicht Lamey's die vorherrschende gewesen; aber das Auftreten des katholischen Clerus und der katholischen Presse hatte die protestantische Behörde nachdenklich gemacht. Niemand verlangte ein Gebet für badische Siege, was ich eigentlich erwartet hatte, da Vogelmann's Schwiegersohn Mitglied des Collegiums war. Der Entwurf wurde ohne Widerrede genehmigt.

Es folgten nun Tage schwüler Spannung, die schwer auf manchem guten Patrioten drückten, der in solchen Stunden das Bedürfniß doppelt fühlte, sich auszusprechen und nun plötzlich die ältesten Freunde als Gegner sich gegenüber sah. Wie Lamey seine Bekannten am späten Abende im „Bären" um sich versammelte, so waren wir gewohnt, nach Schluß der Canzleistunden uns im Museumsgarten zu treffen, wo Mathy, Jolly und Baumgarten regelmäßig zu finden waren und oft mehrere Tische angestoßen werden mußten, um Alle unterzubringen, die sich angliederten. Dazu trug namentlich der lebhafte, kleine Baumgarten bei, der von guten Einfällen sprühte und durch seine paradoxen Behauptungen stets Leben unter uns sitzungsmüde Canzleileute brachte. Jetzt reichte bald ein einziger Tisch für „die Preußen" hin. Seine wirkliche Meinung durfte man kaum äußern, wollte man nicht mit den kriegerisch entflammten alten Genossen an den Nachbartischen in Streit gerathen und zwecklose Scenen herbeiführen; denn Lamey's Verdict gegen jene Friedensstörer, die für Preußen redeten und schrieben, während unsere Truppen den Zündnadelgewehren gegenüberstanden, hatte gewirkt. Schließlich fand Jolly selbst, diese Situation sei widerlich, und in der That liege eine gewisse Provocation darin, wenn wir uns täglich hier einfänden, wo doch die allgemeine Stimmung gegen uns war. So beschlossen wir eine Secession. Vor dem Karlsthor lag damals ein Biergarten, von dem aus man eine schöne Aussicht auf die Badener Berge hatte. Das Local war wenig besucht, denn das Bier war schlecht. Dorthin verlegten wir unsere Zusammenkünfte. Aber es war nur noch ein ganz kleiner Kreis, der sich hier einfand. In diesen sorgenvollen Tagen war es der alte Mathy, der mit seinem unverwüstlichen Humor die gedrückte Stimmung immer wieder aufrichtete und mit seinen hellen blauen Augen lustig in all den tollen Wirrwarr blickte, der ihn umgab. Keine Thorheit der Finanzverwaltung, keine Verlegenheit des Kriegsministers, kein neuer Mißgriff des dicken Auswärtigen entging seinem Spotte. Noch saß er im Staatsministerium, um in seinem Ressort reinen Tisch zu machen, aber seine Collegen hatten es nicht gut. Lamey machte er Vorwürfe, daß die Sitzungen im Ministerium des Auswärtigen gehalten wurden, weil dort die neuen Nachrichten zuerst einliefen, denn dadurch erscheine Edelsheim als Haupt des Cabinets. Vogelmann's Finanzverwaltung kritisirte Mathy im Staatsministe-

rium mit so blutigem Sarkasmus, daß der kleine vollblütige Herr beinahe einen Schlaganfall davontrug und von Edelsheim aus dem Sitzungssaal geführt werden mußte. Edelsheim, dem die klugen Schwaben die Besetzung des Hohenzollern übertragen wollten, herrschte er an: „Da lassen Sie die Finger davon, das könnte dem Land eine schöne Kriegskostenentschädigung eintragen!“ Endlich war er von dieser Theilnahme an Geschäften, von denen er sich innerlich gelöst hatte, auch äußerlich entbunden. Niemals hatten wir ihn vergnügter gesehen. In ihm war der alte Conspirateur wieder aufgewacht. Ueberall hin flogen seine Briefe. Ein halbes Dutzend Zeitungen versorgte er mit seinen Correspondenzen. Eines Abends traf ich ihn allein auf dem Platze, ein elegantes blaues Postpapier in großem Format mit sauberem Drucke vor sich. „Hier, Herr Assessor,“ sagte er, „können Sie etwas lernen von einem alten Practicus. Das ist mein Rechenschaftsbericht an meine Wahlmänner. Sie glauben nicht, was so ein Bauer sich freut, wenn er einen so vornehmen Brief erhält; recht schönes Postpapier und ja blau, nicht weiß, das ist eben so wichtig als Alles, was d'rin steht.“ Man sah ihm an, daß ihm in dieser agitatorischen Thätigkeit unendlich viel wohler war, als bei dem Präsidium des badischen Handelsministeriums, obgleich er im Gegensatz zu Roggenbach stets betonte, die Räthe seien fleißige und verständige Leute. Mir ist er in seinen Schroffheiten und seiner ironischen, zuweilen geradezu grimmigen Lustigkeit viel interessanter erschienen, als in der Darstellung Freytag's, die alle seine Ecken abschliff. Wenn er mit den Händen in den hinteren Rocktaschen durch die Straßen ging, so daß die im Hause ausgebesserten Beinkleider die Aufmerksamkeit der Karlsruher erregten, wenn bei Hof der Portier die Equipagen aufrief und dann plötzlich mit besonderer Betonung die Droschke des Herrn Staatsministers verkündigte, wenn er einer Deputation von Apothekern mittheilte, die Gewerbefreiheit müsse dem Unfug ein Ende machen, daß eine Apotheke 100,000 Gulden koste, und wenn die Herren bei der Freigebung ihres Metiers nicht bestehen könnten, sollten sie Schuster oder Schneider werden: so glich er einem cynischen Philosophen, der wenig danach fragte, was die Welt zu seinem Gebahren sagte, sondern im Gegentheil ein Vergnügen darin fand, der selbstgefälligen Thorheit einen recht nachdrücklichen Dämpfer aufzusetzen. Als vollends die ersten Nachrichten von den preußischen Siegen bekannt wurden, seltsamer Weise, weil Edelsheim sie verhehlte, durch das „Journal des Débats“, kannte seine Heiterkeit keine Grenzen mehr. Aber ebenso nahm auf der andern Seite die Erbitterung zu. Eines Tages trat mir Jolly mit einem Exemplare der „Landeszeitung“ entgegen, das weiße Censurlücken zeigte. „Ja,“ sagte er lächelnd, „meine Pfeile treffen.“ Der Staatsanwalt hatte einen Leitartikel Jolly's mit Beschlag belegt, und die Zeitung war einige Stunden später mit Weglassung der beanstandeten Stellen ausgegeben worden. Die auswärtigen Blätter aber meldeten, unter einem so liberalen Ministerium erscheine die „Landeszeitung“ mit Censurlücken. Für einen Verwaltungsgerichtsrath und Untergebenen Weizel's war das immerhin mißlich, aber der Richter hob die Verfügung des Staatsanwalts auf, und als der Redacteur am folgenden Tage dem Minister Lamey be-

gegnete, grüßte ihn dieser: „Guten Tag, Censirter!“ So gemüthlich nahm es der Minister mit unserem in fortgesetzter That begangenen Landesverrath. Seine Politik spielte ohnehin im letzten Act. Anfang Juli hatte Mathy seine Abschiedsaudienz bei dem Großherzog. Der hohe Herr sagte ihm gerührt: „Sie haben es gut, Sie können gehen, ich muß bleiben.“ Er fragte, ob Mathy noch einen Wunsch habe. „Nur den einen,“ erwiderte der alte Mann, „daß Ew. Königl. Hoheit auf mich auch ohne Amt rechnen mögen, wo ich irgend nützlich sein könnte.“ Bereits am 27. Juli stand er wieder im Schloß, und der Großherzog übertrug ihm die Bildung eines neuen Ministeriums.

Die alten Minister waren zunächst der Meinung gewesen, nur Edelsheim habe zurückzutreten, aber Stabel machte geltend, Baden erhalte vielleicht bessere Bedingungen, wenn ein Wechsel des Ministeriums eintrete. So gaben sie insgesammt ihre Entlassung, die alsbald angenommen wurde. Mathy schlug Jolly für das Innere, von Freydorf für das Auswärtige vor. Für die Justiz wollte er Stabel beibehalten; anfänglich lehnte dieser ab, da er der Erholung bedürfe, trat aber schon zu Anfang des Jahres 1867 wieder an die Spitze des Justizministeriums. Auch der Kriegsminister Ludwig hielt bis zu Mathy's Tod auf seinem Posten aus. Ebenso blieb der von Anfang an preußisch gesinnte Rüßlin im Staatsministerium als Recursreferent. So war die Regierung in einer Form reconstruirt, die Dauer versprach. Edelsheim vermißte Niemand; um so mehr wurde im Lande bedauert, daß der volksthümliche Lamey fehlte. Aber Mathy erklärte, gerade dieser gehöre zu den Leuten, mit denen er nie wieder politische Geschäfte machen werde, während Jolly den Hinweis auf Lamey's Popularität mit der überbietenden Zustimmung bestätigte: „Gewiß, wenn das Land abstimmen dürfte, würde Lamey Großherzog.“ Dieser selbst war tief verstimmt, aber seiner Weise blieb er auch in dieser Lage treu. Er blieb ruhig in seiner Dienstwohnung bis zum nächsten Quartalziel, und als er dann ein krankes Kind hatte, erklärte er, auch jetzt nicht ziehen zu können, so daß Jolly mit einer Reihe von Hintermännern, denen allen gekündigt war, einen Kampf voll Aerger auszufechten hatte.

Eine große Enttäuschung war es nun freilich, daß Baden trotz des Ministerwechsels bei der Kriegsentschädigung an Preußen nicht besser behandelt wurde als Bayern und Württemberg. König Wilhelm hatte sich zwar für Baden verwendet und darauf hingewiesen, daß der Großherzog nur durch seine Bevölkerung gezwungen mit Preußen Krieg geführt habe. Bismarck aber erwiderte, der Großherzog bezahle auch die Kriegskosten nicht, sondern die Bevölkerung, die Strafe treffe also ganz richtig Diejenigen, die sie verdient hätten.

(Ein dritter Artikel folgt.)

Zur Geschichte des Separatismus der spanischen Colonien.

Von
Ferd. Blumentritt.

[Nachdruck untersagt.]

Die Namen Columbus, Balboa, Cortés, Pizarro und Magallanes sind jedem Deutschen wohlbekannt. Wer von uns hat nicht als Knabe schon von den Abenteuern und Heldenthaten der Conquistadoren gelesen, aber auch von den Grausamkeiten, die sie an den Eingeborenen der Neuen Welt begingen? Aus diesen Jugenderinnerungen und dem Einflusse der oft parteiischen, oft wieder nur mißverstandenen Zeitungsnachrichten resultirt das Urtheil der Gebildeten unseres Volkes über die spanischen Colonialverhältnisse, ein Urtheil, das mehr oder minder darauf hinausläuft, daß die Spanier durch ihre „teuflische Grausamkeit" die Eingeborenen zur Verzweiflung und damit zum Aufstande bringen. Andere sehen in der finanziellen Ausbeutung der Colonien durch das Mutterland oder in der Habsucht und Unredlichkeit der spanischen Beamten den Grund und die Veranlassung der Separatistenkriege. Manches in diesen Anschauungen ist zum Theil irrig, aber das Eine, oft gar nicht Ausgesprochene, darin ist wahr, daß nur die Spanier selbst die Schuld daran tragen, wenn die Einwohner ihrer Colonien die Unabhängigkeit ihres Geburtslandes vom Mutterreiche anstreben. Wer am Ende geneigt ist, diese schwere gegen die Spanier erhobene Anklage für ungerecht zu halten, der möge doch vorher die Frage beantworten, warum denn gerade nur in den spanischen Colonien der Separatismus so viele Anhänger findet? Und vielleicht kann auch noch die zweite Frage gestellt werden: Wie kommt es, daß die Unabhängigkeitsideen in so verschiedenartig organisirten und von so verschiedenen Rassen bewohnten Ländern wie Neuspanien, Südamerika, den Antillen und den Philippinen einen solchen Widerhall finden konnten, wie er sich in dem selbstmörderischen Fanatismus dieser weißen, gelben, braunen und schwarzen Insurgenten aller Zonen des spanischen Colonialreiches von ehedem und von heute geoffenbart? Diese spanischen Colonien sind ja nie Länder derselben socialen Einrichtungen, derselben wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse gewesen:

Meriko, Peru und Neu-Granada mit ihren ackerbautreibenden Indianern im Berglande und den Negern im Küstengebiete, Venezuela mit seiner Mischung von Plantagenbezirken, wo Neger vorherrschen, und den Llanos, wo die Mischlingsrasse der Llaneros der Herr der Steppe war, die La Plata Länder mit ihren Gautschos, die Antillen, die Vertreter des reinen Plantagenbaues, und die Philippinen mit ihren von spanischen Ordensleuten beherrschten Malayen und chinesischen Mestizen; welch' buntes Bild von Völkern und Einrichtungen, und doch überall derselbe Ruf: „Hinaus mit den Spaniern! Los von Spanien!" Es ist demnach klar, daß von Spanien aus der Same des Separatismus in die Colonie getragen wurde, und zwar nicht erst heute, sondern schon seit mehr als drei Jahrhunderten. Denn nicht das Beispiel der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika war es, das den Separatismus der spanischen Colonisten provocirte; das Beispiel der Anglo-Amerikaner hat wohl den Separatismus der Spanisch-Amerikaner mächtig gefördert, aber er war schon vordem vorhanden, denn der spanische Separatismus ist nicht die Folge des bösen Beispiels der Yankees, sondern das Resultat eines mehrhundertjährigen Processes, den wir in den folgenden Zeilen von seinem Beginne an verfolgen wollen.

I.

Als die Spanier in der Zeit von 1493—1520 die großen Antillen besiedelten und auch schon auf dem Festlande Colonien anlegten, da hatte die Regierung nur die Grundzüge des Verhältnisses der neuen Ansiedlungen zum Mutterlande festgestellt, den Ansiedlern selbst große Freiheiten belassen. Es entstanden auf dem amerikanischen Boden spanische Städte, gegründet und besiedelt von den eingewanderten spanischen Bürgern, die hierher nach der Neuen Welt die freie Municipalverfassung des Mutterlandes verpflanzten. Die Bürger wählten sich ihre Stadtvertretung und ihre Bürgermeister (Alcaldes Mayores), ganz wie in Spanien, und ließen sich die Privilegien ihrer städtischen Selbständigkeit von den Königen selbst bestätigen. Auf dem flachen Land entstand ein Feudaladel: die Indianerdörfer wurden unter die Eroberer als Lehen (Encomiendas) vertheilt und es wurde oft mit dem Lehen auch ein Adelstitel verliehen, wie z. B. dem Eroberer von Meriko, Don Fernando Cortés, der Titel eines Marqués del Valle (de Oajaca).

Es ist bekannt, daß in jenen Zeiten Spanien sich durch die starke Auswanderung nach den neu entdeckten Ländern entvölkerte, wenn auch nicht in dem Maße, wie es in einigen Werken zu lesen ist. Im Princip hatte die Regierung Castiliens nichts gegen die Auswanderung ihrer Unterthanen. Ich spreche von einer Regierung Castiliens, weil ja bekanntlich erst im Jahre 1516 die Kronen der beiden spanischen Reiche Castilien und Aragonien auf einem Haupte, dem des nachmaligen Kaisers Karl V., vereinigt wurden. Die castilische Regierung nahm nur insofern zu der Auswandererfrage Stellung, als sie nur Unterthanen Castiliens die Niederlassung und den Zutritt nach der Neuen Welt gestatten wollte, aber auch da nur mit Auswahl, denn es war den vom Judenthum und Islam zum Christenthum

Uebergetretenen, sowie den von der Inquisition Bestraften und deren Nachkommen die Auswanderung nach den neu entdeckten Ländern strengstens untersagt. Alle diese Bestimmungen aber blieben mehr oder minder unausgeführt; wir finden in den Verzeichnissen der Conquistadoren genug Ausländer angeführt, welche also entweder sich als castilische Bürger hatten naturalisiren lassen (wie dies z. B. von Magallanes bekannt ist), oder sie wurden von der Regierung selbst geduldet oder gar in Dienst genommen, wofür sich viele Beispiele anführen ließen. Ebenso wenig konnte die Einwanderung von „Neuchristen" (so nannte man die getauften Juden und Mauren, sowie deren Abkömmlinge) und von den durch die Inquisition Verrufenen hintan gehalten werden. Es ist im Gegentheil zu erweisen, daß gerade diese Kreise ein Hauptcontingent zu den Auswanderern, wenigstens in dem ersten Halbjahrhundert der spanischen Colonisation, stellten, trotzdem man in Spanien in Glaubens- und Inquisitionssachen nie auch nur ein einziges Auge zugedrückt hat. Schwer fällt es uns heute, nachzuweisen, wie es jenen Unglücklichen, die in der Neuen Welt ein Asyl suchten, gelingen konnte, die Wächter des „heiligen Amtes" zu täuschen und unbehelligt den Boden Amerika's zu betreten, zumal auf den Schiffen selbst Spione der Inquisition eingeschifft wurden, aber viele, nicht Hunderte, nein Tausende dieser armen Leute sind „hinüber" gekommen, das steht fest, und wir wollen als Beweis für die aufgestellte Behauptung nur zwei Beispiele von vielen geben. Als Fernando Cortés aus Neuspanien abberufen worden war, da wollte die spanische Regierung jenes Verbot der Neuchristen-Einwanderung praktisch durchführen. Es sollten demnach in dem ganzen Vicekönigreich diese Proscribirten ausgeforscht und nach Spanien zurückgebracht werden. Bei der angestellten Untersuchung blieb es aber, denn die Zahl der Neuchristen und von der Inquisition Verrufenen war als eine so überraschend große befunden worden, daß man das Decret, aus Furcht vor einem Aufstande, nicht zur Durchführung zu bringen wagte. Noch mehr solcher „verdächtigen Subjecte" gab es in Peru. Dies darf uns nicht Wunder nehmen, denn von allen spanischen Colonien in Amerika war Peru die weltentlegenste, und es ist natürlich, daß diese Gebrandmarkten sich so weit als möglich von dem Mutterlande entfernten, wenn auch selbst in jener Ultima Thule von Spanisch-Amerika keine „Gedankenfreiheit" herrschte, sondern selbst das heilige Glaubensamt durch ein Inquisitionstribunal zu Lima vertreten war, freilich erst im Jahre 1570. Nach Peru wändten sich sogar in Menge portugiesische Neuchristen, sei es direct aus Portugal oder aus dem damals portugiesischen Brasilien, wo getaufte Juden und Mauren, sowie deren Nachkommen in Sklaverei gehalten wurden. Diese portugiesischen Neuchristen wurden um so mehr der Gegenstand eifriger Fürsorge von Seiten der heiligen Inquisition, als sie durch ihren Handelsgeist und ihren im Bergbau bethätigten Unternehmungssinn eine größere Wohlhabenheit sich errangen als die spanischen Altchristen. Diesen „judaisirenden Portugiesen" begegnet man denn auch in allen Auto de Fés von Lima, insbesondere bei jenem großen Glaubensgericht, das am 23. Januar 1639 mit herkömmlichem Gepränge gefeiert wurde. Sieben erschienen mit Palmenzweigen in den Händen und auf weißen Rossen, es

waren dies die Glücklichen, denen es in dem vom 11. August 1635 bis zu jenem obgenannten Datum geführten Processe gelungen war, ihre Unschuld zu erweisen. Fünfzig Angeklagte wurden zum Anlegen der entehrenden Ketzertracht, des „Sambenito", verurtheilt. Unter den dem Tode Geweihten zeichnete sich Don Manuel Bautista Pérez durch seine Reichthümer aus. Er war Besitzer des noch heute unter dem Namen „Casa de Pilatos" bekannten Hauses zu Lima, ihm gehörten ferner die wegen ihrer Ergiebigkeit so berühmten Silbergruben von Huarochiré, und sein waren zwei große Plantagen auf dem Wege nach La Oroya. Sein Vermögen wurde auf mehr als eine halbe Million Pesos (Dollars) geschätzt. Er wurde des Judaismus und der Führerschaft der judaisirenden Christen für schuldig befunden. Mit ihm wurden acht reiche Kaufleute und einer der besten Aerzte seiner Zeit und seines Landes, der aus Tucuman (dem heutigen Argentinien) gebürtige Don Francisco Maldonado, wegen Ketzerei und Judaismus verbrannt. Bei dem Auto de Fé vom 17. November 1641 figurirten wieder vierzehn judaisirende Portugiesen, so daß die Inquisition sich an die Audiencia (Staats- und Obergerichtshof) von Lima mit der Bitte wandte, die Portugiesen, die ja alle mehr oder minder des Judaismus verdächtig seien, aus der Colonie zu weisen. Der Vicekönig Don Pedro de Toledo y Leiva, Marqués de Mancera, forderte nun die in der Colonie wohnenden Portugiesen auf, sich bei den Behörden zu melden, um hier ihre Pässe in Empfang zu nehmen und nach Brasilien oder sonst in das Ausland abzugehen. Es meldeten sich in der That sechstausend dieser Leute, aber durch ein großes Geldgeschenk erzielten sie die Zurücknahme jenes Decretes und blieben nun im Lande. Die Klagen wegen Judaismus werden dann mit jedem Jahre seltener; doch noch im Jahre 1745 starb in dem Gefängniß des Inquisitionstribunals ein reicher Grundbesitzer Namens Don Juan de Loyola, den seine Diener des Judaismus angeklagt hatten.

Es hat also unter den ersten Einwanderern eine Menschenclasse sich befunden, welche für die verlassene spanische Heimath kein Gefühl der Anhänglichkeit noch dankbare Erinnerungen besaß, vielmehr von Allem, was aus Spanien kam, den Beamten, Ketzerrichtern und den Gesetzen, nur Schlimmes erlitt oder zu erleiden befürchten mußte. Diese Neuchristen theilten ihren Nachkommen die Abneigung gegen Spanien mit, und da diese sich mit den eingewanderten Altchristen und den Indianern vermengten, so würde diese Kaste, durch Kopfzahl, geistige Regsamkeit und Reichthum hervorragend, ein an und für sich gefährliches Ferment gebildet haben, auch wenn sie nicht noch durch eine zweite Massenauswanderung unzufriedener Elemente eine wesentliche Verstärkung erhalten hätte.

Diese zweite Fluthwelle der spanischen Einwanderung war eine Folge des Unterganges der spanischen Freiheit. Bekanntlich besaßen die spanischen Staaten außerordentlich freie Verfassungen (die „Fueros"), welche die damaligen englischen Einrichtungen im Ausmaße der Volksrechte bedeutend übertrafen. Bei uns in Mitteleuropa hat man der von Philipp dem Schönen und Karl V. nach Spanien gebrachten steifen burgundischen Etikette den Beinamen der „spanischen" gegeben, und durch diese Umtaufung die falsche Vor-

stellung gewonnen, als ob diese Hofsitte eine nationale Eigenthümlichkeit des spanischen Volkes bildete. Thatsächlich aber herrschte vor dem Regierungsantritte der Habsburger ein familiärer Ton zwischen dem Könige und seinen Unterthanen. In den Sitzungen der Cortes sprachen die Procuradoren (Deputirten des dritten Standes) mit einem Freimuth über den Herrscher und seinen Hof, daß einem heutigen Reichsrathspräsidenten beim Durchlesen jener Acten die Haare zu Berge stünden; die damaligen Präsidenten aber sahen darin weder ein „Hereinzerren der Krone in die Debatte" noch waren die Redner, die so scharf sich über ihren Landesfürsten aussprachen, der Gefahr ausgesetzt, für Staatsverbrecher oder Hochverräther angesehen zu werden. Selbst so kräftige Herrschernaturen wie Isabella die Katholische und ihr verschlagener Gemahl hatten keinen Versuch unternommen, die Volksrechte zu kürzen oder auch nur anzutasten. Das war erst dem nachmaligen Kaiser Karl V. vorbehalten.

Karl hatte im Jahre 1506 als sechsjähriger Knabe die Krone Castiliens und nach dem Tode seines mütterlichen Großvaters auch die aragonesischen Länder im Jahre 1516 geerbt. In Flandern geboren und erzogen, kam er erst im Jahre 1518 nach Spanien. Auf Schritt und Tritt verletzten der junge König und sein burgundisches Gefolge den Nationalstolz der Spanier und die Gesetze der einzelnen Reiche; dazu kamen die drückenden Steuern, welche die Bewerbung Karl's um die römisch-deutsche Kaiserkrone erheischte. Die Unzufriedenheit wurde allgemein und brach in einem Aufstande aus, den man gewöhnlich den Aufstand der Comuneros nennt, nach dem großen Städtebund, der unter dem Namen der Junta Santa oder Comunidad (zu deutsch „der heilige Bund der Gemeinschaft") am 29. Juli 1520 zu Avila sich gebildet hatte. Dieser Bund war wohl zunächst ein Werk des dritten Standes, aber an seiner Spitze stand ein Grande, Don Pedro Laso de la Vega; das Bundesheer befehligte (Anfangs) ein anderer Grande, Don Pedro Giron, und eine hervorragende Rolle (unerwarteter Weise gerade in militärischer Beziehung) spielte ein hoher kirchlicher Würdenträger, der Bischof von Zamora. Es ist keine Frage, daß der ganze Adel und Clerus sich auf die Seite der Comuneros gestellt hätten, wenn nicht die Junta durch ihre „Petition of right" vom 20. October 1520 dem Kaiser nebst anderen Bitten und Beschwerden den Entwurf zu einer Verfassungsänderung vorgelegt hätte, welche den Adel von der ganzen Regierungsmaschine entfernte und alle Regierungsangelegenheiten (in allen Bedeutungen des Wortes) dem dritten Stande überwies. Der Verfasser dieser radical-demokratischen Verfassung war, nebenbei gesagt, der aristokratische Präsident der Junta selber. Der Hochadel und Clerus stellten als Antwort auf diesen gegen ihre Privilegien gerichteten Angriff ihre reichen Geld- und Machtmittel dem Kaiser zur Verfügung, und so erlagen denn schließlich die Comuneros am 23. April 1521 in der in Spanien so viel genannten Schlacht von Villalar. Seit dieser Zeit begann Karl in Castilien, das nebst Aragonien die freisinnigste Verfassung im damaligen Europa besessen hatte, im despotischen Sinne zu regieren. Wohl wurden die Cortes noch einberufen, aber sie spielten jetzt dieselbe passive Rolle wie der Senat der römischen Kaiserzeit.

Der Untergang der spanischen Freiheit hatte für die überseeischen Besitzungen zunächst die Folge, daß eine Menge Unzufriedener und Compromittirter nach den neu entdeckten Goldländern auswanderten. So gesellte sich zu dem mutterlandfeindlichen Elemente der Neuchristen ein zweites, und auch dieses brachte in die Neue Welt nur bittere Erinnerungen an die verlassene Heimath mit, Erinnerungen, die sich bis auf die späteste Nachkommenschaft vererbten, so daß z. B., als im Jahre 1781 in Socorro (Neu-Granada) ein Aufstand gegen die Einführung neuer Monopole entstand, die Aufständischen sofort den Namen der Comuneros annahmen. Es waren demnach bereits in den ersten drei oder vier Jahrzehnten der spanischen Colonisation Ströme von Auswanderern nach Amerika gelangt, welche kein Gefühl besonderer Anhänglichkeit an das Mutterland besaßen, und die für die spanische Regierung und Regierungsform nur die Gesinnung von „Malcontenten" im Herzen hegten. Aber außer diesen revolutionären Bestandtheilen setzte sich die spanische Bevölkerung der Neuen Welt noch aus jener großen Zahl von Abenteurern zusammen, welche, nur von Ehrgeiz und Habsucht getrieben, Spanien verlassen hatten. Wie verhielt sich dieses so zu sagen unpolitische Element zu den beiden vorerwähnten? War es bestimmt, die conservative Partei neben den Mißvergnügten zu bilden, zumal die großen Conquistadoren gerade ihr entstammten und nicht nur factisch, sondern durch Empfang pomphafter Grafen- und Marquéstitel auch äußerlich den Hochadel jener Colonialgebiete bildeten? Die Antwort muß verneinend ausfallen.

II.

Lange bevor auf dem Schlachtfelde von Villalar die castilische Freiheit begraben worden war, hatte Ferdinand, König von Aragonien, der für seinen Enkel Karl I. (V.) die Regierung in Castilien führte, dafür Sorge getragen, daß die Eroberer der neuen Länder den Nimbus ihrer Heldenthaten nicht etwa zur Begründung eigener Herrschaften ausnützten. Isabella die Katholische hatte nicht im Entferntesten daran gedacht, daß etwa Columbus sich ein eigenes Reich jenseits des Oceans durch Losreißung von Spanien errichten könnte. Der mißtrauische Ferdinand, dem außer seiner Religion nichts heilig war, witterte aber überall Verrath und Abfall, und so war sein Bestreben darauf gerichtet, die Conquistadoren, die aus eigener Kraft, auf eigene Rechnung und Gefahr die von ihnen nun verwalteten Landstriche erobert hatten, von ihrer Stellung zu entfernen und durch einfache Beamte, fügsame Diener der Krone zu ersetzen. Der König sah es sehr ungern, wenn die Eroberer eines Landstriches diesen nun auch als Gouverneure regierten, und so war jeder Vorwand gelegen, der dem Hofe gestattete, die ertheilten Patente zurückzunehmen oder, wenn das nicht anging, durch Abtrennung ganzer Gebiete die Statthalterschaft des Conquistadors wenigstens an Flächenausdehnung zu verringern. Letztere Taktik beliebte man besonders gegen die Familie des Columbus, indem man deren Erbstatthalterschaft durch Abtrennung der aufblühenden Insel Cuba erheblich schwächte. Bekannt ist es, wie die Krone gegen den Entdecker Vasco Nuñez de Balboa verfuhr: man hörte zunächst auf die Klagen miß-

vergnügter Colonisten und benützte sie, um Balboa abzusetzen. Aber auch dies genügte nicht, Balboa war auch als Privatmann zu gefährlich, und so mußte er durch den Henker sterben. Was für Dank Cortés für die Eroberung Mexikos geerntet hat, ist keinem Gebildeten unbekannt geblieben.

Man glaube aber ja nicht, daß der Sturm der königlichen Ungnade nur die hohen Eichen zu Boden schmetterte: die Beseitigung der Conquistadoren aus den von ihnen kraft ihrer Erobererpatente gewonnenen Aemtern war zu einem System geworden, das sich in gleicher Weise gegen Hohe wie Niedrige richtete. Es herrschte demnach auch unter den Conquistadoren nicht nur kein Gefühl der Anhänglichkeit für das Mutterland vor, sondern eher ein Geist der Unzufriedenheit, der schon bedenklich an die modernen separatistischen Gesinnungen der Cubaner erinnert, so groß war der Groll der „Eroberer" gegen das undankbare Vaterland.

So waren denn alle drei Elemente, welche die weiße Bevölkerung der spanischen Colonien ausmachten, durchaus nicht „gut spanisch" gesinnt, die Conquistadoren, die Neuchristen und die Comuneros waren gleich in den ersten Jahrzehnten der spanischen Colonialherrschaft geneigt, dieselben Länder, die sie für Spanien erobert hatten, auch wieder von Spanien selbst loszureißen.

Das erste unzweideutige Beispiel hierfür liefert uns die Geschichte Neuspaniens vom Jahre 1526. Cortés hatte sich nicht nur kleinliche Untersuchungen der von ihm verfügten Maßregeln durch die von Kaiser Karl V. abgeschickten Beamten gefallen lassen müssen, sondern erhielt zuletzt eine Vorladung nach Spanien selbst. Cortés fügte sich und reiste von Mexiko nach der Küste, um in Veracruz sich nach Europa einzuschiffen. Schon vor seiner Abreise aus der Hauptstadt waren zu ihm die Procuradoren (Deputirten) der in Neuspanien von ihm gegründeten Städte erschienen und hatten ihn gebeten, sich der Regierung der Colonie wieder zu bemächtigen. Cortés wies dies Ansinnen zurück, mußte aber trotzdem auf dem ganzen weiten Wege von Mexiko bis Veracruz in jeder Station Deputationen von Encomenderos (Feudalherren) und Stadtbürgern empfangen, welche dieselbe Bitte vorbrachten, ja einige gingen so weit, ihn aufzufordern, sich selbst zum Könige von Neuspanien ausrufen zu lassen. Cortés aber wankte nicht einen Augenblick in seiner Treue.

Dieselben separatistischen Neigungen treffen wir zwanzig Jahre später im Lager des Gonzalo Pizarro in Peru an. Als dieser tapfere Bruder des Eroberers des Inkareiches von den Colonisten aufgefordert ward, den bewaffneten Widerstand gegen die von Kaiser Karl V. nach Peru geschickten Oberbeamten zu leiten, da dachte dieser nicht im mindesten daran, sich vom Könige loszusagen. Er wollte gegen die Regierung und die von ihr eingesetzten Behörden sein Schwert ziehen, weil eben nach seiner und seiner Gefährten Ansicht die Regierung des Mutterlandes ungesetzlich und willkürlich gegen die Colonie verfahren hatte Aber gleich zu Anfang gab einer seiner besten Officiere, Don Francisco de Carvajal, den Rath, den Aufstand nicht bloß gegen den Vicekönig, sondern den König von Spanien selbst zu richten, „denn," meinte er, „wenn man einmal gegen den einen König die Waffen erhoben hat,

dann darf man sie nicht mehr niederlegen." Carvajal war kein gewöhnlicher Abenteurer, sondern königlicher Maëstre de Campo (Feldwachtmeister), der an der Schlacht von Pavia rühmlichen Antheil genommen hatte. Wie verbittert muß die Stimmung der in der Colonie angesiedelten Spanier gewesen sein, wenn der Unmuth über die Bedrückung selbst einen königlichen Officier zum Hochverrathe der schlimmsten Art trieb! Im Verlaufe des Bürgerkrieges nahm die separatistische Tendenz festere Formen an, zumal Carvajal an dem Gerichtsrathe Cepeda einen entschiedenen Bundesgenossen gefunden, der sich sogar zu der für jene Zeiten sehr auffälligen Bemerkung hinreißen ließ: „Die Gewalt aller Könige stammt von der Tyrannei und der Usurpation her," und Carvajal fügte hinzu: „Ich wollte gerne mir das Testament Adam's ansehen, um darin nachzulesen, ob Karl V. und die Könige von Castilien darin zu Herrschern von Peru eingesetzt wären." Gonzalo Pizarro entschied sich erst im letzten Augenblicke, sich ganz vom Könige loszusagen; es war zu spät, er erlag im Kampfe, und sein Haupt fiel als das Haupt eines Rebellen.

Auch in La Plata brach ein Aufstand der Conquistadoren gegen die königlichen Beamten aus, der nur mit schwerer Mühe von der Regierung gedämpft werden konnte. Noch bemerkenswerther ist die Erhebung des Lope de Aguirre (1559—1562), dessen Absagebrief an König Philipp II. von Humboldt in seiner „Reise durch die Aequinoctialgegenden" mitgetheilt wurde. In diesem finden sich folgende von den modernen Separatisten oft wiederholte Stellen vor: „Christlicher König, Du bist undankbar gegen mich und meine Kameraden gewesen; ich will glauben, daß Alle, welche von hier an Dich berichten, Dich belügen, da Du Alles nur aus allzu großer Ferne betrachten kannst. Ich aber rathe Dir, sei gerechter gegen die treuen Vasallen, die Du hier besitzest; denn ich und die Meinen, wir sind es müde, den Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten zuzuschauen, welche Deine Statthalter und Beamten in Deinem Namen ausüben. Ja, wir sind entschlossen, Dir nicht mehr zu gehorchen; wir sehen uns nicht mehr für Spanier an; wir führen einen grausamen Krieg gegen Dich, weil wir die Tyrannei Deiner Beamten nicht dulden wollen, die, um ihren Söhnen Stellen zu verschaffen, über unsere Habe und Ehre willkürlich verfügen."

Wie wenig Liebe zum Mutterlande und seiner Regierung bei der ersten spanischen Bevölkerungsschicht Amerika's vorhanden war, geht aus den oben angeführten Beispielen, deren sich noch leicht andere (wie z. B. der Aufstand Irala's) anfügen ließen, zur Genüge hervor, und diese Gesinnung war um so maßgebender für die folgenden Generationen, als seit dem Ende des 16. Jahrhunderts die Einwanderung nach Amerika rasch abnahm, so daß die Mißstimmung jener ersten Einwanderer zum Gemeingute der auch später im Lande geborenen Spanier, der „Creolen", wurde. Indeß hätte sie sich gewiß im Laufe der Zeit verloren, wenn nicht die spanische Regierung durch ihr Colonialsystem die Scheidewand zwischen den europäischen und amerikanischen Spaniern selbst aufgerichtet und dadurch jenes unerquickliche Verhältniß zwischen Creolen und Spaniern geschaffen hätte, das die Unabhängigkeitsgelüste der Spanisch-Amerikaner förmlich herausfordern mußte.

III.

Es ist nicht nothwendig, zu betonen, daß in der ersten Zeit zwischen den in Amerika und in Europa geborenen Spaniern kein Unterschied weder im gesellschaftlichen Verkehr noch in ihrer politischen Stellung gemacht wurde. Aber die Art und Weise, wie die Regierung durch Entsendung von Oberbeamten sich die Leitung der Colonien in allen Zweigen der Verwaltung wahren wollte, mußte von selbst zu dem Gedanken führen, daß der europäische Spanier etwas mehr sei als der amerikanische, eine Anschauung, die im Laufe der Zeit (aber nicht etwa erst in unserem Jahrhundert) bei den europäischen Spaniern zum Dogma wurde, an das auch die Einsichtsvollsten unter ihnen glauben. Jeder europäische Spanier hält, wenn er nach der Colonie kommt, sich für den Vertreter der Nation und die eingeborenen Spanier oder Creolen für eine niedriger stehende Kaste, über die mit zu herrschen er auch berufen sei. Dieser Gedanke, daß die europäischen Spanier über die Creolen eine unantastbare Herrschaft ausüben sollten, ist nicht etwa nationalen Ursprunges, er ist erst durch den continuirlichen Einfluß des Regierungssystems entstanden und dann zu einem integrirenden Bestandtheil des spanischen Nationalcharakters geworden. Daß dem so ist, beweist das Beispiel der Canarischen Inseln. Diese afrikanischen Eilande sind eben vor der Ferdinandeischen Zeit von den Spaniern besiedelt worden, und als die Colonisation Amerika's begann, da galten die Canarien schon als ein Bestandtheil des europäischen Spaniens wie heutzutage, und so ist es gekommen, daß die Canarier sich immer als Spanier gefühlt haben, und daß man dort einen Separatisten nur als einen Wahnwitzigen bemitleiden oder belächeln würde.

Keine Frage, daß, wenn Amerika um 1420—1440 herum von den Spaniern entdeckt und in Besitz genommen worden wäre, es nie zu jener unüberbrückbaren Kluft zwischen Spaniern und Creolen gekommen sein würde, welche früher oder später zur blutigen Trennung führen mußte. Die ersten Colonisten und auch Isabella die Katholische dachten nicht daran, daß jenes überseeische Reich zu einer Besitzung der spanischen Krone, zu einer Versorgungsanstalt der europäischen Beamten werden sollte.

Die ersten spanischen Einwanderer brachten, wie erwähnt, nach Amerika alle die Freiheiten mit, die sie in ihrem castilischen Vaterlande genossen. Sie brachten nach der Neuen Welt nicht nur ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Religion, sondern auch alle politischen Einrichtungen des europäischen Vaterlandes. Sie wollten nicht der lebendige „Fundus instructus" einer spanischen „Besitzung" werden, sondern Schwesterprovinzen der europäischen gründen. Vor allem Anderen waren ihnen die städtische Autonomie und das constitutionelle Regime heilig; auf diese Rechte zu verzichten, wäre ihnen wie eine Beleidigung des spanischen Namens vorgekommen. Es hätten sich ohne Zweifel ähnliche Verhältnisse wie in den englischen Colonien Nordamerika's herausgebildet, d. h. es wären Colonien mit eigenen Verfassungen entstanden. Ansätze dazu waren vorhanden, denn bis 1550 hören wir oft von Zusammenkünften der Procuradores (d. h. der Deputirten der Städte), um gemeinsame Angelegenheiten, insbesondere Bitten und Beschwerden an den König

zu besprechen, d. h. die einzelnen Colonien besaßen wie Castilien und Aragonien ihre „Cortes", welche sich von diesen dadurch unterschieden, daß sie nur den dritten Stand repräsentirten (was auf die demokratischen Neigungen der ersten Einwandererschicht ein deutliches Licht wirft), und daß sie, wohl weil die beiden anderen Stände darin nicht corporativ vertreten waren, sich nicht auch den Titel der Cortes beilegten.

Gegen diesen selbständigen Geist richtete sich mit Aufwendung aller Mittel die spanische Regierung, seit die entschieden constitutionell gesinnte Königin Isabella I. nicht mehr unter den Lebenden weilte. Man wird mir da vielleicht entgegnen, daß ihr Benehmen gegen Columbus nicht ganz frei von der Undankbarkeit war, die ihr Gemahl und ihre Thronfolger den großen Entdeckern und Eroberern gegenüber an den Tag legten. Man darf aber bei Beurtheilung dieser Verhältnisse nicht vergessen, daß die Privilegien, welche dem Entdecker Amerika's verliehen worden waren, nicht allein die königlichen Rechte stark einschränkten, sondern vielfach dem Geiste der castilischen Freiheiten widersprachen. Die Eingriffe in die verbrieften Rechte des Admirals Columbus, welche Isabella sich erlaubte, kamen nur den Ansiedlern und den Colonien zu Gute, so z. B. das Edict vom 10. April 1495, welches die Niederlassung in den neu entdeckten Ländern allen Castilianern gestattete. Auch der von ihr nach Santo Domingo geschickte Statthalter, Don Nicolas de Ovando, war dadurch im freiheitlichen Sinne thätig, daß er allen Städten dieser Insel die königlichen Privilegien der Communen Castiliens verlieh, was Columbus ihnen bisher vorenthalten hatte.

Ferdinand's Regentschaft änderte grundsätzlich diese freiheitliche Politik. Auf seine Anregung wurde in Sevilla eine Behörde geschaffen, welche Casa de Contratación hieß, und die ursprünglich nur zur Beaufsichtigung des Handels und der Schiffahrt von und nach der Neuen Welt bestellt wurde, die aber nach und nach alle Colonialangelegenheiten der Erkenntniß und Einmischung der anderen castilischen Aemter entrückte und damit auch den Cortes alle Gelegenheit nahm, sich in die Verhältnisse Indiens (d. h. der Colonien) einzumengen. Nach der Schlacht bei Villalar erscheint der „Rath von Indien" als die Oberbehörde aller spanischen Besitzungen. Durch diesen Rath von Indien übte die Krone ihre absolute Gewalt über die Colonien selbst dann schon aus, als die Cortes in Castilien noch immer einige ihrer alten Rechte sich bewahrt hatten.

Der Rath von Indien arbeitete darauf hin, die Freiheiten der spanischen Communen Amerika's zu untergraben und die Verwaltung der Colonien immer mehr und mehr bureaukratisch umzugestalten. Dieses Unternehmen hätte vielleicht an dem Widerstande der Colonisten scheitern können, wenn die weiße Bevölkerung anfangs so stabil gewesen wäre wie später. Da nämlich die Besitznahme jener ungeheuren Landstriche, welche das spanische Colonialreich bildeten, sich auf einen Zeitraum von sechzig bis hundert Jahren vertheilte, und die directe Besiedelung von Spanien her seit 1550—1860 eine rasch sinkende Jahresziffer der Einwanderer aufweist, so geschah es, daß bei Entdeckung oder Eroberung eines neuen Gebietes aus den bisher schon besetzten Colonien

eine rasche Auswanderung nach dem Neulande erfolgte. So ging der größte Theil der Colonisten von Santo Domingo nach Cuba, Jamaica und der Tierra firme; die von Cuba strömten nach Mexiko, aus Mexiko ging später wieder der Auswandererzug theils nach Peru, theils nach den Philippinen u. s. w. Auf diese Weise erklärt es sich, warum trotz der feindseligen Stimmung der Colonisten es wohl zu einzelnen Aufständen, aber nie zu einem ernstlichen gemeinsamen Widerstand gegen die spanische Krone gekommen ist.

Indeß muß betont werden, daß die Krone und der Rath von Indien im ganzen Verlaufe des 16. Jahrhunderts in der Auswahl der nach Amerika geschickten Beamten sich sehr geschickt erwiesen. Damals waren die Aemter der Colonien noch keine Sinecuren für die Günstlinge und Parasiten der Madrider Regierung. Der Rath von Indien war sogar einmal so weit in kluger Nachgiebigkeit gegangen, daß er dem Kaiser die Gutheißung einer revolutionären Maßregel empfahl. Es war damals, als die Bürger von Asuncion den ihnen verhaßten Gouverneur Cabeza de Vaca absetzten und an seiner Statt den Conquistador Irala zum Gouverneur erwählten. Freilich blieb Karl V. da keine andere Wahl übrig, da er die Unmöglichkeit einsah, in Paraguay, im Herzen Südamerika's, seinen Willen der gesammten weißen Bevölkerung aufzudrängen.

Das 17. Jahrhundert aber ist für Spanisch-Amerika eine Nacht, in welcher keine Sterne leuchten. Die Politik Philipp's II. begann erst jetzt ihre Früchte im Mutterlande, wie in den Colonien zu tragen. Der spanische Absolutismus hatte die Spanier allmählich daran gewöhnt, nicht durch eigene Initiative, nicht auf eigene Rechnung und Gefahr, sondern durch den Staat und die Kirche sich eine Existenz zu begründen. Beamte oder Geistliche zu werden, war die einzige Wahl für alle die, die nicht hinter dem Pfluge gehen wollten. Und da alle Beamtenstellen, Klöster und Pfründen des Mutterlandes dem Andrange nicht genügten, so mußte Amerika den Ueberschuß der geistlichen und weltlichen Aemterjäger versorgen. Diese Beamten kannten nicht Berufstreue und Pflichteifer, sondern betrachteten ihre Stellungen als eine Gelegenheit, sich zu bereichern, auf Kosten des Staates, aber auch auf Kosten der Eingeborenen; denn die Colonien wurden ja nicht durch Zuschüsse des Mutterlandes erhalten.

Wenn heute die Spanisch-Amerikaner den Spaniern den Vorwurf der Corruption der spanischen Beamtenwelt ins Gesicht schleudern und betonen, daß dies Ausbeutungssystem so viel zur Förderung des Separatismus beigetragen habe, so pflegen die Spanier gewöhnlich darauf zu erwidern, daß die hispano-amerikanischen Republiken dieselbe Corruption, wenn nicht eine noch größere, aufweisen. Das mag richtig sein, aber es ist ein großer Unterschied für ein bedrücktes und ausgesogenes Volk, ob seine Bedrücker und Aussauger seine eigenen Volksgenossen oder „Fremde" sind, und als „Fremde" sind ja die Spanier immer von den Eingeborenen aller Rassen angesehen worden. Sie haben es ja nicht anders gewollt.

Schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts legten die Creolen einen tiefen Haß gegen die Spanier an den Tag. Der irische Dominicaner Gage,

welcher sich längere Zeit hindurch in Spanisch-Amerika aufgehalten hatte, bemerkt zum Jahre 1625: „Es wäre sehr leicht, die Creolen zu bewegen, mit einem Feinde Spaniens gemeinsame Sache zu machen; denn sie werden mit Härte behandelt, und wenn sie vor dem Gerichte einen Rechtsstreit zu führen haben, so sind die Amtspersonen immer auf Seite der europäischen Spanier, zum Verderben Jener (Creolen). Die bedauernswerthen Creolen halten diesen Zustand für unerträglich und dies in solchem Grade, daß ich sie oft sagen hörte, sie würden es vorziehen, jedem anderen Fürsten zu dienen als dem spanischen Könige. Andere wieder sagten, ihr Wunsch wäre gewesen, daß die Holländer den Platz Trujillo behauptet hätten ..... Sie sagten auch, was für einen Vortheil haben wir davon, daß wir unsere heilige Religion frei ausüben können, wenn wir in so harter Knechtschaft leben müssen?" Diese feindselige Gesinnung war im Jahre 1624 in Mexiko bis zum Aufstande gediehen; der Vicekönig wurde gefangen genommen, und nur dem Einflusse der Geistlichkeit, auch der eingeborenen, hatte es Spanien zu danken, daß sich die Creolen mit der Absetzung des Vicekönigs, Marqués de los Gelves, begnügten, statt die Unabhängigkeit des Landes unter einem dem Adel entnommenen Könige zu proclamiren.

Am Schwersten ertrugen die Nachkommen der alten „Eroberer" oder Conquistadoren ihre Zurücksetzung, die ohnehin ungesetzlich war, da sie dem Gesetz gemäß bei Besetzung aller Aemter bevorzugt werden sollten. Derselbe P. Gage sagt hierüber: „In Lima gibt es Nachkommen der Pizarros, in Mexiko und Oajaca haben wir die Familie des Marqués de Valle (Cortés), außerdem Familien, welche zu den hochadeligen Geschlechtern der Girons, Alvarados und Guzmans gehören, oder, kurz gesagt, Nebenlinien der vornehmsten Adelsfamilien Spaniens bilden, aber keinem Gliede derselben verleiht man ein Ehrenamt oder eine hohe Stellung. Außerdem werden sie von den europäischen Spaniern beschimpft, als ob sie unfähig wären, sich selbst zu regieren, indem sie sie als inferiore Wesen, Barbaren oder Indier hinstellen." Das ist eine Sprache, die noch heute aus dem Munde der Philippiner zu vernehmen ist. Die Spanier pflegen freilich auf solche Klagen damit zu antworten, daß so und so viele Creolen dieses oder jene geistliche, militärische oder civile Amt bekleidet hätten, die creolischen Vorwürfe daher ganz ungerechtfertigt wären. Zur Steuer der Wahrheit muß aber darauf erwidert werden, daß jene „Creolen" zwar in Amerika geboren worden waren, aber meist in Spanien lange gelebt oder studirt hatten und dann eben von den Spaniern nicht mehr als echte Creolen angesehen wurden. So ist z. B. der Kriegsminister des letzten Ministeriums Cánova's del Castillo, der General Azcárraga, ein philippinischer Creole gewesen, aber er war von Jugend auf in Spanien gewesen und hütete sich wohl, je irgend ein Wort zu Gunsten seines Geburtslandes zu verlieren. So verhielt es sich auch mit den Creolen, die in Spanisch-Amerika hohe Aemter erhielten: entweder sie waren „Amerikaner nur durch Zufall", oder sie schlossen sich fest an die europäischen Spanier an und suchten den Makel ihrer Geburt durch eine unverfälscht spanische Gesinnung vergessen zu machen.

Die Bourbonen brachten zwar eine bessere Verwaltung in die Colonien und suchten die Ausbeutung der Indianer und Creolen einzuschränken, aber die Vermehrung der Beamtenstellen brachte eine immer größere Menge spanischer Aemterjäger in das Land, was um so schlimmer war, als die Creolen aus der langen geistigen Umnachtung, in der sie sich in der Zeit von 1570—1720 befanden, erwachten.

IV.

Die ersten spanischen Einwanderer waren geistig sehr regsame Leute gewesen. Man kann dies schon aus dem Umstande schließen, daß es, wie oben erwähnt, meist politische Flüchtlinge oder Mißvergnügte waren, welche die Städte mit spanischen Namen in den von ihnen vielfach selbst eroberten Ländern anlegten. Aber wir haben noch einen anderen Beweis, in der reichen Literatur der „Conquista". Mit Staunen lesen wir die Berichte schlichter Soldaten und Kaufleute und finden in ihrer Darstellung Knappheit im Ausdruck und einen scharfen Blick für alles Wissenswerthe. Später tritt eine Reaction ein: die Creolen leben müßig in ihren Stadthäusern und Haciendas, Unwissenheit und Trägheit wird ihnen von den Spaniern vorgeworfen, ich glaube mit Recht für jene Zeiten, aus denen thatsächlich kein Beweis vorliegt, daß die Creolen literarisch thätig gewesen wären. Auch der geringe Besuch der Collegien spricht für ihre damalige Indolenz, wenn auch die Unwissenheit gewiß nicht so weit ging, wie der mehrfach erwähnte P. Gage an einem Beispiele nachweisen will: Ein vornehmer Creole zu Chiapas habe ihn gefragt, ob in England dieselbe Sonne scheine wie in Amerika. Wenn man den heutigen Spanisch-Amerikanern jene traurige Periode ihrer Stammesgeschichte ins Gedächtniß ruft, dann sind sie gleich bereit, ihre Ahnen zu vertheidigen: die Creolen, von allen bedeutenden Aemtern ausgeschlossen, hätten lieber ein beschauliches Leben führen wollen, als Studien obzuliegen, die ihnen nichts Anderes eintrugen, als den Argwohn der regierenden Kaste auf sich zu lenken, wie dies noch heute auf den Philippinen der Fall ist, wo die „studirten" Eingeborenen von vornherein als „verdächtig" angesehen werden.

Der Aufschwung, den in Bildung und Wissen die Creolen im 18. Jahrhundert nahmen, ist nicht auf das Conto des Mutterlandes zu schreiben, sondern eine Folge fremden Einflusses. Die spanische Regierung hatte zwar alles Mögliche gethan, um ihre Colonien gegen das Ausland in jeder Bedeutung des Wortes abzusperren; aber die Macht der Verhältnisse war stärker als der Wille. Die vielen Kriege, welche Spanien auch im vorigen Jahrhunderte noch führte, unterbrachen häufig die Verbindungen mit dem Mutterlande und den Colonien; da aber diese, dank der spanischen Colonialpolitik, keine wirthschaftliche Selbständigkeit besaßen, sondern in Vielem, was ganz gut im Lande hätte erzeugt werden können, von der Zufuhr aus Spanien abhängig waren, so sah sich die Regierung in solchen Kriegsjahren genöthigt, einzelnen Colonien die Erlaubniß zu geben, ihre dringendsten Bedürfnisse aus dem Auslande zu befriedigen. Dieser Dispens wurde zwar nur von Fall zu Fall ertheilt, er genügte aber, um freundschaftliche Verbindungen mit den

Fremden (je nach den Allianzen Spaniens: Engländer, Holländer oder Franzosen) anzuknüpfen, welche schließlich zu einem ausgedehnten Schmuggel führten, wenn die normalen Verhältnisse mit ihrem chinesischen Absperrungssystem wieder eintraten. Dieser Schmuggel ist nicht nur für die Handelsgeschichte von Spanisch-Amerika von Bedeutung. Die Creolen lernten durch den Verkehr mit den Fremden auch den Gebrauch fremder Sprachen (insbesondere des Englischen und Französischen) und erweiterten ihren geistigen Horizont durch den Contact mit den fremden Literaturen, und dies gerade zu einer Zeit, als die Qualität der von Spanien nach den Colonien gesandten Beamten in bedenklicher Weise abnahm. Zabala sagt über diese Beamten: „Die Meisten von ihnen kamen aus den Provinzen Spaniens nach Amerika mit keinem anderen Eigenthum, als einem Rock, ein Paar Beinkleidern und drei Hemden. Viele konnten nur mit Mühe lesen und schreiben und hatten keine anderen Kenntnisse von der Welt und den Geschäften, als die sie sich während der Ueberfahrt erworben, denn sie hatten in ihrem heimischen Dorfe nichts Anderes als die Predigten des Pfarrers und die Ermahnungen ihrer Mutter zu hören bekommen ..... Viele glaubten, es gebe keinen anderen König als den von Spanien und keine andere Sprache als die spanische." Immerhin könnte man sagen, daß hier die vom Hasse gegen Spanien dictirten Aeußerungen eines Mexikaners vorliegen; aber auch echte Spanier, wie der Herzog von Almodovar, Don Tomás de Comyn, P. Fray Agustin de Santa Maria und der Jesuit P. Vicente Aleman, sprechen nicht anders, ja mitunter schlimmer als jener Creole.

Man kann sich nun vorstellen, wie gefährlich es für das spanische Regime, das doch nur auf Autorität begründet war, werden mußte, wenn die reichen Creolen auf die Vertreter des Mutterlandes nicht nur mit dem Hasse des Bedrückten gegen den Bedrücker, sondern mit dem Bewußtsein der eigenen geistigen Ueberlegenheit auf die königlichen Beamten herabsahen. Ihr Schicksal schien ihnen dadurch nur um so bedauernswerther und ihr Los um so unwürdiger, als jene Spanier in ihrer Naivität fortfuhren, in Gegenwart der Creolen von ihrer eigenen Superiorität und der Inferiorität der Amerikaner zu reden und zu prahlen. Insbesondere hat das Regiment des Günstlings Godoy dazu beigetragen, die spanische Herrschaft im Lande in gleicher Weise verhaßt, wie verächtlich zu machen; denn dieser Emporkömmling schickte nach den Colonien die allerschlechtesten Beamten, die mit einem Cynismus sondergleichen ihre eigene Bereicherung als die einzige Aufgabe ihres Amtes betrachteten und öffentlich bezeichneten. Andererseits muß zugestanden werden, daß Godoy auch die Amerikaner reichlich mit Aemtern bedachte, insbesondere mit Officiersstellen in der stehenden Armee und in der von den Bourbonen eingeführten disciplinirten Miliz. Freilich leitete den spanischen Machthaber hiebei kein politischer Gedanke, denn er und seine Creaturen betrachteten die Vergebung von Aemtern und Würden nur als eine Erwerbsquelle und hier galt das Vespasianische „non olet". Humboldt hat über die Corruption jener Zeit genug gesagt, so daß ich mich nicht weiter mit diesem Thema abzugeben brauche.

V.

Ich habe bisher nur von den Creolen gesprochen und dies aus dem Grunde, weil in Amerika der Unabhängigkeitskrieg in allen spanischen Colonien nur von den weißen Eingeborenen geleitet und durchgeführt wurde, den Aufstand des Pfarrers Hidalgo ausgenommen. Diese von Farbigen allein unternommene Erhebung war jedoch nicht siegreich, erst als die Creolen sich von Spanien lossagten, konnte die separatistische Bewegung einen Erfolg haben. Die ackerbautreibenden Indianer Mittelamerika's und des Andengebietes waren so indolent, daß sie nur schwer sich für die Theilnahme an dem Kriege für und wider Spaniens Herrschaft entschließen konnten. Sie wurden von den Creolen wohl auch nicht gerade verhätschelt, aber sie standen meist zu ihnen in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die Bauern der Vendée zu ihren Seigneurs und waren daher geneigt, die Partei ihres Grundherrn zu ergreifen, auch wenn sie für dessen Ziele kein besonderes Verständniß besaßen. Die Spanier hatten zwar zum Schutze der Indianer ein bewunderungswürdiges Gesetzbuch, die Leyes de Indias, geschaffen, aber die Beamten hielten sich nicht an die gesetzlichen Bestimmungen, sondern betrachteten die Indianer auch nur als Ausbeutungsobject, wie jener Corregidor, der die ihm untergebenen Indianer zwang, ihm Tausende von Brillen abzukaufen. Liebe und Dankbarkeit konnten die Spanier vernünftiger Weise nicht bei Völkern erwarten, die von ihnen ihrer Freiheit beraubt worden waren und nun zu ewiger Dienstbarkeit sich verdammt sahen. Auch brachte es das absolute Regime dahin, daß die Indianer die Regierung für alle ihre Leiden verantwortlich machten, mochten diese auch ihnen mitunter von Creolen zugefügt worden sein. Vergebens hatte die spanische Regierung ihre Herrschaft auf Kasteneifersucht, auf das alte „divide et impera", begründet; in dem Augenblicke, als dies System die Hauptprobe bestehen sollte, versagte es vollständig: der gemeinsame Druck, den Weiße, Gelbe, Braune und Schwarze auszustehen hatten, führte eine mächtige Reaction herbei, welcher die spanische Herrschaft erlag.

Die Neger — ich spreche hier vom 18. Jahrhunderte — spielten in dem Unabhängigkeitskampf eine unbedeutende Rolle, nur in Venezuela treten sie etwas hervor. Die Spanier bewaffneten sie da anfänglich gegen die Rebellen, doch schlossen sie sich endlich den Aufständischen an. Da sie meist Sklaven oder Freigelassene waren, ohne Bildung und Wissen, so lieferten sie eigentlich nur das „Kanonenfutter" für beide Parteien. Anders ist dies in neuerer Zeit auf Cuba geworden, wo ein freilich sehr geringer Bruchtheil der Neger sich aus dem Stande der Tagelöhner durch Erwerb gewisser, zum mindesten politischer Bildung emporhob, der ihm dann einen großen Einfluß auf seine Stammesbrüder gestattete, einen Einfluß, der nur zur Aussaat eines unnachgiebigen und unversöhnlichen Separatismus verwendet wurde. Diese gebildeten Neger, die Mulatten, Mestizen und alle Farbigen überhaupt, mußten in dem Augenblicke, wo sie von dem Baume politischer Erkenntniß aßen, sich sagen, daß sie nur dann in ihrem Geburtslande zu Einfluß und Stellung gelangen könnten, wenn die Colonie zum selbständigen Staate würde. In der That ist es nicht gut denkbar, daß die europäischen Spanier, die schon im Creolen

ein untergeordnetes Wesen erblicken, Negern und anderen Farbigen hohe oder auch nur mittlere Aemter anvertrauen würden, das widerspräche den ungeschriebenen Gesetzen des spanischen Nationalstolzes. Die Spanier selbst hielten es sogar für unmöglich, daß auch die Creolen sich Farbigen jemals unterordnen könnten, mußten aber schon zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges ihrer festländischen Colonien es erleben, daß creolische Adelige unter dem Commando farbiger Generale und Bandenchefs (Cabecillas) gegen sie fochten, so sehr hatte der Haß gegen die spanische Oligarchie den Gemeinsinn der Spanisch-Amerikaner gefördert. Und als diese Colonien selbständige Staaten wurden, da sah man sogar das Schauspiel, daß in Mexiko ein Indianer, Don Benito Juarez, zum Präsidenten dieser Republik gewählt wurde. Wäre Mexiko eine spanische Colonie geblieben, so würde Juarez über die Stellung eines subalternen Beamten (im besten Falle!) nicht hinausgekommen sein. Bei dem Wesen des spanischen Colonialsystems und bei der Engherzigkeit des spanischen Nationalcharakters war es für die intelligenten und gebildeten Farbigen geradezu ein Gebot der Selbstachtung, für die Losreißung ihres Geburtslandes von Spanien mit allen Mitteln zu wirken.

Die Spanier können diese Haltung der Farbigen nicht verstehen. Sie klagen über deren Undankbarkeit, indem sie darauf hinweisen, sie hätten den Indianern und Negern das Christenthum und die europäische Civilisation gebracht und sie immer liebevoll behandelt, ganz anders als die Engländer, welche zwischen sich und den Natives ihrer Colonien eine unübersteigbare Schranke ziehen, und sich weder um ihr Seelenheil (wenigstens von Staats wegen nicht), noch um ihre geistige Bildung bekümmern. Auch fremde Schriftsteller, selbst solche, die längere Zeit in spanischen Colonien lebten, sprechen in ähnlichem Sinne und betonen, daß auf Cuba, Puerto Rico und den Philippinen die Farbigen in idyllischen Verhältnissen im Vergleiche mit den Natives der englischen oder holländischen Colonien leben. Sie alle, die spanischen wie die fremden Lobredner dieser „Idyllen", vergessen jedoch, daß das ganze spanische Colonialsystem eine Politik bedeutet, die große Versprechungen gibt, den Ehrgeiz wachruft, die Versprechungen aber nicht erfüllt und den Ehrgeiz täuscht. Der Farbige, der auf den Antillen sich mit der Rolle des Bauers und Arbeiters begnügt, kann immerhin ein idyllisches Leben führen; wenn er aber den Studien obliegt und in seiner Heimath eine politische Rolle spielen oder ein höheres Amt als das eines Schreibers bekleiden will, so ist ihm die Carrière völlig gesperrt. Warum geben sich die Spanier so viel Mühe, die Farbigen ganz zu der Höhe der spanischen Civilisation heranzuziehen, wenn sie dann diejenigen, die sich bis auf diese Höhe emporgebracht haben, nicht nur von Amt und Würden ausschließen, sondern sogar als geistig unfähig in der Presse darstellen? Die so Zurückgesetzten und Bloßgestellten können unmöglich für Spanien sich begeistern, denn die spanische Herrschaft bedeutet für sie die Demüthigung und die Knechtschaft, ein ewiges Heloten-thum, das höchstens dadurch eine Milderung erfährt, daß die Spanier persönlich höchst liebenswürdig mit den Farbigen verkehren.

VI.

Die Spanier pflegen zur Vertheidigung ihrer Politik anzuführen, daß das Beispiel der lateinischen Republiken hinlänglich die von ihnen behauptete Inferiorität nicht nur der Farbigen, sondern auch der Creolen rechtfertige. Darauf kann man Folgendes erwidern.

Die ewigen Revolutionen jener Freistaaten sind echt spanischer Natur, das Mutterland hat gewiß auch kein Recht, von seinem Glashause aus über den Ocean Steine hinüber zu werfen. Uebrigens haben einige jener Republiken, wie Mexiko und Argentinien, sich in den letzten Jahrzehnten sehr consolidirt, Chile aber kann getrost dem Mutterlande als Musterstaat gegenüber gestellt werden. Wenn aber die Spanier den Hispano-Amerikanern vorwerfen, sie hätten nicht einmal ihre wirthschaftliche Selbständigkeit erringen können, sondern wären dem ausländischen Capital und den ausländischen Kaufleuten tributpflichtig geworden, so ist dies sehr unvorsichtig, denn im Mutterlande sind das fremde Capital und der fremde Kaufmann ein überaus mächtiger Factor geworden, und der Handel der Philippinen gravitirt nur nach dem Auslande: England, Deutschland, Japan und Nordamerika. Aber nicht allein aus diesen Gründen ist jener spanische Vorwurf sehr unklug, sondern auch schon deshalb, weil die Spanisch-Amerikaner mit Recht erwidern können, daß die Inferiorität ihres Handelswesens nur eine Folge der spanischen Colonialwirthschaft ist, die in dem halben Jahrhundert der errungenen Freiheit noch nicht verwunden werden konnte.

Thatsächlich hat Spanien Alles gethan, um in den Tagen seiner Herrschaft auf dem Continente jeden volkswirthschaftlichen Aufschwung der Colonien durch eine kurzsichtige Bevormundung zu hindern. Die Zahl der Schiffe, welche den Verkehr und die Ausfuhr zwischen dem Mutterlande und den überseeischen Colonien zu vermitteln hatten, war genau festgesetzt. Auch wurden genaue Bestimmungen erlassen, welche den freien Anbau aller in jenen Climaten gedeihenden Nähr- und Culturpflanzen erheblich einschränkten, so daß in manchen Gegenden nur gewisse Producte zur Ausfuhr gebracht werden konnten. Noch mehr galt dies von der Industrie, obwohl hier betont werden muß, daß auch im Mutterlande selbst die blühenden Gewerbe (z. B. die einst so berühmte Seidenindustrie Valencia's) durch eine widersinnige Gesetzgebung dem Ruin zugeführt wurden. Hatten demnach in diesem Falle Mutterland und Colonien dasselbe Schicksal zu erleiden, so haben doch die Amerikaner sich nicht mit dem „solamen est etc." getröstet, sondern gesucht, durch den Schmuggel mit dem Auslande sich für die Beschränkungen, die ihnen vom Mutterlande aus auferlegt wurden, schadlos zu halten. Dadurch aber gewöhnten sie sich, alle Industrieerzeugnisse vom Auslande her zu beziehen und sich selbst nur mit dem Anbau des Bodens und mit der Viehzucht zu beschäftigen. Die ersten spanischen Ansiedler hatten heimische Gewerbe nach Amerika verpflanzt, aber diese gingen verloren, ebenso wie einige andere der Ureingeborenen, nicht durch die Indolenz der Amerikaner, sondern gezwungen durch die Macht der Verhältnisse, d. h. das spanische Regierungssystem.

Der großartig getriebene Schmuggel war für die spanische Herrschaft verhängnißvoll, denn er brachte nicht nur Waren, sondern auch neue Ideen ins Land, insbesondere den Gedanken, daß die Ausländer klügere und bessere Leute seien als die Spanier, die man bis dahin als die erste Nation der Welt betrachtet hatte. Bei dem großen Gewinn, den die amerikanischen Plantagenbesitzer durch die Schmuggelausfuhr erzielten, machte sich bei ihnen immer der Wunsch nach einer gesetzmäßigen Regelung der Ausfuhr- und Einfuhrbestimmungen geltend, und diesem Wunsche kam die wirklich glorreiche Regierung König Karl's III. nach, wie denn schon der erste Bourbone manche Härte des alten Mercantilsystems gemildert hatte.

Leider waren diese Handelserleichterungen mit der Einführung von Monopolen verbunden, als deren drückendstes das Tabaksmonopol empfunden ward. Humboldt hat in verschiedenen Stellen darauf hingewiesen, wie die Einführung und Durchführung der Tabakregie eine jener Maßregeln war, welche die Unzufriedenheit mit der spanischen Herrschaft selbst in jene Kreise trug, denen es sonst gleichgültig gewesen, ob sie spanische Unterthanen oder Bürger eines amerikanischen Freistaates wären. So hat diese Einengung des Plantagenbaues durch harte Monopole und die Beschränkung der Handelsfreiheit nicht nur viele Mißvergnügte in jenen Colonien geschaffen, sondern auch in dem an dem legitimen wie Schmuggelhandel mit Spanisch-Amerika besonders interessirten England den Gedanken wachgerufen, dieses Mißvergnügen zu schüren, um dann entweder die Colonien selbst in Besitz zu nehmen oder in Freistaaten zu verwandeln. Pitt der Jüngere verfolgte mit außerordentlicher Consequenz und genauer Consequenz diesen unter seinen Nachfolgern nicht fallen gelassenen Plan.

VII.

Die spanischen Colonien waren demnach schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts entschieden revolutionär gesinnt; aber einerseits hingen noch viele der Unzufriedenen an der Dynastie fest und wollten deshalb nicht alle Bande abreißen, die sie mit dem Mutterlande verknüpften; die Radicalen andererseits waren ungewiß, was mit den Colonien bei einem eventuellen Abfall gemacht werden sollte: sie dachten auch an eine Gründung von Kaiser- und Königreichen, woher aber die Fürsten nehmen? Die Losreißung der heutigen Vereinigten Staaten von Amerika von England wies endlich auch den Spanisch-Amerikanern den Weg, den sie zu gehen hätten. Sie lernten alle zunächst aus dem Bündnisse Spaniens mit den Yankees, daß auch vom monarchischen Standpunkte aus es kein Verbrechen, kein crimen nefandum sein könnte, wenn eine Colonie sich gegen die Bedrückungen des Mutterlandes erhöbe; sie lernten aber schließlich, und das ist das Wichtigste, jene Regierungsform kennen, welche für die frei gewordenen Colonien am Besten taugte. Nun war man der Sorge los, wer in den Freistaaten nach Vertreibung der Spanier zu regieren hätte.

Es fällt nicht in den Rahmen dieser Arbeit, eine Geschichte des Unabhängigkeitskrieges der spanisch-amerikanischen Colonien zu geben; nur so viel

sei erwähnt, daß es Spanien immerhin möglich gewesen wäre, seine Herrschaft auf dem amerikanischen Festlande zu behaupten, wenn die Constitution von 1812 sich dauernd erhalten hätte. Die Reaction, welche Ferdinand VII. bei seiner Restauration im Jahre 1814 in Spanien einführte, raubte aber den Spanisch-Amerikanern, auch den loyalsten, das Vertrauen an die Beständigkeit der ihnen verliehenen Freiheiten, und so zogen sie die Unabhängigkeit einer ungewissen Zukunft vor.

Die Spanier hatten aber aus dem Abfalle ihrer festländischen Colonien nichts gelernt. Die Verweigerung politischer Rechte blieb nach wie vor die Richtschnur ihrer Colonialpolitik, politische Reformen wurden nur dann ertheilt, wenn sie durch Aufstände erzwungen worden waren, d. h. sie kamen immer zu spät und erzeugten bei den Eingeborenen der Colonien die unausrottbare Ueberzeugung von dem Uebelwollen und der Mißgunst des Mutterlandes. Im Auslande wird die separatistische Gesinnung der Spanisch-Amerikaner mit der „Ausbeutung der Colonien durch das Mutterland" erklärt; das ist nur zum geringen Theile richtig. Denn erstens haben nur wenige Colonien einen Ueberschuß ihrer Einnahmen über die Ausgaben aufzuweisen gehabt, und auch dieser floß nicht ganz nach dem Mutterlande ab, sondern mußte zur Bestreitung des Deficits der minder gut situirten Colonien verwendet werden. So hat z. B. das Vicekönigreich Neuspanien den größten Theil der philippinischen Staatsausgaben bestreiten müssen, und noch heute werden die Ausgaben der spanischen Guineainseln aus dem Budget der Philippinen bestritten. Seit Jahrzehnten schon hat Spanien weder von Cuba noch von Puerto Rico irgend einen Zuschuß erhalten. Im 19. Jahrhundert sind die spanischen Colonien nicht durch Spanien, sondern durch Spanier, d. h. durch die spanischen Beamten, in allen Bedeutungen des Wortes ausgebeutet worden.

Die Leser werden bei dieser Gelegenheit mir vorwerfen, daß ich mich wiederhole; denn von der Beamtenplage der spanischen Colonie hatte ich schon vorher gesprochen. Die spanischen Beamten des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts waren aber mehr oder minder stabil angestellt, das ist indessen seit der Einführung des constitutionellen Systems im Mutterlande ganz anders geworden. Jedes Ministerium entläßt bei seinem Amtsantritte die höheren und meist auch die niederen Beamten und ersetzt sie durch Anhänger seiner Partei. Bei dem häufigen Ministerwechsel in Spanien findet in den Colonien ein beständiges Kommen und Gehen der Beamten statt, wodurch die Interessen des Mutterlandes aufs Tiefste geschädigt werden. Es werden dadurch erstens die Beamten mehr als früher dazu verleitet, sich einen Sparpfennig für die Zeit der Cesantia (Disponibilität) zu verschaffen; zweitens gelangen sie nie dazu, sich eine gründliche Kenntniß von Land und Leuten anzueignen. Wie einst die römischen Provinzen von den Optimaten dazu verwendet wurden, die Schulden der aristokratischen Lebemänner, die als Proconsuln und Proprätoren dahin abgingen, zu „rangiren", so dienen die spanischen Colonien den in Madrid abwechselnd zum Ruder gelangenden Parteien dazu, ihre Getreuen und deren Parasiten in den Antillen und Philippinen zu versorgen, und diese

Eigenthümlichkeit des spanischen politischen Lebens ist es, welche die Ertheilung nutzbringender Reformen so schwer, wenn nicht unmöglich macht. Jede Regierung, die einen derartigen Versuch unternimmt, sägt den Ast ab, auf dem sie sitzt; so mußte auch der edle und gewissenhafte Colonialminister Don Segismundo Moret dem allgemeinen Hasse und Ansturm weichen, den er deshalb hervorgerufen hatte, weil seine der Insel Cuba ertheilten Reformen eben wirkliche Reformen sind. Die spanischen Beamten in den Colonien sind die ärgsten Reactionäre, selbst wenn sie daheim die wildesten Radicalen waren; denn sie wissen, daß jede Reform ihren Mißbräuchen Schranken setzen muß, es ist deshalb für sie das Festhalten an dem alten Colonialsystem eine Existenzfrage.

Jedes Bestreben nach Reformen wird demnach von den spanischen Beamten als ein verkappter Separatismus hingestellt und so im Mutterlande ein den Reformen und Reformern ungünstiges Vorurtheil geschaffen; letztere aber werden in ihrem Geburtslande so verfolgt, wie einst in Deutschland und Oesterreich die „Demagogen" und Liberalen. Daß ein solches Vorgehen nur zur weiteren Verbreitung antispanischer und separatistischer Tendenzen führen mußte, scheint den Spaniern nie zur Erkenntniß gekommen zu sein, sonst würden sie nicht ein so loyales Volk, wie es die Eingeborenen der Philippinen bis in die jüngste Zeit gewesen sind, mit Gewalt zum Aufstande getrieben haben. Und da ich hier die Philippinen nenne, so sei es mir gestattet, auf die eigenartigen Verhältnisse dieses Archipels einen Blick zu werfen.

VIII.

Die Philippinen unterscheiden sich schon dadurch von den übrigen spanischen Colonien, daß die Zahl der Weißen eine verschwindend geringe ist, geringer sogar als in Paraguay und einigen der centralamerikanischen Republiken. Die Hauptmasse der Eingeborenen wird von Malayen gebildet, die verschiedenen Stämmen angehören, von denen die Tagalen und Bisayas die wichtigsten sind. Sie sind Christen (diese werden von den Spaniern „Indier" genannt), nur in den Gebirgen trifft man noch wilde, heidnische Stämme und an der West- und Südküste der Inseln Mindanao und Palauan, sowie im Sulu-Archipel Mohammedaner (die „Moros" der Spanier). Die philippinischen Indier zeichnen sich durch einen größeren Bildungstrieb aus, als die sogenannten „civilisirten Indianer" Mittelamerika's und des Andengebietes. Die Zahl der philippinischen Indier, welche zu den Mittelschul- und Universitätsstudien strömen, ist eine verhältnißmäßig sehr große, und aus ihrer Mitte sind Männer hervorgegangen, welche als Politiker (wie Dr. Rizal, Don Marcelo H. del Pilar und Don Mariano Ponce), als Künstler (der Maler Don Juan Luna y Novicio, dessen Gemälde „Spoliarium" auch von der „Leipziger Illustrirten Zeitung" gebracht wurde), als Ethnographen (wie Don Isabelo de los Reyes y Florentino) oder als Sprachforscher (wie Don Pedro Serrano Laktaw) auch außerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes bekannt geworden sind. Eine besondere Rolle spielten außer den spanischen Mestizen (Mischlingen von Malayen und Spaniern), die chinesischen Mestizen (Söhne chinesischer Väter

und malayischer Mütter), welche durch ihren Reichthum und ihren mit dem väterlichen Blute ererbten Handelsgeist eines der fortschrittlichsten Elemente der philippinischen Bevölkerung repräsentiren.

So treffen wir hier als Vertreter der Farbigen keine Neger und Rothhäute, sondern reinblütige oder mit spanischem und chinesischem Blute versetzte Malayen, die nicht nur in ihrem Aeußeren, sondern auch in ihrer Psyche vielfach an die Japaner, mit denen sie sich stammverwandt fühlen, erinnern. Nicht ganz ohne Berechtigung sagte mir ein tagalischer Freund: „Wir sind Japaner mit spanischem Anstrich und katholischem Glauben, wir vertreten den Fortschritt, die Spanier sind nur die laudatores temporis acti, das zurückbleibende Element."

Aber noch in einem anderen Punkte unterscheiden sich die Philippinen wesentlich von den anderen spanischen Colonien; es ist dies die unbedingte Vorherrschaft der vier Mönchsorden der Dominicaner, beschuhten und unbeschuhten Augustiner und der Franciscaner. Professor E. Hübner hat in dem Nekrolog des deutsch-philippinischen Patrioten Zobel in dieser Zeitschrift[1]) das Treiben der Mönche hinlänglich charakterisirt, so daß ich hier nur die unerläßlichen Ergänzungen seiner ausgezeichneten Darstellung anzuführen brauche.

Die Mönche dieser Orden kamen als Missionäre mit den Conquistadoren in das Land und haben seit dieser Zeit im Besitze beinahe aller Pfarreien sich behauptet. Sie erwarben sich große Verdienste um die Eingeborenen, indem sie sie vor den Bedrückungen der Beamten schützten. So wurde ihnen die Liebe jener um so mehr zu Theil, als sie auch Eingeborene in ihre Orden aufnahmen. In diesem Jahrhunderte änderte sich das Bild. Als man nämlich in Spanien selbst alle Orden aufhob, verfügten die philippinischen Ordensprovinzen über einen solchen Andrang europäischer Novizen, daß sie den Philippinern den Zutritt zu den Orden verschlossen. Die Mönche der Philippinen bestehen seit dieser Zeit nur aus europäischen Spaniern und bilden auf dem platten Lande oft die einzigen Vertreter der weißen Rasse oder des „herrschenden Elements". Letztere Stellung machten sie sich nun zu Nutze, um, wenn auch nicht immer rechtlich, so doch factisch sich zu Herren des Landes zu machen. In der Angst nämlich, es könnte einer liberalen Regierung beifallen, den spanischen Mönchen ihren letzten Zufluchtsort, die Philippinen, durch Uebertragung der Pfarreien an die (eingeborene) Weltgeistlichkeit zu rauben, begannen sie systematisch, sich als die einzige verläßliche Stütze der spanischen Herrschaft im Archipel hinzustellen und die Weltgeistlichkeit des Separatismus zu verdächtigen. Die rührende Unkenntniß, in welcher die Spanier über die Verhältnisse des Archipels leben, erleichterte die Suggestion, obwohl alle Aufstände, die im Archipel stattgefunden haben, nicht durch Mönche, sondern nur durch die Staatsgewalt niedergehalten worden waren. Dazu kam noch das viele Gold, welches die Orden in der Halbinsel circuliren ließen,

[1]) Deutsche Rundschau, 1897, Bd. LXXXX, S. 420 ff. und Bd. LXXXXI, S. 35 ff.: „Jacobo Zobel de Zangroniz. Ein Lebensbild aus der jüngsten Vergangenheit der Philippinischen Inseln".

und die Furcht jeder spanischen Regierung, die philippinischen Mönchsorden könnten ihre Reichthümer ganz dem Karlismus zur Verfügung stellen.

So kam es, daß selbst die Septemberrevolution es nicht wagte, Hand an die „einzige Stütze der spanischen Herrschaft" zu legen. Wenn die Mönche nur eine einigermaßen kluge Politik verfolgt hätten, so würden sie sich nicht die Eingeborenen ganz entfremdet haben. Sie aber waren blind in ihrer Unversöhnlichkeit und Geldgier. Sie wurden fanatische Gegner jeder der administrativen Reformen, welche die Colonialminister von 1868 bis in die Gegenwart dem Lande versprachen oder wirklich gaben, und so mußten sie nicht nur den Weltgeistlichen, sondern auch allen übrigen Philippinern als die Feinde jedes Fortschrittes und Aufschwunges ihres Vaterlandes erscheinen. Auf ihre Angabe hin wurden alle geistig hervorragenden Eingeborenen, die nicht gut zu heucheln wußten, verfolgt und deportirt, so daß ein gräßliches Gefühl der Unsicherheit im ganzen Lande sich geltend machte.

Was für ein Geist bei diesen Mönchen herrschte, beweist am besten der Umstand, daß sie die im Lande beliebten Jesuiten des Liberalismus verdächtigten und ein großes Mißtrauen gegen die Lehrer an den Tag legten, welche aus dem von den Jesuiten geleiteten Lehrerseminar hervor kamen!

Die Philippiner gründeten nun in Madrid eine Zeitschrift „La Solidaridad", in welcher die Ertheilung constitutioneller Reformen angestrebt wurde. Es war aber vergeblich, denn die Masse der Nation zeigte absolut keine Neigung, sich um ihre asiatische Colonie zu bekümmern, und die Mönche wußten durch ihr Gold genug Preßstimmen zu kaufen, welche die Bestrebungen der Philippiner bekämpften oder lächerlich machten. Man rief sogar den Philippinern die vermessenen Worte zu: „Um politische Rechte bettelt man nicht, sondern man erkämpft sich sie!" Mit Recht erwiderte darauf der „Leader" der Philippiner, Don Marcelo H. del Pilar y Gat-Maitan, der Tag, an welchem die Philippiner, an der Gerechtigkeit Spaniens verzweifelnd, zu den Waffen greifen würden, müßte ein Tag der Trauer für die Nation Spaniens werden; denn die Philippiner würden dann nicht für die Ertheilung politischer Reformen, sondern für die Losreißung von dem begriffsstützigen und schwerhörigen Mutterlande werden. Diese Prophezeiung sollte bald in Erfüllung gehen. Bisher hatten nämlich nur die geistig hervorragenden und die reichen Philippiner an den Reformbestrebungen Antheil genommen, die Masse des Volkes aber stand zur Seite. Die Habsucht der Mönche, die sich in den Besitz großer Latifundien gesetzt hatten, verleitete sie zur Erhöhung des Pachtzinses, bis die verzweifelten Colonien und Kleinbauern sich zu jenem Aufstande erhoben, welcher im August 1896 begann und noch heute nicht erloschen ist. Da wäre es nun an der Zeit gewesen, daß die Mönche sich als „die Stützen der spanischen Herrschaft" bewährt hätten; aber sie vermochten nicht, den Wahrheitsbeweis für diese ihre Behauptung zu liefern, denn der Aufstand richtete sich weniger gegen die spanische Herrschaft als gegen die Mönche[1]).

[1]) Komisch war es, wie die spanische Presse trotz alledem die Mönche als die „Stütze der spanischen Herrschaft" herausstrich. Schlugen die Insurgenten irgendwie einen Mönch todt, so

Nach der Unterwerfung des Tagalenführers Aguinaldo hieß es, die Regierung würde den Philippinen Reformen politischer Natur bewilligen, und die Eingeborenen präsentirten auch der Regierung ein Programm, in welchem die Hauptrolle jener Punkt spielt, nach welchem alle geistlichen Männerorden (die Jesuiten, Benedictiner und Paulaner ausgenommen) aus dem Lande vertrieben werden sollten. Aus Furcht vor dem Karlismus gab die Regierung den Mönchen nach und versprach statt der ersehnten politischen Reformen nur solche administrativer Natur. Die Folge war das Wiederausbrechen des Aufstandes.

So haben die Spanier die Saat des Separatismus selbst gesäet, die Regierung wie die Nation tragen in gleicher Weise die Schuld. Die Regierung, weil sie die Colonien als Ausbeutungsobject gewissenlosen und pflichtvergessenen Aemterjägern[1]) überwies; die Nation, weil sie eine andere Liebe als die des naiven Egoismus für ihre Colonien nie an den Tag gelegt hat. Die einzelnen Spanier, die nach den überseeischen Besitzungen kamen, haben sich immer als die „Herren des Landes" gefühlt und betragen und nie daran gedacht, wenn nicht die Farbigen, so doch die Creolen, also Leute ihres eigenen Stammes, als *Mitbürger* anzuerkennen, ein Verfahren, das den Separatismus an und für sich provociren mußte, da die Creolen denselben übertriebenen Nationalstolz besitzen wie die europäischen Spanier. Bezeichnend ist, daß, während Deutschland zu einer Zeit, wo es noch keine Colonien besaß, ein Heer von wissenschaftlichen Forschungsreisenden in die exotischen Länder entsandte und seine Jugend an der Lectüre von Reiseschilderungen aus fremden Zonen das größte Wohlgefallen fand, die modernen Spanier nicht ein halbes Dutzend von Landsleuten aufzuweisen hatten, die, von Wißbegier getrieben, aus eigenem Drange die Besitzungen ihres Staates aufgesucht hätten. Für die Philippinen ist auch nicht ein einziger Spanier zu nennen, der wie die Deutschen Semper, A. B. Meyer, Jagor, Hans Meyer, Bastian, Joest und Schadenberg oder die Oesterreicher von Drasche, von Scherzer, die Franzosen Marche, Montano und Rey und die Engländer Bowring und Cumming jenen Archipel durchforscht und durchstreift hätten. Alles, was in spanischer Sprache über die Philippinen geschrieben worden ist, hat Beamte, Militärpersonen und Missionäre zu Verfassern, die durch ihren Beruf nach jener Inselflur geführt worden waren. Die Nation zeigt gar kein Interesse für ihre Colonien, weder in politischer noch in wissenschaftlicher Beziehung; alle diesbezüglichen Werke werden im Auslande mehr geschätzt und gelesen als in Spanien selbst. Die Versuche, coloniale Gesellschaften zu gründen, sind an der Indolenz der Nation

sagte man: „Seht, sie haben den armen Padre getödtet, weil er der Verfechter der spanischen Sache war;" nahmen die Insurgenten einen Mönch nur gefangen und behandelten sie ihn mit Achtung, wie dies meist der Fall war, so sagte man: „Seht, wie verlogen die Liberalen, Republikaner und Freimaurer sind, wenn sie behaupten, die Mönche hätten allen Einfluß im Lande verloren."

[1]) Daß es natürlich auch ehrenvolle Ausnahmen gab und gibt, ist selbstverständlich.

und dem Mangel an Verständniß von Seiten der Regierenden gescheitert. Es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß man in Deutschland die spanischen Colonien in jedem Sinne des Wortes besser kennt als in Spanien selbst. Wer wie ich mit spanischen Persönlichkeiten in so enger Fühlung stand und steht und an den Preßfehden in colonialen Angelegenheiten so rege sich mit betheiligt hat, wagt es gar nicht zu sagen, wie groß die Unwissenheit der leitenden Kreise Spaniens in Allem ist, was die Colonien angeht, man würde es in Deutschland einfach nicht glauben. Und dennoch erheben die Spanier den Anspruch, die ersten und hochherzigsten Colonisatoren der Welt zu sein, und wer sie in dieser Meinung stört, wird von ihnen als Feind des spanischen Volkes betrachtet und geächtet. Ich habe das selbst erfahren, als ich vor zehn Jahren für die Einführung von Reformen für den Archipel der Philippinen eintrat. Meine Weissagungen sind buchstäblich in Erfüllung gegangen ...

Was Spanien aus diesem Schiffbruch von seinem Colonialbestande retten wird, ist heute sehr fraglich. Hoffen wir, daß wenigstens die Philippinen erhalten bleiben, nachdem man ihren Bewohnern die Freiheiten gegeben, welche den Wünschen seiner Bewohner entsprechen. Damit allein wäre aber nicht Alles erreicht: die Nation selbst muß ihre Gleichgültigkeit den Colonien gegenüber aufgeben, und ihre einzelnen Vertreter müssen sich daran gewöhnen, nicht nur die Creolen, sondern auch die gebildeten Farbigen als ihre gleichwerthigen Mitbürger anzusehen. Dann, aber erst dann, werden die Spanier das Recht haben, ihr Colonialsystem nicht nur als das beste, sondern auch als das hochherzigste anzusehen.

Bei Unserer Lieben Frau.

Von

Paula Winkler.

[Nachdruck untersagt.]

Wir wohnten in dem großen Jungfernthurmhaus am Salvatorplatz. Ich war ein kleines Mädchen und fing eben an, in die Schule zu gehen. Meine Mutter war sehr fromm. Darum war ich's wohl auch geworden. Ich wußte schon viele Gebete an die heilige Jungfrau und den Schutzengel und ging jeden Morgen vor dem Frühstück in aller Herrgottsfrüh in den Dom „Zu Unserer Lieben Frau" zur Messe.

Deutlich entsinn' ich mich noch, wie ich im Winter, ausgerüstet mit einem kleinen, uralten Gebetbüchelchen und einem rothen Wachsstöckchen im Morgennebel durch die beschneiten Straßen zum Dome ging.

Erst kam ich über den „griechischen Markt", vorbei an den vielen Gemüse-, Obst-, Fleisch- und Geschirrständen.

Hinter den Fenstern der Holzbuden brannten trübe Lichtchen.

Dann ging's durch einen Bogengang neben der griechischen Kirche. Ein Buchhändler hat dort seinen Laden. Oft stand ich vor seiner Auslage und las die Titel der verschiedensten Bücher. Mehr begehrte ich von einem Buche nicht zu wissen, als den Titel. Das war mir genug, um in den Schulstunden oder des Nachts, wenn ich schlaflos im Bette lag, zu einem Titel, den ich hier im Vorbeigehen gelesen, die wundersamsten Dinge, alle Schrecken und alle Freuden der Welt auszusinnen und zu träumen. Natürlich war bei allen diesen Geschichten stets auch ich dabei gewesen.

Hatte ich mich erst von dieser Fundstätte meiner Phantasie losgerissen, so kam ich durch die Straße, in der das erzbischöfliche Palais steht.

Seltsam verschnörkelte Eisengitter vor den Fenstern verleihen dem Hause den Charakter des Geheimnißvollen, Unantastbaren. In seinen Räumen gingen für mich die wunderbarsten mystischen Dinge vor, die ein Menschenhirn zu erdenken vermag. Ich sah im Geiste Engel von diesem Gebäude zum Himmel auf und wieder niederschweben, Gottes Botschaft bringend.

Hatte ich die Straße hinter mir, so ging's durch einen verzwickten, merkwürdigen Durchgang. Eine Tafel besagte, daß er verboten sei, dennoch benutzte ihn ganz München. Ein Zinngießer stellt dort alterthümliche, merkwürdige

Gefäße zur Schau, ein Sattler seine Schaukelpferdchen. In einem der Höfe steht ein kleines Haus mit weißen, sorgfältig vorgesteckten Gardinen. Klosterfrauen bewohnen das friedliche Nest.

Ein zweiter Thorgang führt in einen Hof, in dem ein Bäcker seinen Laden hat. Ein dritter stellt die Verbindung mit dem Domplatz her. Dieser dritte Thorweg nun war mein auserkorener Lieblingsort. Ein Vergolder hatte drin seine Bilder ausgehangen. Faust und Gretchen in Marthens Garten waren da zu sehen, Mephisto's Zaubermantel, der Blocksberg mit seinem Getümmel von Hexen, Herlein und Irrlichtern, Dorothea, Ophelia, Julia im Sarge. Stundenlang stand ich hier vor den Bildern. Sie waren meine Wonne, meine Seligkeit, meine Weltahnung und tiefheimlichen Erdenräthsel. Alle Schönheit, die auf Erden blüht, aller Sagenzauber, alle Märchenfüße war in jene Bilder gebannt, in jene alten Kupferstiche mit den schmalen Goldrahmen, den trüben Gläsern und den vielen Stockflecken. All' meine Lebenssucht, mein Hoffen, mein Träumen ist von diesen Bildern ausgegangen, die, so lang' ich denken konnte, hier hingen, verachtet, unbegehrt, immer mehr verstaubend. Wie oft hab' ich hier, in Schauen und Sinnen versunken, vergessen, was mich sonst bewegen mochte, wie oft auch, daß die Zeit zur Schule drängte. Tag für Tag hat mich erst das Achtuhrglöckchen der nahen Domschule wach gerüttelt. Athemlos, mit rothen Wangen, kam ich dann zu spät an, mußte harte Worte hören und Strafe stehen.

War dies Hinderniß am Kirchgang überwunden, so kam noch ein letztes. Das war der Dom oder vielmehr der Wind, der immer um den Dom weht, und den alle guten Münchner kennen. „Der Teufel will die Menschen vom Gottesdienste abhalten, d'rum läßt er den Wind wehen!" So sagen die Leute. Der Teufel hat auch mir nicht selten einen Possen gespielt. Das Hütchen blies er mir vom Kopfe. Dreimal die Kirche umkreisend mußt' ich ihm nachjagen, zum Spaß der frühbrottragenden Bäckerjungen. Oder er stülpte mir den Regenschirm um, so daß ich rathlos dastand, bis ein gutherziger Schneeschaufler mir zu Hülfe kam.

Endlich konnte ich die steinernen Kirchenstufen emporsteigen, allen weltlichen Lockungen und Teufelspossen entronnen.

Weit hinten beim Hauptportal, da wo die Riesenthürme aufsteigen, beim Monument jenes Kaisers Ludwig, den sie den Bayern nennen, da hinten an jenem einsamen Fleck, über dem immer, auch an den hellsten Sonnentagen, ein weicher Dämmerschleier, ein süßes Halbdunkel liegt, eine Atmosphäre von Ruhe und Versunkenheit, von Innigkeit und Andacht, da war mein Reich, da hatte ich mir ein Plätzchen ausgesucht.

Der erste Sonnenstrahl weckt in dem hohen Bogenfenster mit den uralten Glasgemälden dumpfglühende Töne, rothe, gelbe, violette, wundersame Farben, tiefe, satte, müde, die einem in die Seele klingen, wie ein tiefer Mollaccord, wie ein fernes Rauschen, Farben, die Sehnsucht erregen und Ruhe bringen zugleich. Selten verirrt ein Betender sich hierher, selten bringt der Priester hier das Opfer dar. In der Fensternische steht ein Seitenaltar und gegenüber eine gothische Bank. Ein hohes Holzgitter schließt die Nische ab.

Jene Bank war mein stetes Plätzchen, mein Eigenthum durch jahrelange Gewohnheit. Nur eine alte Bettlerin fand ich manchmal da, schlafend in die Ecke gelehnt. Sonst störte keine Menschenseele meine Einsamkeit. Hier saß oder kniete ich dem Altar gegenüber.

Ein Kreuz erhebt sich, daran der Erlöser hängt mit der Dornenkrone auf dem geneigten Haupt. Am Fuße des Kreuzes steht Maria, die Mutter des Schmerzenssohnes, der herbsten Leiden Besiegerin mit dem Dolch im wunden Herzen in aller Schmerzen Uebermaß. Tausend Namen wüßt' ich für jenes Marienbild zu finden, keiner könnte wiedergeben, was ich in jenem Bilde sah, was es mir sagte, was es mir war.

Ein merkwürdiges Gesicht, schön und häßlich, jung und alt, jungfräulich und mütterlich, ein schmerzverzogener Mund und ein paar lächelnde Augen. Gewiß ist sie kein Kunstwerk, jene alte Madonnenstatue, — sie ist eckig, ungeschickt in der Bewegung; aber ich liebte sie, ich vertraute ihr über Alles.

Sie schien mir zu sagen: „Sieh', alle Schmerzen der Welt lasten auf mir, laß auch die deinen mich mit dir tragen! Sieh', alle Wonnen der Welt hab' ich gekannt — laß auch die deinen mich mit dir fühlen! Sieh', alle Wünsche, alles Sehnen des Alls hab' ich gehegt für meinen Sohn, laß auch die deinen mich kennen!"

So sprach das Bild zu mir. Freilich hätt' ich es damals nicht so sagen können, aber ich habe es gewiß schon damals so gefühlt und verstanden — schon als kleines, verträumtes Kind.

* * *

Weihnachten war nahe. Am frühen Morgen kniete ich hier, vor mir stand das brennende Wachsstöckchen. Mein ledergebundenes Büchelchen hatte ich vor mir aufgeschlagen. Ich konnte darin nicht lesen, denn es war ein lateinisches Gebetbuch. Ich hätte es auch noch nicht lesen können, wenn es ein deutsches gewesen wäre. Büchelchen und Licht waren also überflüssig; aber wenn ich sie hätte entbehren müssen, gewiß wär' ich nicht halb so gerne zur Kirche gegangen. Denn ich kam mir durch diese Dinge so vollgültig, so erwachsen und würdig vor. So kniete ich und betete und bewegte dazu unaufhörlich die Lippen, wie ich es einmal von einem alten Weibe gesehen hatte und seitdem für nöthig hielt, wenn man beten will.

Damals aber war mein Gebet so: „Liebe Gottesmutter, sag' dem Christkind, es möchte mir eine Puppe bringen! Eine Puppe mit schwarzen Locken und einem weißen Seidenkleid! Und eine Schleppe soll sie tragen, und ein Krönlein, ein goldnes, im Haar und einen weißen Schleier. Eine Königin muß sie sein, eine Puppenkönigin. Liebe Muttergottes, sag' Du es dem Christkind, bitte, sag' es ihm genau!"

* * *

Weihnachten kam und die erflehte Puppe kam auch. Aber sie sah anders aus, als ich geträumt und erwartet. Ein rosa Kinderkleidchen trug sie und ein Hütchen auf den blonden Locken. Ich war enttäuscht. —

Aber ich vertraute der Himmelsmutter auch ferner. — —

Jahre kamen, Jahre schwanden. Jeder erste Morgenstrahl sah mich am Altar. Meine Kinderfreuden trug ich hin zur Gottesmutter, meine kleinen Leiden. Ach es waren tolle, kindische Wünsche und Gebete, die ich ihr vortrug.: „Liebe Gottesmutter, laß nicht regnen, daß die Sandburg nicht zu Grunde geht, die wir im Hofe bauten. — Laß die Rosenknospen aufblüh'n zu der Mutter Namenstag. — Mach', daß die Maschen nicht zu fest werden an meinem Strickstrumpf."

* * *

Mit den Jahren ward ich klüger, und mein Gebet änderte sich. —

Letzte Nacht hatte mein Mütterlein an meinem Bett gesessen bis zum lichten Morgen, hatte geweint und mich weinend geküßt. „Der Vater bleibt so lange aus," hatte sie gesagt, „ich muß ihn erwarten! Aber schlafe Du nur, Kind!" Dann hatte sie die Lampe in eine Ecke getragen und ihren Kopf neben mich auf das Kissen gelegt. Und ich freute mich darüber, nahm ihren dicken, schwarzen Zopf in meine Hände und schlief ein.

Am Morgen weckte mich lautes Klingeln. Die Mutter ging aus dem Zimmer, um zu öffnen. Der Vater folgte ihr, als sie zurückkam. Sein Gesicht war blaß, seine Augen starr. Er schwankte und lachte laut und scherzte, wie ich nie an ihm gesehen. Und als mein Mütterlein ihn traurig ansah, fing er an zornig zu werden und nannte sie mit bösen Namen. Da weinte die Mutter und ich mit ihr. „Bete für den Vater," sagte sie, als ich zur Kirche ging. Und ich betete und flehte heiß und lange. Die Madonna sah auf mich nieder, und ich las die Gewährung meiner Bitte aus ihren milden Augen: „Ich helfe Dir, sei ruhig!" Aber sie half nicht. Es wurde schlimmer und schlimmer. Tag und Nacht weinte meine Mutter, und der Vater schmähte und schlug uns.

Da weinte ich vor der Gottesmutter und schluchzte und bat aus tiefster Seele: „Mach' meinen Vater wieder gut und mein Mütterlein froh!" Ein Lichtstrahl drang durch das bunte Fenster, ein erster Sonnengruß. Rosige Flammen bestrahlten das Gesicht „Unserer lieben Frau". Sie schien mir leise zuzulächeln. Zuversicht erfüllte meine Seele. Ich ging mit leichtem Herzen und getröstet fort. Doch sie half nicht . . .

Und ich versprach ihr in meiner Seelennoth das goldene Kreuz, das ich am Halse trug, doch auch um den Preis half sie nicht. Ich vertraute aber weiter, blieb nicht aus und flehte tagtäglich.

Doch sie half nicht . . . Wir wurden arm, man nahm uns Alles, auch mein goldenes Kreuzchen, ehe ich es opfern konnte.

Mein Vater hatte uns verlassen.

Unser schönes, reiches Leben war entschwunden wie ein flüchtiger Traum, Armuth umgab uns nun, häßliche, nackte Wirklichkeit.

Mein gutes Mütterlein suchte all' das vor meinen Augen liebreich zu verschleiern. Sie that harte Arbeit, tagelang, nächtelang, um uns das tägliche Brot zu schaffen. Das erfüllte mein junges Herz mit bitterem Weh. Ich ging zur Gottesmutter und betete, betete und weinte. — Die Bettlerin schlief neben mir, und draußen war es trübe, wie in meinem Herzen, und die Glas-

bilder des Fensters waren matt. Ueber dem Antlitz der Gottesmutter lag Schweigen und Schatten.

* * *

Ich sollte aus der Schule entlassen und wollte selbst Lehrerin werden, damit ich meinem guten Mütterlein einst helfen könnte. Dazu hatte ich die Aufnahmeprüfung zu bestehen.

Ich betete wieder: „Hilf mir, liebste Gottesmutter!" und versprach ihr Wachskerzen. „Unsere Liebe Frau" half mir, und ich weihte ihr Kerzen und dankte ihr innig. Nun lernte ich vieles Neue und las und grübelte über allerlei Dinge zwischen Erde und Himmel. Ich wandte mich an Diesen und Jenen mit ernster Frage, doch nimmer wurde es in mir klar. Stunden lang saß ich an meinem alten Plätzchen im Dom und sann und sann.

Milde blickte „Unsere Liebe Frau" auf das arme Seelchen zu ihren Füßen. Ich schlang die Hände um die Kniee und dachte das wirreste Zeug. Mich faßte Verlangen nach Leben und Glück, Sehnsucht nach Sonne und Klarheit. Mich schmerzten die Bande, die mich hielten, Freiheit sehnte ich glühend herbei und bat darum, betete wieder innig und vertrauensvoll.

Aber die Erlösung von dem leidvollen Zwang, der Leib und Seele schwer bedrückte, die ersehnte Freiheit ward mir nicht geschenkt. Vergebens hatte ich vertraut, vergebens gefleht. Wehmüthig, ruhevoll sah mich das Antlitz „Unserer Lieben Frau" vom Altare an und brachte mich zur Besinnung.

Ich erfüllte meine Pflicht wieder, ließ die frevelhaften Wünsche und betete wieder, still, ohne Freudigkeit, ohne Hoffnung. Die Zeit ging dahin, und jeder Tag sah mich an jenem stillen Plätzchen im Dom. Die Gottesmutter kannte mein Denken und Thun wie zuvor und lauschte geduldig meinen Bitten.

* * *

Dann kam ein Lenz — selige Zeit. Weinend kniete ich vor „Unserer Lieben Frau", weinend und lachend in einem Athemzug, erblassend und erröthend, stumm und glückselig. Das Gesicht barg ich in den Händen, süße Thränen rannen mir durch die Finger. Lange währte es, ehe ich stammeln konnte im Uebermaße des Glückes, ehe die „Liebe Frau" mein junges Geheimniß wußte, das nun mein ganzes Leben erfüllte. Die Liebe war's, die erste Liebe!

Das Bild der heiligen Jungfrau war von Liebreiz umstrahlt, bunte Lichter haschten sich auf dem starren Steinboden. Leichten Fußes, gehobenen Herzens ging ich und kam wieder, öfter als sonst. War „Unsere Liebe Frau" doch die einzige Vertraute meiner unschuldigen Seligkeit!

Keiner Menschenseele hätte ich mein süßes Geheimniß entdeckt; nur sie durfte es wissen, „Unsere Liebe Frau"; ihr bracht' ich den Lieben an einem Frühlingssonntagsmorgen. Hand in Hand flehten wir, daß sie unsere Liebe segnen möge! Ich trug ein weißes Kleid und Rosen am Hut. Lange knieten wir so und flüsterten Liebesworte und schwiegen wieder, überwältigt von dem ersten jungen, ewigen Wunder, das in unserem Herzen aufgegangen.

Vom heiligen Bild ging ein strahlendes Licht aus und hüllte uns ein. Mir war's, als breite die Verklärte die Hände über uns segnend aus und unsere Liebe.

Oft kam ich noch mit freudigem Herzen, ein Liebeslied auf den Lippen. Jeden Sonntagmorgen kamen wir zu zweien. Treulich berichtete ich der Heiligen all' die Freuden und all' das Weh, all' das, was Liebe mit sich bringt.

* * *

Ein Morgen kam, da ich in wilder Verzweiflung vor der Madonna lag, das Gesicht auf den Steinen, todtenblaß, starr. Stundenlang lag ich so und glaubte vor Verzweiflung zu vergehen. Konnte die Erde solches Weh tragen, konnte ein Herz es fassen, ohne zu zerspringen?

Alles Licht war erloschen, alles Glück verweht. Der, den ich über Alles geliebt, hatte mich verlassen.

Der Dolch, den die Königin der Schmerzen im Herzen trug, mein Herz hatte er durchbohrt.

Vor Schmerz versteinert, fand ich nicht Worte, nicht Thränen, nicht Gebete; Lachen und Weinen wurden mir fremd, still trug ich die Qual. Nur der heiligen Dulderin offenbarte ich mein armes, zerrissenes Herz.

* * *

Ich lernte allmählich vergessen und vergeben und lebte meiner Mutter. Zwei einsame Herzen, die vom Leben tödtlich verwundet, schlossen sich innig an einander.

Von da an kam ich seltener zu meinem Eckchen im Dom. Erinnerung weckte dort zu heftig den alten Schmerz.

Wir waren längst aus der Altstadt in ein entferntes Stadtviertel gezogen. Die Zeit schlich hin, leidlos, freudlos. Mein Mütterlein, das einzige Wesen, an dem ich noch liebend hing, wurde krank, immer kränker. Sie hatte geduldet, getragen und geschwiegen, bis sie unter dem Uebermaß von Leid zusammenbrach.

Ich wich nicht von ihr.

Da in einer langen, trostlosen Nacht voll Qual und Verzweiflung, in der ich am Krankenlager wachte, gedachte ich meines alten, schon halb vergessenen Zufluchtsortes. Ich eilte zum Dome hin und wieder kniete ich vor dem Altare der Mutter Gottes.

„Laß mir das Einzige, was auf Erden mein ist, nimm mir nicht auch noch das Letzte, die Mutter. Laß mein Mütterlein wieder Ruhe und Glück finden, nur jetzt laß sie nicht sterben!"

Ich flehte voll Inbrunst, heiß wie noch nie, meine Seele war aufgelöst im Gebet; ich hoffte wieder.

Getröstet, freudig eilte ich zurück ins einsame Haus ans Krankenbett und — fand meine Mutter mit dem Tode ringend. Nicht lange, und ihre starren Hände waren um meinen Hals geschlungen; sie hatte ausgelitten.

An einem Herbstnachmittag habe ich meine Mutter zur letzten Ruhe geleitet. Ich fand die Nacht keinen Schlaf. Rastlos war ich in den verlassenen Räumen hin- und hergewandert, bis das erste Morgengrauen dämmerte.

Da litt es mich nicht länger. Ich eilte hinaus. Aus dem entfernten Stadtviertel schritt ich der Altstadt zu. Herbstliche Morgenkühle durchwehte die Straßen. Graue Nebel verschleierten die Thürme von „Unserer Lieben Frau".

Wie im Traum ging ich, genau denselben Weg, den ich vor Jahren als Kind gegangen war — an der griechischen Kirche vorbei — am Palast des Erzbischofs — durch den Thorweg mit den Bildern.

So stand ich vor dem Dom. Wie graue Riesen ragten aus den Nebelschleiern die Thürme zum Himmel empor. Fünf Schläge ertönten und das Aveläuten erklang und verschwebte über dem Häusermeer in den Lüften. Die Portale wurden geöffnet.

Ich trat als Erste ein und eilte weinend zum gewohnten Ort. Gedankenleer lehnte ich in der Ecke und sah in das hohe, dämmerige Gewölbe hinauf, das mir eine graue Unendlichkeit schien.

Unaufhörlich knarrten die Lederriemen der Thüren. Alte Weiblein trippelten herein, behäbige Bürgersfrauen aus der Altstadt, Greise kamen, Arbeiter, Frauen mit Shawls und goldenen Riegelhauben, Leute in altväterischen Gewändern, die sich am hellen Tage nie blicken lassen.

Weit vorne im grauen Halbdunkel, wohin meine Augen nicht drangen, las ein Priester die Messe. Klingelton und Gemurmel traf mein Ohr. Das heilig-geheimnißvolle Opfer war beendet, es wurde still und menschenleer in dem dämmerigen Raume. Die erste Tageshelle drang durch die bunten Bogenfenster. Ich blickte auf und sah die Glasgemälde, die ich schon so lange kannte: König David mit der Harfe, die Samariterin am Jacobsbrunnen, die Jünger auf dem Wege nach Emmaus.

Als Kind hatte ich all meinen Scharfsinn angestrengt, ihre Bedeutung zu errathen — heute wußte ich sie.

Allmählich wurde es heller. Ich konnte das Antlitz der Madonna unter dem Kreuze sehen. Was Alles stand für mich in diesen Zügen geschrieben! Was das Leben an Lust und Leid, an Freud' und Schmerz, an Qual und Verzweiflung Jedem bringt, sie hatte es gleich mir getragen, im eigenen Herzen mitempfunden. „Wende Dein Antlitz mir zu, liebreiche Trösterin! Sieh gnädig auf mich nieder, die ganz verlassen und allein ist auf der Welt!"

Eine unsagbare Ruhe überkam mich, ich fand erlösende Thränen. „Auch Du hast gelitten, liebste Frau, geblutet aus tausend Wunden, wie ich! Auch Dir ward vom Herzen gerissen, was Du über Alles geliebt, wie mir! Höre mich, erhöre mich, Mutter der Schmerzen! Gelebt habe ich, habe geliebt, wenig Glück empfunden, doch Weh fühlte ich im Uebermaß. Vor mir liegt noch Jugend und Leben, doch ich bin müde; halte das Leben mir ferne, laß keine Menschenseele mehr ans Herz mir greifen. Ruhe schenke mir nach des Lebens Leid, Einsamkeit, nach der Liebe Weh gib mir Frieden, Königin des Friedens!"

Und wieder verheißend blickt die Verklärte zu mir nieder, liebreich und gnädig.

Aus dem Berliner Musikleben.

[Nachdruck untersagt.]

Warum vermehrt sich die Anzahl der Concerte in Berlin mit jedem Winter? Die Frage ist oft gestellt und oft, jedoch immer verschieden beantwortet worden. Bald sollen die Conservatorien, bald die Concertagenten, bald die Kritik und noch andere Dinge daran schuld sein. In der That wirken alle diese Factoren zusammen, um die häusliche Musikpflege gegenüber dem Concert mehr und mehr in den Schatten zu stellen. Wer mit Hülfe eines der vielen Conservatorien halbwegs das technische Mittelmaß erreicht hat, will vor der Oeffentlichkeit glänzen. Theils drängt ihn seine Eitelkeit, theils drängen ihn die Verhältnisse: er möchte als Lehrer gesucht sein, und sucht deshalb selbst Künstlerruhm; er möchte in der Provinz concertiren und trachtet danach, in der Hauptstadt empfehlende Kritiken zu sammeln, und dergleichen mehr. Daß ganz besondere Eigenschaften nöthig sind, um im Concert Lorbeeren zu pflücken, das machen sich die Wenigsten klar. Und die Concertagenten halten sich natürlich erst recht nicht für verpflichtet, mit ihren Clienten über die Gefährlichkeit der Situation zu sprechen, denn sie sind Geschäftsleute, deren Weizen um so schöner blüht, je mehr öffentlich gespielt und gesungen wird. Die Kritik, die so etwas wie das musik-ästhetische Gewissen des Publicums sein sollte, wird hierdurch zu einer Prüfungscommission für Conservatoriums-Abiturienten herabgewürdigt, ohne sich, wie es scheint, durch diese ihr aufgezwungene Rolle sonderlich gedrückt zu fühlen. Aber auch das hat wieder seine besonderen Gründe, die zu erörtern hier nicht der Platz ist. So greift im Räderwerk des modernen Concertgetriebes Zahn in Zahn. Wenn ein künstlerischer Wagehals eines der Räder ausschalten wollte, so würde flugs ein unkünstlerischer Geschäftsmann zur Hand sein, der ein neues an seine Stelle setzte. Und als Product dieser Maschinenarbeit haben wir die traurige Thatsache, daß die Musik nur ausnahmsweise noch öffentlich um ihrer selbst willen ausgeübt wird, daß Nebenzwecke zur Hauptsache geworden sind.

Mit der Zahl der öffentlichen Musikaufführungen kann nach Lage der Dinge nicht auch gleichmäßig ihre Güte wachsen. Für die reproducirende Kunst, die ja die Production weitaus überwiegt, ist aber eine Zunahme der Concerte ohne Zunahme der hervorragenden Talente gleich einem Rückschritt. Von Componisten nehmen wir auch weniger bedeutende Leistungen noch wohlwollend hin, sofern nur künstlerischer Ernst und tüchtiges Können in ihnen hervortreten, denn wir spüren hier doch das Walten einer schöpferischen und gestaltenden Kraft, so gering sie immer sein möge. Ob jedoch Beethoven's große F-moll-Sonate während eines Winters dreißigmal, bald etwas besser, bald etwas schlechter gespielt wird, oder ob eine Sängerin dies oder jenes Lied weniger mittelmäßig singt als eine Andere, das ist künstlerisch völlig belanglos. In der Reproduction hat für die Oeffentlichkeit nur Bedeutung, was über das landläufig Gute hinausreicht; was darunter liegt, drückt einzig das Durchschnittsniveau hinab. Die Zahl der Künstler, deren Namen und Thaten nach verflossenem Musikwinter dem kritisch zurückschauenden Beobachter noch im Gedächtniß haften, ist daher verhältnißmäßig gering.

Auf dem Gebiete des Gesanges war Herr Dr. Felix Kraus eine neue Erscheinung für Berlin. Sein ungemein wohlklingender Bariton, seine große

Beherrschung des ganzen technischen Apparats und sein schöner Vortrag werden selbst den Zuhörer fesseln, der nicht immer auf dem Boden gleicher Anschauung oder Empfindung mit ihm steht. Herr Kraus ist eine durchaus lyrische Natur. Sein Vortrag strebt nach größter Zartheit und Weichheit des Ausdrucks, und das führt ihn oft bis an die Grenze des Weichlichen. Doch hütet er sich wohl, die Grenzlinie zu überschreiten.

In ganz entgegengesetzter Art übt Herr Dr. Ludwig Wüllner seine Kunst aus. Ich weiß nicht einmal, ob es angeht, ihn so ohne Weiteres zu den Sängern zu rechnen; er würde eher als musikalischer Declamator zu bezeichnen sein. Und auch die Heranziehung der Mimik verschmäht er nicht, um den Eindruck seiner künstlerischen Darstellung zu vertiefen. Diese Vereinigung verschiedener, auf dem Concertpodium ungewöhnlicher Ausdrucksmittel gewinnt aber in seiner Persönlichkeit eine Kraft, die es vermag, Kunstwerke dem Zuhörer unauslöschlich einzuprägen. Natürlich nur Kunstwerke, die solcher Art der Behandlung zugänglich sind, die ein dramatisches Element einschließen. Reine Lyrik jedoch erweist sich Herrn Wüllner gegenüber sehr spröde. Als einzelne Erscheinung genommen, ist dieser Singschauspieler außerordentlich interessant, und so lange er in seiner Art allein steht, soll er willkommen sein. Schrecklich aber wär's, wenn er oder vielmehr seine Art Nachahmer fände. Denn was er gibt, ist so sehr Eigenthum seiner Individualität, daß jede Nachahmung zur unleidlichen Caricatur würde. Etwa in der Mitte zwischen Dr. Kraus und Dr. Wüllner steht Herr von Zur Mühlen. Er ist mehr Darsteller als der Eine, und mehr Sänger, viel mehr Sänger als der Andere. Seine Kunst der Stimmbehandlung ist so groß, daß sie uns vollständig die Geringwerthigkeit des klingenden Materials vergessen macht, und in seinem Vortrage vereinigt sich wunderbar das Walten des kühl abwägenden Intellects mit einem warmen musikalischen Gefühl. Wenn Herr von Zur Mühlen seine Erfolge allein dem außerordentlich hoch entwickelten Können verdankt, so hat Miß Clara Butt im Wesentlichen durch ihre Naturgaben die Gunst des Publicums erlangt. Ein herrlicher Alt, dessen rein sinnlicher Wohlklang schon ästhetischen Genuß bereitet, ist ihr beneidenswerther Besitz, und dazu steht als Hülfe im Hintergrunde eine kräftige Empfindung für das Wesentliche in der Gestaltung eines Liedes. Wo sie mit diesen Eigenschaften ausreicht, erzielt sie schöne Wirkungen; sobald sie sich aber an höhere Aufgaben wagt, an weitschichtigere Musikstücke, die Gesangstechnik und formales Dispositionsvermögen verlangen, versagen vorläufig noch ihre Fähigkeiten.

Unter den jüngeren Clavierspielern nimmt Eugen d'Albert immer noch den ersten Rang ein. Von Jahr zu Jahr verfeinert sich seine Kunst des pianistischen Sprechens. Er declamirt vollständig frei und bleibt doch immer an musikalisches Maß gebunden; man glaubt nur Inhalt zu hören, so vollständig vergißt man die besondere Kunstform, an die er gebunden ist. Neben d'Albert haben sich in der letzten Zeit namentlich zwei Künstler ehrenhafte Plätze im Berliner Concertleben erobert: Edouard Risler und Konrad Ansorge. Ueber die Technik braucht man bei beiden nicht mehr zu sprechen: es versteht sich von selbst, daß sie unantastbar und aufs Höchste entwickelt ist. In der Art der musikalischen Darstellung unterscheiden sich jedoch beide ziemlich stark. Der Franzose Risler besitzt gerade die Eigenschaften, die man von vornherein bei seinem deutschen Kunstgenossen suchen würde: er umreißt das Tongebilde mit festen Strichen und vertheilt Licht und Schatten wirkungsvoll als breite Massen; er sieht zuerst aufs Ganze, ohne doch das Einzelne darüber aus dem Auge zu verlieren. Ansorge wieder scheint bei der Gestaltung vom Detail auszugehen und setzt aus dem Kleinen ein durch außerordentlichen Farbenreichthum belebtes Großes und Ganzes zusammen. Josef Hoffmann, auf den alle Welt mit den höchsten Erwartungen sah, namentlich seitdem er Rubinstein's Unterweisung genossen hatte, steht im Begriff, unter die Virtuosen zu gehen: vielleicht besinnt er sich unterwegs aber noch eines Besseren;

und Wladimir von Pachmann ist ebenso geblieben wie er war, das heißt unzuverlässig und launisch. Er bekommt es fertig, jetzt ein Stück mit aller Feinheit und Zartheit zu spielen, und gleich darauf bei der Wiederholung es willkürlich zu entstellen. Das ist bleichsüchtige, kranke Phantasie.

Ungewöhnlich viel begabte junge Violoncellisten hat uns der letzte Winter gebracht. Willy Treichler und Percy Such in bester deutscher Schule solide und gründlich gebildet, und den kleinen Földesy, ein Knäblein aus Ungarn, das neben erstaunlicher Technik und einem schönen, immer reinen Ton Vortragsfähigkeiten aufzuweisen hat, wie sie sonst nur gereiften Virtuosen eigen sind. Alle Drei mögen es noch weit bringen, und wenn Such und Treichler Aussicht haben, ernste Künstler, gute Quartettspieler zu werden, so scheint es Földesy mehr nach dem glänzenden Effectspiel hinzuziehen, nach einer Richtung, die in David Popper ihren liebenswürdigsten Vertreter hat.

Willy Burmester — um noch einige Worte über die Geiger zu sagen — spielt jetzt so abgeklärt und stilrein wie nie zuvor. Er trachtet danach, die Schlingen abzuwerfen, in die „das Prunken mit leidigen Fertigkeiten" ihn verstrickt hatte. Und auch Alexander Petschnikoff war in bester musikalischer Gesellschaft zu finden. Im Verein mit Fräulein Marie Panthès führte er an drei Abenden Violinsonaten von der ältesten bis zur neuesten Zeit vor, eine Leistung, die ebenso sehr den Ernst seines Strebens wie die Höhe seines Könnens bezeugte. Mit Laura Helbling, einem prächtigen, frischen, überaus natürlichen Talent, dem jungen Sascha Saßmann und dem noch jüngeren Leopold Przemysler sei endlich der bessere Theil des violinistischen Nachwuchses genannt.

Zu unseren einheimischen Quartett-Genossenschaften pflegt sich alljährlich von außerhalb eine und die andere Kammermusik-Vereinigung als Gast einzustellen. Außer dem vielbewunderten böhmischen Streichquartett, das sich in Berlin schon Heimathsrecht erspielt hat, trat diesmal ein neues Wiener Ensemble hervor: das Quartett der Herren Fitzner, Czerny, Zert und Burbaum. Es brachte gleich zwei neue Werke mit: ein Streichquartett in A-dur von Alex Zemlinsky, das indessen mit seiner gesuchten Tiefsinnigkeit und Geschraubtheit nicht eben als Bereicherung der musikalischen Literatur anzusehen ist, und ein anderes in D-moll von H. Grädener. Dies erschien um so sympathischer. Die Erfindung fließt ungezwungen, der Aufbau ist klar und durchsichtig und verräth die sichere Hand eines reifen Künstlers. In wie schönen Linien läuft das Andante hin, ein leiser Gesang, nicht aus tiefstem Gefühl geboren, aber voll Anmuth und Freundlichkeit; und wie geistreich ist das Scherzo mit seinem zarten, breiten Trio, an das der Hauptsatz so hübsch und lustig wieder anknüpft. Ein anderes neues Kammermusikwerk, das ebenso schwierig auszuführen ist als es leicht klingt, brachten uns Meister Joachim und Genossen: ein Quartett in D-dur (op. 61) von August Klughard. Am poesiereichsten erscheint der schwärmerische erste Satz, am wirkungsvollsten der sprudelnd lebhafte letzte, aber in allen tritt der fein abwägende Geist des bekannten Componisten hervor: es ist eine kräftig belebte, thematische Arbeit. Gerade hierin fehlt es noch etwas in dem Streich-Sextett von Bernhard Köhler, dessen sich Gustav Holländer annahm. Sonst findet sich viel Anziehendes in dem Werke, gewählte Harmonik und selbständige melodische Erfindung, so daß von der Zukunft des noch jugendlichen Tonsetzers das Beste zu erhoffen ist.

An Orchesterconcerten war kein Mangel. Es kam sogar vor, daß einige Künstler sich das Philharmonische Orchester engagirten, nur um an allbekannten Werken zu zeigen, was sie als Dirigenten zu leisten vermochten. Dies that mit großem Glück Herr Max Fiedler aus Hamburg, und mit noch größerem Unglück Herr Ritter-Brown aus Newyork.

Im Uebrigen standen wie sonst die Abonnements-Concerte der Königlichen Capelle und die Philharmonischen Concerte im Vordergrunde der musikalischen Ereignisse. Dort dirigirte Felix Weingartner, wenn er nicht

gerade abwesend war und Dr. Muck ihn vertrat, und hier Arthur Nikisch. Neues gab es wenig, aber die Königliche Capelle führte einige alte Werke vor, die fast den Reiz des Neuen hatten, so lange waren sie in Berlin nicht gehört worden, z. B. Raff's Waldsinfonie und Volkmann's Sinfonie in D-moll. Eine Sinfonie von Alexander Glazonnow machte eher den Eindruck einer Suite. Sie bestand aus einer Reihe glänzender, zum Theil sehr interessanter Orchesterbilder, aber von der logischen Gedankenentwicklung und der strengen Architektonik, an die wir immer denken, sobald wir das Wort Sinfonie vernehmen, war hier nichts zu verspüren. Das Vorspiel zum zweiten Act der Oper „Gernot" von Eugen d'Albert wurde in einem der Philharmonischen Concerte gespielt; ein leidenschaftliches, reich bewegtes Stück. Von den Schönheiten der Oper selbst verräth es jedoch nur wenig, die stecken hauptsächlich im ersten Act; die Elfengesänge und manches Andere sind wundervolle musikalische Schöpfungen. Josef Suk's Suite für Streichorchester fesselt durch das Geschick, mit dem die gleiche Farbe der vier Instrumentindividuen zu verschiedenen Klangwirkungen ausgebeutet ist, und durch manch hübschen melodischen Einfall, ohne sich indessen über das Niveau guter Salonmusik wesentlich zu erheben.

Eine eigenthümliche und erfreuliche Episode im Berliner Musikleben bildeten die vier Concerte der Meininger Hofcapelle. Sie waren dem Andenken Brahms' gewidmet: nicht nur materiell, da ihr Ertrag einem Denkmal für den verstorbenen Meister zu Gute kommen sollte, sondern auch ideell. In jeder Aufführung war eine Brahms'sche Sinfonie das Hauptstück, und es stand noch sonst manches bedeutsame Werk von ihm auf dem Programm. Seit Hans von Bülow mit der Meininger Hofcapelle durch die Lande gezogen ist, ein neues Evangelium des Orchesterspiels verkündend, sind viele Jahre verflossen. Wie das Vorbild des Meininger Hoftheaters eine Umwälzung in der Schauspielkunst hervorrief, so wurden auch die Concertthaten der Meininger der Ausgangspunkt einer neuen Dirigirkunst, die sich inzwischen bis zum Virtuosenthum mit allen seinen Schäden zugespitzt hat. Generalmusikdirector Fritz Steinbach verfolgt, wie es scheint, nicht die Absicht, mit dem Strom in gleicher Richtung vorwärts zu schwimmen. Er hat sein Orchester in straffer Manneszucht erzogen, so daß es jedem Winke folgt, aber die Art, wie er es leitet, weicht bedeutend von dem ab, was wir jetzt für gewöhnlich zu hören bekommen. Es ist eine Kunstübung im Großen: männlich bis zur Härte ist der Klang des Orchesters, männlich der Geist, der es regiert. Auf einen Musiker, der mit dem Herzen und nicht nur mit den Nerven und den Sinnen in der Tonkunst haftet, mußte eine von so kräftigem Athem durchhauchte Wiedergabe der Brahms'schen Meisterwerke erquickend wie Höhenluft wirken.

Unsere Chorvereine haben wie die Orchester wenig neue Compositionen gebracht. Mit der Singakademie führt Professor Blumner alljährlich ein und das andere unbekannte Werk von Bach auf, und auch heuer konnten wir wieder zwei herrliche Cantaten kennen lernen: „Jesus nahm zu sich die Zwölfe" und „Halt' im Gedächtniß Jesum Christ", die beide der Leipziger Zeit angehören. Das Te Deum von Franz Wüllner, das zugleich mit diesen Cantaten gesungen wurde, erwies sich als eine gehaltvolle, ernste Arbeit.

Eine interessante Auferweckung hatte der Leiter des Philharmonischen Chors, Herr Professor von Herzogenberg, vorgenommen, indem er den „Zufriedengestellten Aeolus" von J. S. Bach aufführte. Das Stück war 1725 zur Namenstagsfeier für den Leipziger Professor August Müller gedichtet und componirt worden. Der Text konnte in seiner ursprünglichen Fassung nicht verwendet werden. Wenn Aeolus auf die Nachricht hin, daß August Müller's Namenstag sei, gut Wetter verspricht, so wirkt das auf uns nur noch komisch. Die Mühe, die Professor Voigt in Göttingen für die Umgestaltung dieses „dramma per Musica" aufgewendet hat, ist nicht verloren. In der Musik drängt ein charakteristisches Bild das andere, ja, die Zeichnung ist oft von einer Schärfe, daß sie wie Caricatur erscheint. Wie viel

Erfindung und Darstellungskraft sind für diese Gelegenheits-Composition verschwendet. Mancher moderne Componist könnte davon eine ganze Zeit lang auskömmlich leben.

Der Philharmonische Chor (Siegfried Ochs) brachte drei kleine neue Tonstücke zur Aufführung. Hans Koeßler's „Sylvesterglocken" haben ihre contrapunktischen Meriten; es ist viel ehrliches Können darin und viel ehrliches Streben, aber der eigentliche musikalische Kern scheint mir nicht von großer Süßigkeit zu sein. Auf sehr modernen Pfaden wandelt Wilhelm Stenhammar mit seiner „Snöfrid". Zum thematischen Material hat Wagner viel beigesteuert, zur Instrumentirung ebenfalls, er und noch andere neuere Orchesterkünstler. Den Weg über die Stimmungsschwelgerei hinweg zum wirklichen Gestalten findet der Componist nicht. Am meisten Saft und Kraft hatte Arnold Mendelssohn's Reckreigen „Der Hagestolz". Eine Schar Mädchen und Jünglinge umtanzt den alten Junggesellen, verspottet ihn und räth ihm, ein Weib aus ihrer Mitte zu wählen. Das Orchester hält fast durchgängig eine leicht bewegte, graziöse Ländlermelodie fest, und in dies Orchesterspiel hinein singen die Stimmen des Chors bald einzeln, bald zu Gruppen vereinigt, ihre Neckworte.

Arnold Mendelssohn nimmt auch als Liedercomponist eine hervorragende Stellung ein. E. O. Rodnagel führte eine ganze Anzahl seiner Gesänge nebst Bruchstücken aus den Opern „Elsi, die seltsame Magd" und „Der Bärenhäuter" vor. Niemals überschreitet er die durch das Tonmaterial gesteckten Grenzen, die ja am Ende auch weit genug sind, daß sich innerhalb ihres Gebietes Jedermann ausgiebig ergehen kann. Er versteht noch die Kunst, Melodien zu erfinden, die eigenes Leben und Wesen haben, die zur Dichtung ein Neues hinzu thun, das die Worte nicht mehr auszudrücken vermögen. In dieser Fähigkeit kommt ihm Hugo Wolf gleich, übertrifft ihn aber noch an Stärke und Vielseitigkeit des Talentes. Mag er auch im jugendlichen Ungestüm gelegentlich über die Stränge schlagen, so hat man doch stets das Gefühl, einer Künstlerpersönlichkeit gegenüber zu stehen, die aus dem Vollen gibt, und nicht so bald aufhören wird zu geben.

Eine andere Gruppe von Liedercomponisten, als deren Typus Conrad Anforge gelten kann, sucht das gleiche Ziel auf die entgegengesetzte Art zu erreichen. Von der Schöpfung fester Melodiegebilde ist bei ihnen nicht mehr die Rede. Die Singstimme legt sich recitirend dem Text unter, und das Clavier malt dazu, so gut es kann, den Grund aus. Es muß dabei natürlich immer am Einzelnen und Kleinen haften bleiben, und so geschieht es, daß die Theile des Gedichtes wieder in musikalische Unterabtheilungen auseinander fallen, anstatt daß alles Vielfältige der lyrischen Stimmung durch die Töne gehoben und zu einer höheren Einheit zusammengefaßt wird. Mit derlei Recitationen ist dem Liede nicht geholfen, dadurch wird seine Entwicklung nicht gefördert, sondern aufgehalten, denn dieser Weg führt direct zum Melodram, also um gut hundert Jahre rückwärts. Haben wir doch schon gesprochene Lieder (Th. Gerlach) als Resultat solcher Bestrebungen und R. Straußens malerische Musik zum „Enoch Arden" und Rosmer-Humperdinck's „Königskinder". Hier wird der Widersinn greifbar. Nur im Gesang vereinigen sich Wort und Ton zu einem Stilganzen. Jedes muß etwas von seiner Eigenart und Eigenwilligkeit opfern, dem anderen zu Liebe, damit etwas Neues und Besseres entstehe — gerade wie in einer guten Ehe. Wenn aber Tonkunst und Wortkunst selbstherrlich neben einander schalten wollen, so gibt es auch nur ein Nebeneinander — gerade wie in einer schlechten Ehe. Das Melodrama kann innerhalb der Oper, der Dialogoper, als Episode von ungemeiner Wirkung sein (siehe Fidelio), gerade wie die Pantomime innerhalb des Dramas. Aber wie die Pantomime als selbständige Kunstgattung ein Unding ist, so auch das Melodram. Alle Experimente nach dieser Richtung hin sind nur die Ausgeburten einer künstlerisch schwächlichen Phantasie, die gezwungen ist, aus der Noth eine Tugend zu machen. Dasselbe gilt von dem recitativischen Lied. Auf der Bühne gibt die Handlung feste Umrisse, die Musik mag dann nach Gefallen darunter hin wirken oder darüber

sich hinaus heben, immer bleibt eine sichere, anschauliche Grundlage. Die Musik ohne Bühne muß jedoch ihre Formen aus sich selbst schaffen, gleichviel, ob sie dem Wort gesellt ist oder ob sie allein steht. Einen wunderbar treffenden Ausspruch von Goethe möchte ich hier anführen: „Jede Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres, allein sie ist ein für allemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz der Menschen zum Feuerblick sammeln." Und für die musikalische Lyrik ist dieses künstlerische Brennglas die geschlossene Melodie. Ob sie kurztactig ist, ob sie sich weit ausdehnt und kunstvoll gliedert, ob sie ebenmäßig ist oder nicht, das ist Alles eins und steht bei der Individualität des Componisten. Aber das gesammelte Feuer des Künstlerthums muß in ihr sein, jenes unerklärliche und unerklärte Agens, das aus jedem Werke des Genius immer aufs Neue Wunder um Wunder an uns verrichtet.

Eine Besonderheit dieses Winters waren die vielen Componisten-Concerte. Da die Leitungen der großen Orchester-Vereinigungen sich neuen Werken gegenüber ziemlich spröde verhalten, so ist es kein Wunder, wenn Tonkünstler, die rüstig vor sich hin gearbeitet haben und den Drang fühlen, die Producte ihrer Arbeit auch vor die Oeffentlichkeit zu bringen, zur Selbsthülfe greifen, einen Saal miethen, Orchester oder Solisten dingen und ihre Werke aufführen. Jeder glaubt ja, Bedeutendes geschaffen zu haben — wehe dem Künstler, der das nicht glaubte! — nur will sich das Publicum nicht immer davon überzeugen lassen, und dann bricht ein großes Jammern aus über die Böswilligkeit und Niedertracht und Urtheilslosigkeit der Mitmenschen, insonderheit der Kritik, die ja auch zum Publicum gehört, Böswilligkeit! du lieber Himmel, welcher vernünftige Mensch und welcher vernünftige Kritiker freute sich denn nicht, wenn er so recht aus Herzensgrund loben kann. Aber über seinen eigenen Schatten zu springen hat bis jetzt noch Keinem glücken wollen. Wenn mir Liszt nicht gefällt, und wenn Wagner mich tief ergreift — bin ich dafür verantwortlich? Und Urtheilslosigkeit! Wer hat denn ein Urtheil in Kunstdingen? Man lese nur, was Spohr über Weber und Weber über Schubert und Wagner über Mendelssohn und andere große Künstler über andere ebenso große gedacht haben, und wird man am Ende zweifeln, daß es überhaupt maßgebliche Kunsturtheile gebe. Die Jahrhunderte entscheiden über das, was bleiben oder vergehen soll, und ob sie gerecht entscheiden, darüber werden die Meinungen auch wieder sehr auseinander gehen. Es ist ein ewiger Wechsel: was eine Generation begräbt, hebt die andere hoch empor, was uns als höchst erstrebenswerth erscheint, werfen unsere Nachkommen vielleicht nichtachtend bei Seite. *Πάντα ῥεῖ.* Niemand kann mehr thun, als ehrlich seine Meinung sagen, und wenn ich gestehe, daß unter allen Componisten, die mit Mühen und Opfern in eigenen Concerten eigene Werke aufgeführt haben, kein einziger mir tiefere Eindrücke gemacht hat, so wird man mich hoffentlich darob nicht schelten.

Ueberraschend viel weibliche Componisten ließen sich diesmal hören. Marguerite Melville und Cécile Chaminade, Mary Wurm und N. Lago. Fräulein Chaminade ist durch mehrere Salonstücke hier schon bekannt geworden, aber einen ganzen Abend zu interessiren, vermag sie nicht. Weit ernster ist Mary Wurm, am ernstesten und charaktervollsten wohl Madame N. Lago, eine Schwedin. Ein etwas französirendes Claviertrio, eine Suite für Clavier und Geige, Stücke aus einem Stabat mater, bewiesen, daß sie viel gelernt hat und das Gelernte mit Geschmack anwendet.

Es wäre nun noch über die Opernereignisse zu reden. Seitdem 1896 in Bayreuth Wagner's „Ring des Nibelungen" von Neuem aufgeführt wurde, ist er auch an unserer Oper sehr beliebt, und man läßt es sich sehr angelegen sein, die Künstler, die in Bayreuth mitgewirkt haben, heran zu ziehen, um jenem Vorbild möglichst nahe zu kommen. Das Streben nach Vollkommenheit verdient gewiß alles Lob, doch soll man nur nicht glauben, daß es überhaupt möglich sei, eine Art Bayreuth in Berlin zu haben. Was dort erreicht wird, läßt sich auf einem unserer

gewöhnlichen Operntheater schlechterdings nicht nachahmen, und es wäre ungerecht, ihnen hieraus einen Vorwurf zu machen. Einmal geht in Bayreuth jeder Besucher in ganz besonderer Verfassung ins Theater: er ist aus seiner gewöhnlichen Umgebung gelöst, aller Alltagsverstimmungen und Alltagssorgen ledig; das Festspielhaus liegt in der herrlichsten Naturumgebung, das Spiel beginnt zur schönsten Nachmittagsstunde. Wer sollte da nicht weit intensiver und freudiger genießen, als unter gewöhnlichen Verhältnissen? Und dann: in Bayreuth wird Alles von einem künstlerischen Centralpunkt aus geleitet, dadurch bekommen alle Vorstellungen eine unbeschreibliche Ganzheit und Rundung, während anderswo das entgegengesetzte Princip befolgt wird. Bei uns regiert Einer nur das Orchester, über die Rollenbesetzung bestimmt ein Anderer, die Regievorschriften gibt ein Dritter, und so geht es fort. Ein Künstlergeist, der das Ganze zusammenhielte, fehlt jedoch.

Unter diesem Mangel und dieser Divergenz der Kräfte litt auch der Mozart-Cyclus, der zu Anfang des Winters veranstaltet wurde, und der die Opern vom Idomeneus bis zur Zauberflöte umfaßte. Wirklich erquicklich waren nur die Vorstellungen, bei denen zufällig ausgezeichnete Solisten zusammentrafen, so namentlich die „Entführung", die überhaupt zum Besten gehört, was die Königliche Oper bieten kann. Frau Herzog als Constanze und die Herren Lieban und Mödlinger als Pedrillo und Osmin dürften schwer oder gar nicht zu übertreffen sein. „Titus" hätte ganz wegbleiben können; dies Unglücksstück wird für die moderne Bühne wohl verloren sein. Und „Cosi fan tutte", dessen herrliche Musik sicherlich die Neubelebung lohnte, ist nur durch besondere Regiekünste zu retten, sonst wirkt diese Verkleidungskomödie läppisch. Dann hatte man die merkwürdige Idee gehabt, den „Don Juan" italienisch singen zu lassen, von unseren Sängern, die italienisch im günstigsten Fall verstehen, aber nicht sprechen, und vor unserem Publicum, das etwa in derselben Lage ist. Nun mußte es der böse Zufall fügen, daß der Italiener, der für den Ottavio engagirt war, erkrankte oder aus einem anderen Grunde nicht auftreten konnte, und so sprang Herr Sommer für ihn ein und sang deutsch neben Herrn d'Andrade und unter seinen italianisirten Collegen, — ein Gipfel unfreiwilliger Komik! Der „Figaro" war in der äußerlich glänzenden Neuinscenirung geblieben, die man ihm bereits im vorigen Winter hatte angedeihen lassen. Auch die eigenthümliche Textänderung bei den Arien der Gräfin bekamen wir wieder zu hören: der Cavatine „Heilige Quelle" war das Goethe'sche Gedicht „Ach wer bringt die schönen Tage", der Arie „Nur zu flüchtig" das andere Goethe'sche Gedicht „Ihr verblühet, süße Rosen" untergelegt worden. Das heißt, mit sinnreichen Aenderungen. Denn in „Erwin und Elmire" singt Erwin „Ihr verblühet, süße Rosen, meine Liebe trug euch nicht; blühtet, ach, dem Hoffnungslosen, dem der Gram die Seele bricht!" Und da hier die Gräfin klagt, so heißt es dafür: „Ihr verblühtet, süße Rosen, meine Liebe trug euch nicht, blühtet, ach, der Hoffnungslosen, der der Gram die Seele bricht." Danach ist eine Strophe aus den Versen, die Erwin dem Grab des Einsiedels weiht, eingefügt: „Schweige, zarte, liebe Stimme ꝛc.", die in diesem Zusammenhange erst mittels einer ganzen Kette von Umdeutungen vernünftigen Sinn gewinnen könnte, und dann wird die erste Strophe wiederholt. Schon die gewöhnliche deutsche Uebersetzung verwischt so manche Feinheit in der Musik dieses Wunderwerkes. Um nur an eine Stelle gerade dieser Arie zu erinnern: „Perchè mai se in pianti e in pene per me tutto si cangio" tritt auf „pene", Schmerzen, plötzlich G-moll an Stelle des vorhergehenden G-dur, was in der Uebertragung „O daß noch für den Verbrecher dieses Herz so zärtlich spricht" nur als zwecklose Zufälligkeit erscheint. Aber die Unterzwängung der Goethe'schen Verse unter Mozart's Töne zerstört Sinn und Stimmung noch weit vollständiger.

Von neuen Opern ist nicht viel Rühmliches zu melden. Den Anfang machte Spinelli's „A basso Porto", dem Text nach eine Fortsetzung von Tasca's „A Santa Lucia". Im Sommer war es von Director Morwitz aufgeführt

worden und hatte einen gewissen Erfolg gehabt, somit mochte die Königliche Oper wohl glauben, in ihm ein Zugstück zu erwerben. Aber merkwürdiger Weise sah sie sich hierin ebenso getäuscht wie das Publicum. Dort draußen stand Frau Moran-Olden mit ihrer Riesenstimme und ihrem Riesentemperament für die weibliche Hauptrolle ein, während alles Uebrige nur ganz roh, wie mit der Axt zugehauen war. Bei der viel feiner ausgearbeiteten Aufführung im Opernhause, wo freilich Frau Moran fehlte, mußte man jedoch merken, wie wenig tief die Charakteristik geht, wie flüchtig trotz lebhaftester Farben die musikalische Zeichnung ist. Die Skizze hatte gewirkt, das fertige Bild befriedigte nicht, was ja in der Malerei auch öfter vorkommt. Mancherlei Anmuthiges, wie die graziöse Canzone des zweiten Actes, bei der die Mandoline ihr leises Gezitter unter die Orchesterinstrumente mischt, kann doch nicht für den allgemeinen Mangel an künstlerischer Wahrheit entschädigen.

Aus ganz anderem Holz ist „Lobetanz" geschnitzt. Otto Julius Bierbaum's Dichtung leidet wohl an einem etwas zierigen Wesen und geschraubter Sprache — aber trotzdem, es weht Kunstluft darin. Ein fahrender Spielmann geigt so süße, daß des Königs Töchterlein in heißer Liebe zu ihm entbrennt. Ob solcher Zauberei soll er gehängt werden. Aber unter dem Galgen spielt er noch einmal seine Fidel, und das Königskind, das vor Liebesleid und Angst für todt dalag, wacht wieder zum Leben auf, und der gute König gibt ihm ihre Hand, und das getreue Volk walzt in eitel Freude hinter dem jungen Paare her, zum Schlosse hinan, wo Hochzeit sein soll. Was Spinelli's Musik zu viel hat an derber Kraft, das hat vielleicht Ludwig Thuille's zu wenig. Sie ist ungemein gewählt im Ausdruck, sehr zart und subtil gearbeitet, so daß der Musiker seine wahre Freude daran hat, doch zu eigentlich packender, hinreißender Wirkung bringt sie es nicht, die Stimmung bleibt immer ein wenig gedämpft. Nur in der Kerkerscene, wo die gewaltigen Bläseraccorde des Hinrichtungsmarsches erklingen und Lobetanz die Gefangenen mit seiner grausigen Ballade vom Zecher und dem Tod entsetzt, reckt sich der Componist weit über den Dichter empor. Hier ist Kraft und Originalität und Formkunst, kurz, Alles, was man nur wünschen kann. Aus dieser einen Scene könnte der Hörer, wenn er sonst noch zweifelte, die Ueberzeugung gewinnen, daß von Thuille noch viel Schönes gerade auf dem Gebiete der Oper zu erwarten steht.

Bleibt am Ende „Odysseus' Heimkehr" von August Bungert. Herr Bungert hat neben der Musik auch den Text verfaßt, und beide stehen auf gleicher Höhe. Die antike Mär ist modernisirt, hübsch roth und weiß geschminkt, und, auf daß sie annehmlicher würde, mit einiger Lüsternheit und vieler Süßlichkeit durchsetzt. Der Musik fehlen auch noch diese Würzen. Wo der Componist nicht Reßler's große Gedanken noch einmal denkt, ist sie von unbeschreiblicher Fadheit und Leere. Selten, sehr selten dürfte ein Fall ästhetisch so klar liegen wie dieser; denn während für gewöhnlich nur Meinung gegen Meinung gestellt werden kann, so ließe sich hier einmal überzeugend beweisen, wie das Stück in jedem Betracht mißrathen ist — wenn's der Mühe lohnte. Es wäre somit für den ernsthaften Berichterstatter kein Grund vorhanden, sich mit dem Odysseus überhaupt zu befassen, und es wäre auch kein Grund, des armen Betrogenen, der seine Kräfte so maßlos überschätzt, zu spotten, wenn nicht gerade für dies Werk eine ganz ungeheuerliche, mit den schlechtesten Mitteln arbeitende Reclame gemacht würde, und wenn nicht eine Schar gutwilliger Enthusiasten bereit wäre, Herrn Bungert zur Aufführung seiner geplanten Heptalogie — unter sieben Tagen thut er's nicht — in Godesberg ein eigenes Opernhaus zu bauen. Wegen dieser Sachlage hat ein besonnener Zuschauer, der durchaus nicht die Mücke für einen Elephanten halten kann, gewissermaßen die Pflicht, jenes nachgeborenen Laertiaden „Wonne und Werth" mit einigen Worten zu würdigen.

Berlin, Mitte Mai. Carl Krebs.

Friedrich Geselschap. †.

Geboren zu Wesel den 5. Mai 1835.

[Nachdruck untersagt.]

Als ich die Nachricht empfing, daß Geselschap aus eigenem Entschlusse plötzlich uns verlassen habe, stieg die Gestalt des kraftvollen, unschuldigen Mannes vor mir auf, von dem alle Freunde sagen werden, um ihn mit wenig Worten ganz zu bezeichnen, daß er edel und gut war. Wie freudig, siegreich und bescheiden war das zarte Lächeln, das über seinem Antlitze lag. Wie hülfreich war er. Wie erfüllt stets von den Gedanken an seine Arbeit. Wie unabläßig am Werke. Wie zufrieden mit dem Erfolge, der ihm ward. Wie gleichgültig gegen Gewinn. Am liebsten hätte er, schien es, seine Arbeiten verschenkt statt sie zu verkaufen; und wie viel hat er so aus den Händen gegeben: Kunstwerke und auch Geld, das oft genug von ihm verschenkt worden ist, weil Hülfsbedürftigkeit darum bat. Mitten in drängender Thätigkeit aber schien er nie zu thun zu haben; wie Goethe war er darin, welcher auch für seine Freunde stets eine halbe Stunde übrig hatte; er legte dann den Pinsel hin, als sei er ohnehin Willens gewesen, ein wenig auszuruhen. Zu Gespräch war er gern bereit, stets liebreich fremde Meinungen anhörend, immer mit sanfter Festigkeit die seinige dagegen setzend. Die Arbeiten anderer Künstler anzuerkennen, war eine Freude für ihn. Außer seinen eigenen Werken bedeckten eine Fülle Arbeiten anderer Hand die Wände seines weiten Ateliers; von ihrem Lobe war er voll, als handle es sich um sie zumeist. Das Lob der eigenen wies er nicht ab, erklärte aber, wie dies und jenes noch Verbesserung erfahren werde. Im Großen sah er freilich seine Werke als den Mittelpunkt der Welt an, in der er stand. Ebenso gern als er sie leichthin fortgab, hätte er sie alle um sich behalten, und auch was vor Jahren entstanden war, betrachtete er, wenn er es aus einem Versteck heraus holte und den Staub abwischte, als sei es eben entstanden und sein besonderer Liebling.

Dieser Künstler, der das verkörperte Princip ewigen Schaffens war, der mitten in einer unvollendeten Schöpfung darin stand, läßt die Hände plötzlich sinken, nachdem er einen allerletzten jammervollen Dienst von ihnen gefordert.

Was die empfinden, die zurück bleiben, brauchte nicht gesagt zu werden. Mein erstes Gefühl war das eines allgemeinen ungeheuren Verlustes, eines plötzlichen Geringerwerdens des großen geistigen Weltbesitzes. Dann folgte die historische Betrachtung, wie eine der Straßen, auf denen wir vorwärts gehen, ins Leere hinein nun abgebrochen sei. Denn diese Straße ging Geselschap fast allein noch. Eine Scheidung in der Art künstlerischen Thuns vollzieht sich heute, eine Uebergewalt tritt ein, die uns aus dem Bereiche des beruhigenden Schönen in den des beunruhigenden Charakteristischen hinein treibt, das wachsende Majoritäten für sich hat. Kein Kampf findet statt, denn Jedem ist ja unbenommen, wohin er sich wenden will, aber immer mehr Stimmen werden laut, die in Kunst und Kunstwerken

etwas Anderes sehen als zu Anfang dieses Jahrhunderts in ihnen erblickt und in ihnen gesucht worden ist. Dieser große Umschwung macht sich auch in der Dichtung geltend. Aber es liegt hierin kein Grund zum Angriffe oder zur Abwehr, denn der Umschwung vollbringt sich deshalb, weil die Masse Derer, die den Ausschlag geben im geistigen und politischen Fortschritte der Völker, der Substanz nach sich in einem ewigen Wechsel befindet, und daß heute die Tage angebrochen sind, in denen längst vorbereitete nationale Aenderungen endlich Thatsache werden. Hier ist Vergangenes weder zu betrauern noch wieder aufzurichten.

Für Eins aber ist eingreifende Fürsorge nöthig. In allen früheren Epochen solcher Wandlungen begnügte sich die neu emporkommende Macht nicht damit, sich an die Stelle der niedersinkenden zur herrschenden zu machen, sondern sie ging noch weiter. Sie zerstörte. Wir wissen, wie man nicht bloß zur Seite schob, sondern auch vernichtete. Hier sollte der Rückblick auf die Jahrtausende uns endlich eines Besseren belehren. So hoch sollten wir uns erhoben haben, daß die Erhaltung jedes Denkmals außerordentlicher künstlerischer Kraft als Pflicht gelte. Ich will nicht sagen, daß die Art, in der Gesellschap arbeitete, offenbarer Mißachtung heute schon preisgegeben sei; aber ich erinnere daran, wie das für Cornelius' Zeichnungen von unserem ersten Kaiser erbaute Nationalmuseum, diese dem vergangenen großen Meister zugesprochene Heimath seiner Werke, immer ungestümer für die heutige Kunst in Anspruch genommen wird. Ein großer Bestandtheil des Deutschen Volkes sieht in Cornelius immer noch den gewaltigen Künstler und würde ihn in seinem Hause zu schützen suchen. Und ich hoffe auch, diese Vertheidigung wird erfolgreich sein. Schwächer aber wird sie. Und so könnte ich mir freilich nicht denken, daß den Werken Gesellschap's ein Leides geschähe, deren viele, wie bei Cornelius, nur erst in Zeichnungen bestehen, welchen die Ausführung fehlt. Trotzdem, sichtbar muß sofort dafür gesorgt werden, daß, da der Mann uns nun verloren ging, seine historische Persönlichkeit geschützt und deren Fortbestand zu Ehren und Nutzen des Deutschen Volkes nicht in Frage gestellt werde. Es bedarf keiner architektonischen Großbauten, um für Gesellschap's Zeichnungen eine feste Stelle zu schaffen, da die einzige einstweilige Aufgabe nur wäre, sie sichtbar zu erhalten.

Die Werke der Bildhauer und Maler müssen wie die der Dichter und Musiker dem Volke in die Phantasie eindringen, Generationen hindurch, wenn sie recht gewürdigt werden und die rechte Wirkung haben sollen. Andere Ehrungen, beim Leben wie im Tode, mögen ihnen versagt bleiben: für das sichtbare Fortleben ihrer Werke aber muß gesorgt werden, und zwar von Anfang an. Rauch's Statuen und Schinkel's Bauten stehen da und zeugen für ihre Urheber. Für ihre Skizzen und Zeichnungen ist Unterkunft geschafft worden. Cornelius' Apokalyptische Reiter sind an ihrer Stelle noch zu sehen. Wehe Denen, die den heiligen Nachlaß unserer Meister antasten! Goethe's und Schiller's und Shakespeare's Dramen müssen wie Beethoven's und Mozart's Musik irgendwo würdig vor dem Volke gespielt und von ihm genossen werden können; von dem Tage ab würde der Verfall Deutschlands datiren, wo das verhindert würde. Uebrigens mögen neu auftauchende spätere Schöpfer neuer Werke die älteren zu überbieten trachten: vielleicht gelingt es ihnen, und auch ihre Schöpfungen werden dann des nationalen Schutzes theilhaftig. Mir scheint Gesellschap gegenüber die vornehmste Pflicht jetzt darin zu bestehen, daß Beschlüsse gefaßt werden, die seine Zeichnungen vor Verschleuderung und Untergang bewahren. Ich habe dabei nicht nur seine Cartons, sondern auch seine Studien nach der Natur im Sinne, von denen ich viele genau kenne, und die zum Schönsten gehören, was die Hände deutscher Künstler gezeichnet haben.

7. Juni 1898. Herman Grimm.

Noch einmal Britisch-Südafrika.

[Nachdruck untersagt.]

In dem im Maiheft der „Deutschen Rundschau" veröffentlichten Artikel „Zwanzig Jahre britischer Südafrika-Politik" ist kurz auf die Rolle hingewiesen worden, die Mr. Cecil Rhodes und die Capcolonie bei dem weiteren Verlaufe der Dinge in Südafrika zu spielen berufen zu sein schienen. In unserer schnelllebigen Zeit sind wir gewohnt, Evolutionen in der Politik der Parteien und der Parteiregierungen sich mit überraschender Schnelligkeit entwickeln zu sehen, und so kann es kaum Wunder nehmen, daß die Gedanken und Pläne, die vor wenigen Monaten in Südafrika im Schatten des „südafrikanischen Bundes" aufzusprossen begannen, heute bereits recht kräftige Pflanzen geworden sind, die die Ehre und die Gefahr einer parlamentarischen Debatte im Unterhause mit Erfolg zu bestehen im Stande waren.

Des Pudels Kern ist dabei die Frage der späteren Stellung Mr. Cecil Rhodes' als Premiers der Capcolonie und die Erfüllung der Versprechungen und Aussichten, welche Lord Salisbury und das britische Cabinet bewogen haben, sich offen auf die Seite des intellectuellen Urhebers des Jameson'schen Flibustierzuges zu stellen. Daß dies in der That so ist, darüber besteht weder am Cap noch in London ein Zweifel. Als Ende März d. J. Holländer und Engländer dem Leiter des Afrikander-Bundes Hofmeyr ein Festmahl gaben, sprach sich dieser in einer längeren Rede über die Gründe aus, warum er jetzt von Rhodes und den Rhodes'schen Anhängern, die früher bei jeder Gelegenheit seine Meinung und seine Unterstützung gesucht hätten, als Republikaner und Rebell gegen die britische Herrschaft verketzert und mit Schmutz beworfen werde. „Dafür," sagte H. Hofmeyr, „gibt es nur eine Erklärung. Ich bin in Ungnade gefallen, weil ich mich geweigert habe und noch weigere, mich an einer Bewegung zu betheiligen, die den Zweck verfolgt, einem Manne wieder zur Macht zu verhelfen, der solcher Vergehen schuldig befunden worden ist, wie sie in dem Bericht des vom Unterhause eingesetzten Südafrikanischen Comités enthalten sind. Ich weigere mich, irgend einen Versuch zu unterstützen, Herrn Rhodes an die Spitze der Geschäfte dieser Colonie (des Caps) zu stellen, weil er sich solcher Vergehen schuldig gemacht hat, und weil er nie das geringste Zeichen von Bedauern oder Reue gezeigt hat. Er hat nur das Mißlingen bedauert. Als ein Südafrikaner, als ein Afrikander, als ein Mann kann ich nicht anders handeln, als ich gethan habe; ich würde meine Selbstachtung verlieren, wenn ich anders handelte."

Die Scene wechselt, von dem Festsaal in der Capcolonie, in dem Herr Hofmeyr Ende März gesprochen, zu dem Saal im Cannon-Street-Hôtel London, in dem am 21. April d. J. die Generalversammlung der Britischen Südafrika-Gesellschaft (der Chartered Co.) stattgefunden hat. Der Herzog von Abercorn führt den Vorsitz, und als er Mr. Rhodes' Wiederwahl zum Director vorschlägt, findet er brausenden Beifall. „Ich habe schon vorher," sagt der edle Herzog, „der Vorgänge von 1895 und 1896 Erwähnung gethan. Herr Rhodes hat seinen Irrthum eingestanden, den einzigen mir bekannten, welchen er während seiner Laufbahn in Afrika bei der Förderung seiner erleuchteten Pläne, einen Bund der südafrikanischen Staaten unter kaiserlichen Auspicien[1]) herbeizuführen, begangen hat. Aber Sie dürfen auf der anderen Seite nicht die Erfolge vergessen, die Herr Rhodes erzielt hat, und daß, wäre es nicht seine Thatkraft, seine Voraussicht und, ich kann hinzufügen, seine Hochherzigkeit gewesen, das ungeheuere Gebiet, das jetzt dem britischen Reiche hinzugefügt worden ist, unzweifelhaft in den Besitz irgend eines anderen Landes übergegangen sein würde.

[1]) Auch dieser Paulus war einst ein Saulus. Am 15. Juli 1884 hielt Rhodes im Capparlament eine Rede, in der er sagte: „Der kaiserliche Factor, vor dem ich das Haus im letzten Jahre gewarnt habe, ist jetzt in das Land eingeführt worden."

Und die Muse der Geschichte führt uns am 6. Mai in eine dritte Versammlung, das Unterhaus des britischen Parlaments, in dem der Führer J. M. Opposition soeben Herrn Rhodes und seine Pläne einer scharfen Kritik unterzogen und erklärt hat, er dürfe nicht an der Spitze der Südafrika-Gesellschaft bleiben. Der Minister der Colonie, Herr Chamberlain, der Heißsporn — oder das enfant terrible des Salisbury'schen Ministeriums, ergreift nach ihm das Wort und fragt, ob man wirklich daran denken könne, Herrn Rhodes, der schon einmal Premierminister der Capcolonie gewesen sei und von dem man nicht wisse, ob er diese Stellung nicht wieder bekleiden werde, von einer Stelle im Verwaltungsrath der Südafrika-Gesellschaft auszuschließen? Wenn irgend Jemand die Ausschließung des Herrn Rhodes wünsche, um ihn zu demüthigen oder zu strafen, so möge man sich daran erinnern, daß die Zeit zu strafen vorüber sei, und daß auch das Untersuchungscomité des Parlaments in seinem im vorigen Jahre erstatteten Bericht keine Strafe beantragt habe. Die Regierung habe Herrn Rhodes' Anerbieten angenommen und sei mit der Erwägung des Eisenbahnprojects beschäftigt. Ueber beides, das Anerbieten und das Project, hat Herr Rhodes bei der Versammlung der Actionäre der Südafrika-Gesellschaft sich des Breiteren ausgelassen, und man kann nicht in Abrede stellen, daß er seine Anerbietungen dem augenblicklich in gewissen Kreisen in England herrschenden Geiste sehr anzupassen verstanden hat. Die Aufnahme der Bestimmung in die Constitution von Rhodesia, daß der Zoll auf britische Waren daselbst niemals höher sein dürfe, als der Zolltarif der Capcolonie, wird — nach Herrn Rhodes — den Markt von Rhodesia für ewige Zeiten der britischen Industrie sichern, da diese einerseits unter gleichen Bedingungen keinen Concurrenten zu fürchten habe, und andererseits eine Constitution etwas Ewiges, Unabänderliches sei, wie man an der Constitution der Vereinigten Staaten sehen könne. Mit einer solchen Bestimmung werde die industrielle Entwicklung von Rhodesia und damit der thörichte Versuch verhindert, durch Einführung von Schutzzöllen sie fördern zu wollen, ein Versuch, der entweder zur dauernden Aufrechterhaltung solcher Zölle, oder, falls sie später einmal aufgehoben würden, zu einem furchtbaren industriellen Krach führen müsse.

Was das Project anbetrifft, so ist Herr Rhodes der Ansicht, daß man auch in England immer mehr zu der Ueberzeugung komme, daß England für sich allein nichts sei und nur der Handel der Welt es im Gange erhalte; die Südafrika-Gesellschaft habe England ein Gebiet von 800 000 Quadratmeilen gebracht, das ihm keinen Pfennig gekostet; die Eisenbahn sei fertig bis Buluwayo, sie müsse bis zum Tanganyikasee, achthundert Meilen weiter, verlängert werden, was England ganz Afrika geben würde. Diese Eisenbahn werde ungefähr zwei Millionen Pfund kosten, die durch eine Anleihe aufgebracht werden müssen. Sei die Bechuana-Eisenbahngesellschaft genöthigt, diese Anleihe abzuschließen, so müsse sie 5 % zahlen; garantire aber die Regierung die Anleihe, so könne sie zu 3 % abgeschlossen werden, was für die Gesellschaft eine jährliche Ersparniß von 40 000 Pfund ausmache. Wie die Regierung sich zu diesen Plänen stellt, ist bereits erwähnt; aber auch die Südafrika-Gesellschaft hat ihrer Zustimmung zu der Rhodes'schen Politik dadurch greifbaren Ausdruck gegeben, daß sie, obgleich die für Rhodes ausgegebenen Summen nach der geringsten Schätzung über 6 Millionen Pfund (120 Millionen Mark) betragen, und, nach den Erklärungen des Verwaltungsrathes, an eine Verzinsung dieses Betrages noch auf längere Zeit nicht zu denken ist, in der letzten Generalversammlung eine neue Anleihe von 1½ Millionen Pfund (30 Millionen Mark) votirt hat. Man muß es den Engländern lassen, daß, wenn sie Krämer sind, sie ihr Geschäft wenigstens in großem Stil zu betreiben verstehen. Damit übrigens auch diesem Capitol der tarpejische Felsen nicht fehle, ist Herr Rhodes soeben durch den Premierminister der Capcolonie telegraphisch nach Capstadt berufen worden, da in dem dortigen Parlament die Einbringung eines Mißtrauensvotums gegen ihn erwartet werde.

Mai 1898. M. von Brandt.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Juni.

Die Wahlen für den deutschen Reichstag, die am 16. Juni stattfanden, haben zunächst nur für das Centrum und die Socialdemokraten eine größere Anzahl endgültiger Wahlsiege ergeben. So ist es den Socialdemokraten gelungen, zweiunddreißig Mandate sogleich im ersten Wahlgange zu erhalten, während ihre Candidaten in über hundert Bezirken zur Stichwahl stehen, und die Partei in etwa siebzig Wahlkreisen durch ihre Stimmen den Ausschlag zu Gunsten anderer Candidaten zu geben vermag. Daß auch dem Centrum unter den zunächst festgestellten 274 Resultaten dreiundsechzig Mandate zufielen, ist ein weiterer Beweis für die Thatsache, daß nur durch geschlossenes Auftreten der Parteien Erfolge auf der Grundlage des allgemeinen Stimmrechtes erzielt werden können. Wenn irgendwo gilt hier das Wort: L'union fait la force! Diese Wahrheit ist von der liberalen Partei verkannt worden, und so erscheint der Mahnruf wohl berechtigt, daß bei den Stichwahlen wenigstens alle Gegensätze zurücktreten mögen, damit die Culturaufgaben, die dem neuen Parlamente gestellt werden, im Sinne der Fortentwicklung der Institutionen des Reiches ihre befriedigende Lösung finden.

Nach der Katastrophe, von der das spanische Geschwader bei Cavite betroffen wurde, gelangte vielfach die Meinung zum Ausdrucke, daß Manila, die Hauptstadt der Philippinen, sich unverzüglich den Amerikanern ergeben müßte. Statt dessen trat dort eine Pause in den militärischen Operationen ein, während die Aufständischen unter ihrem energischen Führer Aguinaldo sehr geschickt operirten. Die Meldungen von den Philippinen ließen denn auch darauf schließen, daß nicht die Kriegführung der Amerikaner, sondern die aufständische Bewegung den Sieg davon tragen würde. In der „Deutschen Rundschau" sind gerade über die Mißwirthschaft der spanischen Verwaltung auf den Philippinen sehr beachtenswerthe Enthüllungen veröffentlicht worden, und es zeigt sich nunmehr, daß alte Sünden sich rächen, die insbesondere den in dieser Colonie allmächtigen geistlichen Genossenschaften zur Last gelegt werden müssen. Aber auch in den Vereinigten Staaten ist man wenig damit zufrieden, daß die Philippinen nicht ohne Weiteres in eigenen Besitz genommen werden können. In der öffentlichen Meinung, die sich in der amerikanischen Presse widerspiegelt, kam auch im Uebrigen aus Anlaß der kriegerischen Operationen gegen Spanien eine offenkundige Enttäuschung zur Erscheinung. Als eine Flottenpromenade hatte man sich die Expedition auf Cuba gedacht, und sehr bald zeigte sich, daß die Spanier keineswegs gewillt waren, die „Perle der Antillen" ohne Weiteres preiszugeben. Der Erfolg, den das amerikanische Geschwader bei Cavite erzielte, hatte eben bei der Bevölkerung der Vereinigten Staaten trügerische Hoffnungen erweckt. Auf Cuba sollte die Heeresführung der Vereinigten Staaten sehr bald belehrt werden, daß die spanische Flotte durchaus nicht als quantité négligeable bewerthet werden darf. Es mag

dahin gestellt bleiben, ob der spanische Admiral Cervera gut daran that, den Hafen von Santiago de Cuba aufzusuchen, indem er sich dort nach amerikanischer Auffassung von dem Geschwader des Admirals Sampson einschließen ließ. Jedenfalls gelang es aber dem spanischen Befehlshaber, die Wachsamkeit seiner Widersacher vollständig zu täuschen, während von diesen angekündigt worden war, daß auch das zweite spanische Geschwader gerade wie das in der Bucht von Cavite vernichtet werden würde.

Zugleich erhellte aus dem Vorgange, daß die Blockade cubanischer Häfen durch Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten unvollständig ist. Da es in früheren Fällen bereits einer Anzahl fremder Schiffe gelungen ist, trotz der Verhängung des Blockadezustandes in solche Häfen einzufahren, ist die Frage aufgeworfen worden, ob die von der Unionsregierung angeordneten Maßnahmen insofern den Grundsätzen des modernen Völkerrechtes entsprechen, als dieses verlangt, daß eine Blockade, um rechtlich wirksam zu sein, auch effectiv sein müsse.

Da ich gerade in jüngster Zeit Streifzüge durch Spanien unternahm, hatte ich alltäglich Gelegenheit, im Verkehre mit wohl unterrichteten Persönlichkeiten, sowie mit Leuten aus dem Volke festzustellen, daß der dem Lande aufgezwungene Krieg mit allen Opfern durchgeführt werden soll. Hier und da wurden auch Parallelen zwischen dem Vorgehen der Regierung der Vereinigten Staaten in der cubanischen Angelegenheit und demjenigen Deutschlands in der Carolinen-Frage gezogen. Mit Anerkennung wurde dann dem Deutschen gegenüber hervorgehoben, daß ein Staatsmann vom Range des Fürsten Bismarck dem Rechtsgefühle ganz anders entsprach, indem er den Schiedsspruch des Papstes herbeiführte. Sicherlich hätte aber nach spanischer Auffassung die „Maine"-Angelegenheit in noch weit höherem Maße einen solchen Schiedsspruch geboten erscheinen lassen.

Daß die Zerstörung des amerikanischen Hülfskreuzers „Merrimac" im Hafen von Santiago de Cuba von der öffentlichen Meinung in Spanien zunächst als ein Erfolg begrüßt wurde, kann nicht überraschen. Auch wollte man die amerikanische Darstellung nicht gelten lassen, wonach Admiral Sampson den Hülfskreuzer „Merrimac" nicht so sehr dafür bestimmt hatte, den Eingang zu erzwingen, wie vielmehr durch die Versenkung des Schiffes den Hafen von Santiago zu versperren, so daß es dem Geschwader des Admirals Cervera unmöglich gemacht werden sollte, einen Ausweg zu finden. Läßt die geringe Bemannung des „Merrimac" darauf schließen, daß dieses Schiff in der That kaum berufen sein konnte, in den Hafen selbst einzudringen, so wird von spanischer Seite geltend gemacht, daß es sich eben nur um eine Vorhut handelte, während wohl ausgerüstete Panzer folgen sollten. Andererseits ist der von amerikanischer Seite behauptete Zweck der Versenkung des „Merrimac" allem Anscheine nach nicht erreicht worden. Daß weder der Marschall Martinez Campos noch dessen Nachfolger als Generalgouverneur der großen Antille, General Weyler, noch der gegenwärtige Oberbefehlshaber der spanischen Truppen, General Blanco, entscheidende Siege im Kampfe gegen die Insurgenten davontrugen, hängt mit der ganzen Art des Guerillakrieges zusammen. In kleinen Banden durchzogen die Aufständischen die Insel nach allen Richtungen und stellten sich nur dann zum Kampfe, wenn sie sich minder starken Abtheilungen der regulären Truppen gegenüber befanden. Mit allen Schlupfwinkeln wohl vertraut, entzogen sich die Insurgenten auch leicht jeder Verfolgung. Sind die spanischen Expeditionstruppen daher im Laufe der Jahre arg decimirt worden, so hängt dies vor allem mit klimatischen Verhältnissen zusammen. Ein amerikanisches Landungscorps wäre nun zunächst gar nicht in der Lage, einen Guerillakrieg zu führen. Vielmehr würde es sich bald zu einer offenen Feldschlacht gezwungen sehen, und deren Ausgang zu Gunsten der Unionstruppen muß um so mehr zweifelhaft erscheinen, als die Spanier, an und für sich vortreffliche Soldaten, durch den kleinen Krieg gegen die Aufständischen weit besser vorbereitet sind, als die Streitkräfte der Vereinigten Staaten. Zugleich kommt in Betracht, daß die Regenzeit auf

der großen Antille begonnen hat, so daß die amerikanischen Truppen unter den klimatischen Verhältnissen, insbesondere unter dem gelben Fieber, noch weit schwerer leiden müßten, als die zum großen Theil bereits acclimatisirten spanischen Expeditionstruppen.

Viel günstiger fällt für die Vereinigten Staaten der Vergleich aus, sobald es sich um die für einen langwierigen Krieg erforderlichen Mittel handelt. Die Ueberlegenheit der amerikanischen Finanzen muß denn auch als bedeutsamster Factor in dem gegenwärtigen Kriege eingestellt werden. Der Wechselcours in Spanien hat bereits eine bedenkliche Höhe erreicht, und von Sachkundigen wurde mir versichert, es stände bei weiteren Verwicklungen zu befürchten, daß der „cambio" bis auf 230 Procent stiege, da dies erst dem inneren Silberwerthe der Pesetas auf dem Weltmarkte entsprechen würde. Die spanische Regierung hat allerdings Maßregeln, wie das Ausfuhrverbot für Silbergeld angeordnet, die sich jedoch kaum als wirksam erweisen werden. Wie sehr der Ausfuhrhandel erschwert wird, wenn wichtige, für die Fabrication unentbehrliche Rohstoffe mit einem kaum zu erschwingenden Agio bezahlt werden müssen, bedarf keiner weiteren Ausführung. Vor dem Schlimmsten, der Hungersnoth, wird das Land zunächst hoffentlich bewahrt bleiben; nur müssen auf industriellem Gebiete ernste Besorgnisse gehegt werden. Der spanische Stolz will jedoch nicht zugestehen, daß eine Katastrophe bevorstehen könnte. Nur hier und da wurde angedeutet, daß Spanien wohl eine umsichtigere Politik hätte befolgen müssen, indem es auf die zu seiner Isolirung führende Zurückhaltung im internationalen Verkehre Verzicht leistete. Weder von einem Anschlusse an den Dreibund noch von einem Zusammengehen mit dem Zweibunde wollten Spaniens Staatsmänner etwas wissen, gleichviel, ob Canovas del Castillo seiner Zeit die Zügel der Regierung führte, oder ob ein liberaler Politiker wie Sagasta, mit der Leitung betraut war. Volle Anerkennung verdienen aber der Patriotismus und die Opferwilligkeit, mit denen die gesammte Bevölkerung bisher für die Ehre des Vaterlandes eingetreten ist.

Von hervorragender Seite wurde mir bereits im October 1897 in Madrid versichert, daß maßgebende spanische Persönlichkeiten sich längst mit dem Gedanken vertraut gemacht hätten, die Lostrennung Cubas vom Mutterlande wäre unvermeidlich. Die Autonomie, die von dem Cabinet Sagasta der großen Antille zugesichert wurde, stattete denn auch diese mit so weitgehenden Rechten aus, daß das Souveränetätsverhältniß Spaniens in Wirklichkeit nur noch dem Namen nach bestanden hätte. Andererseits aber regte sich der Nationalstolz der Spanier, als sie sich von den Vereinigten Staaten herausgefordert zu sehen glaubten. Nach wie vor darf aber der Wunsch gehegt werden, daß Spanien auch dann, wenn das Kriegsglück ihm nicht günstig wäre, oder durch die mißlichen Finanzverhältnisse eine Katastrophe herbeigeführt werden sollte, in sich selbst die Kraft finden möge, innerlich geläutert aus der schweren Krise hervorzugehen.

Eine Zeit lang schien es, als ob die Cortes mit ihren schroffen Parteigegensätzen die Schwierigkeiten der inneren Lage noch erhöhten. Alle Sachkundigen und unbefangenen Beurtheiler, mit denen ich in Spanien zusammentraf, stimmten jedoch darin überein, daß das von den conservativen Dissidenten unter der Führung Romero Robledos und einer Anzahl Carlisten, sowie von den Republikanern der Deputirtenkammer inscenirte Geplänkel gegen die Regierung zunächst keinen ernsten Hintergrund habe. Allen diesen Parteigruppen fehlen ihres Zieles sicher bewußte Leiter, so daß Niemand zu sagen vermöchte, zu wessen Gunsten ein Umsturz der bestehenden Einrichtungen erfolgen soll. Auch Don Carlos wird nach wie vor keineswegs als ein Prätendent bezeichnet, der irgend welche Aussichten auf Erfolg hätte.

So erscheinen die parlamentarischen Verhältnisse in Spanien ebenso wenig geklärt wie in Italien, wo das Cabinet Rudini, und wie in Frankreich, wo das Cabinet Méline demissionirt hat. Bezeichnend ist, daß die parlamentarischen Vorgänge das

öffentliche Interesse keineswegs an erster Stelle in Anspruch nehmen. So standen, als ich Anfangs Juni in Paris eintraf, durchaus nicht die Reden im Vordergrunde, die Ribot als neugewählter Präsident der fortschrittlich-republikanischen Gruppe, Léon Bourgeois, der frühere Ministerpräsident und radikale Parteiführer, aus einem anderen Anlasse, Camille Pelletan als Leiter der radikal-socialistischen Fraction gehalten hatten. Vielmehr beschäftigte sich die gesammte Presse mit den Vorträgen des Akademikers Jules Lemaître und des Forschungsreisenden G. Bonvalot in der Sorbonne. Ueber „die Reform unserer nationalen Erziehung" sprach Jules Lemaître, während G. Bonvalot: „La France de demain" zum Thema gewählt hatte. Da die Rede des Akademikers, der nicht bloß als Kritiker, sondern auch als Theaterdirector Erfolge davongetragen hat, im Wesentlichen den klassischen Studien auf den Gymnasien den Proceß machte, muß er sich in einem scharf pointirten Artikel des „Journal des Débats" unter dem Titel: „Un Iconoclaste" einige Epigramme anheften lassen, obgleich er selbst geraume Zeit zum Redactionsstabe des erwähnten Blattes gehörte. Daß jedoch Jules Lemaître den Klassikern sehr viel zu verdanken habe, wird zunächst mit Recht hervorgehoben, und dann heißt es: „Es gibt eine gewisse Feinheit des Geschmacks, eine gewisse Kunst der Nuancen, die nicht leicht von den dieser starken klassischen Bildung Entbehrenden erreicht werden, einer Bildung, auf die Jules Lemaître gegenwärtig so wenig Werth legt. Louis Veuillot und George Sand, die er als Beispiele großer Schriftsteller anführt, die nicht ihre Classen absolvirten, hätten ohne Zweifel nichts dabei verloren, falls sie dies gethan, und würden vielleicht dabei gewonnen haben."

Wie lebhaft der Streit für und wider die klassischen Studien aus diesem Anlasse auch wieder entbrannt sein mag, bildet doch den Kernpunkt der Vorträge Lemaître's und Bonvalot's die Auffassung, die sie in Bezug auf die coloniale Entwickelung Frankreichs vertreten. Die französische Jugend soll für das „Frankreich von morgen" in praktischer Weise vorgebildet werden, damit der reiche Colonialbesitz sich fruchtbar erweise. Ohne die bereits vom „Journal des Débats" gerügte Einseitigkeit in den Ausführungen Lemaître's gelten zu lassen, darf man doch zugeben, daß es sich in der That empfehlen würde, die jungen Franzosen für den Kampf ums Dasein in den Colonien besser vorzubereiten. Beide Reden, die sicherlich noch geraume Zeit zu lebhaften Erörterungen Anlaß bieten werden, bezeichnen jedenfalls einen bedeutsamen Umschwung in der öffentlichen Meinung Frankreichs. Als Jules Ferry in entschiedener Weise für die Colonialpolitik größeren Stils eintrat, wurde er als „le Tonkinois" verspottet und des Mangels an Patriotismus geziehen, weil er den Ausspruch gewagt hatte, Frankreich hätte doch noch andere Interessen wie das: „hypnotisch starr nach der Bresche in den Vogesen hinzublicken." Wegen seiner Colonialpolitik wurde Jules Ferry auch gestürzt, und es bedurfte geraumer Zeit, ehe seine Verdienste Anerkennung fanden. Seine Freunde heben aber mit Recht hervor, daß Frankreich sich bei den Vorgängen in Ost-Asien in einer viel ungünstigeren Position befinden würde, falls es nicht früher bereits seine Einflußsphäre zu erweitern vermocht hätte. Der Aufrechterhaltung des Weltfriedens kann es nur dienen, daß Frankreich diesen Colonisationsbestrebungen einen Theil seiner Kräfte widmen will, zumal da in den in Betracht kommenden Gebieten Raum für alle Culturnationen vorhanden ist.

Dieselben friedlichen Erwägungen sind auch maßgebend, wenn der Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 von allen Seiten der beste Erfolg gewünscht wird. Der deutsche Reichskanzler hat dieses friedliche Interesse bethätigt, indem er am 8. Juni, da er gerade in der französischen Hauptstadt verweilte, unter der Führung des Generalcommissars der Weltausstellung, Picard, die Arbeiten besichtigte. Die rastlose Thätigkeit, die auf diesem Gebiete entfaltet wird, bürgt denn auch dafür, daß die Eröffnung im Jahre 1900 rechtzeitig erfolgen wird, mag gegenwärtig immerhin der an vielen Stellen hervorgerufene Eindruck dem Laien chaotisch erscheinen. Wer aber Gelegenheit hatte, vor einigen Monaten an beiden Ufern der Seine diese

Vorarbeiten zu besichtigen, muß bei einer jüngsten Vergleichung die Fortschritte anerkennen, die inzwischen erzielt worden sind. Bei einer Fahrt auf einem der zahlreichen bateaux-mouche, die den Verkehr auf der Seine innerhalb der Hauptstadt vermitteln, läßt sich sehr leicht ein allgemeiner und rascher Ueberblick gewinnen; auch die gewaltigen Bogen am Ufer, die Substructionen des neuen Pont Alexander II., treten dann mit besonderer Deutlichkeit hervor. Wer diese emsigen Bemühungen beobachtet, kommt jedenfalls zu dem erfreulichen Ergebnisse, daß die Franzosen trotz des wüsten Lärmes einiger zumeist durch das Geschäftsinteresse der „vente", des täglichen Straßenverkaufes, geleiteter Blätter in den nächsten Jahren jedenfalls friedliche Bestrebungen nicht verleugnen werden.

Auf diese Erscheinungen des öffentlichen Lebens braucht deshalb ebenso wenig wie auf parlamentarische „Zwischenfälle" ein allzu großes Gewicht gelegt zu werden. Nur wäre es durchaus verfehlt, deshalb dem Parlamente als constitutioneller Einrichtung den Proceß machen zu wollen. Vielmehr haben gerade die wohlverdienten Ehrungen, die dem Andenken Gladstone's aus Anlaß seines Hinscheidens erwiesen worden, vollgültiges Zeugniß dafür abgelegt, wie hoch in der Heimath des echten Parlamentarismus auch von politischen Gegnern die Verdienste eines Parteileiters bewerthet werden. Da diese Verdienste des „großen alten Mannes" von berufener Seite in der „Deutschen Rundschau" besonders gewürdigt werden sollen, braucht an dieser Stelle nicht des Näheren darauf eingegangen zu werden, was Gladstone seinem Vaterlande als Staatsmann, als Gelehrter und als Bürger gewesen ist.

Literarische Rundschau.

Ludwig Bamberger's Studien und Meditationen.

[Nachdruck untersagt.]

Gesammelte Schriften. Von Ludwig Bamberger. Band I: Studien und Meditationen aus fünfunddreißig Jahren. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1898.

Daß dieser Band der „Gesammelten Schriften" L. Bamberger's den Titel Band I trägt, verdankt er einer Aenderung in dem Plan der Veröffentlichung der Ausgabe. Denn bekanntlich sind die Bände II—V schon 1894—1897 erschienen und in diesen Blättern besprochen worden. Ursprünglich war nämlich beabsichtigt worden, daß Band I die Selbstbiographie des Autors bringen sollte. Wie man hört, ist auch schon ein Band derselben im Manuscript fertig, ohne daß jedoch der Erzähler in ihm über sein reiches, arbeitsvolles Leben und Schaffen in den letzten achtundzwanzig Jahren hätte berichten können. Wenn man die Stellung bedenkt, die Bamberger in dem Zeitraum von 1870 an im öffentlichen Leben Deutschlands eingenommen hat, wie er an vielen wichtigen Wendepunkten desselben mitgewirkt und über das, was sich dabei hinter den Coulissen abgespielt hat, wie Wenige unterrichtet ist, so darf man wohl glauben, daß die Erzählung seiner Lebenserfahrungen innerhalb des Zeitraumes von ungefähr 1870—1890 allein einen ganzen Band füllen und den Schluß der „Gesammelten Werke" bilden wird. Möchte es dem hochverdienten Veteranen des deutschen Liberalismus vergönnt sein, diese seine Selbstbiographie, in der sich die Entwicklung des deutschen politischen und socialen Lebens unserer Zeit so farben- und gedankenreich widerspiegeln wird wie in der weniger anderer Zeitgenossen, zum Abschluß zu bringen! Der vorliegende Band, der die ursprünglich für die Autobiographie bestimmte Stelle in der Reihe seiner Schriften eingenommen hat, eröffnet sie indessen wahrlich nicht unwürdig. Gibt er uns doch in seinen einundzwanzig Essays, die aus dem Zeitraume von 1861—1896 datiren, ein vollkommenes Bild des geistigen Könnens und Wollens ihres Verfassers, das uns auf die Selbstbiographie erst recht begierig macht: so mannigfaltig, reizvoll und zum Theil für die Zeitgeschichte wichtig ist das hier Gebotene. —

Wenn alle Essays, rein äußerlich betrachtet, in zwei Gruppen zerfallen, in solche, die an ein Buch anknüpfen, den Inhalt desselben, so weit er werthvoll und neu ist, reproduciren und besprechen, und in andere, die sich über ein ganz frei gewähltes Thema, sei es historischen, naturwissenschaftlichen oder philosophischen Inhaltes, ergehen, so dürfte diese Unterscheidung doch nicht nur eine rein äußerliche sein. Schon der Entstehungsart dieser Formen nach: die eine ist aus der der wissenschaftlichen Besprechung hervorgewachsen, die andere aus der der streng methodischen Abhandlung. Die Verschiedenheit des subjectiven Ursprunges eines Essays kommt auch in der Verschiedenheit dieser Formen zu Tage Man liest und studirt ein Buch, das einem viel Interessantes bietet, zum Nachdenken, zum Wider-

spruch oder Beifall anreizt. Wird es nicht gut sein, die Lesewelt auf dieses vielleicht mehrbändige Werk, das die Geschicke einer großen historischen Persönlichkeit oder die vielbändige Lebensarbeit eines bedeutenden Schriftstellers zusammen zu fassen sich bemüht hat, hinzuweisen und seine Resultate nochmals in eine klarere, durchsichtigere, alles Beiwerks entledigte Gestalt umzugießen? So haben sich viele der besten Essayisten gefragt und danach gehandelt, ohne sich der Meinung des brutalen Engländers zuzuneigen, daß Jeder ein Narr sei, der nicht um des Gelderwerbes willen schreibe. Derselbe Antrieb kann und wird freilich auch Andere bestimmen, sich in einem Essay an das große Publicum zu wenden, wenn sie beobachten, wie dieses in irgend einer Beziehung ihrer Ansicht nach in die Irre zu gerathen scheint. Das Bedürfniß, sich auszusprechen, wird dann vielfach noch ein stärkeres sein als bei Denen, die nur durch das Erscheinen eines Werkes sich angetrieben fühlen, die Feder in die Hand zu nehmen. Und solcher Essayisten, die nur aus einem Bedürfniß ihrer eigenen Natur heraus sich vor ihren Mitmenschen über das, was sie für sich gedacht und erkannt haben, aussprechen, sie belehrend unterhalten und ihnen einen geistigen Genuß bereiten möchten, gibt es noch immer und wird es so lange geben, als das geistige Leben unseres Volkes gesund pulsirt.

Einem Essay dieser Art möchte ich den Vorrang vor denen zuerkennen, die einer äußeren Veranlassung ihren Ursprung verdanken, mag das betreffende Buch auch noch so viel Belehrendes enthalten. Jedem rechten Essay haftet, wie auch schon der Name: „Versuch" sagt, etwas Subjectives, Persönliches an. Man verlangt das auch geradezu von ihm. Er soll keine Predigt, nicht einmal eine Laienpredigt sein. Aber ein starkes, persönliches Moment muß er besitzen, eine Ueberzeugung aussprechen, und wenn er auf wichtige Dinge kommt, eine Weltanschauung zeigen. Hierin liegt freilich eine große Gefahr für den Essayisten; und nicht nur für den, der über ein selbstgewähltes Thema sich ganz frei ergeht. Wie oft findet man, daß Einer, während er äußerlich an ein Buch anknüpft, kaum etwas über dieses sagt. Auch sein Inhalt wird nur nothdürftigst reproducirt. Der Verfasser scheint uns nur mittheilen zu wollen, welche Gedanken ihm bei der Betrachtung des Titels aufgestiegen sind, und man ist schon froh, wenn der phantasievolle Mann nicht dabei ganz ins Dunkle geschossen hat. Aber selbst wenn eine solche Aussprache subjectivster Art die ersten Male den Leser wegen der Eigenart und Neuheit der Gedanken fesselt oder die Formgebung interessirt, welcher Kopf ist so reich an Ideen, daß er ihren Metallschatz nicht bald erschöpft und zur Papierausgabe schreiten muß? Auch hier ist ein mittleres Verfahren wohl das beste: eigenes Gold muß vorhanden sein, doch ist es nicht nöthig und möglich, es immer selbst auszugraben, man kann es sich erwerben, und auch Anleihen bei Fremden zu machen, ist nicht verboten. Auf der rechten Legirung eigener Gedanken mit denen Anderer und der eigenartigen und geschmackvollen Formgebung beruht der Reiz eines guten Essays. Wenn ein Goethe gemeint hat, alles Geschehene sei schon gedacht worden, man müsse nur versuchen, es noch einmal zu denken, so darf sich kein moderner Essayist schämen, diesem Spruch nachzufolgen, ohne fürchten zu müssen, daß er deshalb allein langweilig werde. Thut er es nicht, so wird er bald nur Flittergold statt echten Metalls zu Markte bringen und nicht mehr gelesen, sondern nur goutirt werden. Fast scheint es zwar, als wären wir in eine Aera dieser Flittergoldenen eingetreten. Zu diesen gehört aber Ludwig Bamberger sicher nicht.

Die einundzwanzig Essays, welche er uns in diesem Bande vorlegt, gehören, wenn wir von der oben gemachten Unterscheidung ausgehen, vorzugsweise der zweiten der beiden Gattungen an. Denn so wenig Bamberger geneigt und gewillt ist, die Leser nur mit seiner ihm ganz eigenthümlichen Weisheit zu behelligen und von ihm zu verlangen, sie möchten seine Elaborate nur studiren, um zu erfahren, was er, und nur er über die betreffende Sache zu sagen habe, so verschmäht er es doch in der Regel, seine Betrachtungen und Darlegungen direct an ein anderes Schriftwerk anzuknüpfen. Im vollsten Sinne des Wortes liegt in unserer Sammlung nur

ein derartiges Essay vor: „Ein Vademecum für deutsche Unterthanen" (S. 192 ff.), indem er von dem bekannten Buche Fr. Kapp's: „Der Sklavenhandel deutscher Fürsten", direct ausgeht und es in nuce reproducirt. Sehen wir ferner von Aufsätzen ab — Bamberger möge mir das Wort „Aufsatz", das er nicht besonders leiden kann (S. 19), verzeihen! Ich ziehe es dem von ihm beliebten „Artikel", wenn auch nicht aus Rücksicht auf die Puristen, doch bei Weitem vor — in denen er fast rein historische Stoffe behandelt, z. B. den: „Die Franzosenlei am Rhein, wie sie kam und wie sie ging" (S. 126—192) oder die rein thatsächliche Zustände schildern, wie jenen vortrefflichen über „Die deutsche Colonie in Paris" (S. 213—256), oder den geschichtlich sehr interessanten: „Vor fünfundzwanzig Jahren" (S. 417—453), in dem er uns einen Ueberblick über seine eigene Thätigkeit während des Krieges von 1870/71 gibt, Aufsätze also, die mehr erzählen und schildern, als discutiren und raisonniren wollen, so finden wir, wie er beide Essayformen in einander zieht und mit einander verschmilzt. Ein Beispiel hierfür: Einem Manne, der so lange wie er in Frankreich in der besten Gesellschaft gelebt hat und der französischen Sprache so mächtig ist, daß er auch heute noch einen Essay in französischer Sprache sicher und leicht abfassen kann, kann nichts näher liegen, als sich über die Haltung auszusprechen, die das französische Volk und seine Regierung Rußland gegenüber heutzutage einnimmt. Das hat er denn auch in dem letzten unserer Essays: „Frankreich und Rußland" (S. 455 ff.) gethan. Aber ihm war es Bedürfniß, vor der momentanen Situation, der Reise des Zarenpaares nach Paris, die Gedanken seiner Leser auf ein weiteres Feld zu lenken und die geschichtliche Grundlage der gegenwärtigen Bewegung bloß zu legen. Darum geht er auf das bedeutende Werk Albert Vandals: „Napoléon et Alexandre I" zurück und knüpft seine historischen und politischen Reflexionen nicht äußerlich an dieses an, sondern verweist seine Leser mit ihm auf den Hintergrund, von dem sich die Gegenwart abhebt. Dadurch schafft er in seinen Essays eine mittlere Form: er geht nicht aus von einem bestimmten Werke, sondern zieht eines oder mehrere zu seinen Ausführungen herbei.

Und so verfährt er nicht nur bei den mehr historischen oder politischen Essays, sondern auch bei denen, die seiner eigenartigen Begabung wohl am nächsten liegen, den, ich möchte sagen, causerieartigen. Von ihnen stehen sieben, unter dem Titel „Weihnachtsbriefe" zusammengefaßt, an der Spitze der Sammlung. Sie verdanken diesen Titel einem äußerlichen Umstande. Bamberger, von dem Herausgeber der Wochenschrift „Die Nation" um einen Beitrag für die Festwoche des Jahres 1885 gebeten, übergab diesem den reizenden Essay über „Die Kunst zu schenken". Da er wohlverdienten Beifall fand, so wiederholte Dr. Barth alljährlich die Bitte, und Bamberger mochte sie dem Freunde nicht abschlagen. So sind diese sieben ersten Aufsätze entstanden, die wohl die nächste Veranlassung zur Wahl des zweiten Titelwortes „Meditationen" gegeben haben. Denn „Studien" sind und enthalten sie alle, diese aber sind wirklich vorzugsweise „Meditationen", wie sie sich einem nachdenklichen, welterfahrenen und menschenkundigen Manne um die Weihnachtszeit und gegen den Jahresschluß hin aufgedrängt haben. Sie tragen daher auch einen stärkeren persönlichen Zug an sich als die übrigen. Doch tritt er uns nicht unangenehm prätentiös entgegen. Es sind Bamberger's, dem lebendigen Verkehr mit hochgebildeten Menschen und der stummen Unterhaltung mit der geistigen Elite aller Zeiten abgelauschte Beobachtungen und Reflexionen über Dinge, die uns Alle angehen, z. B. außer dem genannten Weihnachtsbericht die folgenden über „Das Briefschreiben", „Ueber Toaste", „Ueber einige Formen des geselligen Verkehrs", und alle bieten einem Jeden etwas Neues, Anmuthiges und Erfreuliches. Sie scheinen leicht hingeworfen zu sein. Aber sie scheinen das auch nur wie viele Perlen unserer Lyrik, die in Wahrheit sorgfältigst gefeilt und ciselirt sind. Die starken Geister, die bald auf hohem Kothurn, der aber in Wirklichkeit nur zu oft ein Stelzfuß ist, bald im rauhen, im Innern aber heimlich weich gefütterten Prophetenmantel voll Ethos und Pathos einherschreiten, und jeden Sinn für feinere Lebens-

freuden, zu denen doch wohl auch eine gute Unterhaltung gehört, als undeutsch, kosmopolitisch und geistigen Sybaritenthums verdächtig denunciren, werden freilich manche dieser Meditationen Bamberger's für oberflächlich erklären, für nicht „tiefgründig", als des sittlichen Ernstes vielfach entbehrend, und wie man sich sonst in diesem Jargon auszudrücken liebt. Beruhen sie doch in der That auf einer optimistischen Weltauffassung, die bei aller Anerkennung der großen Unvollkommenheit dieser Welt und einem nicht gerade schwächlichen Hasse gegen das viele Gemeine und Unvernünftige, das in ihr producirt wird, doch des frohen Glaubens lebt, daß es in der Weltentwicklung vorwärts geht und daß auf dieser Zuversicht aller Antrieb zum positiven Vorwärtsstreben beruht. Die geistige Heiterkeit, mit der trotz mancher persönlichen Enttäuschung und vielen schnöden Verunglimpfungen Bamberger seine Weltanschauung vertritt und das unumwundene Eingeständniß ablegt: „Dieses und das wissen wir nicht und können es auch nicht machen, Ihr aber mit Eurer Weisheit erst recht nicht," hat ihm zahlreiche Gegner auf den Hals gezogen. Er ist aber darum nicht bösartig geworden, wenn er auch dann und wann einen allzu schnöden Angriff mit schärfsten, sicher treffenden Worten abgewehrt hat.

Daß er auch ein recht ernstes Wort gegen manche gefährliche „Gepflogenheit" unserer Tage zu sagen weiß, verräth der Aufsatz: „Staatsmännische Indiscretionen", der mit den Worten abbricht: „Wir hören jetzt so unendlich viel von der Nothwendigkeit reden, das Volk in seiner Religion zu befestigen, und die hohen Politiker, welche ihr Augenmerk darauf hinrichten, thun es eingestandenermaßen nur in der Absicht, durch die Religion für die Moralität zu sorgen. Ganz gewiß aber sind alle theoretischen Aufklärungen, mit welchen Satzungen des Glaubens angezweifelt werden, nicht entfernt so bedenklich für die Sittlichkeit als die hohen Vorbilder einer sittlichen Praxis, welche den Conflict mit der bürgerlichen Moral thatsächlich predigen." Die Spitze dieser Betrachtungen ist vornehmlich gegen Enthüllungen aus der italienischen Politik gerichtet. Doch werden auch jetzt zuweilen Vorgänge aus unserem Staatsleben authentisch veröffentlicht, welche mehr Wasser auf die Mühlen der Socialdemokratie liefern, als alle möglichen Gesetze abdämmen können.

Doch ich will keinen Essay über Bamberger als Essayisten schreiben, sondern nur eine einfache Anzeige des neuesten Bandes seiner „Gesammelten Schriften" liefern. Bei seinem reichen und mannigfaltigen Inhalte ist das keine leichte Aufgabe, und ich bekenne ehrlich, daß ich hier ihr nicht gerecht geworden bin. Habe ich doch nicht einmal die Titel der einzelnen Essays sämmtlich aufgezählt, geschweige denn den Inhalt derselben auch nur annähernd reproducirt, wie es einem gewissenhaften Recensenten ziemt, der sein Buch wirklich gelesen hat und andere das ihm nachzuthun in deren eigenem Interesse mit gutem Gewissen auffordern möchte. Das aber könnte ich, Alles in Allem erwogen, doch nicht besser, als daß ich zum Schlusse Bamberger selbst sprechen lasse, wie er sich in seiner Betrachtung über „Die Kunst des Schenkens" aus der Affaire zieht und allenfallsige Defecte derselben noch als ein Donativ für den Leser auslegt: „Nun habe ich aber so viel vom Schenken geredet, daß es unangenehm auffallen würde, wollte ich selbst dem Leser nichts schenken. Ich schenke ihm also den Rest dessen, was ich über das interessante Thema noch sagen könnte, und bin gewiß, er wird mir dafür dankbar sein. Im übrigen wünsche ich ihm, mit der Inconsequenz, die von wahrer Lebensklugheit zeugt, daß ihm zum Feste viel geschenkt werde und, was noch schöner, daß er selbst viel schenke. Sollte er aber nach der einen oder anderen Richtung hin nicht mit seinem Schicksale zufrieden sein, so empfehle ich ihm jenes Gedicht, welches schließt:

Braver Mann, er schafft mir zu essen!
Will es ihm nie und nimmer vergessen!
Schade, daß ich ihn nicht küssen kann!
Denn ich bin selbst dieser brave Mann."

O. Hartwig.

β. **Feldmarschall Erzherzog Albrecht.** Von Carl von Duncker, k. und k. Oberst. Mit Illustrationen von Felicien Freiherrn von Myrbach. Titelbild von William Unger. Wien und Prag, F. Tempsky. 1897.

Drei große Namen glänzen in der österreichischen Kriegsgeschichte des letzten Jahrhunderts: Erzherzog Karl, der Sieger von Aspern, Graf Radetzky, der als Achtzigjähriger durch seine ruhmvollen italienischen Feldzüge 1848 und 1849 vielleicht den Bestand der österreichischen Monarchie rettete, endlich der 1895 verstorbene Erzherzog Albrecht, der, als Sohn Karl's und als Schüler Radetzky's, beider glorreiche Ueberlieferungen in seiner Person vereinigend, das österreichische Unglücksjahr 1866 durch den Siegesglanz von Custoza erhellte. Das Leben dieses tapferen Helden, der auch der preußischen Armee als Feldmarschall angehörte, und dessen Bahre Kaiser Wilhelm gefolgt ist, schildert mit gründlicher Sachkenntniß der Oberst Carl von Duncker in dem vorliegenden schönen Werke, das zugleich ein wichtiges Stück österreichischer Heeresgeschichte enthält. Duncker konnte aus den allerbesten und zuverlässigsten Quellen schöpfen: das reiche Familienarchiv des Erzherzogs stand ihm ebenso zur Verfügung wie das Kriegsarchiv und die Registratur des Reichs-Kriegsministeriums in Wien. Die Auszüge aus dem Familienbriefwechsel, die man zur Belebung und Färbung der Darstellung nur noch etwas zahlreicher wünschen möchte, bringen intimere Züge in das Lebensbild. Der Charakter des Buches bleibt doch vorwiegend, beinahe ausschließlich ein militärgeschichtlicher, wie ja auch das Leben des Erzherzogs selbst in seiner militärischen Laufbahn aufgegangen ist. Ein Soldatenkind, in einem rein militärischen Hause aufgewachsen, von Jugend an selbst zum Soldaten bestimmt und für seinen Beruf begeistert, konnte der Erzherzog später mit Recht von sich sagen, daß „er durch alle Chargen hinauf mehr exercirt und manövrirt habe als wohl alle seine Zeitgenossen". Für den großen Krieg theoretisch vorbereitet durch das Studium hauptsächlich der Feldzüge seines Vaters, praktisch durch die fleißige Theilnahme an Radetzky's Manövern, kämpfte er mit höchster Auszeichnung als Divisionsgeneral in dem Feldzuge von 1849, besonders bei Novara, wo sein zähes Ausharren gegen eine große Uebermacht den Sieg über Karl Albert entschieden hat. Im Jahre 1866 ging sein ehrgeiziger Lieblingswunsch in Erfüllung: er wurde Radetzky's Nachfolger im Obercommando über die italienische Armee, das ihm, wie wir jetzt aus Friedjung wissen, Benedek nicht ohne Widerstreben überließ. Der Erfolg gab ihm Recht. Die geniale Feldzugsleitung, die zu dem entscheidenden Siege von Custoza führte, hat von jeher bei Freund und Feind einstimmige Anerkennung gefunden. Mochte auch der Feldzugsplan ursprünglich von dem Generalstabschef John entworfen sein, so war es doch des Erzherzogs eigenste That, ohne Rücksicht auf die den Po überschreitende Armee Cialdini's alle österreichischen Streitkräfte am Mincio gegen König Victor Emanuel und La Marmora zu vereinigen und dadurch den Sieg zu ermöglichen. In der sorgfältigen Darstellung dieser Kriegsereignisse wie in der eingehenden Würdigung des Antheils des Erzherzogs an der späteren Reorganisation des österreichischen Heeres liegt die Bedeutung unseres Werkes. Sie würde noch größer sein, wenn der Verfasser sich nicht gar so ängstlich auf das rein Militärische beschränkt hätte, so daß er z. B. über die doch auch militärisch bedeutungsvollen Verhandlungen des Erzherzogs mit Frankreich im Juni 1870, über die Lebrun in seinen „Souvenirs militaires" so interessante Mittheilungen macht, mit völligem Schweigen hinweggeht. Besonderes Lob verdient dagegen die vorzügliche Ausstattung des Werkes, das mit zahlreichen, zum Theil farbigen Vollbildern und Textillustrationen geschmückt und auf bestem Papier tadellos gedruckt ist.

γ. **Histoire contemporaine** par M. Samuel Denis. I. Paris, Plon, Nourrit et Co. 1897.

Der vorliegende Band eröffnet ein Werk, das in ausführlicher Darstellung die Zeit von 1870—1875 dem Leser vorführen soll, aber, wie es scheint, in Beschränkung auf Frankreich. Der Verfasser, Samuel Denis, macht für den Krieg von 1870 ausschließlich Napoleon III. verantwortlich, verdammt aber nicht minder die Regierung vom 4. September 1870, die aus dem Aufruhr geboren war und demgemäß nicht den Muth besaß, der Demagogie entgegenzutreten; Gambetta nennt er geradezu „den Organisator der Niederlage" und unterschreibt das Urtheil, das Thiers über ihn aussprach, wenn er ihn einen „rasenden Narren" (fou furieux) nannte. Auch sonst zeigt sich Denis als Anhänger von Thiers: er hält es für einen großen Fehler, daß Napoleon 1866 sich für neutral erklärte, während er durch Aufstellung von 80000 Mann am Rhein Preußen hätte abhalten können, seine Kraft ganz und mit Erfolg gegen Oesterreich einzusetzen, und er bejammert die Undankbarkeit Italiens, das doch durch Napoleon groß geworden sei! Daß der Kaiser, nach den Angaben seines Kriegsministers Randon, gar nicht im Stande war, ein solches Heer aufzubringen, ja kaum 50000 Mann, scheint Denis nicht zu wissen, obwohl Rothan, Les origines de la guerre de 1870, hierüber die glaubwürdigsten Nachweise schon längst erbracht hat (vgl. auch Albert Sorel, Essais d'histoire, Paris 1883, S. 257). Sehr anerkennenswerth ist dagegen die Bestimmtheit, mit der Denis jede Herausforderung Frankreichs in Ems 1870 in Abrede zieht und namentlich auch Bismarck's Depesche vom 13. Juli, die von den social-demokratischen Patrioten so verlästerte, als für den Krieg gänzlich belanglos erachtet, da sie ein simple télégramme d'information für die preußischen Agenten gewesen sei. Man kann aus diesen Proben entnehmen, daß das vorliegende Buch eine nicht überall einwandfreie, aber mit Ernst und Selbständigkeit unternommene Darstellung der Zeit von 1870—1875 bietet; auch stilistisch ist es eine sehr anziehende Leistung.

γ. **Bibliothek deutscher Geschichte.** Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1897.

Von diesem Sammelwerk sind im abgelaufenen Jahre zwei Bände erschienen: „Die Geschichte der Karolinger" von Prof. Dr. Engelbert Mühlbacher und der erste Band der „Geschichte der Hohenstaufen", von der die Zeit bis zum Tode Heinrich's VI. Dr. Jastrow in Berlin, die Zeit von 1197—1273 Dr. Winter in Magdeburg übernommen hat. Mühlbacher ist für die Zeit der Karolinger anerkannter Specialist, während Jastrow im Laufe der Zeit mehr der Nationalökonomie als der politischen Geschichte sich zugewendet hat und Winter angesichts verschiedener Lücken, die sich bei Sammelwerken aufthaten, bereitwillig in die Bresche getreten ist, ohne sich an eine bestimmte Epoche der Geschichte zu binden: er hat so das Zeitalter der Reformation (das er auch in dem historischen Jahresbericht vertrat) und das des dreißigjährigen Krieges behandelt und jetzt, da Jastrow's anderweitige Thätigkeit die Vollendung der Geschichte der Hohenstaufenzeit nur in sehr ferner Zeit gestattet hätte, sich dieser Arbeit angenommen. In beiden Bänden finden wir eine ausgiebige Berücksichtigung der Culturgeschichte neben der Erzählung der politischen Vorgänge: Mühlbacher verwendet auf Karl's des Großen Persönlichkeit, Hofhaltung und gesetzgeberische Thätigkeit etwa 100 Seiten: Jastrow hat dem „ersten Buch" seines Werkes — dem einzigen, das er selbst druckfertig gemacht hat — 314 Seiten eingeräumt und dieses Buch überschrieben „Land und Leute zu Beginn der Hohenstaufenzeit": unter diesem Titel erhalten wir ein vollständiges, fesselndes Bild der eigentlichen mittelalterlichen Culturzustände in Staat und Kirche, Wirthschaft und Gesellschaft. Die „Bibliothek deutscher Geschichte" wendet sich an alle Freunde der vaterländischen Geschichte, denen sie eine wissenschaftlich begründete, ausführliche, angenehm lesbare Darstellung der Entwicklung unseres Volkes bieten will. Dieser Zweck wird durch die beiden neu erschienenen Bände im Allgemeinen gut erreicht, wenn auch ihr Werth ein verschiedener sein mag. Wenn Karl der Gr. von Ranke als ein nicht eigentlich originaler Geist beurtheilt worden ist, so ist Mühlbacher der Ansicht, daß seine Lebensarbeit für Europa wie für Deutschlands Entwicklung bestimmend geworden ist und wenigen Herrschern mit gleichem Rechte der Beiname des Großen gebührt. Ueber die Frage, wer eigentlich bei der Kaiserkrönung am 25. December 800 die treibende Kraft gewesen sei, Karl oder Leo, äußert sich Mühlbacher dahin, daß (wie schon der officiöse Bericht durchschimmern läßt) sie eine selbstthätige Handlung des Papstes und der Römer war; Karl seinerseits hat nichts dazu gethan: er hatte vielmehr, wie schon Döllinger 1865 es ausgesprochen hat, Unterhandlungen mit Byzanz angeknüpft, um eine legitime Uebertragung der abendländischen Kaiserkrone zu erlangen, und sah durch das Dazwischentreten des Papstes seine Absichten unliebsam durchkreuzt.

γ. **Aleander und Luther auf dem Reichstage zu Worms.** Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte. Von Adolf Hausrath. Berlin, G. Grote. 1897.

Eine der erfreulichsten Erscheinungen der letzten Jahre auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte. Im Gegensatz zu denen, welche den Kleinkrieg mit Joh. Janssen führen und dessen Irrthümer im Einzelnen aufzudecken suchen — ein Vorgehen, das gerade Janssen gegenüber ganz unerläßlich, aber doch nicht durchschlagend ist — geht der Heidelberger Kirchenhistoriker darauf aus, ins Große zu arbeiten und die einander widerstreitenden Parteien und Personen nach ihren Zielen und Eigenschaften, die Methode ihres Vorgehens genau zu schildern und uns so in den Kampf des Frühjahrs 1521 selbst sozusagen als Zuschauer einzuführen: daraus ergibt sich unschwer für jeden nicht Befangenen, auf welcher Seite damals Recht und Gerechtigkeit waren. Diese seine Absicht zu erreichen, ist Hausrath durchaus gelungen, und es macht dabei in der That nicht sehr viel aus, daß Einzelnes noch schärfer hätte gezeichnet werden können. Das Bild ist auch so reich und treu genug, und gerade um es recht lebensvoll zu entwerfen, war Hausrath mit seinem großen Wissen, seiner glänzenden und treffenden Darstellungsgabe der rechte Mann. Wir lassen uns auf Einzelheiten nicht ein, sondern erfreuen uns an dem gelungenen Ganzen, das ein wirkliches Buch für gebildete Leser ist, wie wir deren nicht allzuviele haben.

βδ. **Eduard Lord Herbert von Cherbury.** Ein kritischer Beitrag zur Geschichte des Psychologismus und der Religionsphilosophie. Von Dr. C. Güttler. Mit einem Bildnisse. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck). 1897.

Der Verfasser gibt uns im ersten Theil seines Buches eine genaue Inhaltsangabe der sämmtlichen Schriften — insbesondere der erkenntnißtheoretischen und religionsphilosophischen — des bekannten „ersten und vornehmsten Deisten", der seiner Zeit (im Anfang des 17. Jahrhunderts) die deistische Bewegung in England in Fluß brachte; im zweiten, historisch-kritischen Theile zunächst eine Darstellung der Kritik und Fortbildung, die Herberts Lehre im Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung und ihrer Verbreitung in Frankreich und Deutschland erfahren hat, alsdann eine grundsätzliche Kritik dieser Lehre und der ihr verwandten philosophischen Anschauungen. Und da der Vater des englischen Deismus zugleich ein Hauptvertreter der Lehre von „Common Sense" ist und außerdem als historischer Vorläufer des modernen Psychologismus bezeichnet werden kann, so gliedert sich der Theil der vorliegenden Schrift, der die grundsätzlich-kritischen Erörterungen enthält, naturgemäß in drei Abschnitte, die die erwähnten Gegenstände behandeln. Güttler's Arbeit dient in erster Reihe der geschichtlichen Orientirung, enthält aber auch in ihrem kritischen Theil manches Bemerkenswerthe, das zur Klärung der Sachlage beitragen kann,

besonders in dem Abschnitt über den Psychologismus.

βδ. **Geschichte der neueren Philosophie.** Von Kuno Fischer. Jubiläumsausgabe. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1897.

Zum fünfzigjährigen Doktor-Jubiläum des Verfassers veranstaltet die Winter'sche Verlagsbuchhandlung eine neue Gesammtausgabe des berühmten Fischer'schen Hauptwerkes, die in etwa 40 Lieferungen erscheinen soll. Das Fischer'sche Werk ist so bekannt und erfreut sich so allgemeiner Anerkennung, daß es einer besonderen Empfehlung nicht weiter bedarf.

βλ. **La Philosophie de Nietzsche.** Par Henri Lichtenberger. (Bibliothèque de Philosophie contemporaine.) Paris, F. Alcan. 1898.

Es ist, auf geistigem Gebiet, eine altbewährte Erfahrung, daß das Verständniß schwieriger Probleme und schwer zugänglicher Individualitäten erleichtert wird, wenn sie, in eine andere als ihre eigene Sprache übertragen, von einem andern als dem gewohnten Standpunkt aus beleuchtet werden. Das ist für Nietzsche von Seiten eines Franzosen, des Professors für fremde Literatur, Henri Lichtenberger geschehen. In der Eigenart des Menschen sucht er die Erklärung der Philosophie, welcher er die Fähigkeit abspricht, jemals über einen kleinen Kreis von Eingeweihten hinauszudringen. Nicht in dieser, wohl von keinem Einsichtigen in Zweifel gezogenen Anschauung, sondern vielmehr darin liegt die Originalität der Schrift, daß ihr Verfasser, mit gewissen Einschränkungen allerdings, des Glaubens ist, daß diese Wenigen aus der Behandlung des rauhen unerbittlichen Seelenarztes, „der entweder heilt oder tödtet", gekräftigt und getröstet hervorgehen werden. Er gründet diese Zuversicht auf Nietzsche's rücksichtslose Wahrhaftigkeit und auf seine damit zusammenhängende Auslegung und Ueberwindung des Schmerzes, der nicht mehr als Uebel, sondern als Stachel und Beweggrund der Fortentwicklung aufgefaßt ist und demzufolge das Mitleid ausschließt. Diese positive Seite von Nietzsche's Philosophie, die Lehre vom Uebermenschen, ist mit außerordentlicher Schärfe und Klarheit dargestellt (S. 145—166), erweckt aber gerade deshalb um so weniger die Vorstellung, als ob das intellectuelle Vergnügen an diesen beredtsamen Paradoxen und Feuerwerken des Gedankens sich jemals in eine wahre Beruhigung und Erhebung der Seele umsetzen könnte.

γγ. **Gedanken eines modernen Japaners über Ehe und Frauenleben.** Von Naomi Tamura in Tokyo. Uebersetzt von August Bickel. Mit einem Vorwort von Max von Brandt, vorm. kaiserl. deutschen Ministerresidenten in Japan. Wiesbaden, C. W. Kreidel's Verlag. 1898.

Unter der Aegide des erfahrenen und selber in hervorragender Weise schriftstellerisch thätigen deutschen Diplomaten, welchem die Kunde von den ostasiatischen Reichen, zumal die „Deutsche Rundschau", so viel verdankt, tritt ein Büchlein aus der Feder eines Japaners unter das deutsche Publicum. — Es war für Amerikaner geschrieben, nachdem der Verfasser in Amerika gelebt und dort den Gegensatz amerikanischer (d. h. im vorliegenden Falle: europäischer) Sitten zu denen seiner eigenen Heimath kennen gelernt hatte, und zwar auf demjenigen Gebiete, welches vorzugsweise der Schauplatz uralter Gewohnheit und jener Bräuche ist, die ein Volk seine „Sitten" nennt. „Ueber Ehe und Frauenleben" erhalten wir eine Darstellung, welche in einzelnen wesentlichen Grundzügen die Uebereinstimmung japanischer Moral mit der europäischen zeigt; daneben aber ein Zustand der Herabdrückung des weiblichen Geschlechts gegenüber den Rechten des Mannes, welcher nach dem allgemeinen Maßstabe der Culturgeschichte das Kennzeichen einer zurückgebliebenen Cultur bedeutet. Im Uebrigen weckt die kleine Schrift den Wunsch nach näherer Ausführung von Mittheilungen, die bei der Kürze nur skizzenhaft sein konnten. Bei den zunehmenden Beziehungen der Japaner zu Europa und der fortschreitenden europäischen Bildung eines Theiles derselben dürfen wir auf solche hoffen.

qγ. **Die hausindustriellen Arbeiterinnen in der Berliner Blousen-, Unterrock-, Schürzen- und Tricotconfection.** Von Gertrud Dyhrenfurth. Band XV, Heft 4 der staats- und socialwissenschaftlichen Forschungen. Herausgegeben von Gustav Schmoller. Leipzig, Duncker & Humblot. 1898.

Der große Ausstand, der im Frühjahr 1896 in der Berliner Confection stattgefunden, hatte weite Kreise tief erregt und die öffentliche Aufmerksamkeit auf eine Reihe schwerer, dort herrschender Mißstände hingelenkt. Die Verordnung der verbündeten Regierungen vom 1. Juli 1897 hat zwar die Werkstätten dieses Erwerbszweiges in die Arbeiterschutzgesetzgebung einbezogen; trotzdem ist die Lage der Arbeiterinnen nach wie vor eine überaus traurige geblieben. Es muß daher als ein äußerst dankenswerthes Unternehmen bezeichnet werden, wenn die Theilnahme für dieselben geweckt und geeignete Vorschläge gemacht werden, wie mit Hülfe der Gesetzgebung bessere Zustände herbeigeführt werden können. Die Verfasserin hat sich der mühevollen und für ihre eigene Gesundheit nicht ungefährlich gewesenen Aufgabe unterzogen, persönlich einen Blick in die verschiedenen Betriebsstätten zu werfen, und auf Grund eigener Anschauung zeichnet sie ein getreues Bild der Familien-, Wohnungs-, Lohn- und Gesundheitsverhältnisse der in ihnen beschäftigten Arbeiterinnen, sowie der Productionsweise und ihrer außerordentlich bedenklichen Form. Das mit emsigem Fleiß zusammengestellte statistische Material macht die Schrift zu einem werthvollen Studium für Jeden, der für die wichtigen Fragen der Gegenwart Interesse hegt.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 18. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Anzengruber. — Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Bis zur 42. Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Arnold. — Aprilwetter. Neue Novellen von Hans Arnold. Mit Illustrationen von Wilhelm Schulz. Dritte Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1898.

Bapst. — Le maréchal Canrobert. Souvenirs d'un siècle par Germain Bapst. Tome premier. Paris, Librairie Plon. 1898.

Beetschen. — Gedichte von Alfred Beetschen. München, C. H. Beck. 1898.

Bergemann. — Die werdende Frau in der neuen Dichtung. Von Paul Bergemann-Jena. Leipzig, Hermann Haacke. 1898.

Bergemann. — Zur Lehrerbildungsfrage. Von Paul Bergemann. Jena, Hermann Haerdle. 1898.

Berling. — Kunstgewerbliche Stilproben. Ein Leitfaden zur Unterscheidung der Kunststile mit Erläuterungen von Prof. Dr. K. Berling. Mit 240 Abbildungen auf 30 Tafeln. Auf Veranlassung des Königl. Sächs. Ministeriums des Innern herausgegeben von der Direction der Königl. Kunstgewerbeschule zu Dresden. Leipzig, Karl W. Hiersemann. 1898.

Bleibtreu. — Gravelotte. Die Kämpfe um Metz. Von Carl Bleibtreu. Illustrirt von Ch. Speyer. 11.—15. Tausend. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Bloy. — Le mendiant ingrat. (Journal de l'auteur 1892—1895.) Par Léon Bloy. Bruxelles, Edmond Deman. 1898.

Brandenburg. — Moritz von Sachsen. Von Erich Brandenburg. Erster Band: Bis zur Wittenberger Kapitulation (1547). Mit Titelbild. Leipzig, B. G. Teubner. 1898.

Brandscheid. — Iphigenia in Taurien. Tragödie von Euripides, nach ihrer Idee entwickelt und dargestellt. Nebst Anhängen von Friedrich Brandscheid. Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröcking. 1897.

Brandt. — Die politische und commercielle Entwicklung Ostasiens während der jüngsten Zeit. Von M. von Brandt. Leipzig, Georg Wigand. 1898.

Braune. — Die goldene Freiheit. Roman von Rudolf Braune. Zweite Auflage. Frankenhausen a. Kyffh., Felix Schröder. 1898.

Bréal. — Un officier de l'ancienne France. — Les personnages originaux de la „fille naturelle". Par Michel Bréal. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1898.

Bruchmann. — Poetik. Naturlehre der Dichtung. Von Kurt Bruchmann. Berlin, Wilhelm Hertz. 1898.

Dähnhardt. — Volksthümliches aus dem Königreich Sachsen auf der Thomasschule gesammelt von Oskar Dähnhardt. Erstes Heft. Leipzig, B. G. Teubner. 1898.

Demolins. — Les Français d'aujourd'hui. Par Edmond Demolins. Deuxième mille. Paris, Firmin Didot & Cie.

Deneke. — Friedgart. Handlung in drei Aufzügen von Hans Deneke. Braunschweig, Benno Goeritz. 1898.

Domanig. — Die Fremden. Ein Roman aus der Gegenwart von Karl Domanig. Stuttgart, Jos. Roth. 1898.

Duboc. — Die Emancipation der Kunst. Drei Briefe an einen Freund. Nebst einer Nachschrift über „das Moderne". Von Julius Duboc. Leipzig, Otto Wigand. 1898.

Eckhorst. — Hermannswacht. Gedanken über religiöse, nationale und persönliche Einheit deutschen Geistes. Von B. Eckhorst. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1898.

Ergänzung der Verfassung Oesterreichs. Ein Antrags-Entwurf zur Nationalitätenfrage, verfaßt und begründet von einem Patrioten. Wien und Leipzig, M. Breitenstein. 1898.

Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssen's Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von Ludwig Pastor. Erster Band. Zweites und drittes Heft. Nationaler Gedanke und Kaiseridee bei den elsässischen Humanisten. Von Dr. Joseph Knepper. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1898.

Ermatinger und Hunziker. — Antike Lyrik in modernem Gewande. Von Emil Ermatinger und Rudolf Hunziker. Mit einem Anhang: Die Kunst des Uebersetzens fremdsprachlicher Dichtungen. Frauenfeld, J. Huber. 1898.

Filon. — Mérimée. Par Augustin Filon. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1898.

Fischer. — Der Thunichtgut. Erzählung von Wilhelm Fischer. Berlin, Hermann Hillger.

Fischer. — Russische Sprachlehre in übersichtlicher Darstellung. In Verbindung mit einem Uebungsbuch herausgegeben von A. Fischer. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1898.

Fischer. — Russisches Uebungsbuch. Im Anschluß an seine „Russische Sprachlehre" zusammengestellt von A. Fischer. Erstes Heft. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1898.

Franzius. — Kiautschou. Deutschlands Erwerbung in Ostasien von Georg Franzius. Bilderschmuck unter Leitung des Prof. W. Röse. Dritte Auflage. Berlin, Schall & Grund. Verein der Bücherfreunde.

Friedrich. — Fredegundis. Trauerspiel in fünf Aufzügen von H. Friedrich. Hannover, Heinr. Ahlfeld. 1898.

Golm. — The old Adam and the new Eve. A novel by Rudolf Golm. London, William Heinemann. 1898.

Guarini. — Tre visioni di Gian Paolo Richter. Di G. B. Guarini. Firenze, Officio della „Rassegna nazionale". 1898.

Hero-Oppert. — Erinnerungen eines Japaners. Schilderung der Entwicklung Japans vor und seit der Eröffnung bis auf die Neuzeit. Von J. Hero. Uebersetzt und bearbeitet von Ernst Oppert. Stuttgart, Strecker & Moser. O. J.

Hertzsch. — *Εὕρηκα* oder endlich ein mathematischer und darum unzerstörbarer Beweis für das Dasein eines persönlichen Gottes, woraus die Unsterblichkeit der Seele resultirt. Von Robert Hugo Hertzsch. Halle a. S.

Heyck. — Kaiser Maximilian I. Von Ed. Heyck. Mit vier Kunstbeilagen und einhundertzweiundvierzig authentischen Abbildungen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1898.

Hoffmann. — Was hat Sudermann im „Johannes" gewollt, was erreicht? Vortrag von Rich. Ad. Hoffmann. Königsberg i. Pr., Thomas & Oppermann. 1898.

Hümmerich. — Vasco da Gama und die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien. Auf Grund neuer Quellenuntersuchungen dargestellt von Franz Hümmerich. Mit einer Photogravüre und drei wissenschaftlichen Beilagen. München, C. H. Beck. 1898.

Karpeles. — Literarisches Wanderbuch. Von Gustav Karpeles. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur 1898.

Kladderadatsch, Der, und seine Leute. 1848—1898. Ein Culturbild. Berlin, A. Hofmann & Co. 1898.

Kluge. — Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache von Friedrich Kluge. Sechste verbesserte und vermehrte Auflage. Erste Lieferung. Straßburg, Karl J. Trübner. 1898.

Knabe. — Wie pflegt das deutsche Volk seine theure Muttersprache, und wie kann die Schule diese Arbeit fördern helfen? Von G. J. Knabe. Weinheim, Fr. Ackermann. 1898.

Koch. — Der Stand der Nationalfesttage. Mit einem Anhange: Zusammengesetzte Wettkämpfe in Braunschweig. Von K. Koch. Braunschweig, Benno Goeritz. 1898.

Krueger. — Der Begriff des absolut Wertvollen als Grundbegriff der Moralphilosophie. Von Felix Krueger. Leipzig, B. G. Teubner. 1898.

Lacroix. — Directorium, Consulat und Kaiserreich 1795—1815. Von Paul Lacroix. Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit Anhang: Napoleon in der Karikatur. Bis zur sechsten Lieferung. Leipzig, Schmidt & Günther. 1898.

Lessing. — Das Moderne in der Kunst. Vortrag, gehalten in der Volkswirthschaftlichen Gesellschaft zu Berlin von Julius Lessing. Berlin, Leonhard Simion. 1898.

Liliencron. — Up ewig ungedeelt. Die Erhebung Schleswig Holsteins im Jahre 1848. Herausgegeben von Detlev von Liliencron. Mit zwei Buntdruckbildern und ca. hundert Illustrationen. Erste und zweite Lieferung. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). O. J.

Lorentzen. — Arbeiter Partei oder Revolutions Partei? Wer hat Recht, Naumann oder ich? Mahnruf eines deutschen Arbeiters an seine Genossen von Theodor Lorentzen. 11.—20. Tausend. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1898.

Ludwig. — Ludwig's Werke. Herausgegeben von Dr.

Viktor Schweizer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. O. J.

Luzzatto. — Della vita e delle opere di Francesco Poletti. Di Fabio Luzzatto. Roma, Stabilimento tipografico della „Tribuna". 1897.

Marriot. — Auferstehung. Roman von Emil Marriot. Berlin, Freund & Jeckel. 1898.

Masson-Forestier. — Angoisses de juge. Par Masson-Forestier. Paris, Armand Colin et Cie. 1898.

Mauerhof. — Schiller und Heinrich von Kleist. Von Emil Mauerhof. Zürich und Leipzig, Karl Hendell & Co. O. J.

Meyers Reisebücher. — Thüringen. Von Anding und Radefeld. Vierzehnte Auflage. Bearbeitet unter Mitwirkung des Thüringerwald-Vereins. Mit 14 Karten, 7 Plänen und 1 Panorama. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1898.

Moore. — Evelyn Innes. By George Moore. London, T. Fischer Unwin. 1898.

Müller. — Les origines de la compagnie de Jésus Ignace et Lainez. Par Herrmann Müller. Paris, Librairie Fischbacher. 1898.

Nonnemann. — Christenthums Ende. Von Friedrich Nonnemann. Hann. Münden, Reinhold Werther. 1898.

Oppert. — Ostasiatische Wanderungen. Skizzen und Erinnerungen aus Indien, China, Japan und Korea. Von Ernst Oppert. Stuttgart, Strecker & Moser. O. J.

Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. Herausgegeben von W. Bartholomäus Neue Folge. II. Band. Heft 4—6. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Pemsel. — Das Leben Michelangelo's beschrieben von seinem Schüler Ascanio Condivi. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von Hermann Pemsel. Mit neun Lichtdrucken. München, C. H. Beck. 1898.

Poschinger. — Fürst Bismarck und der Bundesrath. Von Heinrich von Poschinger. Vierter Band. Der Bundesrath des Deutschen Reichs 1878—1881. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1898.

Prins. — Freiheit und sociale Pflichten. Von Adolf Prins. Autorisirte deutsche Ausgabe von E. Münsterberg. Berlin, Otto Liebmann. 1897.

Rasius. — Rechte und Pflichten der Kritik. Philosophische Laien-Predigten für das Volk der Denker von C. E. Rasius. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1898.

Regenhardt. — Die deutschen Mundarten. Auserlesenes aus den Werken der besten Dichter alter und neuer Zeit, herausgegeben von C. Regenhardt. Mitteldeutsch. Berlin, C. Regenhardt. O. J.

Regenhardt. — Die deutschen Mundarten. Auserlesenes aus den Werken der besten Dichter alter und neuer Zeit, herausgegeben von C. Regenhardt. Oberdeutsch. Berlin, C. Regenhardt. O. J.

Schaefer. — Die deutschen Schulen in Rumänien. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschthums im Auslande. Von Erdmann A. Schaefer. Leipzig, R. Voigtländer. 1898.

Schultheß. — Bauten des Kaisers Hadrian. Von Carl Schultheß. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1898.

Schweiz, die, im neunzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von schweizerischen Schriftstellern unter Leitung von Paul Seippel. Mit zahlreichen Illustrationen. Erster Band. Erste Lieferung. Bern, Schmid & Francke. 1898.

Sexualleben, das, und der Pessimismus. — II. Neue Beiträge zu Kurnig's Neo-Nihilismus. Dialoge und Fragmente. Leipzig, Max Spohr. 1898.

Sittenberger. — Studien zur Dramaturgie der Gegenwart von Hans Sittenberger. Erste Reihe: Das dramatische Schaffen in Oesterreich. München, C. H. Beck. 1898.

Strausz. — Die Bulgaren. Ethnographische Studien. Von Adolf Strausz. Leipzig, Th. Grieben. 1898.

Strowski. — Saint François de Sales. Introduction à l'histoire du sentiment religieux en France au dix-septième siècle. Par Fortunat Strowski. Paris, Librairie Plon. 1898.

Trinius. — Aus der Chronik der Gemeinde Gabelbach. Von August Trinius. Mit sieben Bildnissen von Richard Wintzer. Berlin, Fischer & Franke. 1898.

Türck. — Der geniale Mensch. Von Hermann Türck. Dritte, stark vermehrte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmler. 1898.

Veyssier. — De la méthode pour l'enseignement scolaire des langues vivantes. Par E. Veyssier. Paris, Belin Frères. 1898.

Völderndorf. Harmlose Plaudereien eines alten Münchners. Von Dr. Otto Freiherrn von Völderndorf. Neue Folge. München, C. H. Beck. 1898.

Vorlesungsverzeichniß sämmtlicher Universitäten und Hochschulen des deutschen Sprachgebietes nebst einem vollständigen Namenregister. Herausgegeben vom Verlage des literarischen Centralblattes für Deutschland. Ausgabe für das Sommersemester 1898. Leipzig, Eduard Avenarius. 1898.

Vormeng. — Lehr- und Wanderjahre eines jungen Arztes. Von Dr. Karl Vormeng. Berlin, Borstell & Reimarus. 1898.

Wagner. — Romfahrt. Reise-Erinnerungen aus dem Jahre 1897 von Dr. Rudolf Wagner. Zürich, Zürcher & Forrer. 1898.

Waliszewski. — Marysienka. Marie de la Grange d'Arquien, reine de Pologne, femme de Sobieski. 1641—1716. Par K. Waliszewski. Paris, Librairie Plon. 1898.

Warmburg. — Die Seekrankheit. Praktische Winke für Passagiere. Von Dr. med. Georg Warmburg. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1898.

Wedekind. — Die junge Welt. Comödie in drei Aufzügen und einem Vorspiel von Frank Wedekind. Berlin, W. Pauli Nachf. 1897.

Weißheimer. — Erlebnisse mit Richard Wagner, Franz Liszt und vielen anderen Zeitgenossen nebst deren Briefen. Von W. Weißheimer. Zweite Auflage. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1898.

Werner. — Der Henker von Nauplia. Erzählung aus dem neugriechischen Volksleben von Johann Christoph Werner. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher. 1898.

Werther. — Ein Hohenzoller in Italien. Roman von Julius von Werther. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1898.

Wesche. — Die animale Vaccination im Herzogthum Anhalt von Medicinalrath Dr. Wesche. Mit acht Abbildungen. Leipzig, P. Stolte. 1898.

Wiedenfeld. — Die Börse in ihren wirthschaftlichen Functionen und ihrer rechtlichen Gestaltung vor und unter dem Börsengesetz. Von Kurt Wiedenfeld. Berlin, K. Hoffmann. 1898.

Wilbrandt. — Die glückliche Frau. Roman von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898.

Wilpert. — Moderner Sängerkrieg. Ein Reimschwank für die Possenbühne des Schriftstellerlebens in einem Vorspiel und dreizehn Kampfspielen. Von Richard von Wilpert. Leipzig, Oswald Mutze.

Wilpert. — Nachtschatten. Novellen von Richard von Wilpert. Leipzig, Oswald Mutze.

Wilpert. — Räthsel. Novellen von Richard von Wilpert. Leipzig, Oswald Mutze.

Wilpert. — Sprachheiterkeiten. Von Richard von Wilpert. Leipzig, Oswald Mutze.

Wilpert. — Wir beide. Gedichte von Richard von Wilpert. Leipzig, Oswald Mutze.

Wilpert. — Zeitmärchen. Von Richard von Wilpert. Leipzig, Oswald Mutze.

Wolf. — Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation von Gustav Wolf. Erster Band. Erste Abtheilung. Berlin, Oswald Seehagen (Martin Hoefer). 1898.

Wolff. — Heinrich von Kleist: Der zerbrochene Krug. Kritische Ausgabe nach der Handschrift mit Erläuterungen von Eugen Wolff. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Wolters. — Helene Pawlowna. Roman von Wilhelm Wolters. Dresden, C. Pierson. 1898.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Bei der Glockenboje.

Novelle

von

Johannes Wilda.

[Nachdruck untersagt.]

Das Amtshaus — jetzt Amtsgericht — ein weißgetünchter, schloßartiger Bau, mit dunkelem Pfannendach, liegt, von Bäumen umdüstert, am Ende einer ehrwürdigen Ulmenallee; davor der schlecht gepflasterte, grasbewachsene Hof; dahinter der allzu große, etwas verwilderte Garten.

Der Amtsrichter — keiner von den Neuen, die mit den Leuten nicht platt reden können, sondern der bisherige, in die veränderten Verhältnisse einstweilen mit hinüber genommene alte Amtmann — saß in seinem hoch im achteckigen Thurm gelegenen Studirzimmer am Schreibtische. Nachdenklich schaute er durchs Fenster über die herbstbunten, nassen Gartenbäume weg.

Vor seinen Augen dehnte sich die graue Fläche des offenen Meeres; er hörte das gleichmäßige Brausen der Brandung und zwischendurch das Prickeln der Regentropfen gegen die kleinen Scheiben.

Bei der unsichtigen Luft waren einige Segelfahrzeuge nur schwach erkennbar. Der Wind stand landwärts. Der alte Herr glaubte, die Schläge der fern im Fahrwasser liegenden Glockenboje vernehmen zu können.

Wie oft hatte er Tag und Nacht diesem eintönig verschwommenen Klagelaut gelauscht oder die Boje mit seinem scharfen Kieker gesucht, wenn sie von den Schiffen, denen sie die Hafeneinfahrt bezeichnete, angesteuert wurde.

Der Verkehr war nicht sehr rege, daher widmete der Küstenanwohner den Fahrzeugen eine besondere Aufmerksamkeit.

Als eifriger Segler hatte der Amtsrichter in seinen jüngeren Tagen selbst ein Boot besessen, mit dem er manches Mal draußen bei der Boje gewesen war. Sie hatte stets etwas besonders Anziehendes für ihn gehabt, etwas wie ein lebendes Wesen. Der eigene Laut, der dadurch entstand, daß die wiegende See die beiden fallenden Hämmer einer fest mit der Boje verbundenen Glocke in Bewegung setzte, war ihm immer wie eine Geisterklage vorgekommen, wie die Stimme eines unaufhörlich mahnenden Gewissens.

Das Gewissen des alten Herrn selbst fühlte sich durch nichts beschwert; aber als ergrauter Richter hatte er Jahre lang die Sprache der menschlichen Seele zu ergründen gesucht, und in der Stimme der Natur wie der leblosen Dinge um ihn her pflegte er gern die Regungen des Menschen zu legen. Es steckte noch immer ein Kind in ihm — oder ein Dichter, wennschon er sich nie im Leben an Versgebilden versucht hatte.

Die Boje dort besaß überdies noch etwas Greiflicheres für ihn. Das rechnete erst seit ungefähr fünf Jahren. Aber er hatte ihre Bedeutsamkeit immer geahnt gehabt. Er vermuthete etwas Furchtbares, worüber er mit keinem Menschen redete. Die Beweise fehlten ihm. Er hoffte noch immer, daß es ihm vergönnt sein möchte, Licht in das geahnte Geheimniß der Vergangenheit zu bringen, ehe er vollends bei Seite geschoben wurde.

Nicht um Jemand unglücklich zu machen, aber um der Gerechtigkeit, der er mit voller Hingebung diente, zum Siege zu verhelfen!

Daß jener Mann beantragt hatte, den verschollenen Stiefbruder für todt zu erklären, um das dann ihm zufallende Erbe antreten zu können, war ja ganz selbstverständlich. Aber bei dem Termin, der ihm den Zuspruch brachte, war er so auffällig erregt gewesen, so ganz anders als in allen vorhergegangenen Verhandlungen. Dann hatte die ehemalige Braut des Mannes dem Richter auch einmal erzählt, sie hätte Jenen eigentlich nur nehmen wollen, weil sie als Kind den Stiefbruder gern gehabt habe; aber auf einmal hätte sie sich vor ihm „gruelt". Einen Grund zu diesem „Grueln" vermochte sie nicht anzugeben. Ganz zweifellos indessen fürchtete sich der Mann seit jenem Termin vor ihm, dem Richter. Er kam fast nie mehr von der anderen Seite der Bucht, wo er wohnte, herüber; er wich ihm aus, wenn es nur irgend anging, und ging dies nicht, blieb er blaß und verstört.

Der Richter hatte der Vergangenheit und der Lebensführung des Mannes nachgeforscht, aber nichts entdecken können, was seinen inneren Vermuthungen Halt gewährte. Er hätte überhaupt darauf verzichtet, seine Gedanken noch länger mit Jenem zu beschäftigen, wenn ein gewisser Umstand ihn nicht stets wieder dazu angeregt, ja geradezu einen ruhelosen Spürdrang in ihm erweckt haben würde.

Dieser Umstand bestand in einer räthselhaften Verbindung mit der Glockenboje. Erst ganz allmählich war dies ihm klar geworden; er glaubte den Anfang dazu etwa fünf Jahre zurückverfolgen zu können. Nämlich wann und wo jener Mensch auf dem Wasser gewesen war, stets hatte er, wie von unwiderstehlichem Drange getrieben, seinen Cours auf die Boje zu genommen. Oft in ganz zweckloser Weise, unter unsinnigem Kreuzen gegen harten Wind. Manchmal auch in der Nacht. Bei Mondschein hatte der Richter dies einmal untrüglich feststellen können. Seitdem war er in seinem Thurmzimmer seit Jahren auf der Lauer gewesen. Er hatte auch selbst — vorsichtiger Weise, wenn er den Anderen verreist oder seinem Fischergewerbe in See nachgehend wußte — die Boje viele Male umkreuzt; er hatte sie sogar einmal erklommen, in der Hoffnung, irgend einen Anhaltspunkt für deren Anziehungskraft auf den Anderen zu finden. Vergeblich! Und doch konnte er sich des Gedankens

nicht entschlagen, daß hier wieder einmal die bekannte criminalistische Erfahrung vorliege, daß der Verbrecher sich unheimlicher Weise immer wieder nach der Stätte seiner Unthat hingezogen fühlt. — Oder bestand hier nur in verstärktem Maße die dämonische Wirkung, welche die klagende, mahnende Stimme der Boje auch auf ihn ausübte? — War ein Verbrechen begangen worden, so wurde es wohl durch die Tiefe des Meeres bedeckt. Was aber sollte die Boje damit zu thun haben? Was sollte es schließlich für ein Verbrechen gewesen sein? Seit zehn Jahren hatte in diesem gut gearteten Bezirk nichts mehr von einer schweren Unthat verlautet, und diese hatte längst ihre Sühne gefunden.

Nein, die Sache zeigte sich überall unfaßbar. Und doch! — Der alte Richter hielt mit Zähigkeit an seinem Gedanken fest.

Nun war in letzter Zeit ein Fall zur Anzeige gebracht, der ihn lebhaft interessirte, und den er auf die heutige Tagesordnung der Schöffengerichtssitzung gesetzt hatte.

Ein gutmüthiger, armer Teufel, der sich und seine zahlreiche Familie hauptsächlich durch Sandfuhren, die er mit seinem gebrechlichen Boot übernahm, ernährte, war von einem anderen, ebenso beschäftigten Arbeiter denuncirt worden, daß die Segel, die er benutze, vor etwa fünf Jahren von ihm gestohlen seien. Der Polizeisecretär und Amtsanwalt hatte sich den Mann kommen lassen; dieser hatte den Besitz der Segel zugegeben, aber behauptet, sie nicht gestohlen, sondern in seinem herrenlosen Boot gefunden zu haben. Weiter war nichts aus ihm heraus zu bringen gewesen. Um die Sache klar zu stellen, war sie trotz des weit zurückliegenden Zeitraumes anhängig gemacht worden. Was dem Amtsrichter an ihr auffiel, war besonders das Datum. Es traf ungefähr mit einem anderen zusammen, das er sich herausgerechnet hatte, und das in eigenthümlichem Verhältniß zu den heimlichen Gedanken gehörte, die er sich über den von ihm beargwöhnten Mann gemacht. Ein Anlaß, diesen als Zeugen heran zu ziehen, lag nicht vor. Allein es war gerade eine neue Schöffenliste aufgestellt worden; und der Richter hatte dies benutzt, um ihn, einen der angesehensten Fischer des Bezirks, auf die Liste zu bringen, und dann hatte er den Termin des betreffenden Falles an dem ersten Tage von dessen Amtirung anberaumt. — —

Es war unmittelbar vor Beginn der Sitzung.

Der breitschultrige Amtsrichter schaute noch immer, und zwar jetzt ziemlich angestrengt, durch das Fenster. Dann trat in seine hellen Augen der Ausdruck eines Jägers, der ein Stück Wild gesichtet hat. Die feinen Nasenflügel über dem kurzen, grauen Schnurrbart vibrirten.

Richtig, es war wie immer! Das ansegelnde Boot, das aus dem sprühenden Regennebel verschleiert auftauchte, kam von Nordost statt von Ost. — Kein Zweifel, der eintreffende Schöffe war nicht direct von drüben, von seinem Hause, sondern aus der Richtung der Glockenboje gekommen!

Der alte Herr erhob sich zu seiner vollen stattlichen Höhe, zog den Schlafrock aus und den Arbeitsrock an und darüber den ihn trefflich kleidenden Talar, um dann in das Sitzungszimmer in den anderen Flügel hinüber zu gehen.

Als er auf den Flur trat, kam der Schöffe eben schwerfällig die breite, knarrende Eichenholztreppe herauf.

Der Richter schien sich einen Augenblick zu besinnen, ob er seine rechte Hand, in welcher er ein Actenheft trug, frei machen sollte. Dann that er es und reichte sie dem Ankommenden.

„Guten Tag, Bentsen, wie geht's?"

Die Anrede geschah plattdeutsch. Bentsen erwiderte hochdeutsch: „Guten Tag, Herr Amtmann" — an den Amtsrichter hatten sich die Leute noch nicht gewöhnen können — „ich danke, es macht sich."

Zaghaft, fast widerwillig griff die braune, mit einem blauen Anker gezeichnete Hand nach den gebotenen weißen Fingern.

Einen Moment sahen sich die beiden Männer ins Gesicht. Es war ein seltsamer Austausch des Blickes. Klar und messerscharf forschte der Richter; versteckte Furcht, aber auch Trotz, ja Hohn sprach aus den tiefliegenden Augen Bentsen's.

Der etwa vierzigjährige, braunbärtige, sonst gesunde Mann sah auffallend bleich aus; die Ehre, ein Richter über Mitmenschen sein zu dürfen, schien ihn ungewöhnlich zu erregen.

Der alte Herr trat in den Raum neben dem Sitzungszimmer; Bentsen folgte.

Der andere Schöffe, ein biederer Yachtschiffer von diesseits, der eifrige Polizeisecretär und der bis zur Aehnlichkeit mit einem indischen Nackthunde kahl geschorene, das Protokoll führende Referendar waren bereits versammelt. Außerdem wartete im Sitzungszimmer noch ein junger Mensch mit spitzem, grauem Gesicht, der Reporter vom „Kreisblatt".

Das Gerichtszimmer war ein großer, dreifenstriger Raum mit niederer Stuckdecke, nackten, weiß getünchten Wänden und ungestrichenen Tannendielen. Etwas vor der inneren Querwand zog sich die alte, braun gebeizte Eichenschranke durchs Zimmer, hinter der der Tisch mit den Stühlen für die Gerichtsmitglieder stand. Auf dem Tische befanden sich ein tintenbeflecktes Schreibzeug, Papier und ein paar Bücher, sonst nichts; das einfache Oeldruckbild des Landesherrn an der Wand darüber bildete den einzigen Schmuck des Raumes, wenn man nicht ein paar Repositorien und einige Holzstühle für die Zeugen als solche ansehen wollte.

Nun nahmen die Herren ernsthaft hinter der Schranke Platz: in der Mitte vor dem langen, dunklen Eichenholztisch der Richter; rechts von ihm, aber mit dem Rücken gegen die Fenster, die Schöffen; links Anwalt und Protokollführer.

Der Parfümduft des Referendars durchdrang siegreich den Büreaugeruch des kahlen, bei dem trüben Wetter wenig hellen Raumes.

Bentsen neigte sich zu seinem Collegen: „Das Licht ist hinter uns."

„Das ist ja auch einerlei; zu schreiben haben wir ja doch nichts," flüsterte es gleichmüthig zurück.

Der Richter gab einen Wink nach der Corridorthür hin, worauf der Amtsdiener Hölk, dem, seinem Umfange nach zu schließen, sein Beruf ganz aus-

gezeichnet bekam, einen Finger militärisch an das unbedeckte Haupt hob und dem ersten Angeklagten die bange Pforte öffnete.

Die Verhandlung begann.

Die beiden Schöffen wurden in Pflicht genommen. Wieder fühlte Bentsen den durchdringenden Blick auf sich ruhen; aber die nervöse Schwäche, von der er befallen gewesen zu sein schien, und die dem kräftigen Manne so seltsam stand, war verschwunden. Mit fester Stimme und Hand leistete er den Eid.

Es lagen zunächst vier Bagatellsachen vor, Landstreicherei und dergleichen, die schnell und äußerst zweckentsprechend erledigt wurden. Der alte Herr sprach stets plattdeutsch mit Angeklagten und Zeugen. Da waren diese gleich zutraulich und verstanden, warum es sich handelte. Im Handumdrehen hatte er dann heraus, was er wissen wollte.

Dann kam der letzte Fall, der vermuthlich entweder in nichts sich auflösen oder aber, seiner Eigenart nach, der Zuständigkeit einer höheren Instanz überwiesen werden mußte.

Hölk ließ einen ärmlich gekleideten Mann herein, der weder scheu noch frech, sondern ganz ruhig und bescheiden an die Schranke trat, die landesüblich blauen Augen fest auf den Richter geheftet. Dann malte sich Staunen und Verwirrung in seinem Gesicht, als sein Blick auf August Bentsen fiel, der steif aufgerichtet im schwarzen Leibrock dasaß.

Die Ellbogen auf dem Tisch, den Kopf auf den über einander gelegten Händen, deren Daumen das Kinn stützten, prüfte der Richter forschend den Angeklagten.

„Na, Jan Klünder," meinte er dann, nach Erledigung der einleitenden Formen, gemüthlich: „Was sagst Du dazu? Hast Du die Segel gestohlen, mein Sohn?"

„Ja, Herr Amtmann," bekannte Jan ehrlich, „gestohlen habe ich sie."

„Schämst Du Dich gar nicht, wohl fünf Jahre lang als Dieb in der Welt herum zu laufen, Jan?"

„Nee, Herr Amtmann, schämen thu' ich mich nicht. Gestohlen hab' ich sie, aber ein Dieb bin ich nicht gewesen."

Jan Klünder schielte seitwärts nach dem Schöffen Bentsen, dessen Augen ihn aus dem beschatteten Gesicht heraus unbeweglich anglühten.

Der Vorsitzende schien hiervon nichts zu bemerken.

„Na, darüber ließe sich streiten, Jan. Zunächst ist wohl anzunehmen, daß Du das Boot überhaupt gestohlen oder irgendwo weggeholt hast?"

„Ich habe das Boot nicht gestohlen und auch nirgendwo weggeholt, Herr Amtmann."

„Denn hast Du es wohl gefunden?"

„Ja, Herr Amtmann, ich hab' es gefunden."

„Wo?"

„Bei der Glockenboje."

„So!"

Bentsen's Stuhl knackte. Der Richter rührte sich nicht.

„War Keiner drin?"

„Nein, da war Keiner in."

„Na, das ist doch ein schnurriger Kram, Jan, ein Boot draußen in See, in dem Niemand drin ist?"

„Ja, Herr Amtmann, schnurrig war das auch."

„Trieb das Boot denn?"

„Nein, treiben that es nicht."

„Lag es vor Anker?"

„Nee, Herr Amtmann."

„Da hatte es wohl einen Spuk am Steuer?"

„Nein, einen Spök hatte es auch nicht am Steuer."

„J, wat Deuwel, deh de ohl Kahn denn?"

„He leg up de Grund, Herr Amtmann."

Der alte Herr hob nur einmal die Finger der rechten Hand steif in die Höhe und legte sie dann wieder langsam über die linke; das einzige Zeichen einer bei ihm eingetretenen inneren Erregung. — Der Stuhl seitwärts aber knackte und knackte.

„Hm, merkwürdig! Wie konntest Du denn zu den Segeln kommen?"

„Ich bin ins Wasser gegangen und habe sie unter Wasser von den Masten geschnitten und herauf geholt."

„Sahen die Masten aus dem Wasser heraus?"

„Nein, Herr Amtmann! Es lag ja auf dem Riff mit nur sechzehn Fuß Wasser" — ein Rücken in Bentsen's Ecke ließ ihn einen eiligen Seitenblick in diese Richtung senden — „aber 'rausseh'n thaten sie nicht."

„Guck' 'mal an, Jan, das war doch wohl ein schweres Stück Arbeit! Es ist nun fünf Jahre her, mein Jung', da wirst Du es wohl nicht mehr so genau wissen, wie es war. Solltest Du nicht doch vielleicht das Boot treibend gefunden und erst die Segel abgeschnitten und dann den ganzen Kasten versackt haben?"

Jan schüttelte entschieden das ungekämmte Haupt.

„Nee, Herr Amtmann, das ist Alles so, wie ich es erzählt habe."

Der Amtsrichter lehnte sich zurück.

„Zeuge Lüdemann!"

Christian Hölk ließ einen ärmlich wie Jan gekleideten älteren Mann vortreten, der verlegen nach Jan hinsah, ohne von diesem eines Blickes gewürdigt zu werden.

„Nur immer näher, Jochen!"

Hölk versetzte Jochen Lüdemann einen kleinen freundschaftlichen Knuff, worauf der Zeuge im verwirrten Schicklichkeitsgefühl den Finger in den Mund steckte und sein Priemchen herausholte, um es dann rathlos vor sich auf der Gerichtsschranke zu deponiren.

Die Herren lächelten; der Referendar zeigte ein affectirtes Schaudern, was Lüdemann veranlaßte, den Priem zartfühlend in seiner Westentasche unterzubringen.

Der Richter beugte sich wieder vor.

„Sag' mal, Jochen, Du hast doch ausgesagt, Jan hätte Dir erzählt, er habe das Boot auf dem Strom treibend gefunden und dann die Segel abgeschnitten?"

„Ja, das hab' ich Herrn Polizeisecretär Paulsen so erzählt."

„J, denn hast Du ja gelogen, Du Schnösel!"

„Ja, das hab' ich auch, Herr Amtmann! Aber ich konnte nichts dafür."

„Was heißt das, Du konntest nichts dafür?"

Verzweifelt kratzte der Zeuge sich den Kranzbart, während Jan ihn unter gesenkten Lidern verächtlich von der Seite ansah.

„Sehen Sie 'mal, Herr Amtmann! Jan Klünder hat mir das wohl gesagt, er hätte die Segel aus dem Wasser geholt; aber geglaubt habe ich es ihm nicht, obgleich er gut tauchen kann; und ich habe an Polizeisecretär Paulsen erzählt, was ich geglaubt habe."

„Glaubst Du Klünder denn jetzt?"

„Ja, das thu' ich, Herr Amtmann!"

„Das hättest Du aber doch auch früher schon können."

„Das hätte ich woll. Ich war bloß so fünsch auf ihn, weil er die Sandfuhren für Buchwald kriegte; und ich habe doch sieben Jahr für Buchwald Sand gefahren."

„Du bist ja ein ganz leeger Kerl, Lüdemann! Da hast Du aus Concurrenzneid Deinen alten Freund vor Gericht gebracht, und nun ist er vielleicht gar kein Dieb, und Du bist ein großer Lügensack, der zu Loch muß!"

„O, Herr Amtmann!" bettelte Lüdemann.

„Und wer einmal lügt, dem glaubt man nicht! Das Sprichwort kennst Du wohl, Jochen? Glaubt man überhaupt nicht! Soll ich Dir 'mal sagen, was ich glaube? Ihr Racker habt euch erzürnt und dann wieder einen Putt gemacht! Jan hat Dir wohl gesagt: ‚Ick hau Di een an't Mul, wenn Du wedder utseggst, was Du Paulsen seggt hest!'"

„Nee, Herr Amtmann! Er hat überhaupt gar nichts mehr mit mir geschnackt, als er gehört hat, daß ich ihn angezeigt hatte."

„Hm, das soll sich erst ausweisen! — Wenn das Boot wirklich auf dem Grund gelegen hat, so daß man dazu kommen konnte, dann hat es allerdings auf dem Riff gelegen, und dann wird es da wohl heute noch im Sande zu finden sein. — Jan, weißt Du, ob es noch da liegt?"

„Nein, Herr Amtmann, das weiß ich nicht."

Eine Minuten lange Pause entstand.

Mit einem Male sagte der Richter bestimmt und unvermittelt, indem er Jan durchdringend ansah: „Also weißt Du, wem es gehört hat, denn sonst hättest Du Dich darum bekümmert!"

Jan blickte unruhig vor sich hin und schwieg.

„Willst Du es mir nicht sagen?"

Jan schwieg beharrlich weiter. — Aus der Ecke kam wieder das Stuhlknacken.

„Nicht? Das könnte bös' für Dich ausgehen, und das sollte mir leid thun, Jan Klünder!"

Die übrigen Herren, die Jan bereits Glauben geschenkt hatten, blickten sich erstaunt an. Daß von dem alten Herrn plötzlich Jan's Kenntniß der Herkunft des Bootes festgestellt war, überraschte sie. Nun wurde die Sache interessant.

„Meine Herren," meinte der Richter, sich abermals zurücklehnend, zu seiner Umgebung: „Ich halte es für nöthig, die Verhandlung bis auf Weiteres auszusetzen. Da der Angeklagte nicht aussagen will, was er weiß, so werden wir zunächst den Grund bei der Glockenboje sondiren lassen. Liegt das Boot dort, so dürfen die Hebungskosten, um den Eigenthümer zu ermitteln, nicht gescheut werden. Daß der Angeklagte, nachdem er die Entfremdung der Segel zugegeben hat, den ihm bekannten Eigenthümer nicht nennen will, läßt auf gravirende Nebenumstände schließen, die über einen einfachen Diebstahl noch hinausgehen könnten. Wenn wir dagegen den Eigenthümer wissen, und dieser stellt keinen Strafantrag, so würden wir aber vielleicht die Sache als Bagatellsache das nächste Mal ohne Weiteres erledigen können."

Die Herren beeilten sich, zustimmend zu nicken; nur der Referendar dachte bei sich, daß es „Blech" wäre, einer fünf Jahre zurückliegenden Bagatelle, die doch bloß Bagatelle bleiben würde, in vermuthlich so resultatloser und kostspieliger Weise nachzugehen.

Da kam aber eine zweite Ueberraschung. August Bentsen erhob sich jäh und sagte mit schwankender Stimme: „Herr Amtmann, wenn ich ein Wort sprechen darf?"

Langsam wendete der Richter sich ihm zu.

„Bitte!"

„Herr Amtmann, ich glaube, daß die Nachforschung keinen Zweck hätte. Das Boot hat, glaub' ich, mir zugehört, und ich will keinen Strafantrag gegen Jan Klünder stellen."

Alle starrten den Schöffen an. Jan stieß einen hörbaren Seufzer der Erleichterung aus, wobei er heftig nickte.

In den hellen Augen des alten Richters hatte es aufgeblitzt; wieder vibrirten seine Nasenflügel. Er erhob sich von seinem Sessel: „O, Herr Bentsen, auf einen Augenblick!"

Bentsen folgte ihm ans Fenster und konnte es nicht hindern, daß das Tageslicht scharf auf sein Gesicht fiel. Seine Augenlider machten vergebliche Anstrengungen, sich zu heben. Neugierig forschten die Beisitzer zu den beiden hinüber.

In leidenschaftslosem Ton und im höflichsten Hochdeutsch bat der Richter leise: „Herr Schöffe, wollen Sie mir einmal erzählen, wo und wann Sie das Boot verloren haben?"

Bentsen fuhr sich, wie erinnernd, über die Stirn. „Es war ein ganz altes, werthloses Boot mit werthlosem Inventar, Herr Amtmann," flüsterte er. „Ich gebrauchte es bloß 'mal wieder, während mein anderes frisch gemalt war. Weil ich wußte, daß es leicht zu viel Wasser ziehen konnte, band ich meinen Prahm hinten an. Und richtig, mit Eins fing es gerade bei der Boje an weg zu sacken, und ich ging in den Prahm."

„Hm! Das war doch wohl ein gewagtes Stück, mit solchem gefährlichen Boot so weit hinaus zum Fischen zu gehen?"

„Drum hatte ich ja den Prahm, Herr Amtmann."

„Haben Sie nie versucht, es wieder zu kriegen?"

„Nein! Ich sagte ja, es war ein alter Kasten, der doch gleich aus einander gebrochen wäre."

„Aber die Netze!"

„— Ich hatte keine mit."

„Sie sagten doch eben, Sie hätten gefischt."

„Sagte ich das? — Nein, ich war wohl man so gefahren."

„Nach der Boje? Was wollten Sie denn da?"

„Ich? — Ich weiß nicht 'mal, ob ich ein Netz verloren hatte, oder —. Es war jedenfalls sehr dringend. — Es — — —. Das ist nun schon fünf Jahre her, Herr Amtmann; ich kann mich auf'n Sturz nicht mehr darauf besinnen. Mir ist heute auch so schlecht im Kopf; ich hab' die ganze Nacht gefischt und bin ganz ab."

„Es war aber doch in der Nacht vom 17. zum 18. August?"

Bentsen erbebte.

„Nein, das glaub' ich nicht! Das glaub' ich bestimmt nicht! Das weiß ich noch, daß es später war."

„Also — beiläufig bemerkt — es gehört ja kaum zur Sache — wohl nach dem Schlußtermin wegen Ihrer Erbschaft, etwa im September?"

„Ja wohl, so um September herum — nach dem Termin; das kann ich für gewiß sagen."

„Warum ließen Sie denn die Segel an den Masten? Sie hätten sie vielleicht nachträglich auch abbekommen können!"

„Ich dachte ja nicht, daß es ginge, und ich kann nur wiederholt sagen, daß sie ja doch nichts mehr werth waren."

„Wußten Sie, daß Klünder sich die Segel geholt hatte?"

„Nein! Aber nun, da ich es weiß, stelle ich keinen Strafantrag."

„Können Sie auch nicht!" —

Der Richter setzte sich wieder an seinen Platz. Bentsen setzte sich ebenfalls, unsicher, tastend; der helle Schweiß perlte auf seiner todtenblassen Stirn.

In vorgebeugter Stellung wie vorhin fragte der alte Herr laut: „Jan, hast Du gewußt, daß das Boot August Bentsen's seins war?"

„Ja, Herr Amtmann."

„Warum hast Du ihn nicht erst gefragt, ob Du Dir die Segel holen dürftest?"

„Ja, Herr Amtmann, er hat sie doch selbst nicht mehr haben wollen."

„Darnach hast Du ihn doch nicht gefragt?"

„Nein, Herr Amtmann."

„Na, woher wußtest Du das denn?"

Jan, der bereits Alles in schönster Ordnung gewähnt hatte, nachdem Bentsen sein Eigenthumsrecht angegeben und ihm trotzdem nichts thun wollte, platzte heraus: „Ja, Herr Bentsen hatte es doch selbst versacken lassen."

„Selbst versacken lassen? Das kann wohl nicht wahr sein! Selbst versacken lassen, das heißt selbst angebohrt?"

„Ja, Herr Amtmann."

Der Richter ließ Jan hart an die Schranke treten und heftete die Augen in seiner eindringlichen Art auf ihn. „In welchem Monat war das?"

„So nach Mitte August."

„Nachts?"

„Nachts!"

„Und Du hast es mit eigenen Augen gesehen?"

„Jawohl, Herr Amtmann!"

In demselben Augenblick ging ein röchelnder Laut durchs Zimmer; Bentsen schwankte und fiel ohnmächtig in die Arme seines Mitschöffen. —

Das war eine Verhandlung voller Ueberraschungen! Wie konnte Bentsen durch die Aussage, daß er sein Boot selbst versenkt habe, so erschüttert werden?

Alle waren erschreckt; nur der alte Richter bewahrte seine vollkommene Ruhe. Er befahl dem Gerichtsdiener, kaltes Wasser zu holen und den Ohnmächtigen damit zu besprengen. Dies hatte auch die Wirkung, daß Bentsen wieder, ohne gehalten zu werden, sitzen konnte. Die Augen behielt er geschlossen. Inzwischen berief der Richter die übrigen Herren zu einer kurzen, geheimen Berathung, und dann hob er die Sitzung auf.

Der Zeuge Lüdemann, hieß es, sei entlassen. Jan meinte, daß er nun auch als ehrlicher Mann und forthin ungestörter Besitzer der Segel das Amtszimmer verlassen könne; um so unliebsamer fühlte er sich daher überrascht, als ihm erklärt wurde, daß er in Haft genommen sei.

Jochen Lüdemann zeigte sich ganz zerknirscht über die Folgen seiner Rachethat; das half dem verrathenen Freunde allerdings jetzt wenig.

Wie Jan von Hölk abgeführt wurde, bemerkte der Richter tröstend: „Na, den Kopf wird's Dir nicht kosten, mein Sohn, und für Frau und Kinder wird auch gesorgt werden."

In eifrigem Wispern über den der Geheimhaltung anbefohlenen seltsamen Fall entfernten sich die Herren.

„Doch 'ne tolle Sache, was?" flüsterte der Referendar, indem er mit der Hand über seine rudimentäre Kopfschonung bürstete, dem Polizeisecretär fragend zu. Dieser zog ungeheuer vielsagend Augenbrauen und Schultern. „Oha, und ob! Ich hab's ja schon immer gedacht, der Bentsen —."

Natürlich hatte er bis zum heutigen Tage nie etwas über August Bentsen gedacht. Dann fertigte er den Reporter, der ihn in gewisser Entfernung zärtlich umstrich, grob ab: „Donnerwetter, Sie haben doch gehört, daß der Amtmann noch nichts davon im Blatt haben will! — Also —?"

Der Amtsrichter blieb allein mit Bentsen zurück.

Bentsen zwinkerte mit den Augenlidern.

„Ich weiß gar nicht, was das eigentlich mit mir war," stöhnte er, indem er sich die bleiche Stirn wischte.

Der alte Herr stand, von ihm abgewandt, am Fenster. Ihm war seiner Zeit allerdings erzählt worden, daß Bentsen ein altes Boot verloren hätte,

aber gerade das war ihm nicht aufgefallen. Warum sollte es verdächtig sein, wenn einmal ein altes Boot wegsackte? Heute erst bei Jan's Aussagen: „Bei der Glockenboje" und „He leg up de Grund, Herr Amtmann," war ihm der unbeachtet gelassene Umstand in Erinnerung und mit einem Schlage in Zusammenhang mit seinem Verdacht gekommen. — War er nun befugt, den Mann verhaften zu lassen? Nein, er war es nicht! Es lag kein ungesühntes Verbrechen vor, nach dem geforscht wurde. Bentsen hatte mit seinem Boote thun und lassen können, was ihm beliebte. Er war selbst nicht verpflichtet gewesen, darüber die Wahrheit zu sagen. Doch er *hatte* gelogen! Und doch lag hier zweifellos der Zugang zu einem geheimen Verbrechen vor! Aber — verhaften konnte er den Mann noch nicht. Er wandte sich um.

„Bentsen, ich habe es doch für nöthig befunden, eine neue Sitzung anzuberaumen, in der, ehe wir über den Mann aburtheilen, völlig klar gestellt werden muß, ob der dolus, d. h. die Erkenntniß einer Gesetzwidrigkeit bei ihm vorhanden gewesen ist oder nicht. Sie werden bei dieser neuen Sitzung abermals zugegen sein, und zwar nicht als Schöffe, sondern Sie werden den Zeugeneid leisten müssen."

Bentsen schlug die Hände vors Gesicht. Er stöhnte; es war klar, daß er seine inneren Qualen kaum noch zu erdulden vermochte.

Da legte der Amtsrichter seine Hände ihm auf die Schulter.

„Bentsen, Sie tragen ein schlechtes Gewissen mit sich herum! Was es auch sein möge, gestehen Sie Ihren Fehltritt ein! Sie kennen das Wort: Nichts ist so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen. Und dies Wort ist furchtbar wahr, glauben Sie das mir altem Richter! Durch ein rechtzeitiges Geständniß erleichtern Sie die Annahme, daß Ihre That die Folge unglücklicher Umstände gewesen ist, und damit eine Sie etwa treffende Strafe, auf alle Fälle aber Ihr Gewissen. Sie werden viel freier athmen als jetzt, wenn der Stein vom Herzen gewälzt ist!"

Ein tiefes Schweigen trat ein.

Bentsen schlug abwehrend mit der Faust durch die Luft.

„Ich — ich *kann* nicht, Herr Amtmann!"

„Bentsen, ich bin in diesem Augenblick kein Richter! Ich bin jetzt nur ein Menschenfreund, der es gut mit seinem Nächsten meint. Folgen Sie meinem Rath! So wahr ein Gott im Himmel lebt, so gewiß kommt Ihre That ans Licht! Unser Gewissen, Bentsen, ist wie die Glockenboje da draußen in See, das — — —"

Bentsen war jäh empor gesprungen.

„Die Glockenboje?" schrie er heiser und wild rollenden Auges. „Was wollen Sie mich immer mit der verfluchten Glockenboje quälen? Ich habe nichts mit der Boje zu thun! Sie meinen wohl gar, ich — hätte dort — einen — Mord begangen? Meinen Sie das, denn sagen Sie es nur gleich!"

Mord! Das war's! Das Wort durchzuckte den alten Herrn wie ein Blitzschlag, so daß er selbst zitterte. Und doch — verhaften konnte er nicht!

Mühsam faßte er sich. „Nein, nein, beruhigen Sie sich, Bentsen! Wer denkt gleich an so Furchtbares! Es hätte ja auch ein Fall von schwerer Paschere — Tabak, Cognac vielleicht — oder dergleichen sein können."

„Pascherei?“ Bentsen fing das Wort schnell auf. Es schien ihn in der That etwas zu beruhigen, während seine Augen noch flackerten. „Ja — vielleicht — oder so etwas, Herr Amtmann. Es hat aber keinen Sinn, nach fünf Jahren noch davon zu reden. Ich bin nicht mehr strafbar. Ich habe nichts, gar nichts zu gestehen, selbst wenn Sie das Boot noch finden!“

„Wir werden es finden! — Aber noch einmal, Bentsen —“

„Nein, nein, ich will von nichts hören! Suchen Sie so viel Sie wollen! Ich habe nichts gesagt! Ich habe nichts zu gestehen! Ich will fort, denn Sie haben mich bloß hierher gelockt, um mir eine Falle zu stellen und mich zu quälen! O, das weiß ich jetzt genau! Fort will ich, fort!“

„Nun, dann gehen Sie, Bentsen! Es hält Sie hier Niemand. Die Untersuchung gegen Klünder nimmt ihren Lauf, und bis dahin haben wir beide nichts mehr mit einander zu thun. Gehen Sie!“

Bentsen griff nach seiner Mütze und wankte hinaus, ohne sich umzusehen. Er taumelte die knarrende Treppe hinunter und durch die Allee. Als er das eiserne Thor hinter sich hatte, faßte er nach der Brust, und dann, wie er annehmen konnte, daß die Kiefernbüsche, zwischen denen der Strandweg führte, ihn verbargen, blieb er stehen, schlug sich mit den Fäusten vor den Kopf und rief: „Mien Gott, wat heff ick seggt! Wat heff ick seggt!“ Und darauf begann er zu laufen und zu springen, als ob er verfolgt würde, bis er athemlos und schweißbedeckt bei seinem Boote anlangte.

Bald schoß es beim Winde dahin. — Er war frei, frei! —

Mit tiefernstem Gesicht, die Hände auf den Rücken gelegt, verfolgte der alte Richter von seinem Fenster aus den Kurs des Bootes. Dieses Mal ging es nicht zur Boje hinaus, sondern flog wie ein Pfeil — offenbar unbekümmert, ob es kentern würde oder nicht — dem jenseitigen Ufer zu.

Ueber den Eisenkorb des Gefängnißfensters hinweg beobachtete noch Jemand das Fahrzeug. Es war Jan, der sich ganz getröstet fühlte. Wenn seine Kinder ebenfalls solches Essen kriegten, wie er es im Gefangenennapf vorgesetzt erhielt, dann hätte er sie am liebsten sein Leben lang durch das Sitzen hinter schwedischen Gardinen ernährt! Nur wollte es seinem Kopfe nicht klar werden, warum er eigentlich säße, da der Amtmann ihn doch nicht gerade wie einen Dieb behandelte. Dann hätte er gar gern noch eins erfahren gehabt, und zwar: warum Bentsen sein Boot denn damals versenkt hatte? Das wußte Jan nämlich selbst nicht. Er war in jener nebligen Nacht beim Fischen mit der Angel in See gewesen und hatte ein eigenthümliches Geräusch bei der Glockenboje gehört. Dann hatte er beim leisen Nähern ein Boot bemerkt und einen Mann darin, dessen Thätigkeit er sich nicht zu erklären vermochte. Durch die Boje gedeckt, war er ganz dicht an den in seine Arbeit vertieften Mann heran geglitten und hatte nun deutlich gesehen, daß es Bentsen von der jenseitigen Kante war, der am Rumpfe seines Fahrzeuges bohrte. Und dann war dieses mit einem Male weggesackt; doch ehe es mit dem Bug nach oben verschwunden war, hatte Bentsen sich in ein kleines Flachboot geschwungen, mit dem er sodann eilig im Nebel verschwand. Jan erschien es sündhaft, daß die schönen Segel, die er außerordentlich gut für sein Sandboot gebrauchen konnte,

um nichts und wieder nichts auf dem Meeresgrunde vermodern sollten. Zu seiner Befriedigung vermochte er die Masten mit dem Bootshaken zu fühlen, und da er ein guter Taucher war, gelang es ihm nach harter Arbeit, die Segel los zu bekommen.

Er konnte sich keinen Vers darauf machen, in welcher Absicht Bentsen das Boot versenkt hatte — sein eigenes und kein fremdes, das stand fest, denn Jan kannte alle Boote auf der Föhrde. Viel Kopfzerbrechens aber machte er sich darüber nicht; auch meinte er, daß, wer viel frage, viel Antwort erhalte. So hatte er denn Jahre lang geschwiegen, bis auf den einen unbedachten Moment seinem früheren Freund gegenüber. — Am meisten beschäftigte ihn jetzt der Gedanke, ob er die Segel würde behalten dürfen, dann aber auch Bentsen's Aufregung. Er hatte diesem offenbar Unannehmlichkeiten bereitet, und das that ihm leid, denn Bentsen war ein freundlicher Mensch, weil er keinen Strafantrag gegen ihn hatte stellen wollen. Aber warum hatte er danach getrachtet, das Boot durchaus los zu sein? Heute erst stieg Jan's einfachem Denkapparat die Wichtigkeit dieser Frage auf. Vielleicht hätte er früher mehr bekommen können als bloß die Segel. Aber nein! Dann wäre er ein schlechter Kerl gewesen, und — einerlei — Bentsen war doch ein guter Mann!

Die Fahrt beruhigte Bentsen's Blut wieder. Was hatte er zu fürchten? — Nichts!

Ganz unsinniger Weise hatte er sich durch sein Bekenntniß, ihm gehöre das Boot, dem plötzlichen Verdacht des Amtmannes ausgesetzt, der immer jeden Menschen so ansah, als ob dieser etwas auf dem Kerbholze habe. Hatte er nicht von jeher eine Ahnung besessen, daß dieser alte Spürhund ihm einmal zu Kleid gehen werde?

Er begriff sich gar nicht, wie ihm urplötzlich die Zunge lose geworden war. Er hatte wohl 'mal den Gedanken gehabt, daß das Boot doch auf das ganz schmale Riff gefallen sein könnte, statt in die große Tiefe ringsum, aber ernstlich es nie geglaubt und sich auch nie zum Nachsuchen entschließen können. Nun aber hatte es doch dort gelegen und war gefunden worden! Es war gar nicht anzunehmen, daß es sich lange hatte halten können und noch etwa heute da läge; allein unter dieser jähen Erschütterung seiner Sicherheit war er von der Furcht überwältigt worden, es könne doch schließlich gefunden werden. Und da war der Verstand mit ihm durchgegangen, und er hatte geredet!

Er war von der Wahnvorstellung erfaßt worden, daß er um jeden Preis eine Nachforschung verhüten müsse. Und wie es dann heraus kam, daß er selbst das Boot angebohrt und Klünder dies gesehen hatte, das war zu viel gewesen! Klünder konnte ja *noch mehr* gesehen haben? — Konnte er? — Gott bewahre! In diesem Falle wäre er ihm längst mit Erpressungen gekommen; sicherlich aber würde er es heute sich haben merken lassen, und der Amtmann würde ihn nimmermehr aus den Händen gegeben haben. — Pah, Alles war Einbildung! Er brauchte sich vor der ganzen Welt nicht zu

fürchten, trotzdem er sich verdächtigt und auf ein Haar dem Amtmann ein Geständniß gemacht hatte. Das Boot konnte nicht mehr gefunden werden! Niemand auf der Welt wußte seine Unthat, Niemand würde sie je erfahren, wenn er selbst sie nicht erzählte; und er würde sich hüten, sich ein zweites Mal von dem niederträchtigen alten Fuchs überrumpeln zu lassen!

Nur die Boje! Wenn nur die verdammte Boje nicht gewesen wäre! Unaufhörlich bimmelte sie in seinem Ohr wie in jener Nacht. Er hörte sie beim Essen, und der Bissen blieb ihm im Munde stecken; er hörte sie auch im Bett. Und dann, trotzdem er wußte, daß es Unsinn sei, sie meilenfern hören zu wollen, mußte er sich aufrichten und, in Angstschweiß gebadet, nach dem Dunkel der See zu hinaushorchen. Dann wälzte er sich umher, ohne Schlaf zu finden. Und er hörte sie beim Fischen, auch meilenab; und dann mußte er hinsegeln und sehen, ob sie wirklich läutete. Er mußte, mochte er wollen oder nicht! Und es zwang ihn, so gefährlich dies war, hart unter der Boje wegzugehen, weil er immer meinte, unter ihr könne wieder etwas zum Vorschein kommen! — Fünf Jahre hindurch! — Lächerlich!

Und Bentsen lachte wirklich, laut und herzlich. Das Lachen brach aber mit einem rauhen Tone schroff ab.

Er sann nach. In der Abenddämmerung mußte er noch einmal nach der anderen Seite zurück. Es war nothwendig, baldmöglichst heimlich mit Klünder zu sprechen. Immerhin schien es denkbar, daß dieser doch mehr gesehen hatte, und wenn — —. Na, so ein Kerl würde durch einen Hundertmarkschein oder zwei schon stumm werden wie das Grab!

Bentsen's Haus lag einsam, dicht bei den grünen Festungswällen. Es war ein neues, schönes, schuldenfreies Haus. Wäre der junge Stiefbruder nicht fahnenflüchtig geworden und dann nicht seit sieben Jahren mit einem fremden Schiff verschollen gewesen, so hätte Bentsen es niemals bekommen und wäre ein armer Teufel geblieben.

Ja, Haus und Hof hatte er gekriegt, ebenso wie das fremde Geld, aber Tine Stuts nicht! Und so war er ungeachtet seiner Jahre, seines Geldes und seines Wunsches, „sich zu verändern", noch immer Junggeselle, und die taube, fast stumpfsinnig beschränkte Wittwe Makeprangsch, die wenigstens den Vorzug besaß, leidlich zu kochen, führte ihm noch immer die Wirthschaft. Und — seit jenem Abend scheute er sich auch, Makeprangsch zu entlassen, obwohl sie nichts wußte und nichts hätte plaudern können.

Das Boot glitt mit niedergeworfenen Segeln längsseit des Landungsstegs. Bentsen machte es neben einem anderen, noch neueren fest. Dann schritt er durch den Sand, über dem die braunen Netze, an kurze Pfähle gespannt, im Winde trockneten, und aufwärts durch die weißgestrichene Pforte in sein mit schon hinwelkenden Levkoien, Goldlack und Astern in Buchsbaum-Umrahmung bepflanztes Gärtchen und längs des Gartenpfades in sein Haus.

Der Steinflur mit den großen, dunkel gebeizten Schränken und den an den Wänden umherstehenden oder hängenden Fischerei- und Bootsgeräthen war sauber; die Stube, in welche die kurz durchbrechende Sonne über blühende

Geranien hineinblinzte, und in der an der Wand neben dem grünen Kachelofen ein gedeckter Tisch stand, erschien recht anheimelnd.

„Eeten!" rief Bentsen, indem er vor Uebertreten der Schwelle den Kopf knapp nach der am Flurende liegenden Küche wendete.

„Glieks!" tönte es zurück. Unmittelbar darauf klotzte Makeprangsch, ein robustes Frauenzimmer mit rothem, verschwommenem Gesicht und abwechselnd rostfarbenen und weißen Haarsträhnen, eine dampfende Schüssel tragend, herein, gefolgt von ihren beiden sich erwartungsvoll krümmenden, grünäugigen und je durch einen schneeigen Brustlatz ausgezeichneten Katzen.

Makeprangsch war gewiß keine Schönheit, dennoch starrte Bentsen, indem er mitten in der Stube stand, sie an, als ob sie ihm ein ganz neues und anziehendes Wesen wäre.

Aber die Frau setzte sich so stumpfsinnig an ihren Platz wie je. — Sie hatte auch nie gefragt, wer der Fremde gewesen, woher er gekommen, wohin er gegangen sei.

Den kaum erfaßten Löffel wieder hinlegend, ging Bentsen in seine Schlafkammer, um nach einiger Zeit mit einer vergilbten Photographie in der Hand wieder zurückzukehren.

Er hielt sie der Alten unter die Nase und schrie ihr ins Ohr: „Makeprangsch, kennt Sie den?"

Makeprangsch riß die Augen auf und schüttelte den melirten, struwweligen Kopf.

„Makeprangsch, weiß Sie noch, vor fünf Jahren, da war hier ein junger Mann Abends zum Besuch?"

Er grub den stechenden Blick der tiefliegenden Augen in das Gesicht der Haushälterin, die mit gesenkten Lidern und hängender Unterlippe vor sich hinsah.

„Ein junger Mann?"

„Ja! Sie hat ja noch Bütt für ihn gebraten, weiß Sie das nicht mehr?"

„Nee!" erklärte Makeprangsch entschieden und aß theilnahmslos gegen die Unterhaltung mit Appetit weiter.

Bentsen trug das Bild in die Kammer zurück und begann dann ebenfalls zu löffeln. Bald aber legte er den Löffel wiederum hin und stierte, wie hypnotisirt, nach der Zimmermitte.

Da hatte e r gestanden, — gerade da, wo der Oelfleck, über den die Sonnenkringel spielten, von der weißen Diele sich abhob!

Abend war es gewesen, er allein im Zimmer. Da war der Stiefbruder plötzlich vor ihn getreten, verkleidet, in aller Heimlichkeit.

„Guten Abend, August-Bruder! Mensch, kennst Du mich nicht mehr?"

Sein Erbe hatte er ausgezahlt haben wollen — in Güte und Verschwiegenheit, weil er doch unter dem Gesetze stand — und das kurz vor dem Termin! Der Teufel selbst hatte seine Hand im Spiele, um ihm, Bentsen, vor Thorschluß sein Glück zu nehmen.

Ja, sein Glück! Denn der Bruder hatte auch seine Kameradin, Klein-Stine, nicht vergessen; und wenn Stine den großen, schmucken, jüngeren

Mann, dessen Bild noch immer ihr Herz erfüllte, wiedersähe, und wenn dieser reich und er arm wäre — dann wär' Alles für ihn vorbei gewesen!

Ein gewaltiger, äußerlich mühsam unterdrückter Haß hatte in ihm aufbegehrt. Denn klar hatte es sich bald gezeigt, der Bruder trachtete wirklich darnach, Stine fortzuholen in das freie Land jenseit des Oceans.

Und nun hatte er eine freundlich entgegenkommende, brüderlich berathende Miene angenommen und unter dieser Miene gegrübelt und gegrübelt.

Da ward der Heimgekehrte voll von Vertrauen und zeigte Geld, viel Geld, das er bei sich trug. Also ein reicher Mann ohnehin, der dennoch nicht auf das, was er sein Recht nannte, verzichten und lieber seine Strafe als Deserteur auf sich nehmen wollte!

Aber er, Bentsen, konnte ihm 'was lachen und statt der mageren Abfindung unmenschlich viel mehr bekommen — wenn er klug wäre!

Und so war es in ihm aufgestiegen, erst nebelhaft verschwommen, zurückgewiesen, dann klarer und klarer, immer schrecklicher, immer gebieterischer.

Das bloße Denken daran hatte ihn schon am ganzen Leibe geschüttelt.

Eine große Brieftasche, gefüllt mit glatten, sauberen Tausend-Dollar-Scheinen! Das war das Glück! — Auf der anderen Seite stand das Unglück. — Ihm blieb keine lange Wahl.

Was bedeutete ihm auch dieser Mensch, der einst vorgezogene und verzogene Stiefbruder, den er nie geliebt, den er vergessen, den die Welt vergessen hatte! Ein Feind! Ein Fremder, der verschwinden konnte, wie er gekommen. Niemand würde je es erfahren — wenn er klug wäre.

Und so war er klug gewesen!

Er war einverstanden gewesen mit Allem und Jedem, und sie hatten, wie es guten Brüdern nach langer Trennung zukommt, gastlich mit einander gegessen und getrunken. Viel, sehr viel getrunken. Makeprangsch hatte nicht mehr in die Stube kommen dürfen und war bald zu Bett geschickt worden.

Dort drüben, an der Commode, wo auf der gehäkelten Schutzdecke die Pfauenfedern in blauen Vasen prangten, wo die Flasche mit dem hinein gebastelten Schiffchen im Innern, die Korallen und Muscheln lagen, hatte er, Bentsen, gestanden. Dort hatte er es dem auf dem Ledersopha gemüthlich schwatzenden Bruder mit dem Rücken verdeckt, wie er den Grog aus dem alten weißen Arrak bereitete. Zum Trinken hatte er selbst dann einen undurchsichtigen Steingutbecher statt eines Glases benutzt, unter dem Vorgeben, er sei einmal an diesen gewöhnt. Und fortwährend hatte er von Stine Stuts erzählt, und der Bruder war immer heimischer, redseliger und fröhlicher geworden und hatte schließlich gern den Vorschlag angenommen, wie in alter Zeit noch in derselben Nacht mit zum Fischen in See zu fahren; zumal da man den alten Fischer Stuts, Tine's Vater, wohl bei der Glockenboje treffen würde und sich dann rasch und im Geheimen manches abmachen ließe. Und der Betrunkene hatte ihm ohne Weiteres geglaubt. —

Bentsen vergaß Alles um sich her, auch Makeprangsch's Gegenwart, wie er so, vor dem fast unberührten Teller sitzend, den Blick auf die Sonnenkringel

geheftet hielt und das Vergangene an seiner Seele vorüberziehen ließ. Und mit schwer sich hebender Brust sann er weiter.

Für eine Augustnacht in dieser Breite war es ziemlich dunkel und unsichtig gewesen. Im schwachen Meerleuchten phosphorescirend, waren die langen niedrigen Wellen leise gegen das Ufer gerauscht.

Das seit undenklicher Zeit nicht mehr benutzte morsche Boot hatte er klar gemacht, die dazu gehörenden spinnwebenbedeckten, zerrissenen Segel aus dem Schuppen geholt; ferner den großen Bohrer und noch etwas: einen fast einen halben Meter langen, schweren Cossenillennagel aus Eisen, der zum Festlegen dicker Taue auf einem vor Jahren in der Bucht gestrandeten Vollschiffe gedient; schließlich ein paar abgenützte Netze, sowie einige neue Stricke.

Der Bruder war mittlerweile in der Sophaecke eingeschlafen gewesen. Seine ruhigen Athemzüge hatten sich in den raschen Pendelschlag der Tulpenuhr dort gemischt, die auch heute so freundlich tickte, als ob seit jener Nacht nichts Sonderliches in der Welt sich ereignet habe. Wie das reine Leben hatte er ausgesehen! Die blonden, welligen Haare waren leicht über die Stirn gefallen, der volle, von einem gekräuselten Bart umgebene Mund etwas geöffnet, eine Hand mit der erloschenen Cigarre halb geöffnet auf dem breiten Schenkel. Was für ein Hüne! Ja! Dem hätte kein Einzelner von vorn beikommen können!

Darauf war der schwer Geweckte im Dunkeln lallend hinter ihm her getorkelt, nach dem Boot zu durch den tiefen Sand.

„Du bist doch ein netter Kerl, August! Komm 'mal her, Mensch! Gib mir mal 'n Kuß. Brüder müssen sich doch 'mal 'n Kuß geben, August."

„Nachher, nachher, mein Jung! Erst komm' man ins Boot!"

„Na — denn — Stine schall lewen, August!"

Und damit war er ins Boot getaumelt und hatte sich gleich zum Weiterschlafen unter die Duchten gelegt, ohne den hinten angebundenen Prahm und selbst ohne das Wasser, das sich nicht alles aus dem Boote hatte schöpfen lassen, zu bemerken.

Lautlos, nur unter geheimnißvollem Gluckern der See gegen die Außenplanken war die Fahrt bei schwacher Brise vor sich gegangen; die Nebelwand hatte sich immer erst dicht vor dem Boote geöffnet, um sich ebenso gespenstisch gleich dahinter wieder zu schließen.

Mächtig hatten die undichten Fugen Wasser gezogen.

Und immer deutlicher hatte Bentsen sich ausgemalt, was er haben würde, wenn er es thäte, und was nicht, wenn er es nicht thäte. Die Begehrlichkeit war stets größer, war unüberwindlich geworden und damit eine dumpfe Entschlossenheit über ihn gekommen. Nur nicht denken, nicht zu weit denken, es würde schon gehen, hatte er gemeint. Und dann war es ihm zum ersten Mal wie etwas Besonderes ins Ohr geklungen, mahnend, aber vergeblich mahnend, leise, dann allmählich anschwellend: „Ding, ding, dong — ding, dong — dong, dong."

Fast überstürzt hatte er die Segel gegeit, die Ruderpinne angebunden und das Boot unter dem Klüver langsam voraustreiben lassen. Die eiserne Keule

in der bebenden Hand wiegend, hatte er sich auf eine Bank rittlings über den Schlafenden gesetzt, so daß dieser zwischen seinen Beinen lag, mit dem aus dem Dunkel schimmernden Gesicht nach oben, einen Arm unter dem Kopf, darunter zusammengeknülltes Netzwerk, während die rasch gestiegene Salzfluth schon um den Rücken schülperte.

Sein Herz hatte furchtbar gehämmert und das steigende Wasser ein kaum vernehmbares, knisterndes Geräusch von sich gegeben. Es war doch unmenschlich schwer gewesen, den Entschluß auszuführen! Er hatte überlegt: wenn er den Mann da nun würgte, dann floß kein Blut, das Alles besudeln und die That leichter verrathen konnte. Es ging vielleicht auch, Netze auf ihn zu werfen und ihn zu ersticken. Aber wenn er nun mit dem Würgen nicht fertig würde, wenn der Riese ihn packte und festhielt, und wenn dann das Wasser immer höher im Boote stieg?

Da hatte der Schlafende den Arm herumgeworfen, so daß die Hand ins Wasser geklatscht war; und nun hatte Bentsen blitzschnell die Keule erhoben und — Todtenstille ringsum. Nur das Gluckern um die Bootswände hatte nicht aufgehört, und ganz nahe hatte es aus der mäßig bewegten See herüber geklagt: „Ding, ding, dong — ding — dong – dong, dong."

Noch einmal hatte der Getroffene geächzt. Von Furcht übermannt, hatte Bentsen den Körper zurückgezerrt und nochmals zugeschlagen und war dann keuchend auf die Bank gesunken.

Unten im Boot blieb nun Alles dunkel und regungslos; ihm aber war übel geworden, und seine bleischweren Glieder hatte er lange Zeit nicht zu rühren vermocht, obwohl jeden Augenblick ein anderer Fischer hätte nahe kommen können.

Endlich hatte er sich aufgerafft, hatte scharf zu denken versucht, die Brieftasche geborgen, die Leiche festgelascht, die Ballaststeine über sie gewälzt und das Ganze mit dem Netzwerk versichert. Und dann hatte er gebohrt. Dazwischen war es ihm gewesen, als hätte er Ruderknarren aus dem Nebel gehört. Es war ihm eiskalt trotz der heißen Arbeit geworden. Ein fieberhaftes Weiterbohren — nur ein paar Löcher — da war das morsche Boot auch schon so rasch unter ihm weggesackt, daß er kaum Zeit gehabt, das Tau los zu machen, sich in den Prahm zu werfen und mit dem Fuß abzustoßen. Jetzt erst war ihm eingefallen, daß er die Masten hätte umlegen und auch festlaschen sollen; zum ersten Mal hatte ihn der Gedanke an das Riff durchzuckt. Zu spät! Mit jähem Ruck, als ob er Leben besessen, war der schwimmende Sarg verschwunden. Ein Brodeln darüber im bleichen Phosphorglanz, einige leuchtende, sich auseinanderziehende Ringe, dann Dunkel und Schweigsamkeit und hart vor ihm der finstere Riesenkörper der Boje, mit züngelndem, blassem Feuer darunter. Sie aber war nicht stumm gewesen!

Dann hatte er landwärts gewrikt, was er hatte können, ohne sich umzuschauen, immer den letzten Blick des todten Bruders vor Augen, immer den dumpfen Schall der Glocke im Ohr. —

Vier feurige Punkte, die Augen der Katzen auf der Bodentreppe, hatten ihn in dem stillen, nächtigen Hause angeglüht, das Sägen von Makeprangsch's schweren Athemzügen war ihm entgegengeschlagen aus der dumpfwarmen Dielenluft.

Was Alles hatte zwischen Verlassen und Wiederbetreten seiner Schwelle gelegen!

Und das Erwachen am nächsten Morgen, als die Sonne, so wie heute, durch die weißen Gardinen auf sein Bett geschienen hatte! Was für ein Erwachen! Zuerst das Erblicken einer Fliege, die vor seinem Gesicht auf der blaugestreiften Wolldecke ihre Flügel mit den Hinterbeinen striegelte. Friedlich und ahnungslos hatte er sie angeblinzelt. Dann aber war er mit einem Entsetzenslaut in die Höhe gefahren und hatte sich verzweifelt die Haare gerauft. — —

So hing Bentsen's stierer Blick an den flimmernden Sonnenkringeln auf den Dielenbrettern.

Die Katzen strichen buckelnd und schnurrend, mit dem Schweif eine Fahne machend, an seinen Händen hin und her. Bentsen spürte es nicht.

Das fiel doch selbst Makeprangsch auf. „Na?" Sie schob ihm seinen Teller näher.

Er warf den Löffel in die Brühe und geistesabwesend Messer und Gabel hinterdrein. „Ich mag nicht! Mir ist heute schlecht zu Muth."

Damit ging er in die Kammer und warf sich übers Bett.

Bentsen war eingeschlafen, arbeitete aber unruhig umher. Fortwährend hörte er die Glocke, und darüber konnte er nicht hinwegkommen, denn ihn quälte der Gedanke, daß es aus Südwest wehe, während die Glocke doch Nordnordost lag. Dann war Alles roth um ihn herum. Erst glaubte er, es käme von Makeprangsch's entzündeten Augen; darauf erkannte er aber, daß es Blut sei, das seinem vom Scharfrichter getroffenen Halse entströme. Eine verzweifelte Angst erfaßte ihn, daß er nun sterben müsse, daß es kein Entrinnen mehr gebe.

Er erwachte schweißgebadet und lauschte, vorübergebeugt, ob er die Glocke vernähme?

Wahrhaftig — auch im Wachen noch!

Blödsinniger Kram! Es wehte ja jetzt wirklich aus Südwest, und zwar steif, mit Regenböen, — er konnte sie nicht hören!

Und Alles, was heute geschehen, stand wieder vor seinem schaudernden inneren Auge: Wie er Morgens im Gericht sich selbst verrathen hatte, wie er um jeden Preis die Folgen abwenden müsse, um nicht verloren zu sein. — Jetzt zu Jan, schnell zu Jan! Wer konnte wissen, ob der tückische Amtmann diesen nicht noch bereden würde, daß Jan ihm, Bentsen, ja nichts sagen und ja kein Geld von ihm annehmen dürfe. Er hätte gleich mit Jan reden müssen, ehe er Mittags zurückgefahren war. Dummer Weise hatte er in jenem Augenblick keinen anderen Gedanken gehabt als den, zu entfliehen.

Er raffte sich auf. Ohne einen Bissen im Leibe, brennenden Kopfes stapfte er schwer durch den Sand zu seinem Boote.

Grau lag die See da. Die schrägen Strichwolken niedergehender Regenschauer verhüllten fast das jenseitige Ufer. Grünliche Brecher überschütteten

Strand und Steg mit Schaum. Von den Wogen getragen, hoben sich die Boote, schossen vorwärts und ruckten, sinkend, wieder zurück, nachdem das Wasser sich unter ihnen fortgewälzt hatte.

Mechanisch steckte Bentsen zwei Reefe ein, und dann sauste das auf der Seite liegende Boot fort, wobei das Lee-Dollbord meist unter Wasser schnitt.

Er jagte hinaus, ohne selbst recht zu wissen wohin. Er sah nicht das graugrüne, schäumende, stürzende Gewimmel um sich herum; er lebte nur seinen Gedanken. Er stellte sich vor, wie es gekommen wäre, wenn das oder das anders gewesen, oder wenn er dies gesagt haben würde und nicht jenes. Wie dann der Amtmann verstummt und ganz klein geworden wäre. Wie er ihm, Bentsen, hätte Abbitte leisten müssen, und wie er dann bis zu seinem späten Ende behaglich und, ungestört endlich seinen großen, verheimlichten Reichthum genießend, weiter gelebt hätte, von aller Welt geachtet und hoch angesehen. — Falls er nicht schon jetzt als ein sehr achtbarer Mann dastände, würde er nicht Schöffe geworden sein. Aber der Teufel hole das Ansehen! Wenn er doch nur nicht zum Schöffen berufen worden wäre! Und gerade bei dieser Sache! — Das war ja ein ganz verdammter Fallstrick gewesen. Und — und —.

Und nun drehten sich seine Gedanken wieder von vorn darum, was geschehen wäre, wenn dies so oder jenes so gekommen sei. Der Schluß war immer: er saß in der Patsche und konnte nicht heraus.

Dabei fühlte er sich innerlich unablässig nach irgend einem bestimmten Punkte, der außer seiner Richtung lag, hingedrängt, zu irgend einer That, die ihn retten mußte, von der er aber nicht wußte, wie sie zu bewerkstelligen sei.

Da schrak er heftig zusammen.

„Ding, ding, dong — ding, dong — — dong, dong!“

Ganz von fern und tief melancholisch klang es herüber.

Er riß die Steuerpinne herum; der Klüver befreite sich, seine Schooten peitschten wie wüthende Schlangen durch die Luft; Großsegel und Fock flogen über, bauschten sich gewaltig, und ihre Schooten schleiften neben dem dahinrasenden Boot im Wasser Endlich gelang es Bentsen, die Enden zu fangen und das Fahrzeug wieder in seine Gewalt zu bringen. Bis über die Knöchel stand er im hin- und herschießenden Salzwasser. Er achtete nicht darauf, sondern kreuzte gegen den böigen Süd-West in die Richtung des anderen Ufers und des Amtshauses zurück.

Eine Viertelstunde von dem weißen Amtshause entfernt, wo unter sturmgekrümmten Rüstern Jan Klünder's armseliges Strandhäuschen lag, ging er ans Ufer.

Als er hastig die einzige, muffig riechende, aber ziemlich geräumige Stube betrat, in der gelebt, gekocht und geschlafen wurde, und in der es von Kindern wimmelte, sah er eine elende, junge Frau, die ein noch elenderes Würmchen auf dem Arme trug. Sie war aber seelenvergnügt; auch die Kinder lachten laut, und auf den Fußboden-Klinkern und dem Tische lag eine Fülle von Speiseresten und abgenagten Knochen.

„Sie sind Frau Klünder?“

„Ja.“

„Ist Ihr Mann zu Haus?“

„Nein.“

„Wo ist er denn?“

„Er sitzt.“

„Er — was thut er?“

„Er sitzt!“ wiederholte die Frau mit dem fidelsten Ausdruck der Welt; doch dann verzog ihr Gesicht sich ängstlich, indem sie schnell hinzufügte: „Mein Gott, was fehlt Ihnen denn?“

„Nichts! nichts!“

Bentsen hielt sich an die Stuhllehne, um nicht umzusinken.

In der beklommenen, lärmenden Stube war es still geworden; über ein Dutzend großer, fragender vergißmeinnichtblauer Augen starrten den fremden, bleichen Mann an.

„Ich glaub' aber nicht, daß mein Mann lange sitzen wird. Hölk sagt, das wär' nur so eine Komödie, weil sie so einen andern großen Kujon fassen wollen. Und unser Amtmann hat uns einen ganzen Berg Essen geschickt.“

Bentsen rang nach Athem.

Jetzt erkannte Frau Klünder ihn. Näheres von ihm wußte sie freilich nicht; auch über die Herkunft der Segel hatte ihr Mann sie im Dunkel gelassen.

„Sie sind doch Fischer Bentsen von drüben, nicht wahr? Soll ich Jan was bestellen?“

Bentsen nickte, drückte einen Thaler in Frau Klünder's Hand und flüsterte mühsam:

„Behalten Sie! — Jan — soll — wenn er frei ist — gleich zu mir kommen. Aber gleich, gleich!“

„Gewiß, Herr Bentsen!“

„Auch wenn's mitten in der Nacht ist!“

„Jawohl, Herr Bentsen.“

„Und nichts sagen, daß ich hier gewesen bin — zu Niemandem!“ Er hob drohend den Finger.

„Nee, nee, Herr Bentsen!“

„Euer Schaden soll's nicht sein! Adieu.“

Damit tastete er sich aus der Thür.

Verdutzt sahen ihm die Kinder nach. Auch Frau Klünder, deren Herz zuerst freudig aufgeklopft hatte über den Thaler, betrachtete diesen jetzt mißtrauisch. Sollte Bentsen wohl gar selbst der Kujon sein, wegen dessen ihr Mann sitzen mußte? —

Bentsen hatte nun erkannt, daß seine Lage doch eine bedenklichere sei, als er sich es bisher eingeredet. Offenbar führte der Amtmann Schlimmes im Schilde und hatte seinen ersten Schritt vorausgesehen und durchkreuzt.

Einen „anderen alten Kujon“ wollten sie also fangen mit Jan? Vielleicht hatte dieser doch mehr gesehen als das Anbohren, und vielleicht wußte der Amtmann nun auch mehr? Dann war es wieder sehr dumm gewesen, was er eben bei Jan's Frau gesagt und gethan hatte.

Er brachte überhaupt in dieser Angst nichts Klares mehr zu Stande.

Ein Schauer rieselte über seinen Rücken hinab.

Er mußte sein Leben retten! Fliehen, fliehen! Nach Amerika oder Australien! — Er durfte keine Minute verlieren! Aber all' sein vieles heimliches Geld war jetzt unerreichbar in auswärtigen Werthen angelegt, und all' sein Eigenthum sollte er obendrein im Stich lassen? Alles das, um deswillen er fünf Jahre gelebt und gelitten hatte, wie ein Hund? Nimmermehr!

So saß er wieder in seine Gedanken eingesponnen da, als er vor dem Winde durch die aufgeregte See zurücksegelte. Vorwärts, vorwärts ging es; er hätte eigentlich schon längst drüben sein müssen. Doch schien er sich darüber keine Rechenschaft zu geben. Vielleicht, so sann er, kam schon morgen eine Gerichts-Commission, um bei der Boje Hebungsversuche zu machen, und wenn sie nun etwas fänden, dann war er noch nicht fort oder wenigstens nicht weit genug, um nicht noch eingeholt zu werden. Vielleicht hing das Boot, das zu seiner furchtbaren Ueberraschung auf die Riffkante gesunken war, statt in die große Tiefe ringsum, aus der es nie gehoben werden konnte, nun doch noch immer am Riff? Welcher Esel war er gewesen! Fünf Jahre hatte er Zeit gehabt, sich darum zu bekümmern; fast jeden Tag war er bei der Boje gewesen, hatte selbst dann und wann den Gedanken gehabt, das Boot könne am Riff haken geblieben sein, und dennoch hatte er sich nie entschließen können, nachzusehen. —

Doch, was war das?!

„Ding, ding, dong — ding, dong — — dong, dong!" Recht wie ein Sterbeglöckchen klang es mitten aus der See heraus, durch das Brausen der stürzenden Wogen.

Bentsen fuhr auf. Die blutleeren Lippen von den Zähnen zurückgezogen, mit jäh sich weitenden Augen schaute er um sich. Diesseits und jenseits dehnte sich die trüb verschwimmende Küste; statt bei seinem Hause war er wieder weit, weit in See — er war wieder bei der Boje!

Das Boot schoß heran.

Der große, schwarzgetheerte, ballonartige Eisenkörper wiegte wie ein Phantom in der wogenden See auf und nieder, sich tief nach hüben und drüben neigend. Und jedesmal, wenn er sich beugte, schlug einer der schweren eisernen Hämmer gegen die Glockenwand. Hier, in unmittelbarer Nähe, mit furchtbarem Dröhnen anhebend, zog der traurige Ton, fernhin klagendem Unkenruf vergleichbar, über das in seiner Verlassenheit wild geschäftige Meer, bis er im Abendgrauen erstarb.

Immer näher schäumte das Boot an den schwankenden, vom Seewasser angespritzten schwarzen Koloß heran. Bentsen schien jeden Sinn für die große Gefahr verloren zu haben; er stierte nur in das über dem Riff im letzten Tagesschein noch hellschimmernde Wasser, in dem dicke, gelbliche Quallen schwammen. Nun war er hart unter der Bauchung. — Seine Augäpfel quollen vor. — Da — da — da war das Gerippe!

Eine glasgrüne Woge rauschte hoch empor. Im nächsten Moment war das Boot gegen die Boje geschmettert. Der tropfende, schwarze Bauch legte

sich weit über den Bord, und während die losgerissenen Segel das Glockengerüst umflatterten, sank er und drückte mit seiner ganzen Schwere das kleine Fahrzeug tief unter die See.

Und dumpf dröhnend hallten die Glockenschläge fort. —

In letzter Secunde, von Wasserströmen übergossen, hatte Bentsen instinctmäßig nach dem eisernen Stativ gegriffen, und während das mit Steinballast beschwerte Boot zur Tiefe ging, schwang er sich mit Aufbietung seiner ganzen Kraft auf die Boje hinauf.

Da stand er nun, bis auf die Knochen durchnäßt, zähneklappernd, im eisigen Winde, auf dem tanzenden, wiegenden Eisenkörper; in steter Furcht, daß die schweren Hämmer seine Beine treffen, daß seine Finger das Anklammern nicht allzulange aushalten möchten.

Ringsum nur heulende, düstere See, und unmittelbar vor sich der den Kopf durchdröhnende, Mark und Bein erschütternde Glockenton.

Nun überwog die Liebe zum Leben jedes andere Gefühl.

In verzweifelter Todesangst, obwohl er wissen mußte, kein Sterblicher könne ihn hören, schrie er gellend in den brausenden Wind hinein. Er ließ sein Taschentuch flattern, trotzdem kein Boot sich in der Nähe zeigte, sondern nur in entlegener Weite, im letzten unter der finsteren Wolkenbank verschwimmenden Abendroth das Segel einer einsamen Yacht und der Rauch eines seewärts verschwindenden Dampfers.

Ein kalter Spritzer nach dem andern jagte über die Boje. — Der Wind kam von Land, daher konnte nur ein beschränkter Seegang aufkommen; hätte es von draußen geweht, wäre Bentsen längst von den Brechern heruntergespült worden.

Aber auch so wurde es der physischen und moralischen Marter übermäßig viel. Zusammengekauert sank er am Stativ hin, schon unfähig, sich mit den klammen Fingern irgendwie fest zu binden.

Vor seine Augen zogen sich Schleier. Wirr und doch bis in jede Einzelheit ging sein Gehirn der Unthat nach, während der Glockenton es wie die Posaune des jüngsten Gerichtes durchschütterte.

Es war zu viel! Er fühlte es durch das Dröhnen und seine wilden Phantasien hindurch: sterben, nur das nicht länger!

Aber noch war das Maß seines Leidens nicht voll. Eine Vision, schrecklicher als alles Vorangegangene, zermarterte ihn.

Ein Knochenarm erhob sich über der schwarzen Rundung; dann ein zweiter. Fleischlose Fingerglieder krallten sich in das Eisenblech und zogen langsam etwas nach. Ein nackter, eingedrückter Schädel tauchte auf. — Barmherziger Gott, es war kein Zweifel, ein Skelett kroch da langsam empor! — Jetzt war es oben, und Zoll für Zoll, auf allen Vieren, ohne von den Glockenhämmern berührt zu werden, bewegte es sich auf ihn zu. Es war ein großes, starkes Skelett. Zwischen den leeren Rippen heraus troff das Salzwasser. Nun hatte es ihn erreicht. Dicht, dicht an sein Gesicht drängten die grinsenden Züge sich heran. Die langen Skelettfinger streckten sich nach ihm aus; sie legten sich kalt und hart um seine Kehle, sie mit eisernem Griffe

fester und fester zusammenpressend. Da wollte er schreien, — doch er konnte nicht! Er wollte sich ins Wasser flüchten, doch die wahnwitzige Angst lähmte ihm alle Glieder. Röchelnd fiel er in sich zusammen, wobei er über den Rand rollte. Ein wenig hemmte der Fuß des Stativs noch den Körper, ein Ruck mehr — und dieser mußte in die See stürzen.

Und unablässig dröhnte die Glocke über dem Besinnungslosen.

Der alte Amtmann hatte an seinem Thurmfenster gesessen und über die See geschaut. Welches Ende würde die Angelegenheit nehmen, die jede Fiber seines inneren Menschen erregte? Bentsen würde gestehen! Wie und wann, blieb freilich abzuwarten. Auf das Finden des Bootes setzte er gar keine Hoffnung. Das hatte er bei den herrschenden Grund- und Stromverhältnissen von vorneherein als unmöglich erkannt; wenngleich das Aussprechen dieser Möglichkeit und der bestimmten Absicht des Versuches ein nothwendiges Glied der juristischen Taktik gewesen war. Scharf spähte er über das Meer, als ob er dort bestimmt irgend etwas zu sehen erwartete.

Landwärts lastete eine dunkelblaue Wolkenbank; über dieser war es roth, und darüber im hellen Grünblau zwischen violetten Strichwolken stand der Viertelmond. Gegen See zu düsterte es bleigrau. Allmählich legte sich größere Unsichtigkeit über die Bucht, und die Farbenpracht verschwand. Doch ein Pünktchen, das auf die Glockenboje zustrebte, war den scharfen Augen des Amtmannes nicht entgangen. Er nahm sein Glas und verfolgte das Pünktchen angestrengt. So wurde es dämmerig um ihn; er aber stand noch immer mit dem Glas vor Augen und wechselte eine erlahmende Hand mit der anderen. Dann aber wurde er ganz aufgeregt, seine Hände zitterten, sein Athem ging kurz und laut.

Hastig schraubte er mit einem Mal sein Doppelglas zusammen, warf es hin, zog sich einen dicken Ueberrock an, nahm Mütze und Handschuhe, und ging eilig die gewundene, direct ins Freie mündende Steintreppe des Thurmes hinab. Dann schritt er über den Hof, zu dem Gefängniß, in dessen Erdgeschoß Hölk eine Amtswohnung inne hatte.

Er öffnete die Thür der Stube, aus der ihm der dichte Qualm eines nicht unbehaglichen, wenn auch nicht feinen Tabaks entgegenwogte.

„Ist Hölk da?"

„Hier, Herr Amtmann!" rief der Gewünschte militärisch und erschien in Hemdsärmeln, in der einen Hand seine lange Pfeife, in der anderen seine Feierabend-Lectüre, die neueste Nummer des Kreisblattes. Frau Hölk, auch eine ganz behäbige Dame, stand mit zusammengetütertem Strickzeug und devot lächelnder Hausfrauenmiene hinter dem Gatten.

„Schließen Sie mir 'mal Nummer sieben auf, Hölk."

„Jawoll — einen Augenblick, Herr Amtmann."

„Nein — kommen Sie man so mit, es hat Eile."

Hölk ließ den Dienstrock liegen, nahm die schnell von seiner Frau entzündete Laterne, holte den schweren Schlüsselbund von der Wand und ging sperrbeinig nach dem oberen Corridor voran.

Der Gefangene, der sich nach reichlichem Abendbrot bereits auf seiner Pritsche langgestreckt hatte, war beim Schloßrasseln aufgesprungen und machte ein nicht wenig verbaastes Gesicht, als er den Amtmann und den hemdsärmeligen Hölk mit einer hochgehaltenen Laterne vor sich sah.

„N' Abend, Jan. Sag' 'mal, ist Dein Boot wohl klar?"

„Ich glaub' woll, Herr Amtmann. Meine Frau wird Alles in der Reihe gehalten haben."

„Dann zieh' Dich flink an; aber flink!"

Jan gehorchte mit so viel Hurtigkeit, als Temperament und Verwirrung ihm irgend gestatteten.

Hölk stand mit wichtigen Augenbrauen, doch wegen seiner Ahnungslosigkeit offenen Mundes da, und bemühte sich als Scheinwerfer Jan's Zusammensuchen der Kleidungsstücke zu unterstützen.

„Nun komm!"

Alle Drei verließen die Zelle.

„Leuchten Sie einen Moment, Hölk, dann können Sie wieder zuschließen und hinunter gehen."

Der Amtmann eilte voran. Jan, des Staunens voll, blieb ihm tapfer auf den Fersen.

„Was hatte denn das zu bedeuten?" fragte Frau Hölk ihren Gatten.

„Nix!" erwiderte dieser in polizeilicher Discretion und Grobheit, worauf er sich wieder qualmend hinters Kreisblatt setzte, aber darüber hinaus starrte, zweifellos von schweren Combinationen bewegt.

Mittlerweile war der Amtmann bei Jan's Haus angelangt. Jan schaute sich sehnsüchtig nach den hellen Fenstern um; doch der alte Herr schritt direct zum Strande, wo das Boot verankert lag.

„Hol' es heran!"

Jan krempelte die Hosen über die Knie zurück und watete ohne Weiteres mit seinen mageren, aber muskulösen, haarigen Beinen in das kalte Wasser hinein.

Als er es klar gemacht und heran geschoben hatte, schwang sich der alte Herr nach Ablauf des kurzen Brandungsschwalles vom Sande aus gewandt hinein. Dann nahm er die Ruderpinne, während Jan die Segel los machte und vorholte.

Mit keiner Silbe wurde ihm gesagt, wohin es gehen sollte; er fragte auch nicht darnach, sondern setzte sich hin, der Dinge harrend, die geschehen würden.

Nur einmal unterbrach der Amtmann das Schweigen, indem er, auf die Segel weisend, deren zahllose Flicken zwar jetzt nicht erkennbar waren, bemerkte: „Das sind sie wohl?"

„Ja, Herr Amtmann."

Und nach einer Weile hieß es noch: „Ich glaube, wir werden Dich wieder nach Hause schicken können, Jan."

Jan's Herz hüpfte vor Freude. Nur der Gedanke, es sei dann auch mit dem schönen Essen vorbei, warf einen Schatten auf die lächelnde Freiheit.

Warum aber der Amtmann nun erst eine Segelpartie mit ihm machte? Und das so spät! Wollte er sehen, ob die Segel noch etwas taugten? — Oder gar —? Aber zu dieser Zeit? — Was sollte da wohl los sein?"

So segelten sie weiter, eine Stunde und länger. —

„Ding, ding, dong — ding, dong — — dong, dong!" klang es endlich an Backbord voraus aus der See.

„Heff ick't ni dacht?" sagte sich Jan.

Schwer und groß wiegte die Boje vor ihnen. Nahe zu Luward strich das Boot an ihr vorüber.

Mit einem Male sprang Jan wie elektrisirt auf.

„Herr des Lebens — Lebens," rief er, den Finger ausstreckend, „da hängt 'n Mensch an der Boje!"

Der alte Herr nickte bloß.

„Wir woll'n über Stag gehen, Jan."

Die Wendung geschah.

„Gei Fock- und Großsegel auf. So! — Nun bind' Dir ein Ende um den Leib und belege es hier achtern. Mit 'n doppelten Steek. — Nimm die Bucht außen 'rum, und sieh', daß sie klar bleibt. — Schön! Nun leg' noch flink 'n Stropp um den Fockmast und faß mit der rechten Hand durch. — Ja, natürlich, Du stellst Dich dabei aufs Dollbord! — Wenn wir vorbei scheeren, legst Du Dich so weit über, als Du irgend kannst, und greifst den Kerl mit der linken Hand. Er wird schon mitkommen; er liegt ganz lose. — Laß ihn nicht los, bloß wenn er zu fest hakt, läßt Du den Stropp gleich schießen und gehst über Bord. Aber rechtzeitig, damit das Boot nicht Zug unter die Boje kriegt. — Verstanden?"

„Ja, Herr Amtmann."

„Na, denn man zu! — Paß auf!" —

Der alte Richter verstand's noch. Geschickt und mit Glück gesteuert, glitt das Boot gerade in dem Moment hart in Lee an der Boje vorbei, als sie sich eben wieder diesseits gesenkt hatte. Jan's Augen und Muskeln versagten nicht. Ein weites Hinüberbeugen, ein fester Griff im entscheidenden Moment, ein kurzer Widerstand, und schwer plumpte der Mann von der Boje herunter in die See; aber Jan hielt, über Bord liegend, ihn eisern fest. Und als das Boot von der Boje frei war, sprang der Amtmann mit hinzu, und mit vereinten Kräften hoben beide den erstarrten Körper über das Dollbord.

Dann setzte der alte Herr sich wieder ans Steuer und ließ die Segel vorschooten.

Als er sich aber seinen Rock ausziehen wollte, um ihn über den Bewußtlosen zu decken, litt Jan dies nicht.

„Nee, nee, Herr Amtmann, das geht nicht an. Da können Sie sich ja auf den Tod erkälten!"

Und rasch zog er sein eigenes zerrissenes, aber dickes Jacket herunter und breitete es über den ausgestreckten Körper. „Ich bin das gewohnt, ich kann das aushalten, Herr Amtmann!" rief er eifrig.

Der alte Herr erhob keinen Einwand. Jan war in der That ein Mensch, der weder durch Kälte noch durch Hitze klein zu kriegen war.

Das Glockenklagen verlor sich immer mehr in der Ferne.

Jan hatte Bentsen bald erkannt. Wie in aller Welt war der nur auf die Boje gekommen? Diese und Bentsen erschienen ja rein immer zusammengehext zu sein. Und wie hatte der Amtmann das nur wissen können? Sein Kopf war voller Verwunderung; doch fragen that er auch jetzt ebenso wenig wie der Amtmann redete.

Sie mußten kreuzen; daher dauerte es über zwei Stunden, bis sie Jan's Haus wieder erreichten. Endlich schurrte das Boot auf den Sand.

„Hol' Deine Frau!"

Jan lief und kam gleich mit seiner eilig bekleideten besseren Hälfte zurück.

Auf ihr froh erstauntes: „O, Jan!" hatte er nur gefragt: „Sind die Gören gut zu Wege?"

„Ja, sie schlafen schon."

„Schön! Wir haben Einen aus dem Wasser geholt, der Amtmann und ich; sollst ihn flink mit herein tragen!"

„Ja, wat —?" Doch dann war sie verstummt und ohne Weiteres in ihre Holzpantoffeln gefahren.

Alle Drei trugen den schweren, steifen Körper Bentsen's ins Haus, entkleideten ihn und legten ihn in das einzige Bett; es war noch warm von Frau Klünder und ihren beiden Jüngsten, die, ohne daß eines erwachte, in die Ecke auf das Dielenstrohlager zwischen die fünf älteren Geschwister, Jungens und Deerns, gesteckt wurden. Einem wimmelnden Neste weißer Mäuse glich dieses, aus dem unter zerlöcherten Pferdedecken ein Durcheinander von Weißköpfen, Aermchen, Beinchen oder sonst etwas hervorschimmerte.

„Habt Ihr Schnaps im Haus, Jan?"

„Nee, Herr Amtmann."

„Feuer ist im Herd, Kaffee haben wir auch noch. Soll ich 'was kochen?" meinte Frau Klünder praktisch.

„Ja, und recht heiß! — Kann die Aelt'ste all' zum Doctor laufen, Klünderschen?" Der Amtmann zeigte mit dem Daumen auf das tiefathmende Mäusenest.

„Natürlich, Herr Amtmann!" — Sie griff entschlossen zwischen die Weißköpfe, worauf, die Augen reibend, das achtjährige Fieken sich verträumt aufrichtete. Die Mutter flüsterte ihm etwas ins Ohr. Schnell war das Kind auf den nackten Sohlen; dann ging es, nicht ohne verstohlene, neugierige Umschau, hast Du nicht gesehen, in das rothe Röckchen und das zerrissene Kleid hinein, so daß der wuselige, kleine Zopf wie ein Strohseilchen am Hinterkopfe flog; und darauf mit einem Wollfetzen über und barfuß in die dunkle, kalte Nacht hinaus.

Jan's und des Amtmannes volle Muskelkraft ward derweilen durch anhaltendes Reiben in Anspruch genommen, in Folge dessen das Blut des starren Körpers allgemach wieder in Umlauf gerieth.

Der eingeflößte heiße Kaffee wirkte obendrein. Die Lider Bentsen's hoben sich, glitten zu und öffneten sich abermals. Die Augäpfel begannen zu rollen.

Da zog der Amtmann sich hinter das Kopfende des Bettes zurück, indem er Jan ein Zeichen gab.

„Wo bün ick?"

„Bei mir — bei Jan Klünder."

Bentsen richtete sich etwas auf.

„Wo bin ich denn hergekommen?"

„Wir haben Sie 'runter geholt, Herr Bentsen — von der Glockenboje."

Bentsen zuckte, fiel zurück und drehte sich gegen die Wand.

So lag er lange da; nur zuweilen stöhnte er schmerzlich.

Dann kam Fieken mit dem Doctor.

Der Amtmann sprach leise mit diesem, wobei er sich noch immer in der rückwärtigen Ecke hielt.

Der Arzt fühlte Bentsen den Puls und horchte Herz und Lunge aus.

Er schüttelte beruhigend den klugen Kopf. „Nur sehr erregt und erschöpft nach ein paar Stunden ist er wieder frisch," meinte er, zum Amtmann tretend.

„Ich dachte es mir; ich wollte bloß gern Sicherheit haben."

„Selbstverständlich! Jetzt aber ist kaum —"

„Nein, bitte, gehen Sie nur ruhig wieder in Ihre Gesellschaft. Ich danke Ihnen bestens."

Die beiden Herren verabschiedeten sich freundschaftlichst von einander.

Auch das fixe Fieken war wieder in ihr Nest geschlüpft; sie hockte aber noch darin. Wißbegierig glänzten ihr Näschen und ihre hellen Augen über die alte, gelbe Decke.

Der Amtmann steckte ihr ein Stück Zucker zwischen die blanken Zähne, drückte sacht ihren Kopf hinunter und flüsterte wohlwollend entschieden: „Nu aber slapen!"

Worauf nur noch das Strohseilchen sichtbar war.

Der Flammenschein vom rußigen Herde spielte warm über die rothen Ziegel des Fußbodens. Auf Bentsen schienen Ruhe und Wärme besänftigend zu wirken; er wurde stiller und stiller, um schließlich fest einzuschlafen.

Der Amtsrichter ließ seiner Frau sagen, sie möge nicht auf ihn warten und sich nicht ängstigen. Dann schickte er Frau Klünder zur Ruhe. Sie legte sich auf trockene Netze neben die Kinder.

Jan wollte das Feuer in Brand halten; that es auch lange, worüber er endlich aber einnickte und gleich für Viere schlief.

Nur der alte Herr blieb wach. Er saß fast die ganze Nacht hindurch auf einem Strohschemel am Herde, kaum sich rührend; nur warf er gelegentlich eine Sode Torf ins Feuer. Draußen fegte der Westwind.

Als der Morgen graute, erwachte Bentsen. Er ließ den Blick an dem Deckenbalken auf- und abgehen, seufzte, stützte sich langsam auf einen Ellbogen und starrte nach dem Herdfeuer, ohne den Amtmann zu gewahren.

Darauf stöhnte er wieder, setzte sich auf und schlug beide Hände vors Gesicht. Nach einer Weile streckte er plötzlich ein Bein aus dem Bett und schob sich mit einem Ruck vor, als ob er fliehen wolle.

Da erhob sich die schwarz umrissene, hohe Gestalt des Richters vom röthlich schwankenden Hintergrund und trat zum Bette.

Seine Erscheinung wirkte geradezu entsetzenerregend auf Bentsen. Auch die Dämmerung ließ es sichtbar werden, wie die wiedergewonnene Lebensfarbe einer verzerrenden Leichenblässe gewichen war. Tonlos, gelähmt glotzte er zu dem Manne an seinem Bette empor. Der Amtsrichter beugte sich zu ihm.

„Bentsen," sagte er mit seiner ruhigen, tiefen Stimme, „ich bin kein Gespenst; ich bin der Amtmann selbst. Ich bin das Werkzeug des Himmels gewesen, um Sie der Gerechtigkeit zu überliefern. Bentsen, Sie haben dem Tode eben ins Gesicht gesehen; unser Herrgott wollte Ihnen noch Gelegenheit geben, die Strafe hinzunehmen, zu bereuen und sich zu bessern. Gott der Allmächtige hat hier gesprochen, Bentsen! — Und nun fordere ich Sie auf: August Bentsen, machen Sie Ihr Gewissen leicht, daß Sie künftig ruhig die Glockenboje da draußen hören können, im Bewußtsein, Ihre That gesühnt und sich Gott übergeben zu haben, von dem in der Bibel steht: ‚Und wäre Eure Schuld auch roth wie Blut, ich will sie weiß waschen wie Schnee,' spricht der Herr. — Amen!"

Mit Bentsen war eine eigenthümliche Veränderung vorgegangen. Der Paroxysmus der Furcht war verschwunden. Er bebte am ganzen Leibe, dabei aber strömten die Thränen über seine Backen.

Er griff nach der Hand des Richters.

„Herr Amtmann, ich sehe, daß man vor unserem Herrgott nicht wegkommen kann. Herr Amtmann — — ich bin ein Mörder!"

„Ich habe das gewußt, Bentsen," sagte der alte Herr erschüttert. „Nun nehmen Sie Ihr Kreuz auf sich wie ein Christ." Darauf wandte er sich zu Jan Klünder, der erwacht und mit weit aufgerissenen Augen Zeuge des Geständnisses geworden war.

„Jan, geh' 'mal zu Hölk; er soll kommen und den Mann abholen."

Das jüngste Ketzergericht über die moderne Philosophie.

Von

Friedrich Paulsen.

[Nachdruck untersagt.]

Es gibt eine doppelte Art, geschichtliche Dinge zu betrachten und zu beurtheilen, die dogmatische und die historische. Jene legt an Gedanken und Einrichtungen den Maßstab des absolut Gültigen und beurtheilt sie darnach als wahr oder falsch, gut oder schlecht; diese sucht sie aus den Bedingungen der Zeit zu verstehen und beurtheilt ihren Werth zunächst aus dem, was sie für ihre Zeit waren.

Die dogmatische Behandlung ist herkömmlich in der theologischen Welt. Den Formen des religiösen Glaubens und Handelns ist es eigen, daß sie sich selbst als absolut setzen und alle abweichenden als verderbliche Irrthümer bekämpfen. Es entspricht der natürlichen Neigung des Menschen, das Eigene wahr und gut, das Fremde absurd und widerwärtig zu finden. Aus der Theologie ist diese Behandlungsweise in die Philosophie übergegangen. Noch im vorigen Jahrhundert ist in der Geschichte der Philosophie die rein dogmatische Betrachtung und Behandlung der philosophischen Systeme herrschend.

Mit der Entwicklung des historischen Sinnes im 19. Jahrhundert hat sich hier eine Wandlung vollzogen. Wir haben aufgehört, mit den Kirchenvätern oder noch den Reformatoren in der griechischen Religion schlechthin verwerfliche Formen heidnischer Abgötterei zu sehen; wir meinen zu erkennen, daß die homerischen Götter und die Schöpfungen des Phidias nothwendige Formen sind, in denen dem griechischen Geist zuerst das Göttliche aufging; wir haben uns damit zugleich zu einer Schätzung ihres relativen Wahrheitsgehalts, zu freier Empfindung ihrer eigenthümlichen Schönheit erhoben, so daß ihre Austilgung aus der Geschichte der Menschheit uns als ein Verlust erschiene. Ebenso ist auch in der Auffassung philosophischer und wissenschaftlicher Systeme an die Stelle der dogmatischen Beurtheilung das Bestreben nach geschichtlichem Verständniß getreten. Die großen Systeme, die als herrschende Denkformen sich durchgesetzt haben, Aristoteles, Thomas, Spinoza, Locke, Kant, sie sind uns nothwendige Schöpfungen des Menschengeistes; er

mußte, so meinen wir zu erkennen, in solcher religiöser und politischer Lebensumgebung, bei solchem Stande der wissenschaftlichen Erkenntniß solche letzten Gedanken über die Natur und den Sinn aller Dinge hervorbringen. Diese innere Nothwendigkeit erkennen heißt jene Systeme geschichtlich verstehen. Und damit ist zugleich die Möglichkeit ihrer geschichtlichen Entwicklung gegeben. Es wäre thörichte Anmaßung, sie vom Standpunkt des eigenen Denkens, des Denkens der Gegenwart aus als Formen des nichtigen Irrthums zu richten und zu verwerfen. Es war Hegel, der zuerst in großem Stil die historische Denkweise in der Geschichte der Philosophie durchführte, freilich nicht ohne sie seinem System dienstbar zu machen: die Nothwendigkeit jedes der großen Systeme sollte nun nicht bloß eine historische, sondern zugleich eine logische sein: jedes ein logisch nothwendiger Schritt in der Richtung auf die absolute Wahrheit, wie sie nunmehr in dem System des absoluten Idealismus erschienen sei.

In der wissenschaftlichen Welt hat diese Behandlungsweise der Geschichte der Gedanken sich durchgesetzt. Sie fordert nicht, daß auf eine Beurtheilung der philosophischen Systeme durch die Prädikate wahr und unwahr überhaupt verzichtet wird; man kann die geschichtliche Nothwendigkeit eines Systems verstehen und zugleich einsehen, warum dieses Gedankensystem in der Gegenwart, bei verändertem Stand des Wissens und Empfindens, nicht mehr möglich ist. Sie fordert nur die Bescheidung, daß auch das eigene System nicht die absolute Wahrheit sei, sondern ein Product historischer Bedingungen, die sich auch in Zukunft ändern werden. Freilich, es fehlt uns die Erkenntniß der Zukunft, und so stellt sich uns das eigene Denken in gewisser Weise nothwendig als ein letztes und unbedingtes dar; wir vermögen seines geschichtlich bedingten und damit seines vergänglichen Charakters nicht in concreto inne zu werden. Aber in abstracto wissen wir, daß auch unser Denken in der Zeit steht und aus der Zeit stammt, und darin haben wir die subjective Voraussetzung für die historische Würdigung auch der früheren Systeme.

Ausgeschlossen hat sich von dieser Wandlung die katholische Kirche. Sie hat aus der Hinwendung zur historischen Denkweise im 19. Jahrhundert großen Gewinn gezogen, aber sie hat sie nicht mitgemacht, sie ist bei der dogmatischen Denkweise stehen geblieben. Und das liegt in ihrem Wesen; sie ist gewiß, die absolute Wahrheit zu haben, außer ihrer Lehre ist keine Wahrheit und Seligkeit. Da es keine doppelte Wahrheit, eine wissenschaftliche und eine religiöse, gibt (die Kirche hat diese Auskunft immer abgelehnt), so kann es auch nur eine wahre Philosophie geben, das ist die von der Kirche approbirte. Und diese gebilligte, empfohlene und demnach allein wahre Philosophie ist die Philosophie des heiligen Thomas, wie mit wachsender Entschiedenheit die beiden letzten Päpste erklärt haben. Die Durchführung des päpstlichen Absolutismus in der Kirchenlehre zieht die vollständige Bindung auch der Philosophie und des philosophischen Unterrichts nach sich.

Von hier aus ist nun auch die Behandlung der Geschichte der Philosophie von katholischer Seite bestimmt. Eine geschichtliche Entwicklung gibt es für sie höchstens bis zur Erreichung des Ziels in der wahren Philosophie, eben

der des heiligen Thomas. Von da ab gibt es im Grunde nur Aneignung und Ausbildung, mit Polemik und Apologetik, aber keine Umbildung in den Principien. Neue Grundformen des Denkens, wie sie besonders seit der Reformation in der protestantischen Welt aufkamen, sind alle nur mehr oder minder schwere Formen des Irrthums. Materialismus, Naturalismus, Pantheismus, Nominalismus, Sensualismus, Empirismus, Agnosticismus, Kriticismus, Scepticismus, Nihilismus, das sind die geläufigen Formen, in denen die Darstellungen der Geschichte der Philosophie von katholischer Seite die modernen Systeme abthun. Der rasche Wandel der Systeme, besonders im 19. Jahrhundert, wird als der empirische Beweis ihrer Unwahrheit mit Nachdruck betont, ungefähr nach dem Wort:

Jeder dieser Lumpenhunde
Wird vom Andern abgethan.

Und die Thomistische Philosophie erscheint daneben im Glorienschein der philosophia perennis.

Man hatte sich gewöhnt, über solche Dinge ohne viel Aufregung hinwegzugehen; sie schienen, wenn auch nicht zur besten der Welten, so doch zum katholischen System zu gehören, das man als eine Welt für sich, außerhalb der wissenschaftlichen Welt gelegen, zu betrachten gewöhnt war. Eine jüngst erschienene Darstellung der Geschichte des philosophischen Denkens scheint mir den Vertretern der modernen Philosophie in gewissem Maße die Pflicht aufzuerlegen, aus dieser Zurückhaltung herauszutreten: das ist die Geschichte des Idealismus von dem bekannten Philosophen und Pädagogen O. Willmann in Prag. Sie kann nicht mit Stillschweigen übergangen werden, ja sie scheint mir, als ein Zeichen der Zeit, selbst der Aufmerksamkeit weiterer Kreise werth[1]).

Ich gestehe, daß ich nicht ohne schmerzliche Enttäuschung das Werk aus der Hand gelegt habe. Ich hatte, nach der preisenden Darstellung der scholastischen Philosophie im zweiten Band, von dem dritten nicht eine volle und freie Würdigung der modernen Philosophie erwartet; aber eine Darstellung, wie sie nun vorliegt, hatte ich doch nicht für möglich gehalten. Ich bin nicht empfindlich, wenn man die Neuzeit nicht als den Gipfelpunkt der Menschheit und die moderne Philosophie nicht als die Vollendung der Weisheit preisen will. Aber daß ein Mann von der Stellung und Bedeutung Willmann's sich dazu herabläßt, Männer wie Kant und Spinoza als unredliche Sophisten zu behandeln, das ist eine peinliche Ueberraschung. Wenn ein Parteischribent, der zur Geschichte nichts mitbringt, als das Parteiprogramm und die gute Gesinnung, ein Pamphlet statt einer Geschichte schreibt, so ist das nicht verwunderlich; aber wenn ein unabhängiger Mann, dem es auch an Kenntniß und Geist nicht fehlt, zu solcher Behandlung, ich sollte sagen Mißhandlung ernsthafter und redlicher Denker herabsinkt, dann ist es allerdings

[1]) O. Willmann, Professor an der deutschen Universität in Prag, „Geschichte des Idealismus". I. Geschichte des antiken Idealismus. II. Der Idealismus der Kirchenväter und der Realismus der Scholastiker. III. Der Idealismus der Neuzeit. Braunschweig, Vieweg. 1894—1897.

ein Anzeichen einer unheilvollen Gewalt, die eine in ihrem Ursprung vielleicht nicht ganz unberechtigte Reactionsbewegung über die Gemüther gewonnen hat.

Zuerst ein Wort über das allgemeine Schema der Entwicklung, das der Darstellung Willmann's zu Grunde liegt. Im ersten Bande wird die Entstehung des echten Idealismus in der platonisch-aristotelischen Philosophie dargestellt; im zweiten seine Entwicklung und Vollendung durch das christliche Alterthum und das Mittelalter verfolgt; der dritte handelt in der ersten Hälfte von der Entartung der Philosophie seit der Reformation; der durch die „Glaubensneuerung" entbundene Geist des Subjectivismus und Autonomismus zerstörte die idealen Principien, auf denen Glaube und Lebensordnungen des Mittelalters sicher ruhten, und brachte einen „unechten" Idealismus hervor, der in Kant gipfelte und zur Revolution führte. Seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts mühte sich die Philosophie auch auf protestantischem Boden ab, die objectiven idealen Principien wieder zu gewinnen, aber es blieben unvollkommene, im Wesentlichen vergebliche Versuche. Erst durch die Erneuerung des Thomismus auf katholischer Seite, wie sie seit etwas über einem halben Jahrhundert sich vollzogen hat, ist eine feste Grundlage für die Philosophie wieder gewonnen.

Ich hätte es verstehen können, wenn Willmann gesagt hätte: die Neuzeit beginne mit dem (freilich längst vorbereiteten) Verlust der festen Position, die der Idealismus in der Philosophie des Thomas besessen habe; das 18. Jahrhundert bezeichne den Tiefstand der idealistischen Denkrichtung; durch das Uebergewicht, das seit dem 17. Jahrhundert die Naturwissenschaften im modernen Denken erreicht hätten, sei der Geist seiner selbst ungewiß geworden; er sei aber, seit Kant, im Begriff, sich wieder zu gewinnen. Und von seinem Standpunkt aus hätte W. hinzufügen mögen: die letzte Gewähr hierfür liege in der Erneuerung der aristotelisch-scholastischen Philosophie; die Aufgabe der Philosophie sei nun die, die Principien der idealistischen Philosophie durch die Breite der ins Unermeßliche gewachsenen Wirklichkeit durchzuführen. Und die geschichtliche Betrachtung hätte zeigen mögen, wie die subjectivistische Richtung in der modernen Philosophie als das geschichtlich nothwendige Ergebniß des Zusammentreffens der kräftigen Entwicklung des wissenschaftlichen Geistes und der Schwäche oder Entartung der objectiven Mächte des geschichtlichen Lebens entstanden sei. Sie hätte dann für Männer wie Spinoza, Hume, Rousseau, Kant, im Ganzen ein ablehnendes Urtheil, aber daneben auch Worte der Anerkennung haben können, daß sie, Jeder auf seine Weise, eine ideelle Welt auf eigene Hand zu erbauen den Muth gehabt hätten.

Eine solche Darstellung hätte ich verstehen und ertragen können, wenn ich sie mir auch nicht ohne Rest anzueignen im Stande gewesen wäre. Statt dessen nichts als Hohn und Schelten, als Anklagen und Verwerfungsurtheile, das ist wirklich betrübend.

Ich liebe es nicht, durch hie und da ausgerauste Sätze ein Buch zu charakterisiren, es kann dies ein höchst unredliches Verfahren sein. Wenn ich dennoch im Folgenden einige charakteristische Stellen hersetze, so glaube ich nicht,

daß man mir den Vorwurf der Unbilligkeit machen kann; sie drücken lediglich den Geist aus, der durch das ganze Buch geht. Die erste volle Schale seines Zornes gießt Willmann, nachdem Descartes und Leibniz noch ziemlich glimpflich davon gekommen sind, über Spinoza aus. „Spinoza ist ein Mann, dessen Glauben und Hoffen Schiffbruch gelitten hat, der aber zu unwahrhaftig ist, um sich dies zu gestehen, vielmehr Alles aufbietet, um seine Verarmung als den echten Reichthum, seine Zerrissenheit als den wahren Frieden zu preisen. Sophist durch und durch, macht er alle seine Philosophien nur zum Mittel für diesen Zweck; Autonomist seinem ganzen Sein nach, verbrämt er seine Anmaßungen durch Phrasen über die menschliche Schwäche, die Hoheit der Wissenschaft, die Majestät des Naturgesetzes, der Kern aber ist der Autonomismus" (287). „In seiner Lehre ist Alles Mache, erzwungen, auf den Schein angelegt, unsolid; allerorts aufgerafften Ansichten wird durch den Schnürleib der geometrischen Methode einige Façon gegeben; unverdaute Reminiscenzen aus durchblätterten Büchern dienen als Aufputz" (284). „Als verschlagenen Fälscher lernen wir ihn gleich am Eingang seines Labyrinths kennen: der fromme Gedanke des ontologischen Beweises: Gottes Wesen schließt sein Dasein ein, erhält hier die Wendung: Gottes Wesenheit erzeugt sein Dasein, ist dessen Realgrund" (293). Dem heiligen Augustin hat der „jüdische Atheist den Ausdruck sub specie aeternitatis gestohlen" (290). Daß er sein Werk Ethica zu benennen wagt, ist eine „jüdische Grimasse". Der nur dürftig verhüllte Kern des tractatus theol. pol. (der übrigens wiederholt als tr. ethico-polit. citirt wird) ist „die Ausrottung der Religion durch die von radicalen Aufklärern gegängelte Staatsgewalt" (288). „Der Vater der biblischen Kritik ist aber auch der Vater des jüdischen Radicalismus, der im 17. Jahrhundert seine Geierflügel noch nicht ausbreiten konnte, wohl aber in der der Revolution entgegentreibenden Zeit entfaltete und der heute an der europäischen Gesellschaft frißt, als wäre sie schon ein Aas" (285).

Der Fanatismus des Hasses, der aus diesen Stellen spricht, erreicht in einer seltsamen Bemerkung über Spinoza's Persönlichkeit seinen Höhepunkt: „Spinoza's Biographen versichern uns in aufdringlicher Weise, daß sein Privatleben tadellos gewesen sei, wobei sie das richtige Gefühl leiten mag, daß wir bei seiner Verbrechermoral auch ein schändliches Leben erwarten dürfen. Es mag sein, daß er nicht gelebt hat, wie er lehrt; aber darin zeigt sich sein Gegensatz zum Weisen: dieser lebt, was er lehrt, seine Tugend ist der Reflex seiner Wahrheitserkenntniß" (311).

Nicht wahr, es ist wirklich nichtswürdig von diesem Juden und Atheisten, daß er nicht auch neben der Begriffsfälschung Wechselfälschung und ähnliche Dinge getrieben hat: wie hat er dadurch seinen wahrheitsliebenden Anklägern das Geschäft erschwert! Aber wahrscheinlich hat er es auch bloß aus niederträchtiger Bosheit gegen diese edlen Männer unterlassen, und so hat seine Tugend, welche ja, wie er selbst definirt, nichts ist als die Fähigkeit, seinen Vortheil wahrzunehmen (potentia suum utile quaerendi), kein Verdienst. Und schließlich, wer weiß? „Es mag sein, daß er nicht gelebt hatte, wie er lehrte", aber vielleicht hat er die Sache schlau zu verbergen gewußt; „bei seiner Verbrechermoral dürfen wir auch ein schändliches Leben erwarten".

Ich meine, eine derartige Mißhandlung des Andenkens eines Mannes, der nichts Schlechtes begangen hat, nichts als daß er sich über Gott, Welt und Leben selbständig seine Gedanken bildete, eines Mannes, der nichts von der Welt und den Menschen begehrte, als daß sie in diesem seinem Lebenswerk ihn nicht hinderten, der ohne alle Absichten auf Gewinn und Ehre vor den Menschen auf seine Weise Gott und der Wahrheit diente, sie verdiente und rechtfertigte jedes harte Scheltwort. Wir aber gedenken des Spinozistischen Wortes: im Unterschiede von denen, die die Affecte und Handlungen der Menschen zu verdammen oder zu verlachen liebten, habe er sich vorgesetzt, sie zu betrachten, als wenn es sich um mathematische Figuren oder physikalische Probleme handelte, d. h. sie in ihrer nothwendigen Bedingtheit zu verstehen. Die Ursache jenes Hasses wird nicht schwer zu erkennen sein: wer sich entschlossen hat, für sich auf das Recht des freien Denkens, d. h. auf das Urrecht des Geistes, sich im Denken allein durch Gründe der Vernunft bestimmen zu lassen, verzichtet hat, der wird dann geneigt sein, bei Andern das freie Denken als verwerflichen Hochmuth zu verdammen. Und er wird den freien Denker hassen, weil er ihn als bedrohlich für seine Sicherheit, ja sein bloßes Dasein als Vorwurf empfindet.

Oder wird Willmann sich nicht zu denen rechnen lassen wollen, die auch mit dem Verstande den Gehorsam leisten? Wird er sagen: mich hat allein die eigene Vernunft, nicht äußere Autorität so denken gelehrt? Aber würde er dann überall den „Autonomismus" der Vernunft als die eigentliche Wurzel des Uebels in der Philosophie verwerfen? Würde er dann nicht vielmehr Jedem rathen und zumuthen, nur getrost seiner Vernunft zu folgen, als welche ihn von selbst zu dem rechten Ziel führen werde?

Ich will nicht bei der ähnlichen Behandlung verweilen, die Locke, der unwissende Gelegenheitsphilosoph für gentlemen, Berkeley, der stolze anglikanische Bischof, der sich eine irische Diöcese angemaßt, Hume, der flache Räsonneur und Atheist, „dessen Scepsis den Würmern gleicht, welche sich in todten Körpern entwickeln", Rousseau, der platte Naturalist und verlorene Sophist, dessen Charakterlosigkeit sein Charakter und die Consequenz seines Autonomismus war, bei unserm Autor erfahren. Bloß auf seine Behandlung Kant's möchte ich noch mit einem Wort eingehen.

Kant gehört natürlich auch, mit den Engländern, zu den „unechten" Idealisten. „Die Subjectivirung des Idealen durch Kant's Autonomismus" lautet die Capitelüberschrift. Der Nerv seines Philosophirens ist der Autonomismus; Kant ist eine „historische Größe geworden, weil er dem die Zeit erfüllenden Autonomismus eine speculative Gestalt gab, welche die Wortführer desselben freudig überraschte" (391). Rousseau ist sein eigentlicher Führer, „hinter Kant's Pedantismus verbirgt sich eine flammende Begeisterung für die Ideen der Zeit", wie sie auch in seinen Sympathien für die französische Revolution zur Erscheinung kommt. Es ist das Subject, das, wie durch Luther in der Religion, so durch Kant in der Speculation zum absoluten Maß der Dinge gemacht wird; der Sophist Protagoras ist der Ahnherr dieser Lehre. Die Kritik der freien Vernunft hat die objective Ontologie in eine subjective

Kategorienlehre verwandelt, „der Weltbestand ist ins Subject aufgehoben und auf der Höhe seines Triumphs das Subject selbst in Erscheinung aufgelöst" (438). Und die Dialektik hat die Ideen von Gott, Kosmos und Seele, „deren Beseitigung dem Kantischen Autonomismus nun einmal die große Angelegenheit war", glücklich abgethan (461). Selbstverständlich ist in seiner Moral derselbe Subjectivismus und Autonomismus herrschend. Er pocht freilich auf die absolute Herrschaft des objectiven Vernunftgebots, die er den Neigungen gegenüber begründet habe. Aber wohlweislich wählt er nur die sinnlichen Neigungen zum Angriffsobject, „die selbstischen kann er nicht befehden, ohne den Ast abzusägen, auf dem er sitzt. Die Neigungen der Hoffart, der Unbotmäßigkeit, der Ueberhebung sind die Triebfedern seiner Moral; die Selbstherrlichkeit, die er lehrt, ein Schwelgen im eigenen Ich, zu dessen Trabanten sogar Gesetz und Pflicht herabgewürdigt werden, was der Eudämonismus nicht gewagt hatte" (483). Auf diesem Grund will er dann scheinbar die Religion wieder rehabilitiren; den noch nicht hinlänglich im Denken Vorgeschrittenen werden „die Postulate als Bettelgroschen, und noch dazu falschen Gepräges, hingeworfen. Dies ist es, was den Kantischen Atheismus so viel widerwärtiger macht, als es etwa der unverlarvte Hume'sche ist. Die Skepsis beseitigt den Gottesbegriff und läßt ihn auf sich beruhen, die Vernunftkritik eradicirt ihn vollständig, aber beschwört ihn als Gespenst wieder herauf und treibt mit ihrem Gottmachen eine frevelhaftere Theurgie, als die des Heidenthums" (495). Und bald darauf wird Fichte's „redliche Natur" der „Kantischen Doppelzüngigkeit" und Spinoza's „Unlauterkeit" gegenübergestellt (540).

Das Schlußtableau: das Fehlen der Weisheit und der Selbstbescheidung ist Kant's Grundschaden; „ein maßloser Unabhängigkeitsdrang leitet seine Schritte, ihm nachgebend wird der Freigeist zum unfreien Geist, zum Mundstück des Zeitgeistes, zum Spielball der erregten Wogen, die den Kataraкten der Revolution zueilen, ein Prädicant des Umsturzes von Glaube, Sitte und Wissenschaft. Bei ihm waltet nicht der Geist der Wissenschaft, ihm wird die Philosophie zur Magd jener Vernunftgöttin, die Robespierre zu veneriren befahl" (528). Freilich nur für sehr scharfsichtige Geister ist dies erkennbar, denn der Umsturzmann hat seine Bestrebungen vorsichtig verhüllt: „seine Darstellungsweise ist trocken und pedantisch, durch analogische Ausdrucksweise und künstliche Systematik verdunkelt, eine täuschende Hülle für die excessiven und grundstürzenden Gedanken, welche den Nerv seiner Philosophie bilden. Ansichten, denen die Form des Aphorismus, des Pamphlets, der Satire, der revolutionären Streitschrift besser anstünde, werden hier schulmäßig steif und behaglich breit vorgetragen; die skeptischen Stacheln und kritischen Dolche nehmen die Gestalt von verschnörkelten Figuren an; das gellende Nein, der orgiastische Ruf zur Selbstanbetung sind in ein langathmiges Musikstück mit altmodischen Trillern und Cadenzen auseinander gezogen; es ist die Revolution mit Puder und Perrücke, die uns hier entgegentritt" (406). Die blutigen Revolutionäre jenseits des Rheins aber erkannten den verwandten Geist: „im November 1795 verkündete der Moniteur, daß Kant an der Spitze der geistigen Entwickelung Deutschlands stehe" (394).

Ich habe diese Stellen hierhergesetzt, damit der Leser ihre Herkunft kennt, wenn er sie demnächst von der Tribüne des deutschen Reichstages wieder hört. Denn ich zweifle nicht daran, daß Willmann's Werk bald zum auserlesenen Rüstzeug der ultramontanen Beredsamkeit in allen politischen Körperschaften des Deutschen Reichs gehören wird: ein unabhängiger Mann, ein Professor an einer deutschen Universität, ein Gelehrter von Ansehen, das wird ja ein tauglicher Zeuge sein gegen die moderne Philosophie. Hier ist endlich einwandfrei dargethan, was die Redner des Reichstages längst behauptet haben: daß alle Uebel unseres öffentlichen Lebens, alle Revolutionsgelüste, alle demokratischen und anarchistischen Umtriebe direct aus der schlechten Philosophie kommen. Die Kantische Philosophie, die durch allerlei Blendwerk und Scheinmanöver (500) bisher über ihren wahren Charakter getäuscht hat, die ist hier durchschaut und entlarvt. Ja wohl, „ein grelles Schlaglicht fällt von hier aus auf die Ursachen der socialen Decompositionen des protestantischen Deutschlands" (492); vielleicht trifft es doch auch das Auge eines erleuchteten Staatsmannes, der, noch eben zur rechten Zeit, diese furchtbare Aussaat des Unglaubens und der Revolution ausjätet. Es ist hoch an der Zeit, gegen den Umsturz einzuschreiten, und gerade gegen den Umsturz, der unter der Maske des tiefen und schwerfälligen Denkens sich einschleicht. Wöllner, der viel Verleumdete, erkannte die Gefahr, und Friedrich Wilhelm II., der Beschützer christlicher Wahrheit und Sitte auf dem preußischen Thron, war entschlossen, ihr zu wehren. Leider war sein Regiment von kurzer Dauer, und in der Folge haben Leichtsinn und Blindheit der Regierenden das Uebel wuchern lassen; wurde doch die Kantische Philosophie wohl gar als eine Schutzwehr gegen Materialismus und Unglauben angesehen. Aber jetzt gibt es keine Entschuldigung mehr: Kant ist als der eigentliche Verwüster der ideellen Principien, als der schleichende Prophet des Unglaubens und des Umsturzes Jedem, der sehen will, vor Augen gestellt. — Ich meine, nicht die Ehre Kant's ist es, die hierbei leidet, sondern die Ehre dessen, der sich so an ihm vergeht. Ich bin nicht blind gegen Kant's Fehler, so wenig ich gegen die Fehler Spinoza's blind bin. Aber zwei Dinge kann ihm, und auch Spinoza, Niemand, der sehen will und kann, absprechen. Das erste ist vollkommene Redlichkeit; wenn er irrt, so geschieht das nicht, weil er nicht ernstlich die Wahrheit sucht. Er sieht nicht nach vorgefaßten Meinungen, er schielt nicht nach anerkannten Dogmen, nicht nach Anschauungen, die da oder dort gefallen möchten, sondern, das Auge unverrückt auf die Sache gerichtet, sucht er Gedanken zu bilden, die der Vernunft als nothwendige sich darstellen. Das zweite ist die entschiedene Richtung seines Denkens auf die Begründung einer idealistischen Metaphysik; trans physicam ist das Streben seiner Philosophie von den ersten Anfängen seines selbständigen Denkens bis zu den letzten Schriften der kritischen Periode. Die kritische Philosophie ist eigentlich nichts anderes als die Zurüstung zu einem neuen System des objectiven Idealismus, die von ihm lange gesuchte und endlich gefundene „neue Methode" der Metaphysik. Die demonstrative Metaphysik der Leibniz-Wolfischen Schule scheint ihm keine sichere Grundlage der ideellen Welt gegen den anwachsenden Naturalismus

zu sein, er sucht und findet eine neue Substruction ihrer Gewißheit einerseits in erkenntnißtheoretischen Erwägungen, durch die der phänomenale Charakter der Natur dargethan wird, andererseits in der moralischen Gewißheit, womit der gute Wille sich selbst bejaht und sein Gesetz als die wahre Weltordnung, als den Willen Gottes setzt; die „Moraltheologie" tritt an die Stelle der Physikotheologie.

In meinem vor Kurzem erschienenen Buch über Kant (Frommann's Philosophische Classiker, Bd. VII) habe ich gerade diese Seite hervorgehoben. Vielleicht entschließt sich Willmann doch einmal, dieser Darstellung so viel Beachtung zu schenken, daß er seine Ansicht, die Kant zu den Sophisten, Skeptikern und Atheisten stellt, einer Prüfung unterzieht. Ich bilde mir ein, unwidersprechlich gezeigt zu haben, daß Kant mit seiner ganzen Weltanschauung nicht mit Hume, sondern mit Leibniz und Plato aufs engste zusammengehört; Kantius Platonizans hätte ich meine Darstellung überschreiben können. Er hat von Hume bedeutsame Anregungen empfangen, aber nur, um auf eine bessere Sicherung der idealen Principien gegen dessen „Skepticismus" Bedacht zu nehmen; er ist so wenig Zerstörer der idealen Principien, daß sein ganzes Denken darauf gerichtet ist, einerseits die Möglichkeit objectiver aprioriischer Erkenntniß gegen den Skepticismus, andererseits die Unzulänglichkeit einer bloß physikalischen Weltansicht gegen den Materialismus darzuthun. Man kann der Ansicht sein, daß ihm sein Vorhaben nicht gelungen ist, aber über die Absicht kann füglich kein Zweifel sein. —

Ich füge noch ein paar allgemeine Bemerkungen hinzu. Willmann erhebt gegen Kant und überhaupt gegen die Philosophen des 17. und 18. Jahrhunderts den Vorwurf, daß es ihnen an historischem Sinn fehle. Mit Recht, es fehlt ihnen sowohl an Pietät als an geschichtlichem Verständniß für die Vergangenheit; die dogmatische Denkweise ist bei ihnen herrschend. Aber hat Willmann ein Recht, diesen Vorwurf zu erheben? hat er Pietät gegen die Vergangenheit? Oder gehören die Jahrhunderte, die zwischen der Reformation und der Revolution liegen, nicht auch zur geschichtlichen Vergangenheit? Haben sie nicht auch ihren Beitrag zur intellectuellen und sittlichen Bildung der europäischen Völker geliefert? Ist das Zeitalter der Aufklärung, das Willmann mit allen Scheltworten belegt, nicht in mancher Hinsicht ein sehr fruchtbares Zeitalter für unsere Kultur gewesen, sowohl in dem, was es beseitigt hat, man denke an den Dämonen- und Hexenglauben, als in dem, was es begründet hat, ich erinnere an das, was es für den allgemeinen Volksunterricht gethan hat?

Und hat der ein Recht, die unhistorische Denkweise jener Zeit zu schelten, dessen Urteil von historischer Würdigung so völlig entblößt ist, wie das des Verfassers dieses Buchs? Wäre Willmann nicht in seiner dogmatischen Auffassung so vollständig gebunden gewesen, so hätte er doch wohl sich gedrungen gefühlt, nach den Ursachen der von ihm so viel beklagten Entartung der Philosophie in der Neuzeit, ihres Abfalls von den „idealen Principien" zu fragen. Freilich, er behauptet, die scholastische Philosophie sei im Grunde immer am Leben gewesen, er zählt Dominicaner und Jesuiten aus dem 17. Jahrhundert auf, er nennt Benedictiner und Minoriten aus dem 18. Jahrhundert:

L. Badenstuber, den Begründer der philosophia Salisburgensis. Herculan Oberrauch, Caspar Lechleitner und andere. Ich denke, diese Namen selbst — wer hätte sie denn vorher gehört? — sind der schlagendste Beweis dafür, daß der Thomismus wirklich todt war. Warum war er todt? Nicht aus innerer Lebensunfähigkeit, versichert uns Willmann (II, 553), sondern nur, weil man ihn nicht hören und verstehen wollte. Aber warum wollte denn niemand von ihm hören und wissen? War es allein die Tücke des Menschenherzens, die alle Welt jenen großen Sophisten des „unechten" Idealismus nachlaufen ließ? Ich denke, ein wenig historischer Sinn hätte ausgereicht, den Historiker des Idealismus erkennen zu lassen, was der scholastischen Philosophie und der sie schützenden Kirchenlehre die Wirkungskraft nahm: es war das Mißtrauen der in der Wissenschaft zum selbständigen Denken und Forschen erwachten Vernunft gegen die durch die Autoritäten gebundene Philosophie. Die Kirchenlehre hatte sich allzu eng mit der aristotelisch-scholastischen Philosophie liirt, um die innere Freiheit zu haben, die wissenschaftliche Forschung, als sie die Fesseln der Ueberlieferung zu sprengen begann, gewähren zu lassen. Ueberall traten die Autoritäten dem zu neuen Anschauungen vordringenden Verstande entgegen, in der Kosmologie und Physik nicht minder, als in der philologisch-historischen Kritik. Mit der Verurtheilung der neuen Kosmologie in Galilei sprach die Kirche sich selbst und ihrem Beruf, die wissenschaftlich-philosophische Forschung zu leiten, das Urtheil. Willmann hält es für angemessen, über diese Thatsache mit Stillschweigen hinwegzugehen, wie denn Galilei überhaupt beinahe nur erwähnt wird, um ihn wegen der Ablehnung der aristotelischen Formen zu tadeln, wogegen Copernicus und Kepler gegen den Vorwurf „neologischer Gesinnung" in Schutz genommen und die Vorbildung ihrer Gedanken in der älteren Philosophie ausführlich nachgewiesen wird.

Ebenso fehlt jeder Versuch, aus dem Entwicklungsgang der Physik die Verachtung verständlich zu machen, in welche im 17. und 18. Jahrhundert die substantiellen Formen und Entitäten, die inneren Qualitäten und verborgenen Kräfte fielen. Diese Begriffe der scholastischen Philosophie mögen einen besseren Sinn haben, als ihre Verächter wissen, dennoch bleibt die Empfindung der Physiker jener Zeit ganz berechtigt, daß man erst weiter gekommen sei, seitdem man in der Physik ihrer sich entledigt und der mathematisch-mechanistischen Betrachtung sich zugewendet habe. Und der Haß, womit man jene Begriffe wegwarf, wird wieder verständlich aus der Thatsache, daß die scholastische Philosophie, im Alleinbesitz der Universitäten, unter dem Schutz geistlicher und weltlicher Autoritäten, die neuen Gedanken überall aussperrte und verfolgte. Von dieser Thatsache erfährt man aus dem Buche von Willmann überhaupt so gut wie gar nichts, und doch ist allein aus ihr die Stimmung, unter der die moderne Philosophie erwachsen ist, verständlich: sie ist aufgekommen als Oppositionsphilosophie, ausgeschlossen von den öffentlichen Anstalten, gescholten und verfolgt von den Inhabern der approbirten Philosophie und Wissenschaft. Wohin man sieht, in katholischen und protestantischen Ländern, ist die Verfolgung der neuen Gedanken an der Tagesordnung; nicht bloß so schroffe Denker wie Bruno, Hobbes, Spinoza, sondern auch so conciliante, wie Des-

cartes, Leibniz, Locke sind als ungläubige Irrlehrer verfolgt worden. Man lese die Geschichte des Cartesianismus von Fr. Bouillier; überall, in den Niederlanden, in Frankreich, in Deutschland, Denunciationen, Verurtheilungen, Aussperrungen von jüngeren Gelehrten, die in den Geruch der „neologischen" Denkweise gekommen sind. So ist allmählich das Maaß von Haß und Verachtung angesammelt worden, dessen sich die scholastische Philosophie, d. h. die bis ins 18. Jahrhundert hinein die Schulen beherrschende Philosophie erfreute. Erst nachdem ihre Herrschaft zerstört worden war, ist der Haß gewichen und eine billigere Beurtheilung möglich geworden. Diese Entthronung der aristotelisch-scholastischen Philosophie hat sich zuerst im protestantischen Deutschland vollzogen, es geschah mit dem Aufkommen der neuen, mit der neuen Philosophie und Wissenschaft ausgesöhnten Universitäten Halle und Göttingen; in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts folgten auch die katholischen Länder Deutschlands, Oesterreich und Bayern, mit der Modernisirung ihrer Universitäten und Schulen, worüber man in meiner Geschichte des gelehrten Unterrichts einen ausführlichen Bericht findet. In dem katholischen Frankreich dagegen hat die Revolution die durch Festhalten am Alten in allgemeine Verachtung gefallenen Universitäten mitsammt ihrer Philosophie zerstört. Der Umschwung in der Schätzung der griechischen, besonders auch der Aristotelischen Philosophie in der gelehrten Welt ist wesentlich von der protestantischen Philosophie und Wissenschaft ausgegangen; die speculative Philosophie, repräsentirt durch Hegel, und die historische Richtung, repräsentirt durch Schleiermacher, begegneten sich in der erneuten Hochschätzung des Plato und Aristoteles. Dann folgten Trendelenburg, Bonitz und andere und machten Berlin lange Zeit zum Mittelpunkt der aristotelischen Studien.

Ich denke demnach, daß es nicht nothwendig gewesen wäre, den Abfall von dem aristotelisch-scholastischen Idealismus als eine Folge der „Glaubensneuerung", wie Willmann die Reformation nennt, hinzustellen, wobei ich denn gar nicht bestreiten will, im Gegentheil dankbar anerkenne, daß die Reformation, wie der Freiheit des Gewissens, so auch der libertas philosophandi, durch Auflösung der Herrschaft der Schulphilosophie, zuerst der inneren, sodann auch der äußeren, die Bahn gebrochen hat. Aber der objective Idealismus, der gedeiht so gut auf protestantischem, als auf katholischem Boden, wie er denn auch auf heidnisch-griechischem Boden gediehen ist. —

Zum Schluß ein Wort über die behauptete Unfähigkeit der protestantisch-modernen Philosophie, zu gesunden Principien in der Socialphilosophie zu gelangen, womit denn die von Willmann behauptete „sociale Decomposition des protestantischen Deutschlands" (492) zusammenhängen wird. Ihr Grund ist nach ihm der „Autonomismus"; die Philosophie der Stirner und Bakunin ist nur die letzte Consequenz. „Der Autonomismus, wie er sich durch den Kanal der Hegel'schen Philosophie in die Generation der dreißiger und vierziger Jahre ergoß, nahm bei kräftigeren Naturen die Gestalt des Anarchismus an. — — Es wäre unbillig, Hegel (von dem jene ausgingen) zum Urheber solcher Gesinnungen zu machen; sie sind vielmehr das letzte Glied einer langen Kette, in der Kant, Rousseau und die ‚Männer der Befreiung' vor ihnen ihre

Stelle haben. Eine Kette ist das Werk seiner Vorgänger auch in dem Sinne, daß es im vollsten Gegensatz zu dem Reden von Befreiung die Geister unter das Joch blinder Leidenschaften zwang, der Ueberhebung, der Hoffart, der Selbstvergötterung" (580).

Ich denke, der bloße Hinweis auf Spanien und die spanische Welt, wo der Katholicismus Gelegenheit gehabt hat, seine Fähigkeit zum Aufbau der Gesellschaft und des Staats, unbeirrt durch die „Glaubensneuerer," zu beweisen, sollte genügen, um den Ankläger schamroth verstummen zu machen. Und sollte ihm das classische Land des Absolutismus, der Pfaffenherrschaft und der chronischen Revolution nicht genügen, so blicke er auf die beiden andern katholischen Länder, auf Italien und Frankreich, die ebenfalls ihrer in langer Herrschaft des Absolutismus und des Pfaffenthums erworbenen politischen Unfähigkeit bisher nicht haben ledig werden können; die klubbistischen Verschwörungen und Aufstände sind nichts als die ins Demokratische übersetzten Hofcabalen und Palastintriguen des ancien régime. Man muß wirklich beide Augen vor der Wahrheit verschließen, um den Muth zu haben, angesichts dieser Thatsachen von der socialen Decomposition des protestantischen Deutschlands zu reden. Wenn irgend eine Generalisirung aus der Geschichte der letzten Jahrhunderte mit Sicherheit gezogen werden kann, so ist es die, daß die protestantisch-germanischen Völker, England, Deutschland, die Niederlande, der Norden, seit der Ueberwindung der Nachwirkungen der großen religiösen Erschütterung im 17. Jahrhundert, sich einer gewissen Stetigkeit der Entwicklung erfreut haben, während die katholischen und romanischen Völker aus einem maßlosen Absolutismus in einen Zustand des Revolutionarismus gefallen sind, der sie zwischen Anarchismus und Tyrannis hin- und herwirft. Die Republiken Nord- und Südamerika's zeigen uns dasselbe Bild in vergrößertem Stil.

Man wird doch annehmen dürfen, daß die Sache auch mit der geistig-religiösen Verfassung der beiden Gruppen zusammenhängt. Die Gesundheit des socialen Körpers beruht auf dem rechten Gleichgewicht von Freiheit des Individuums und socialer Bindung. Daß die protestantischen Völker bisher glücklicher darin gewesen, dies Gleichgewicht zu erreichen, als die katholischen, scheint mir außer allem Zweifel zu stehen. In der katholischen Welt, wie sie sich seit der Ausscheidung des bisher in ihr enthaltenen Gegensatzes zur Zeit der Reformation und Gegenreformation gestaltet hat, ist die sociale Bindung durch die geistliche und weltliche Gewalt so einseitig betont, mit so harter Gewalt durchgesetzt worden, daß darüber die Fähigkeit zum vernünftigen Gebrauch der Freiheit ihnen verloren gegangen ist. Die protestantischen Völker haben, trotz der Vereinigung der weltlichen und geistlichen Gewalt in einer Hand, und trotz der gleichen Entwicklung des staatlichen Absolutismus bei manchen unter ihnen, dennoch in der Verinnerlichung des religiösen Lebens, in der Betonung des persönlichen Moments im Glauben und in der Schärfung der persönlichen Verantwortlichkeit im sittlichen Leben, günstigere Bedingungen gehabt, sich zu Mündigkeit und männlicher Sicherheit zu entwickeln. Gilt das Wort: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, auch von den geschicht-

lichen Lebensformen, so haben die Principien des Protestantismus durchaus keine Ursache, den Vergleich mit denen des Katholicismus zu scheuen. Es darf ja doch wohl gesagt werden, daß sich das Kräfteverhältniß der protestantischen zur katholischen Welt von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr zu Gunsten des Protestantismus verschoben hat. War über die Ueberlegenheit der Kultur der protestantischen Völker schon im 18. Jahrhundert so wenig ein Zweifel möglich, daß es der Katholicismus selbst im Zeitalter der Aufklärung überall durch Nachfolge anerkannte, so ist im 19. Jahrhundert die Verschiebung in den Bevölkerungsmassen und am Antheil an der Besiedelung der Erde zu Gunsten des Protestantismus nicht minder gewiß. Das Wiederaufleben der katholischen Bewegung am Ende des 19. Jahrhunderts kann darüber nicht täuschen; das unfehlbare Papstthum mag noch einmal den Traum der Weltherrschaft träumen, die Welt wird den Weg über Canossa nicht gehen, ebenso wenig als sich die Gedanken der abendländischen Völkerwelt wieder in das thomistische System werden einsperren lassen. —

Ich bin nicht als protestantischer oder nationaler Chauvinist bekannt. Ich bin bereit, alles Gute und Wahre und Tüchtige anzuerkennen; ich habe harte Worte genug darüber hören müssen, daß ich über die mittelalterliche Philosophie und Bildung, oder über die Jesuiten und ihre Moral und Pädagogik allzu günstig urtheile und über den Protestantismus und Humanismus allzu wenig Gutes sage. Ich habe gar nichts dagegen, wenn Jemand den heiligen Thomas preist; die großen Gedanken der griechischen Philosophie sind in ihm, und sie sind ohne Zweifel auch durch das Christenthum nach mehr als einer Seite hin vertieft und geklärt. Aber ich kann mich nicht davon überzeugen, daß die Anerkennung und geschichtliche Würdigung des Thomas die Verwerfung der ganzen modernen Philosophie fordert; ich habe zu viel historischen Sinn, um zu denken, daß ganze Jahrhunderte von dem Geist der Wahrheit beinahe ganz sollten verlassen gewesen sein. Willmann weiß von dem historischen Geist des 19. Jahrhunderts viel Rühmliches zu sagen, auf Kosten des rationalistischen Geistes der Aufklärung, aber sein Buch ist durchaus nicht in historischem Sinn gedacht und geschrieben, vielmehr aus dem engherzig dogmatischen Geist des extra ecclesiam nulla salus nec veritas. Selbst da, wo er anerkennt, wie bei der speculativen Philosophie, der historischen Rechtsschule, der philosophiegeschichtlichen Forschung des 19. Jahrhunderts, ist das letzte Wort immer: daß den löblichen Bestrebungen zur Vollendung freilich immer ein Wesentliches fehle, nämlich — nun eben die Principien der wahren Philosophie des heiligen Thomas; die Spuren des verderblichen Nominalismus und Autonomismus bleiben immer sichtbar. Freilich, wem mit dem universalia ante rem, in re und post rem alle Fragen der Erkenntnißtheorie und Metaphysik gelöst sind, wie sollte der nicht dogmatisch denken? Wem das Verhältniß von Vernunft und Glaube durch die „monumentalen Worte" einer Encyclica Pius' IX. bestimmt sind: „Obgleich der Glaube über der Vernunft ist, so kann doch niemals zwischen ihnen ein wirklicher Zwiespalt stattfinden, da sie beide von Gott abstammen und sich so unterstützen, daß die rechte Vernunft die Wahrheit des Glaubens beweist,

schützt und vertheidigt, der Glaube hingegen die Vernunft von allen Zweifeln befreit und mit der Erkenntniß der göttlichen Dinge wunderbar erhellt, bestätigt und vollendet" (879), wer in solchen Worten, die in der Form eines Semirationalismus doch nur die völlige Gefangenschaft der Vernunft unter der den Glauben definirenden Autorität aussprechen, die Gewähr der Lösung aller Schwierigkeiten hat, wie sollte der nicht dogmatisch denken und urtheilen?

Willmann führt die „schönen Worte" Jacob Grimm's an, der „unbeirrt durch den Lutherglauben, von der verschrobenen und tendenziösen Meinung von der Barbarei des Mittelalters" sich losgesagt habe: „Mir widersteht die hoffärtige Ansicht, das Leben ganzer Jahrhunderte sei durchdrungen gewesen von dumpfer, unerfreuender Barbarei; schon der liebreichen Güte Gottes wäre dies entgegen, der allen Zeiten seine Sonne leuchten ließ und den Menschen, wie er sie ausgerüstet hatte mit Gaben des Leibes und der Seele, Bewußtsein einer höheren Lenkung eingoß; in alle auch die verschrieensten Zeitalter wird ein Segen von Glück und Heil gefallen sein."

Sollte die Weisheit dieses milden, menschlichen, wirklich geschichtlichen Sinnes nicht auch der Welt des Protestantismus und der Zeit der Aufklärung zu Gute kommen? Ich denke, Jacob Grimm würde sich nicht auf die Seite dessen gestellt haben, der für diese nur Verachtung hat. Und ob Aristoteles und Plato ihren Platz lieber an der Seite des heiligen Thomas und seiner Schüler, als an der Kant's und Spinoza's genommen hätten, scheint mir ebenfalls zum mindesten sehr zweifelhaft. Zum „Autonomismus," diesem Schreckgespenst unseres Historikers, würden sie sich ja wohl ohne Rückhalt bekannt haben. Oder sollte genauere Nachforschung auch bei ihnen schon Neigungen für die Unterstellung der Vernunft unter die päpstliche Unfehlbarkeit entdecken lassen?

Athen zur Zeit seiner höchsten Blüthe[1]).

Von
Georg Busolt.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Athens Großmachtstellung zur Zeit seiner Blüthe beruhte auf der Marine. Keine andere griechische Stadt verfügte über eine Flotte, die sich an Zahl und Schnelligkeit der Schiffe, an Uebung der Mannschaft und Manövrirfähigkeit mit der athenischen messen konnte. Athen besaß 300 seedienstfähige Kriegsschiffe; die zweitgrößte Seemacht, Korkyra, bloß 120, und diese waren in veralteter Weise ausgerüstet, ihre Bemannung verstand nichts von der neuen, durch die Athener ausgebildeten Taktik des Seekampfes. Aehnlich stand es mit den kleineren Marinen der übrigen, von Athen unabhängigen Seestädte. Die athenische Flotte beherrschte daher unbestritten die See.

Dieses maritime Uebergewicht hatte den Athenern zunächst die Führung eines Seebundes verschafft, der sich nach der Abwehr der von Xerxes unternommenen Invasion Griechenlands zur Fortsetzung des Nationalkrieges und zur Befreiung der den Persern noch unterworfenen Griechenstädte gebildet hatte. Allmählich war aus dem Bunde ein von Athen beherrschtes Reich hervorgegangen, das nahezu 200 Insel- und Küstenstädte des ägäischen Meeres umfaßte. Die ursprünglich autonomen Bundesstädte waren mit wenigen Ausnahmen den Athenern unterthan und steuerpflichtig geworden. Sie mußten ihnen ferner im Kriegsfalle Landtruppen stellen. Nur die wenigen autonomen Städte befanden sich im Besitze von Kriegsschiffen und ließen, wie bei der Begründung des Bundes, ihre Geschwader zur athenischen Flotte stoßen.

Im Frühjahre, zur Zeit des großen, mit dramatischen Aufführungen verbundenen Stadtfestes des Dionysos, sah man in Athen die zahlreichen Ab-

[1]) Im dreizehnten Jahrgange dieser Zeitschrift (1886, Bd. XLIX, S. 265—283) ist im Anschlusse an die damals erschienenen Darstellungen Ranke's und Duncker's ein Aufsatz von G. Egelhaaf über „Perikles" veröffentlicht worden. Der vorliegende Aufsatz berührt sich theilweise mit dem Egelhaaf's, aber in den letzten zehn Jahren ist die Forschung rastlos fortgeschritten, und unsere Kenntniß hat sich durch Inschriften und die Aristotelische Schrift „Vom Staate der Athener" erheblich bereichert.

gesandten der Städte, welche die Tribute überbrachten. Auch sonst herrschte zwischen den Städten und der Reichshauptstadt ein reger Verkehr, theils politischer, theils commercieller Art. Ordentliche und außerordentliche Beamte der Athener begaben sich alljährlich nach den Städten, um deren communale Verwaltung zu beaufsichtigen oder neu zu ordnen. Unzuverlässige Städte mußten sich auch Besatzungen gefallen lassen. Ueberall begünstigten die Athener die Demokraten, die mit der Demokratie der Reichshauptstadt durch die Gemeinsamkeit der politischen Grundsätze und Parteiinteressen verbunden waren und darum die reichstreue Partei bildeten, während die Oligarchen Träger particularistischer Bestrebungen waren, mit der oligarchischen Opposition in Athen Fühlung unterhielten und gelegentlich in Sparta hochverrätherische Beziehungen anknüpften.

Die Athener griffen aber nicht bloß in die Stadtverwaltung ein, sondern beschränkten auch die Gerichtsbarkeit der Städte. Alle Processe, welche die Besteuerung und andere Bundesangelegenheiten betrafen, ferner alle schweren Strafsachen wurden von den atheniſchen Volksgerichten entschieden. In Bezug auf diesen Gerichtszwang bemerkt der geistvolle Verfasser der unter Xenophons Namen überlieferten Schrift vom Staate der Athener: „Es scheint das Volk der Athener auch darin übel berathen zu sein, daß es die Bündner zwingt, ihrer Processe wegen hierher nach Athen zu schiffen. Die Athener rechnen dagegen aus, welche Vortheile sie dabei haben. Erstlich wird aus den Gerichtsgebühren die Besoldung der Richter bestritten, dann können die Athener ruhig zu Hause sitzen und von hier aus die Städte regieren, indem sie bei den Processen die Gegner verurtheilen, den Anhängern der Volkspartei durchhelfen."

Aber der Gerichtszwang und die Eingriffe in die communale Verwaltung wurden in den Städten als ein lästiger Druck empfunden, so daß eine starke Unzufriedenheit immer weitere Kreise ergriff, obwohl man sich in Folge der Sicherheit des Seeverkehrs und des Schutzes nach außen hin eines materiellen Aufschwunges erfreute. Die Athener täuschten sich nicht über die Mißstimmung der Bündner, die nur auf eine günstige Gelegenheit zum Abfalle warteten. Sie versuchten weder deren Wohlwollen zu gewinnen, noch bei ihnen ein Gemeininteresse für das Reich wachzurufen. Die Marine sollte sie zum Gehorsam zwingen. Perikles stimmte grundsätzlich mit Kleon darin überein, daß man auf ihre Gesinnung sich nicht verlassen dürfe und sie fest in der Hand halten müsse. Unter keinen Umständen sollte Athen die Reichsherrschaft aufgeben, denn in ihr wurzelte nach der Meinung des Perikles die Stärke seiner Vaterstadt. Wesentlich aus den Tributen der Städte wurden die Unterhaltungskosten der Marine bestritten. Auch ein großer Theil der Rudermannschaften setzte sich aus angeworbenen Bürgern der Seestädte des Reiches zusammen. Athen zählte damals kaum mehr als 40 000 Bürger, und doch ließ es Flotten von 100 Kriegsschiffen, die 17 000 Ruderer erforderten, in See stechen. Man war daher auf fremdes Schiffsvolk angewiesen. Der Kern der Rudermannschaften bestand freilich aus atheniſchen Bürgern der untersten Steuerclasse, und Athener waren auch die Capitäne, die Steuermänner und die übrigen mit der Leitung des Schiffes betrauten Personen.

Mit der Entwicklung der Seeherrschaft stand die Ausbildung der entschiedenen Demokratie im engsten Zusammenhange. Der Verfasser der oben erwähnten Schrift vom Staate der Athener, ein höchst scharf blickender Beobachter, sagt trotz seiner oligarchischen Gesinnung: „Es geschieht mit vollem Rechte, daß in Athen das gemeine und arme Volk im Staate mehr zu bedeuten hat, als die Adligen und Reichen, denn das Volk ist es, das die Schiffe rudert und der Stadt ihre Macht verschafft. Die Steuermänner, die Taktangeber der Ruderer, die Bugleute und Schiffsbauer, die sind es, die der Stadt Macht verschaffen, weit mehr als die schwer gerüsteten Fußtruppen und die vornehme Gesellschaft."

Gerade in die Zeit der Umwandlung des Bundes in ein attisches Reich fällt der Sieg der entschiedenen Demokratie. Ihr Führer war Ephialtes, hoch angesehen wegen seiner Rechtlichkeit und Unbestechlichkeit, aber als scharfer Ankläger von den Gegnern gefürchtet und gehaßt. Neben ihm begann seit 463 Perikles im öffentlichen Leben hervorzutreten. Nach Herkunft und Sinnesart eine durch und durch vornehm aristokratische Natur, schloß er sich doch der Demokratie an, zu deren Führern bereits sein Vater gehört hatte.

Während Ephialtes den Angriff gegen den alten Rath vom Areopag, den Hauptstützpunkt und Sammelplatz der conservativen Elemente, durch einen Proceßkrieg einleitete, setzte Perikles einen Antrag durch, der die Besoldung der Volksrichter einführte. In oligarchischen Kreisen meinte man, daß die Maßregel keinen andern Zweck verfolgte, als die Menge aus dem Staatssäckel zu besolden und zu bestechen. Sie hätte die Richter und die Athener überhaupt schlechter gemacht, fortan hätten die ersten Besten sich zum Richteramte gedrängt, die anständigen Leute sich fern gehalten. Allerdings war die Maßregel ein wirksames und nicht ganz unbedenkliches Mittel zur Gewinnung der Volksgunst, sie ergab sich aber auch aus den Grundsätzen der entschiedenen Demokratie. Denn die Besoldung, die sich anfänglich auf einen Obolos (13 Pf.) oder zwei belief, hatte die Bedeutung von Diäten, die für die in den Sitzungen verbrachte Zeit eine Entschädigung und damit allen zum Richteramte befähigten Bürgern die Möglichkeit bieten sollte, an den Volksgerichten theilzunehmen. Sie war eine unerläßliche Vorbedingung der demokratischen Reform, welche die Competenzen und Arbeiten der Geschworengerichte so sehr erweiterte und vermehrte, daß ohne Diäten nur vermögende Bürger zur Ausübung der richterlichen Thätigkeit im Stande gewesen wären. Sobald der Grundsatz zur Geltung gekommen war, daß der Staat für die ihm geleisteten amtlichen Dienste eine Entschädigung gab, konnte es nicht ausbleiben, daß Sold oder Kostgeld in immer weiterem Umfange gezahlt wurde. Obwohl wichtige Aemter, wie die Strategie, unbesoldet blieben, so gab es doch schließlich Hunderte von Beamten und Unterbeamten, die in Attika selbst, in den Colonien und Reichsstädten fungirten und irgendwie besoldet waren oder Sporteln bezogen. Das waren die Aemter, zu denen sich das Volk drängte, während es die unbesoldeten und verantwortungsvollen den Vermögenden überließ. Aristoteles zählt nach einem spaßhaften Ideal des Aristophanes 20000 Athener auf, die aus dem Staatssäckel und auf Kosten der Bündner lebten.

Bedenklichere Folgen hatte die ebenfalls von Perikles veranlaßte Einführung des Theorikon oder Schaugeldes. Es sollte zunächst die ärmern Bürger in den Stand setzen, unabhängig von der Freigebigkeit der Reichen am großen Stadtfeste des Dionysos das Theater zu besuchen. Späterhin zahlte man Theorikon an allen größeren Staatsfesten, so daß es in der Zeit des Demosthenes alle Ueberschüsse der Verwaltung verschlang und zu einem Krebsschaden des Staates geworden war.

Im Jahre 462/1 erfolgte der wohl vorbereitete Hauptschlag der Demokratie. Ephialtes bewog das Volk zur Annahme von Gesetzen, welche die Befugnisse des Areopags auf seine unpolitische Blutgerichtsbarkeit beschränkten. Fortan wurde der demokratische Rath der 500, der aus jährlich wechselnden Vertretern der attischen Communen zusammengesetzt war, zum Centralorgane der Staatsverwaltung. Er berieth und beschloß über alle wichtigen Staatsangelegenheiten, bereitete die Vorlagen an die Volksversammlung vor, beaufsichtigte die Beamten, bestrafte sie bei Amtsvergehen und betheiligte sich unmittelbar an der Verwaltung selbst, namentlich an der Finanzverwaltung. Ferner prüfte er die Qualification der designirten Mitglieder des nachfolgenden Rathes. Es war also in seiner Hand eine anscheinend undemokratische Fülle von administrativen und strafrechtlichen Befugnissen vereinigt. War doch diese Verwaltungsbehörde damals sogar befugt, Todesstrafen zu verhängen. Indessen bei der demokratischen Zersplitterung und Schwächung der Amtsgewalt war ein kräftiges Organ erforderlich, dessen Competenz sich über alle Zweige der Staatsverwaltung erstreckte und sie zusammenhielt.

Neben dem Rathe wurden die Volksgerichte zu einem charakteristischen, nach allen Seiten hin tief eingreifenden Factor des demokratischen Staatslebens. Ihrem Spruche unterlag die Entscheidung über die Decharge aller Beamten, die sich nach Ablauf ihres Amtsjahres einer strengen Rechenschaftsablegung zu unterziehen hatten. Fortwährend steigerte sich ihre Competenz und ihre Belastung mit Rechtsfällen aller Art, so daß sie trotz der Vermehrung der Gerichtshöfe und der Ueberweisung der Bagatellsachen an besondere Richter die außerordentliche Menge von Processen kaum zu bewältigen vermochten. Nicht weniger als 6000 Richter, also ein erheblicher Procentsatz der Bürgerschaft, wurden aus den sich zum Richteramte meldenden Bürgern ausgelost und zu Beginn eines jeden Jahres zu gesetzmäßigem und gerechtem Urtheil vereidigt. Wie sich im gewöhnlichen Laufe der Dinge zur Volksversammlung zum größten Theil Bürger, die in der Stadt wohnten, einzufinden pflegten, so betheiligte sich auch an den Volksgerichten die bäuerliche Bevölkerung in weit geringerem Maße als die städtische. Die zwei, späterhin drei Obolen Diäten boten schon einem Bauer aus näheren Gemeinden keine genügende Entschädigung für einen Gang nach der Stadt, denn sie reichten nur zur Beschaffung einer mäßigen Tageskost aus. Aber für arme Bürger waren sie ein sehr erwünschter, unter Umständen schwer entbehrlicher Zuschuß zum Lebensunterhalt. Außerdem verdiente man diese Tagegelder durch eine Thätigkeit, die keine Mühe machte, Unterhaltungsstoff bot, für ehrenvoll galt und bei der Gunstbuhlerei der Parteien, sowie den Schmeicheleien der Redner auch die Eitelkeit des gewöhnlichen Bürgers in hohem Grade befriedigen konnte. Die breite Masse des

Stadtvolkes drängte sich daher, namentlich im höheren Lebensalter, zum Richteramte, und bei den Gerichtshöfen fanden sich stets mehr Richter ein, als zu ihrer Vollzähligkeit erforderlich waren.

Die Einführung des Richtersoldes bewirkte eine entschiedene Demokratisirung der Gerichte, die Gewährung von Tagegeldern an die Rathsherren und viele andere Beamte ermöglichte auch den minder Bemittelten die Betheiligung an der Staatsverwaltung, die Erweiterung der Befugnisse des Rathes beschränkte die Selbständigkeit und Bedeutung der einzelnen Behörden. Man konnte daher dem kleineren Mittelstande sogar den Zutritt zu hohen Aemtern eröffnen, die bisher durch Wahl erfolgende Designirung zur Theilnahme an der Erlosung eines Amtes abschaffen und bloße Losung für die Besetzung aller ordentlichen Aemter einführen, die nicht unbedingt eine finanzielle, militärische oder irgend eine andere Sachkunde erforderten. An der Wahl der Feldherren und Reichsschatzmeister haben auch die radicalsten Demagogen nie gerüttelt.

Aber diese Demokratie mit ihrem jährlich wechselnden Rathe, ihrem zehnmal im Jahre wechselnden Rathsausschusse, ihrer zum größten Theil durch erloste, zehngliederige Beamtencollegien geleiteten Administration, ihren von der leicht erregbaren und beweglichen Masse erfüllten Volksgerichten und Volksversammlungen konnte bei aller sie damals auszeichnenden Entschlußfähigkeit, Regsamkeit und Energie des Handelns nur dann Großes leisten, wenn sie sich der Führung eines Mannes anvertraute, der mit fester Hand und mit klarem Blick consequent nach seiner Einsicht das Staatsschiff leitete.

II.

Noch in dem Jahre der Verfassungsänderung wurde Ephialtes ermordet. In Folge dessen übernahm Perikles allein die Führung der Demokratie, an deren Spitze er den Staat leitete. In der auswärtigen Politik beherrschte ihn der Gedanke an den seiner Ueberzeugung nach unvermeidlichen Entscheidungskampf mit den Lakedämoniern. Darum beendigte er den Krieg gegen Persien und zeigte sich darauf bedacht, die Defensivkraft Athens zu Lande zu verstärken, die Schlagfertigkeit der Flotte zu heben und die Herrschaft über die Bundesstädte zu befestigen. Zugleich suchte er durch eine friedliche Propaganda Athens Hegemonie in Hellas vorzubereiten.

Die innere Politik des Perikles berührt sich in manchen Zügen mit der Regierung der Peisistratiden. Wie Peisistratos sich die Colonisirung und Beschäftigung der unteren, unbemittelten Classen angelegen sein ließ, so wurden auch unter der Staatsleitung des Perikles zahlreiche Bürgercolonien begründet, die einerseits den Athenern feste Stützpunkte im Bundesgebiete verschaffen, andererseits das bürgerliche Proletariat vermindern sollten, das bei der gewerblichen Concurrenz der Schutzverwandten, der mit Sklaven betriebenen Großindustrie und der Vermehrung der städtischen Bevölkerung in beständigem Wachsen begriffen war. Perikles selbst führte im Jahre 447 eintausend Colonisten nach der Chersonesos, wo bereits zu Beginn der Peisistratiden-Herrschaft der ältere Miltiades attische Bürger angesiedelt hatte. Gleich darauf ergriff er eine Gelegenheit zur Ausführung eines großen Colonialunternehmens außerhalb des Reichsgebietes.

Athens Handelsbeziehungen mit Sicilien und Italien reichten bis weit in das sechste Jahrhundert zurück und hatten immer größere Bedeutung erlangt. Die Erzeugnisse der attischen Industrie, namentlich der Vasenfabrikation, verdrängten die korinthischen vom etruskischen Markte und gewannen Absatzgebiete im Pothale, in Campanien und Sicilien. Athen seinerseits importirte aus Italien und Sicilien Getreide, Käse und andere Nahrungsmittel, dann etruskische Metallwaaren. Als daher die Ueberreste der Sybariten, die sich nach der Zerstörung von Sybaris in ihren kleinen Pflanzstädten am tyrrhenischen Meere behauptet hatten, an die Athener die Aufforderung richteten, an der Neubegründung von Sybaris theilzunehmen, leistete Perikles ohne Zögern derselben Folge. Das Anerbieten war höchst verlockend, denn das alte Stadtgebiet von Sybaris war von sprüchwörtlicher Fruchtbarkeit und erzeugte Getreide im Ueberfluß. Man durfte in Athen auch hoffen, einen Stapelplatz für den Absatz von Waaren in Unteritalien zu gewinnen. Ferner konnte die Wiederherstellung einer der glänzendsten Städte der hellenischen Welt als ein nationales Werk erscheinen, das namentlich in einem großen Theile der Peloponnesos, des Mutterlandes der Sybariten, Beifall finden mußte. Es bot sich also für Perikles ein neuer Anlaß dar, im Sinne einer hellenischen Politik die Peloponnesier zu einem von Athen geleiteten Unternehmen aufzufordern. In der That schlossen sich viele Peloponnesier, besonders Achäer, dem athenischen Colonistenzuge an, der im Frühsommer 445 nach Sybaris abging. Die Colonisten begründeten im Verein mit den Sybariten an der alten Stätte Neu-Sybaris. Die Münzen der Neustadt mit dem Kopf der Athene und dem rückwärts blickenden Stier, dem Wappen von Sybaris, drücken anschaulich die Verbindung des attischen und sybaritischen Elementes aus. Indessen die Eintracht dauerte nur kurze Zeit, da die Colonisten den Sybariten die Vorrechte nicht einräumen wollten, die sie als Eigenthümer des Landes für sich in Anspruch nahmen. Es kam zu einem blutigen Kampfe, in dem die Sybariten theils erschlagen, theils vertrieben wurden. Nun faßte Perikles ein großes hellenisches Colonialunternehmen ins Auge. Es erging eine allgemeine Aufforderung an die Hellenen, sich an der Begründung einer neuen Pflanzstadt zu betheiligen. Im Frühjahr 443 zogen die Colonisten aus. Nicht weit von der Stätte des alten Sybaris begründeten sie Thurioi. Die Stadt wurde, wie die neue Hafenstadt Athens, nach dem Bauplane des Architekten Hippodamos von Miletos symmetrisch mit geraden, sich rechtwinklig schneidenden Straßen angelegt, das Land gleichmäßig aufgetheilt, die Bürgerschaft nach attischem Muster in zehn Stämme gegliedert und eine demokratische Verfassung eingeführt.

In Folge der Fruchtbarkeit des Bodens entwickelte sich Thurioi rasch zu einer reichen und blühenden Stadt. Es herrschte in derselben auch ein reges geistiges Leben und Treiben. Herodotos wurde thurischer Bürger, der berühmte Sophist Protagoras redigirte das Stadtrecht, der Philosoph und Heilslehrer Empedokles ließ auf einem Besuche seine Rhetorik bewundern. Es fehlte aber auch nicht an heftigen politischen Kämpfen. Die attischen Colonisten, die in der Minderzahl waren, konnten es nicht durchsetzen, daß Athen als Mutterstadt

anerkannt wurde. Man fragte schließlich in Delphi an, und der delphische Gott entschied, daß er selbst als Stadtgründer verehrt werden sollte. Dadurch wurde der panhellenische Charakter der Colonie gewahrt, aber die Lockerung der Verbindung mit Athen angebahnt. Immerhin blieb Thurioi zunächst eine halbathenische Pflanzstadt, von der aus sich attische Cultureinflüsse über Italien verbreiteten. Die attische Keramik verpflanzte sich nach Thurioi und von dort nach Tarent, wo sie bald einen so großen Aufschwung nahm, daß sie die attische Einfuhr aus Apulien völlig verdrängte. Auch in Thurioi selbst verloren die Athener mit dem sich steigernden Zuzuge von Auswanderern aus den verschiedensten Theilen von Hellas, darunter auch von unzufriedenen Bürgern aus Reichsstädten, mehr und mehr an Boden. Nach ihrer schweren Niederlage im sicilischen Kriege gewann die athenfeindliche Partei die Oberhand, und Thurioi machte mit ihren Gegnern gemeinsame Sache. So brachte ihnen denn das auf zu breiter hellenischer Grundlage angelegte Colonialunternehmen ideellen Gewinn, materiellen Schaden, zunächst einige politische Vortheile, dann jedoch schwerer wiegende Nachtheile.

Thurioi gehört zu den Colonien, deren Begründung während des heftigen Parteikampfes erfolgte, der zwischen Perikles und der oligarchischen Opposition entbrannt war. Ihr Führer war seit dem Tode Kimon's dessen Schwiegersohn Thukydides. Während jener sich hauptsächlich im Felde hervorthat, blieb dieser in der Stadt, und sein Platz war die Rednerbühne. Bisher hatten die Oligarchen in der Volksversammlung einzeln unter den übrigen Bürgern gesessen und sich in der Masse verloren, Thukydides vereinigte sie an einem bestimmten Platze und organisirte eine geschlossene Partei.

Gegen den beredten Führer der Opposition hatte Perikles oft einen schweren Stand. Mehr als je soll er zur Behauptung der Volksgunst den Wünschen der Menge entgegengekommen sein und für die Unterhaltung des Volkes durch Festspiele und Aufzüge gesorgt haben. Auch die Colonialpolitik, die binnen wenigen Jahren mehrere Tausend Bürger aus den unteren Classen mit Landlosen ausstattete, brachte man nicht ohne Grund mit seinen populären Bestrebungen in Verbindung. Ferner wurden auf seinen Betrieb in jedem Sommer sechzig Trieren in Dienst gestellt, auf denen zahlreiche Bürger der Thetenclasse guten Sold verdienten und zugleich Uebung und Erfahrung im Seewesen erlangten. In den Rahmen dieser Perikleischen Politik gehören die großen Bauten. Sie sollten die Hauptstadt von Hellas schmücken, ihren Glanz erhöhen und ihr unvergänglichen Ruhm verleihen, aber auch vielen Händen Arbeit und Verdienst verschaffen und zur Hebung aller Zweige handwerksmäßiger und gewerblicher Thätigkeit beitragen. Für die Kunst an sich scheint der kühl rechnende, philosophirende Staatsmann kein wärmeres Interesse gehabt zu haben. Aber Athen wurde zu einer großen, rührigen Werkstätte, die auch den Künstlern reichliche Gelegenheit bot, im allgemeinen Wetteifer das Beste zu schaffen, ihre Talente zu entwickeln und geltend zu machen. „So erhoben sich denn," wie Plutarch sagt, „die Werke hervorragend an Größe, unnachahmlich an Gestalt und Anmuth, am wunderbarsten war aber die Schnelligkeit, mit der sie in der kurzen Blüthezeit einer Staatsverwaltung vollendet wurden."

III.

Bald nach dem Abzuge der Perser hatte man bereits mit der Wiederherstellung der Burg, ihrer Mauern und Heiligthümer begonnen. Das wüste Trümmerfeld wurde aufgeräumt, der Boden geebnet und die Aufführung einer mächtigen, am äußeren Rande der Burgfläche sich hinziehenden Stützmauer in Angriff genommen. Zugleich stellte man das Hinterhaus des von den Persern halb zerstörten Athenatempels, des Hekatompedon, als Schatzkammer wieder her und begann mit der Erbauung eines neuen Tempels, dessen Cella allein so lang werden sollte wie der hundertfüßige alte Tempel. Obwohl man sonst an dem Grundrisse desselben festhielt und nur einen Ersatzbau plante, verlegte man doch den Neubau von der altgeheiligten Stätte nach der Südseite der Burgfläche, wo der Baugrund theilweise erst durch große Substructionen künstlich geschaffen werden mußte. Dieses kühne und rücksichtslose Vorgehen trägt das Gepräge des Themistokles und erregte gewiß bei den Frommen und Conservativen lebhaften Anstoß. Der Bau wurde eingestellt, als eben der marmorne Oberbau sich zu erheben begann. Wahrscheinlich hing das mit dem politischen Umschwunge nach dem Sturze des Themistokles zusammen. In der Kimonischen Zeit war man mehr auf die Befestigung, als auf die ornamentale Ausstattung der Burg bedacht. Themistokles betrachtete den Peiraieus als die natürliche Festung Athens, Kimon erbaute aus dem Erlöse der großen, in der Schlacht am Eurymedon gemachten Beute die Südmauer der Burg mit einer den Burgaufgang beherrschenden Bastion. Auch die Nordmauer wurde verstärkt und dabei ein Theil der halbfertigen Säulentrommeln des Tempels als Baumaterial verwandt.

Während man die Burg als Festung behandelte, geschah mancherlei für die Verschönerung der Unterstadt, die bei dem eiligen Wiederaufbau kein sonderliches Aussehen bekommen hatte. Mit Ausnahme weniger Hauptstraßen bestand sie aus einem Gewirr von engen und krummen Gassen. Die Privathäuser waren fast durchweg aus Fachwerk und Luftziegeln erbaut und machten einen unansehnlichen Eindruck. Nur der Markt war mit Steinen gepflastert, aber er hatte seine alte unregelmäßige Gestalt behalten, und die Marktgebäude lagen nicht auf demselben Niveau, da das Terrain nach Süden und dem Areopag hin beträchtlich anstieg. Der niedrigere nördliche Theil war der Kaufmarkt und Mittelpunkt des städtischen Kleinhandels, der südliche, an dem außer dem Rathhause und anderen Staatsgebäuden auch die meisten Volksgerichtshöfe lagen, das Centrum des staatlichen Lebens. Da alltäglich die Bürger sich zu privaten und öffentlichen Besprechungen und Verhandlungen in großer Zahl auf dem Markte einzufinden pflegten, so herrschte dort in den Stunden des Marktverkehrs ein buntbewegtes Treiben.

Eine Hauptzierde des Marktes, den Kimon mit Schatten spendenden Plantanen bepflanzen ließ, wurde die von Peisianax erbaute Halle, die nach ihrer reichen malerischen Ausschmückung den Namen Poikile, „die Bunte" Name erhielt. Die Gemälde verherrlichten den Amazonenkampf des Theseus, die Schlacht bei Marathon und andere Großthaten der Athener und wurden von Polygnotos aus Thasos, Mikon und Panainos ausgeführt. Auch das Heroon des Theseus und das

Anakeion, ein Dioskurenheiligthum, schmückte man mit Gemälden von der Hand Mikon's und Polygnot's. Es waren große Wandgemälde von friesartiger Composition. Die etwa lebensgroßen, in satten Farben gemalten Figuren hoben sich unmittelbar, ohne Schattirung, von dem weiß gehaltenen Grunde ab. Ihre Haltung und Bewegung war charaktervoll und von natürlicher Lebendigkeit. Die Terrainzeichnung beschränkte sich im Wesentlichen auf wellenartige Linien, die Vegetation auf die Andeutung einiger Bäume und Sträucher. Polygnotos betrachtete eben die Darstellung der Menschen und der meist dem Epos entlehnten Handlung als Hauptsache, alles Uebrige als bloßes Beiwerk. Man rühmte an seinen Gemälden die Größe und Erhabenheit der Auffassung, die das Bessere und Ideelle in der Wirklichkeit nachahmende und erzieherisch wirkende Darstellung. Die Werke Polygnot's und seiner Genossen waren für die Kunstentwicklung und das Kunsthandwerk von bahnbrechender Bedeutung. Den monumentalen Gemälden entlehnten die Vasenmaler Figuren und Motive, malerische Gruppirung und Anordnung der Gestalten. Unter Abstreifung der archaischen Gebundenheit entwickelte sich der schöne Vasenstil zu voller Freiheit in der Formengebung.

Auch in der Plastik machte sich ein kräftiges, erfolgreiches Streben nach Selbständigkeit, Freiheit und Naturwahrheit geltend. Die im Jahre 477/76 an der Südseite des Marktes errichteten Statuen der Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton, Werke des Kritios und Nesiotes, bilden eine geschlossene Gruppe von großer Energie und Lebendigkeit der Bewegung. Den Figuren haftet freilich noch gebundene Härte und Strenge an, aber die Künstler haben es vermocht, mit Schwung und monumentaler Würde den entscheidenden Augenblick dramatisch darzustellen. Ihr jüngerer Zeitgenosse Myron stellte mit Vorliebe den Augenblick höchster Spannung dar, in dem eine Bewegung in die entgegengesetzte übergeht und alle körperliche und geistige Energie sich in einem einzigen Punkte gesammelt hat. Wie alle damaligen Erzgießer legte er das Hauptgewicht auf die Kraft, Gewandtheit und Schönheit der Körperformen, die er in vollendetem, alle Muskeln durchdringendem Rhythmus nachzubilden und mit natürlichem, animalischem Leben zu erfüllen verstand. Freilich mangelte ihm noch die Fähigkeit, in den Köpfen höheres geistiges Leben und feinere psychische Eigenschaften auszuprägen. Auch in der strengen, knappen Formengebung erscheint er noch als Vertreter der alten Kunst. Er stand aber auf deren höchster Stufe und vermittelte den Uebergang zur freien, idealen Kunst, welche die Körperformen zu Trägern des geistigen Lebens machte.

Mit dem auf die Handlung als solche gerichteten Stile der Plastik fällt die Ausbildung des Dramas zusammen. In den bereits unter den Peisistratiden aufgeführten Tragödien überwogen durchaus die den Vortrag des Schauspielers begleitenden Gesänge und Tanzbewegungen des Chors. Es fehlte dem in primitiver Inscenirung vorgeführten Schaustücke die eigentliche dramatische Handlung. Aeschylos verwandelte dasselbe in ein wirkliches Drama, indem er einen zweiten Schauspieler annahm und dem Dialoge die Hauptrolle zuwies. Zugleich schuf er den erhabenen tragischen Stil und erfüllte die dramatische Form mit dem seitdem feststehenden Inhalte aus der im Epos überlieferten

Heldensage, der alten Geschichte seines Volkes. Auch die scenische Ausstattung und das Costüm der Schauspieler wurden von ihm wesentlich verbessert und vervollständigt. Seine Tragödien tragen das Gepräge der auf das Große gerichteten Zeit, die mit den alten Traditionen noch nicht gebrochen hatte und doch mit schöpferischer Kraft überall neue Grundsteine legte. Ihre Oekonomie ist von alterthümlicher Einfachheit, und offen und schlicht schreitet die nur in geringem Maße vorhandene Handlung zum Ziele vor. Die in kräftigen, ehernen Zügen gezeichneten Charaktere erscheinen als ethische Typen. Mit mancherlei Ungefügem und Hartem, Schwülstigem und Eintönigem verbindet sich eine wunderbare Pracht der Sprache und des Versbaues, melodische Schönheit der symmetrischen Rhythmen und verwegene Kühnheit der Bilder, mit tiefer Religiosität und hohem sittlichen Ernst die elementare Kraft einer mächtigen dichterischen Phantasie.

Während eine wirklich dramatische Tragödie entstand, entwickelte sich zugleich als ihr Gegenstück die Komödie. Zu den tragischen Schauspielen und Wettkämpfen traten im Jahre 472, als Aeschylos mit den „Persern" siegte, an den großen Dionysien und vermuthlich auch bereits an dem Winterfeste des Dionysos, den Lenäen, Komödien und Wettkämpfe komischer Chöre hinzu. Durch die Aufnahme in das officielle Festprogramm gewann das bisher auf freiwilligen Leistungen beruhende Possenspiel einen staatlich anerkannten Boden, auf dem es sich in kunstmäßiger Form entwickeln konnte. Zu einer geregelten dramatischen Technik, wie sie die Tragödie ausbildete, hat sich freilich die Komödie nicht durchgearbeitet. Kühn und ohne Bedenken setzte sie sich über die Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes hinweg. Sie bemühte sich weder um eine kunstvollere Verknüpfung der Handlung, noch um feinere Charakterzeichnung. Der Chor spielte eine weit activere Rolle als in der Tragödie, vielfach griff er in die Action der Schauspieler ein, in der Parabase wandte er sich als Vertreter des Dichters an das Volk. Es war ein lockeres Gefüge, aber die ununterbrochene Folge von komischen Einfällen und der rasche Fluß des Dialogs täuschten darüber hinweg und hielten die Zuschauer in Spannung. In Bezug auf den Stoff waren die Komödiendichter an keinerlei Schranken gebunden, so daß sich ihre Einbildungskraft in der Erfindung ganz phantastischer Scenen und Gestalten ergehen konnte. Mit ebenso zügelloser Freiheit durften sie von ihren Carricaturen und Parodieen, ihrem Hohn und Spott, ihren Witzen und selbstverständlichen Zoten Gebrauch machen. Nicht bloß Staatsmänner, Dichter, Philosophen und andere stadtbekannte Persönlichkeiten, sondern auch Heroen und Götter mußten sich in travestirter Gestalt dem Gelächter aussetzen lassen. Bestimmte Persönlichkeiten und typische Gestalten, staatliche und gesellschaftliche Zustände, literarische und philosophische Richtungen wurden in belustigenden Zerrbildern vorgeführt, die sich zwar an Thatsächliches oder Stadtgerede anlehnten, aber neben wahren Zügen stark Uebertriebenes und Entstelltes, rein Erfundenes und geradezu der Wirklichkeit Widersprechendes enthielten. Die Komödie durfte freilich, um dem Volke zu gefallen, nicht der Stimmung desselben, für die sie eine feine Witterung hatte, zuwiderlaufen, aber da sie spotten wollte, so mußte sie mehr oder weniger oppositionell sein

und leitende Politiker oder neue Erscheinungen, die in den Vordergrund traten und die öffentliche Meinung beschäftigten, anzapfen und von der Seite auffassen, die zum Spott und Gelächter reichlichen Anlaß gab. Dadurch erhielt sie unter der Herrschaft der Demokratie einen antidemokratischen und conservativen Anstrich, obwohl sie im Grunde weder eine bestimmte Richtung vertrat, noch Organ einer Partei war.

Was die Kimonische Zeit in der Literatur, bildenden Kunst und Politik vorbereitete und pflanzte, das vollendete die Perikleische und brachte es zur Blüthe. Im Jahre 447 46 wurde der Bau des großen Burgtempels der Stadtgöttin wieder aufgenommen. Den neuen Bauplan entwarf im Auftrage des Volkes der Architekt Iktinos. Nach der Genehmigung desselben bestellte das Volk in üblicher Weise eine jährlich wechselnde, aber wieder wählbare Commission von Bauvorstehern, zu der auch Perikles gehörte. Der Commission lag die Ueberwachung und geschäftliche Leitung der Bauarbeiten ob, während ein ihr beigegebener Architekt, in diesem Falle Kallikrates, die technische Ausführung leitete. Der Perikleische Parthenon erhob sich auf dem Unterbau des früher begonnenen Tempels, war jedoch etwas breiter und 6,45 m kürzer. Die Verkürzung entsprach der Länge der für die Schatzverwaltung bestimmten hinteren Gemächer des alten Tempels, die in dem neuen fortblieben. Im Gegensatze zu älteren Tempelbauten und auch noch zum olympischen Zeustempel wurde der Parthenon nicht aus Kalktuff (Poros) mit Stucküberzug, sondern aus pentelischem Marmor erbaut. Sein architektonischer Aufbau hielt die Mitte zwischen der alten Schwere und Gedrungenheit und der spätern an Kraft mangelnden Schlankheit und Zierlichkeit. Mit einzelnen ionischen Elementen durchsetzt und belebt, erreichte in ihm der dorische Stil bei feinster Durchbildung aller einzelnen Theile und vollendeter bautechnischer Sauberkeit seine höchste und edelste Ausbildung. Den schönsten Schmuck des Bauwerkes bildeten die Sculpturen, an denen noch mehrere Jahre lang gearbeitet wurde, nachdem der Tempel im Jahre 438 unter Dach gebracht war. Denn es waren nicht weniger als etwa fünfzig lebensgroße Figuren für die Giebelfelder, ein 160 m langer, den obern Rand der Cellamauer umsäumender Fries und 92 Metopen mit Reliefbildern auszuführen.

Etwa gleichzeitig mit dem Tempelbau wurde, wie sich jetzt aus Abrechnungen ergibt, mit der Herstellung des goldenen Cultbildes der Göttin begonnen. Der Kern der etwa 12 m hohen Colossalstatue bestand aus einer kunstvollen Holzstruktur, die man dann mit Elfenbein für die Gewandung und mit Gold für die nackten Theile verkleidete. Von der Kostbarkeit des reich mit getriebenen und ciselirten Reliefs verzierten Bildwerkes gibt die Thatsache einen ungefähren Begriff, daß der abnehmbare Goldschmuck desselben einen Silberwerth von 616 Talenten, etwa drei Millionen Mark, hatte. Nach den erhaltenen Nachbildungen erschien die Göttin in frischer, kraftvoller Jungfräulichkeit, mit freundlichem, klarem Blick und leisem Lächeln, in heiterer Majestät und friedlicher, feierlicher Haltung. Der Schöpfer dieses großartigen Werkes, für das eine besondere Commission bestellt wurde, war der Athener Pheidias.

In wie weit dieser geniale Meister, sei es selbst, sei es durch Vermittelung von Schülern, auch an den Sculpturen des Parthenon mitgeschaffen hat, läßt

sich nicht mit Sicherheit feststellen. An den Metopen haben ungleichartig beanlagte Künstler aus verschiedenen Schulen gearbeitet. Ein Theil derselben leidet noch an Befangenheit der Disposition im gegebenen Rahmen, an einer gewissen Mattigkeit, sowie an archaischer Härte und Gebundenheit, andere zeigen dagegen vollendete Raumerfüllung, treffliche Composition, Energie der Handlung und Empfindung für das Malerische. Etwas jünger als die Metopen sind der Fries und die Giebelgruppen, die auf derselben Höhe der Kunst stehen. Am Friese, der den panathenäischen Festzug verherrlicht, haben sicherlich mehrere Künstler gearbeitet, obschon die Gesammtcomposition das Gepräge pheidiasischer Erfindungsgabe und Stilisirung trägt. Lebendige Naturwahrheit vereinigt sich mit idealer Auffassung, eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Motive mit einheitlicher Geschlossenheit des Ganzen, Schönheit und Anmuth der Formengebung mit Frische, Kraft und charaktervoller Individualisirung. Bei den Giebelgruppen erscheint die Einfügung der Scene in den gegebenen Rahmen und die Ueberwindung des Raumzwanges ebenso meisterhaft wie die Hervorhebung der für die Handlung maßgebenden Personen und die mit strenger Symmetrie der Haupttheile verbundene Mannigfaltigkeit der Formen. Dazu kommt die harmonische Abtönung der in der Mitte lebhaft bewegten Handlung bis zu den in den Ecken ruhenden Figuren, die lebenswarme Naturwahrheit und zugleich ideale Schönheit der Körperbildung, die plastische Gestaltung der Gewänder, die scharf beobachtete Rücksicht auf die Fernwirkung und den Wechsel von Licht und Schatten. Alles das scheint nur der Composition und Modellirung des Pheidias würdig zu sein.

Um die Zeit als der Parthenon-Bau begann oder noch etwas früher wurde, wie eine kürzlich gefundene Inschrift lehrt, vom Volke die Erbauung des zierlichen, im ältern ionischen Stile gehaltenen Tempelchens der Athena Nike beschlossen, das die den Burgaufgang rechts beherrschende Bastion krönt. Auch bei diesem Bau war Kallikrates thätig. Eine alte archäologische Streitfrage ist damit der Hauptsache nach entschieden. Gleichzeitig errichtete man in der Unterstadt einen stattlichen, wohlerhaltenen Tempel, das sogenannte Theseion. Sein Gebälk lastet noch schwer, aber die fein abgewogenen Verhältnisse, die vollendete bautechnische Ausführung und die geschickte Verschmelzung des dorischen Stiles mit ionisirenden Structurformen berühren sich nahe mit dem Parthenon. Aehnliches gilt von den Sculpturen. Die Metopen charakterisirt große Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit, Naturwahrheit in der Nachbildung des Körperlichen neben Mangel an psychischem Ausdruck und archaischer Behandlung der Gewänder. Eine vorgeschrittenere Kunst tritt an den Friesen hervor. Während es dem Westfries noch an Einheit der Composition mangelt, zeichnet sich der Ostfries durch einheitliche, kunstvolle Geschlossenheit aus; Haltung und Bewegung der Figuren sind von energischer und natürlicher Lebendigkeit, die Behandlung des Nackten und die Darstellung der reichen, wirkungsvollen Gewandung stehen auf der Höhe der zu voller Freiheit entwickelten Kunst. Während des Parthenon-Baues wurde ferner am Südabhange der Burg das Odeion vollendet, das zunächst für die auf Antrag des Perikles erweiterten musikalischen Aufführungen an den Panathenäen bestimmt war.

dann aber auch zu anderen Zwecken diente. Es war ein ansehnliches Gebäude mit vielen Säulen und Sitzplätzen; sein in eine einzige Spitze auslaufendes Dach gab ihm ein zeltartiges Aussehen.

Auch außerhalb der Stadt, in Eleusis, herrschte damals eine rege Bauthätigkeit. Das zur Zeit der Peisistratiden erbaute Mysterienheiligthum war von den Persern zerstört worden, ein bald nach dem Kriege in Angriff genommener Neubau liegen geblieben. Als man den Parthenon-Bau wieder aufnahm, begann man und zwar ebenfalls nach dem Plane des Iktinos auch mit der Erbauung eines Mysterienheiligthums, dessen quadratischer Innenraum viermal so groß war als der des zerstörten. Die Bauarbeiten zogen sich viele Jahre lang hin, ihren völligen Abschluß unterbrach der peloponnesische Krieg. Die Vergrößerung des Heiligthums entsprach der Ausbreitung des Cultus und der stetig anwachsenden Gemeinde der Geweihten. Mit dem Cultus verbreitete sich zugleich die mit ihm verknüpfte attische Legende, welche die Wohlthat des Getreidebaues von Eleusis ausgehen ließ.

Während der Ausführung der monumentalen Tempelbauten dachte aber Perikles auch an die Verstärkung der Flotte und die Erweiterung der Befestigungen. Die Zahl der Kriegsschiffe vermehrte sich auf dreihundert seedienstfähige Trieren. Für den Neubau von Schiffshäusern, in denen die Schiffe, da sie ein längeres Verweilen im Wasser nicht vertrugen, außer Dienst untergebracht wurden, sollen eintausend Talente, gegen fünf Millionen Mark, verausgabt worden sein. Ferner wurde auf Betrieb des Perikles ein dritter langer Mauerschenkel erbaut, welcher die Verbindung der Stadt mit dem Meere auch in dem Falle sicherte, daß der Feind eine der beiden bereits vorhandenen Mauern einnahm oder sich von der Küste aus zwischen ihnen festsetzte.

Zugleich wurden die Anlagen des Handelshafens in der östlichen Ausbuchtung des Peiraieus ausgebaut und Einrichtungen zur Regelung des Hafenverkehrs und Waarenhandels getroffen. Kleine vorspringende Dämme und Grenzsteine am Ufer theilten den Handelshafen in Abtheilungen ein und wiesen den verschiedenen Schiffsgattungen ihre Anlegeplätze an. Im Umkreise des Handelshafens wurden fünf Hallen errichtet, von denen die auf Veranlassung des Perikles erbaute große Getreidehalle zur Aufspeicherung der staatlichen Getreidevorräthe diente, während in dem Deigma die Waarenproben ausgelegt und auf Grund derselben die Geschäfte geschlossen wurden. Diese Gebäude bildeten den Mittelpunkt des Emporions, des namentlich der Verzollung wegen durch Grenzsteine abgeschlossenen und von zehn Epimeletai beaufsichtigten Gebietes des Handelshafens. Außer den Hallen befanden sich dort noch Amtsgebäude, Erhebungsstätten der Zollpächter, ein Kaufmarkt, Herbergen, Schenken und allerlei Vergnügungslocale. In Verbindung mit dem Emporion, dessen Grenzsteine, soweit sie sich erhalten haben, vor 445 gesetzt wurden, entwickelte sich die peiraeische Hafenstadt. Für dieselbe entwarf der philosophirende Architekt Hippodamos aus Milet einen einheitlichen Bauplan. Im Mittelpunkte lag der hippodamische Markt, ein rechteckiger Platz, der Schnittpunkt der breiten, in gerader Linie verlaufenden Hauptstraßen, an die sich das Netz der parallelen Nebenstraßen anschloß. Diese symmetrische Gliederung des Straßen-

netzes war etwas Neues und diente späteren Stadtbauplänen zum Vorbilde. Die Bevölkerung des Peiraieus galt für demokratischer als die der oberen Stadt. Allerdings wohnten die attischen Großkaufleute und Rheder vielfach in der Hafenstadt, aber deren bürgerliche Bevölkerung bestand doch vorwiegend aus Seeleuten, Fischern, Krämern, Handwerkern und Gewerbetreibenden. Dazu kam dann die an Zahl und Bedeutung stetig anwachsende nichtbürgerliche Bevölkerung, namentlich, von den Sclaven abgesehen, die bald nach Tausenden zählende Classe der Metoiken oder ortsansässigen Fremden, die, angelockt durch den maritimen und mercantilen Aufschwung der Reichshauptstadt, aus allen Theilen der hellenischen Welt und auch aus nichthellenischen Ländern zusammenströmten und sich unter die Schutzverwandten Athens aufnehmen ließen. Diese gewerbfleißige, durch industrielles und kaufmännisches Geschick ausgezeichnete Bevölkerung trug wesentlich dazu bei, daß sich der Peiraieus zu einer Hauptstätte der hellenischen Industrie entwickelte. Gefördert durch strenge Prohibitivgesetze, die das Emporion zum privilegirten Stapelplatze von ganz Attika machten, wurde dasselbe ein Centrum des damaligen Welthandels, „wo alles aus aller Welt zusammenströmte und leichter als irgendwo anders zu haben war." Man fand dort vereint, was Sicilien, Italien, Kypros, Aegypten, Libyen, der Pontos, die Peloponnesos und andere Länder an Leckerbissen zu bieten hatten.

IV.

Die großartigen und kostspieligen Bauten wurden von der oligarchischen Opposition zum Gegenstande heftiger Angriffe gegen Perikles und dessen Politik gemacht. Unter Führung des Thukydides, der in den Bundesstädten viele Freunde und großen Einfluß besaß, nahm sie sich geschickt auch der Beschwerden der Bündner an. Es wäre eine arge Vergewaltigung der Hellenen, daß die Athener die zum Kriege gezahlten Tribute nicht zur bestimmungsmäßigen Verwendung sicher aufbewahrten, sondern ohne Rechnungsablegung zu ihren Bauten verausgabten. Die Stadt käme in schlechten Ruf, indem Hellas sähe, wie sie die Bundesgelder benutzte, um sich gleich einem eiteln Weibe mit Gold, kostbaren Steinen, Bildwerken und tausendtalentigen Tempeln zu schmücken. Perikles soll dagegen ausgeführt haben, daß Athen den Bündnern keine Rechenschaft schulde, da es ihnen Schutz und Sicherheit gegen die Barbaren gewähre. Das Geld gehöre nicht mehr dem Geber, sondern dem Empfänger, sofern dieser die Bedingungen erfüllte, unter denen er es empfangen habe. Da die Stadt hinreichend mit dem zum Kriege Erforderlichen ausgerüstet sei, so müsse man den Ueberschuß auf solche Dinge verwenden, die nach ihrer Vollendung ewigen Ruhm, während ihrer Ausführung der Bürgerschaft reichen Verdienst brächten.

Demgemäß wurden Bundesgelder nicht bloß für den Parthenon, das Haus der Stadt- und Reichsgöttin, sondern auch für andere Bauten verausgabt. Indessen hauptsächlich verwandte man sie doch ihrer Bestimmung nach zu Schiffsbauten, Werftanlagen und zur Unterhaltung der jährlichen Uebungsgeschwader. Auch in Friedensjahren war gewiß kein großer Ueberschuß für andere Zwecke verfügbar. Die Kosten des Parthenon, des Goldbildes der Göttin und der Propyläen wurden nachweislich zum großen Theil aus den

Schatzbeständen und laufenden Einkünften der Göttin, sowie aus andern nicht deutlich erkennbaren Fonds bestritten.

Zu einer annähernd sicheren Kostenberechnung der Perikleischen Bauten fehlt es an der nöthigen Grundlage. Bei den „tausendtalentigen Tempeln" ist in erster Linie an den Parthenon zu denken, das Goldelfenbeinbild der Göttin kostete sieben- bis achthundert Talents (3½ bis 4 Millionen Mark), die Herstellung der Schiffshäuser 1000 Talente, der Propyläen-Bau 2012 Talente (9½ Millionen). In der Zeit von 447—438, der Hauptbauzeit des Parthenon, wurden zu Bauten in der Stadt und im Peiraieus jährlich mindestens 300, von 437/36 bis 432/31 im Durchschnitt mindestens 650 Talente verausgabt. Die Bedeutung dieser Summen für das Finanzwesen erhellt daraus, daß der athenische Staat im Jahre 432/31, beim Ausbruche des großen Krieges, über eine ordentliche Jahreseinnahme von nur reichlich 1000 Talenten (gegen fünf Millionen) verfügte. In den Schatz der Göttin flossen nach der höchsten, aber den Durchschnitt wahrscheinlich erheblich übersteigenden Berechnung jährlich gegen 200 Talente. Die andern Tempelverwaltungen verfügten nur über mehr oder weniger unerhebliche Summen. Unter diesen Umständen wurde in den letzten Jahren vor dem Ausbruche des Krieges ein Viertel der Schatzbestände für Bauten verbraucht, die eigene Schatzreserve des Staates reichte schon im Jahre 433/32 zur Deckung der Kriegskosten nicht mehr aus.

Thukydides und dessen Parteigenossen konnten daher dem Perikles vorwerfen, daß er die Staatsgelder vergeude und die Finanzen zu Grunde richte. Den erbitterten Parteikampf entschied, wahrscheinlich im Frühjahr 442, ein Ostrakismos, bei dem Thukydides unterlag. Mit der Verbannung ihres Organisators verlor die oligarchische Partei ihren festen Zusammenhang und auf eine Reihe von Jahren die Fähigkeit zu kräftiger Opposition. Perikles stand ohne Nebenbuhler da und wurde in Folge dessen dem Volke gegenüber ein anderer, als er zuvor gewesen war. Er brauchte nicht mehr den Wünschen der Menge Zugeständnisse zu machen und nahm die Zügel fester in die Hand. Unter Einsetzung des Gewichtes seiner Persönlichkeit regierte er den Staat mittelst der ihm übertragenen amtlichen Befugnisse und des entscheidenden Einflusses auf die Beschlüsse der souveränen Volksversammlung.

Fünfzehn Jahre hindurch wurde er alljährlich zum Strategen gewählt. Im samischen Kriege erhielt er den Oberbefehl und zu Beginn des peloponnesischen außerordentliche Vollmachten, sonst hatte er keine größere Amtsgewalt als die übrigen Strategen. Er nahm jedoch in dem Collegium thatsächlich die maßgebende Stellung ein. Die ununterbrochene Amtsdauer entband ihn ferner von der jährlichen Rechenschaftsablegung und verlieh ihm eine Ausnahmestellung, die aber dadurch in Schranken gehalten wurde, daß das Volk bei der zehnmal im Jahre stattfindenden Abstimmung über die Amtsführung der Beamten die Möglichkeit hatte, ihn vom Amte zu suspendiren und vor Gericht zu stellen. Neben dem wichtigsten ordentlichen Amte bekleidete Perikles vielfach noch das außerordentliche eines Bauvorstehers und erhielt dadurch einen unmittelbaren Einfluß auf das für den Staat und die materiellen Interessen vieler Bürger damals so wichtige Bauwesen.

Wie aber die Amtsgewalt des Perikles von der jährlichen Volkswahl und den regelmäßig sich wiederholenden Volksabstimmungen abhängig war, so bedurfte er auch zur Durchführung seiner Gesammtpolitik der Beherrschung der Volksversammlung. Seinem ganzen Wesen nach war er freilich kein Volksmann, sondern ein vornehm zurückhaltender Aristokrat, der sich nur in amtlichen Gängen auf der Straße blicken ließ und es geflissentlich vermied, mit dem Volke in zu nahe und häufige Berührung zu kommen. Nur bei besonderen Anlässen trat er persönlich auf, die Erledigung minder wichtiger Dinge überließ er politischen Vertrauensmännern. Auch von Gastmählern und dem ungebundenen geselligen Umgange mit Freunden hielt er sich fern. Gegner erklärten sein Benehmen als Eigendünkel und Hoffahrt. Jedenfalls war es nicht geeignet, populär zu machen. Aber Perikles imponirte dem Volke durch seine politische Erfahrung und bewährte Einsicht, die Integrität seines Charakters, die Würde seines Auftretens und die Macht seiner Rede, die nicht durch Demosthenische Leidenschaftlichkeit, sondern durch Hoheit und überzeugende Klarheit wirkte. Sein Ansehen war so fest begründet, daß sich das Volk von ihm leiten und unter Umständen sogar eine scharfe Zurechtweisung gefallen ließ. „So hatte sich denn dem Namen nach eine Volksherrschaft herausgebildet, thatsächlich eine Regierung des ersten Mannes," eine monarchische Staatsleitung auf demokratischer Basis, die vielfach an die demokratische Monarchie der Peisistratiden anknüpfte.

Auf dieser Höhe stand Perikles ziemlich einsam, einen größeren intimen Freundeskreis hat er nicht besessen. Seine Ehe mit einer vornehmen Athenerin, der geschiedenen Frau des Hipponikos, „des Reichsten der Hellenen", war nicht glücklich und wurde nach einigen Jahren gelöst. Bald nach der Scheidung nahm er die Aspasia, eine Tochter des Milesiers Axiochos, als Concubine in sein Haus. Eine in familien- und bürgerrechtlicher Hinsicht vollgültige Ehe konnte er mit ihr, selbst wenn er es gewollt hätte, nach dem damaligen attischen Rechte nicht abschließen, da sie keine Bürgerin war, und die Milesier nicht das Privilegium des Connubiums besaßen. Obwohl also der Verbindung, die Perikles um 445 im Alter von bereits etwa fünfzig Jahren einging, die Legitimität fehlte, so begründete sie doch eine dauernde, glückliche Lebensgemeinschaft, und der große, kühl rechnende Staatsmann hat die durch Schönheit und Geist ausgezeichnete Milesierin stets zärtlich geliebt. Natürlich bot der Concubinat „des Olympiers" dem Stadtklatsch, der sich ohnehin mit allerlei Liebschaften desselben beschäftigte, einen ergiebigen Stoff, dessen Ausbeutung sich namentlich die Komiker nicht entgehen ließen. Man bezichtigte die „hundsäugige Hera" der Unzucht, des Mädchenhaltens und der Kuppelei. Ferner übertrieb man ihren Einfluß auf Perikles, dessen Politik von den Wünschen und Launen eines Weibes abhängig erscheinen sollte. Auch die verführerischen Redekünste, mit denen er das Volk bestrickte, hatte ihm am Ende Aspasia beigebracht. Aehnliches Gerede, von dem sich noch neuere Gelehrte haben täuschen lassen, knüpfte sich an ihre Beziehungen zu Sokrates, den sie in der Rhetorik und Erotik unterrichtet haben sollte. Nur so viel ist daran wahr, daß Sokrates sich bisweilen mit ihr unterhalten und in seiner gewohnten

Ironie vorgegeben hat, diesen oder jenen Gedanken von ihr gehört zu haben. Das hat ihr die Ehre verschafft, öfter in den Schriften der Sokratiker erwähnt zu werden. Die bloße Thatsache ihres Verkehrs mit Sokrates und anderen Männern gab schon Anlaß zu übelen Nachreden, denn nach der Sitte der guten bürgerlichen Gesellschaft waren ehrbare Frauen, die vor ihrer Verheirathung „möglichst wenig gesehen und gehört hatten", auf ihre Wirksamkeit im Hause und den Umgang mit andern Frauen beschränkt. Aspasia pflegte bei Gesprächen mit Männern gern ihre Weisheit zum Besten zu geben und namentlich über Dinge, die einem Weibe nahe lagen: über Ehestiftung, die Erziehung zu einer tüchtigen Hausfrau, glückliches Zusammenleben und anderes der Art, sich in geistvoller Weise auszulassen, aber es ist weder überliefert, noch wahrscheinlich, daß sie an den speculativen und politischen Erörterungen des Perikles mit Philosophen, Rechtskundigen und Staatsmännern theilgenommen hat.

Zu den Männern, die dem Perikles näher standen, gehörte vor Allem der Philosoph Anaxagoras von Klazomenä, der die Anschauung und Erkenntniß des Weltgebäudes als die höchste Aufgabe der Menschen betrachtete und die Entwicklung des Kosmos, einerseits durch den Anstoß und Willen des den Stoff bewegenden Geistes, andererseits durch stoffliche Elemente und mechanische Gesetze zu erklären suchte. Als Anaxagoras um 462 nach Athen kam, war Perikles schon über dreißig Jahre alt und hatte im politischen Leben eine Rolle zu spielen begonnen. Man ging entschieden zu weit, wenn man in dem ganzen Wesen des Perikles den Einfluß des Anaxagoras erkennen wollte, aber dessen philosophische Lehren haben allerdings seine Weltanschauung bestimmt und ihn nicht bloß über die vulgäre, äußerliche Auffassung der Dinge erhoben, sondern auch von dem Zeichen- und Wunderglauben befreit, in dem die meisten Bürger, vornehme Leute nicht ausgenommen, befangen waren.

In dauernder Verbindung stand Perikles auch mit Damon, der als sein politischer Lehrer galt und sich ebenso mit Politik, wie mit Jugenderziehung und Musiktheorie beschäftigte. Verkehrt und disputirt hat er ferner mit den berühmten Sophisten Protagoras aus Abdera. Dazu gesellte sich dann der philosophirende Architekt Hippodamos aus Miletos, der Erbauer der Peiräeusstadt und erste Verfasser eines Entwurfes der besten Staatsverfassung, endlich Lampon, der Exeget des heiligen Rechtes und wahrsagende Leiter der Colonisirung Thurioi's. Alle diese Männer waren Hauptvertreter philosophischer Richtungen oder hervorragende Theoretiker. Mit dem Bildhauer Pheidias hat der hocharistokratische Staatsmann bei der damaligen socialen Stellung der Künstler schwerlich auf gleichem Fuße verkehrt, obwohl er gewiß dessen Talent und Kunsturtheil schätzte und mit ihm in seiner Eigenschaft als Mitglied der Commissionen für das Goldbild der Göttin und für den Parthenonbau viel zu thun hatte.

Ueber die politischen Vertrauensmänner und Gehülfen des Perikles liegen nur dürftige Nachrichten vor. Von Dichtern war Sophokles ihm gut bekannt. Er hat einmal zu ihm gesagt, daß er zwar zu dichten, aber nicht Stratege zu sein verstände. Wie Aeschylos der Dichter der Kimonischen Zeit war, so erscheint Sophokles als echter Vertreter des Perikleischen Athen. An

schöpferischer Phantasie und Kraft stand er hinter Aeschylos zurück; er hat das von jenem geschaffene Drama zu harmonischer Schönheit ausgebildet und abgerundet. Seine Tragödien haben, wie die Bildwerke am Parthenon, alles Harte und Schwülstige abgestreift. Es vereinigt sich in ihnen Erhabenheit mit Milde, Lebendigkeit und, wo erforderlich, auch Kraft und Schwung mit gefälliger Anmuth. Dazu kommt eine angemessene Schattirung der Handlung und Umstände, eine große Mannigfaltigkeit der Gestalten, die, wie die Gebilde pheidiasischer Kunst, lebenswahr und natürlich gezeichnet, jedoch über das gewöhnliche Leben hinausgehoben und poetisch verklärt sind. Die idealistische Tragödie erhielt durch Sophokles, „den tragischen Homer", ihre künstlerische Vollendung, aber es begann auch bereits der realistische Euripides in den Vordergrund zu treten und für die neue sophistische Bildung und Aufklärung, die namentlich in der jüngeren Generation der vornehmen Gesellschaft zahlreiche Anhänger erwarb, unverhüllt Propaganda zu machen.

V.

Zwei Jahre nach der Verbannung des Thukydides kam im Reiche ein weitverzweigter Aufstand zum Ausbruche. Die heftigen Reden der oligarchischen Stimmführer über die unrechtmäßige Verwendung der Bundesgelder und die arge Vergewaltigung der Hellenen mußten in den Städten Widerhall finden und zur Verschärfung der vielfach bereits herrschenden Mißstimmung erheblich beitragen. Im Jahre 443/42 erfolgte die Eintheilung des Bundesgebietes in fünf Bezirke, womit der Rahmen für eine übersichtlichere und durchgreifendere Reichsverwaltung geschaffen wurde. Bei den Bündnern verstärkte sich die Empfindung der Unterthänigkeit, der Eingliederung in einen Reichsorganismus und des Ueberganges in ein großes athenisches Periökenthum (Unterthanenschaft). Mit der Verbannung des Thukydides verloren sie in Athen ihren Fürsprecher. Sie hatten nun eine kräftigere Durchführung der Reichspolitik des Perikles und des Grundsatzes zu erwarten, daß man sie fest in der Hand halten müßte. Als im Frühjahr 440 die in Samos herrschende Oligarchie sich gegen die Athener auflehnte, fielen auch die Byzantier ab, und zugleich gährte es bedenklich im thrakischen Bezirk. Die Lage wurde kritisch. Der peloponnesische Bund beschloß allerdings trotz einer starken Kriegsströmung, neutral zu bleiben, aber Persien traf Anstalten zum Eingreifen. Die Athener handelten rasch und energisch. Perikles errang über die samische Flotte, mit der er bei der Insel Tragia zusammenstieß, einen taktischen Sieg und schloß Samos ein. Während er dann mit dem größeren Theile der Flotte, der, wie gemeldet wurde, im Ansegeln begriffenen phönikischen entgegenfuhr, gelang es zwar den Samiern das zurückgebliebene Blockadegeschwader zu schlagen und sich Luft zu machen, aber nach der Rückkehr des Perikles und einer bedeutenden Verstärkung der athenischen Flotte wurden sie in einem kurzen Seetreffen besiegt, aufs Neue eingeschlossen und nach harter Belagerung gegen Frühjahr 439 zur Uebergabe gezwungen. Auch die Byzantier unterwarfen sich. Die vielfach im Reiche gestörte Ordnung wurde allmählich wieder hergestellt, aber von den 43 Städten des karischen Bezirkes blieben nur 29 übrig. Diese Einbuße steht augen-

scheinlich mit dem Erscheinen der phönikischen Flotte in Verbindung. Perikles mußte nach Samos zurückfahren und den östlichen Theil des karischen Bezirkes unbeschützt lassen. Die Athener verzichteten auf die abgefallenen Städte, da dieselben bei ihrer peripherischen Lage und halb oder ganz barbarischen Bevölkerung ein Besitz von zweifelhaftem Werthe waren, und Versuche zu ihrer Wiedergewinnung leicht zu einem Conflicte mit Persien geführt hätten. Der Rest des karischen Bezirkes wurde mit dem ionischen vereinigt, der auch einzelne Städte eingebüßt hatte.

Zur Sicherung des thrakischen Bezirkes begründeten die Athener im Frühjahre 436 am Strymon die Colonie Amphipolis, die sich rasch zu einem Hauptstapelplatz des productenreichen Hinterlandes entwickelte. Die Bevölkerung dieser Pflanzstadt war, wie in Thurioi, eine sehr gemischte und bestand nur zum kleinen Theil aus athenischen Bürgern. Daher machten denn auch die Athener im kritischen Augenblicke mit dieser thrakischen Colonie dieselbe schlimme Erfahrung wie mit der italischen. Das war aber für sie um so empfindlicher, als Amphipolis bei seiner Lage am Strymon-Uebergange und am Knotenpunkte der Hauptstraßen des Küstenlandes das strategische und mercantile Centrum des thrakischen Bezirkes bildete.

Bald nach der Begründung von Amphipolis sandten die Athener im Jahre 435/34 eine Colonie nach Astakos an der tief in das Land einschneidenden Ausbuchtung der Propontis, dem Golfe von Ismid. Wahrscheinlich fällt in diese Zeit auch die Expedition des Perikles nach dem Schwarzen Meere. Für den attischen Markt waren die Producte aus den pontischen Küstenländern Getreide, Vieh, Fische, Früchte, Salz, Häute, dann Bauholz, Theer, Pech, Flachs, Hanf, endlich Sclaven, von immer größerer Bedeutung geworden. Athen bezog einen großen Theil seines wachsenden Bedarfes an Getreide aus dem Pontos. Dafür exportirte es dahin seine bemalten Thonwaaren und sonstigen Industrieerzeugnisse. Auch viele Bundesstädte unterhielten mit dem Pontos lebhafte Handelsbeziehungen, an der Schwelle desselben lagen Byzantion und Kalchadon. Unter diesen Umständen hatten die Athener kein geringes Interesse an der Lage der pontischen Griechenstädte. Wenn diese von den umwohnenden Barbarenvölkern bedrängt wurden und zurückgingen, so litt darunter der attische Handel, namentlich der Getreidemarkt. Nun waren gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts im westlichen und nördlichen Hinterlande des Pontos zwei größere Barbarenreiche entstanden. Die beunruhigten oder bedrohten hellenischen Küstenstädte wandten sich an die Athener. Darauf erschien Perikles mit einer stattlichen und glänzend ausgerüsteten Flotte im Schwarzen Meere und zeigte den Barbarenfürsten und Völkern in eindrucksvoller Weise, daß die Macht Athens hinter den Griechenstädten stand. An verschiedenen Punkten faßten die Athener auch festen Fuß. Nymphäon, ein südlich von Pantikapäon, dem Hauptplatze des Getreidehandels, am kimmerischen Bosporus (Straße von Kertsch) belegener Hafenplatz ging in ihren Besitz über. In Sinope und Amisos an der Südküste des Pontos legten sie Colonien an. Zu Beginn des peloponnesischen Krieges verhängten sie dann zur Sicherung ihrer Verproviantirung eine Sperre über die pontische Getreideausfuhr. Selbst

bundesgenössische Städte durften nur mit ihrer besonderen Erlaubniß ein bestimmtes Quantum ausführen. Zur genauen Beobachtung der die Ausfuhr betreffenden Verordnungen wurde die Behörde der „Hellespontwächter" eingesetzt.

Athens unmittelbare Handels- und Colonialinteressen erstreckten sich von der Krim bis Unteritalien und Sicilien, sein Reich, die Grundlage seiner Macht, umfaßte gegen 200 Insel- und Küstenstädte des Aegäischen Meeres. Neben Karthago war Athen die bedeutendste maritime und mercantile Macht im Mittelmeer, also im Gebiete der alten Geschichte eine Weltmacht geworden.

Zugleich wurde es immer mehr zum Centrum der hellenischen Cultur, zur „Bildungsstätte für Hellas". Zum Hochfest der Athena im Jahre 438 wurde das Goldelfenbeinbild der Göttin, ein Wunderwerk der plastischen Kunst, vollendet und in ihrem neuen, prächtigen Tempel aufgestellt. Während die Arbeiten an der plastischen Ausschmückung des Parthenon fortgesetzt und namentlich die Giebelgruppen ausgeführt wurden, begann man bereits im Jahre 437/36 mit der Erbauung der Propyläen. Als Architekt der aus fünf Mitgliedern zusammengesetzten Commission der Bauvorsteher fungirte Mnesikles. Nach dem großartigen Entwurfe desselben sollte das neue Thorgebäude der Burg mit einem Mittelbau und zwei sich genau entsprechenden Flügeln den ganzen 55 Meter breiten Westrand des Burgplateaus überspannen. Es war nicht mehr für Vertheidigungszwecke bestimmt, sondern als Festthor und Vorhalle für den Bezirk der Göttin gedacht. Die Ausführung des Bauplanes stieß jedoch auf Schwierigkeiten. Wahrscheinlich erhob die Priesterschaft gegen die dabei unvermeidliche Verletzung und Versperrung heiliger Bezirke so entschiedenen Widerspruch, daß der Plan, wohl auch mit Rücksicht auf die ohnehin den Schatz stark angreifenden Kosten und die sich drohender zusammenballenden Kriegswolken, nur als Stückwerk verwirklicht wurde. Bloß der Mittelbau und Nordwestflügel wurde nach dem ursprünglichen Entwurfe hergestellt und der ganze Bau binnen fünf Jahren mit einem Kostenaufwande von 2012 Talenten zu einem, wie man wohl hoffte, nur vorläufigen Abschlusse gebracht. Aber auch in ihrer verkümmerten Gestalt galten die Propyläen schon im Alterthume als ein bewundernswerthes Denkmal der Größe Athens. Der aus pentelischem Marmor mit wirkungsvoller decorativer Verwendung von schwarzem eleusinischen Stein aufgeführte Bau war ohne plastischen Schmuck und sollte durch seine einfache Größe auf die reiche Fülle von Kunstwerken auf der Burg vorbereiten. Neben meisterhafter Anpassung an das Terrain und großer Kühnheit der Construction charakterisirt den Bau eine harmonische Verbindung dorischer und ionischer Structurelemente und eine freie selbständige Verwerthung von Tempelformen für eine neue Idee bürgerlicher Baukunst.

Der durch die monumentalen Bauten und Bildwerke gehobene und geläuterte Geschmack und Schönheitssinn, sowie der sich steigernde Wohlstand der Bürgerschaft kam auch in der schöneren und kostbareren Ausstattung der häuslichen Einrichtungen der Vermögenden zum Ausdruck. Hipponikos, dessen geschiedene Frau Perikles heirathete, wurde für den Reichsten aller Hellenen gehalten. Schon sein Vater Kallias soll ein Vermögen von 200 Talenten (gegen eine Million Mark) gehabt haben. Nikias besaß eintausend Bergwerkssclaven;

man schätzte ihn auf 100 Talente. Auch die Staatsfinanzen befanden sich in den Jahren nach dem samischen Kriege in bestem Zustande. Anleihen, die man vermuthlich zur Führung dieses Krieges beim Schatze der Athena und anderen Tempelkassen gemacht hatte, wurden zurückgezahlt. Wahrscheinlich erreichten im Jahre 435 34 die Schätze auf der Burg ihr Maximum von 9700 Talenten (46 Millionen). Damals wurde aus den Schatzbeständen der Heiligthümer, die zum Staatscultus gehörten, jedoch mit Ausnahme des eleusinischen, das seine gesonderte Verwaltung behielt, der Centralschatz „der anderen Götter" gebildet. Durch die Vereinigung der einzelnen, nicht erheblichen Bestände und Einkünfte dieser Tempel schuf man einen nicht unansehnlichen Fonds, der unter der einheitlichen Verwaltung „der Schatzmeister der anderen Götter" stand und neben den „heiligen Geldern der Athena" dem Staate als Schatzreserve dienen konnte. Das Volk bestimmte ferner, daß nach der Rückzahlung der den Göttern schuldigen Summen, wofür man rund 200 Talente anwies, der etwaige Ueberschuß für die Werft und die Mauern verwandt werden sollte. Von den Schatzbeständen und Einkünften der Athena sollte eine Summe zu nicht mehr nachweisbaren Zwecken und zur Ausbesserung der Pompgeräthe angewiesen und diese Summe im Bedürfnißfalle um nicht mehr als 10 000 Drachmen (etwa 8000 Mark) überschritten werden. Die übrigen Gelder sollten weder zu den angegebenen noch zu anderen Zwecken verausgabt werden. Anträge, sie dennoch zu irgend einem Zwecke zu verwenden, sollten nur zulässig sein, wenn Derjenige, der einen solchen Antrag stellen wollte, dazu von der Volksversammlung die besondere, mit Zusicherung der Straflosigkeit verbundene Vollmacht erhalten hätte. Endlich sollten die Reichs-Schatzmeister ihre jährlichen, zur freien Verfügung des Staates bleibenden Ueberschüsse bei den Schatzmeistern der Göttin deponiren.

Diese in Stein gehauenen, uns erhaltenen Volksbeschlüsse zeigen das Bestreben, die Geldmittel des Staates zusammenzuhalten und die Schatzreserven zu verstärken, ohne dabei die Fürsorge für die Werft und die Mauern außer Acht zu lassen. Es blickt in ihnen bereits der Kriegsplan des Perikles für den bevorstehenden Entscheidungskampf durch. Gestützt auf die Befestigungen von Stadt und Hafen, gedachte ihn Perikles mit den maritimen und finanziellen Kräften des Staates zu bestehen und siegreich zu beendigen. Die thesaurirende Finanzpolitik wurde jedoch nicht festgehalten. Die Bauten wurden in immer größerem und kostspieligerem Umfange fortgesetzt, wozu innere politische Schwierigkeiten, namentlich Rücksichten auf die Masse, die unter den wachsenden Einfluß der radicalen Volksführer gerieth, nicht wenig beigetragen zu haben scheinen. Beim Ausbruche des Krieges war ein Viertel der Schatzreserve zu Bauten verbraucht, und der Staat besaß nur unbeträchtliche, frei verfügbare Schatzbestände. Perikles machte damals einen Ueberschlag über die zur Verfügung stehenden Kriegsmittel und rechnete dem Volke vor, daß 600 Talente, abgesehen von den übrigen Einkünften, alljährlich von den Bundesgenossen eingingen. Auf der Burg wäre noch ein Bestand von 6000 Talenten (über 28 Millionen) an gemünztem Gelde vorhanden. Dazu käme der Gold- und Silberwerth der Weihgeschenke und heiligen Geräthe

im Betrage von nicht weniger als 500 Talenten, endlich der abnehmbare Goldschmuck des Standbildes der Göttin. Sodann überschlug er die Zahl der felddienstpflichtigen und zum Besatzungsdienst verfügbaren Schwerbewaffneten, der Reiter, der Bogenschützen und der seedienstfähigen Kriegsschiffe. Er kam zu dem Schlusse, daß die Mittel völlig ausreichten, um den Sieg zu erringen, sofern nur die Athener den Krieg mit Einsicht und nach seiner „Ermattungsstrategie" führen würden. Sie sollten bei der numerischen und taktischen Ueberlegenheit des peloponnesischen Heeres sich zu Lande auf die Vertheidigung der Stadt beschränken, die Verwüstung Attika's durch Verheerungen der peloponnesischen Küsten vergelten und die Peloponnesos mit vielen Schiffen in einen Blockadezustand versetzen. Im Uebrigen sollten sie auf die Instandhaltung der Flotte und die Behauptung der Seeherrschaft bedacht sein, die Bündner fest in der Hand behalten und auf keine neuen Eroberungen ausgehen. Man hat diesen Kriegsplan vielfach erörtert, theils scharf getadelt, theils für richtig erklärt. Allerdings gab er die attische Bauernschaft rücksichtslos preis und drängte das Landvolk in bedenklicher Weise in der Stadt zusammen, aber er konnte bei systematischer und energischer Durchführung zum Ziele führen. Denn unter den Peloponnesiern waren die Arkader von vornherein kriegsunlustig, so daß sich durch Küstenoperationen, die das Gebiet der Seestädte trafen, deren Ein- und Ausfuhr abschnitten, deren Handel und Industrie lahm legten, am Ende ein günstiger Friede erzwingen ließ. Eine kräftige Wirkung war von der Blockade um so mehr zu erwarten, als die Peloponnesier Getreide einführen mußten und die pontischen Zufuhren ohnehin von den Athenern gesperrt waren.

Es läßt sich kaum in Abrede stellen, daß die See- und Ermattungsstrategie des Perikles von grundsätzlich richtigen Erwägungen ausging, aber schon bei seinen Lebzeiten fehlte es bei den Operationen an thatkräftigem Vorgehen, Unternehmungsgeist und Zusammenhang. Dann wich man von seinem Plan ab und schlug seine Rathschläge leichthin in den Wind. Man ließ sich in eine Feldschlacht ein und erlitt die Niederlage bei Delion, man vernachlässigte die Ueberwachung des thrakischen Bezirkes und verlor Amphipolis, schließlich unternahm man in leidenschaftlicher Erregung den weiten Kriegszug nach Sicilien, wobei man die eigenen Kräfte wiederum überschätzte und sich über die Schwierigkeiten der Expedition hinweg täuschte, während man über das Operationsgebiet und die Hülfsmittel des Gegners nur mangelhaft unterrichtet war. Das Unternehmen vernichtete die besten Kräfte des Staates und brachte die Reichsherrlichkeit stark ins Wanken. Zum unglücklichen Ausgang des siebenundzwanzigjährigen Krieges trugen dann noch andere Factoren bei, die der große Rechenmeister theils nicht richtig in Ansatz gebracht, theils nicht in Rechnung gezogen hatte. Die Kriegsführung kostete mehr, und die Finanzkraft Athens war früher erschöpft als von ihm angenommen war. Dazu kam das unberechenbare Unglück der Pest, die Erschütterung der Demokratie und des festen Bestandes der Verfassung, endlich das Eingreifen Persiens, mit dessen finanziellen Mitteln sich der erschöpfte Staat nicht messen konnte.

Baden im alten Bund und neuen Reich.

Zur Erinnerung an Julius Jolly.

Von

Adolf Hausrath.

[Nachdruck untersagt.]

VII.

Jolly, der nun mit dreiundvierzig Jahren an die Spitze des für Baden wichtigsten Ministeriums trat, eröffnete seine Thätigkeit mit einem Rundschreiben an die Beamten seines Ressorts, in dem er sich über seine Absichten aussprach. Die Form war in Baden nicht herkömmlich, er aber versprach sich von einem solchen persönlichen Anschreiben, das den Untergebenen persönlich anredete und verantwortlich machte, die rascheste Klärung der Situation. Die Bezirksbeamten wurden aufgefordert, die erregten Gemüther zu beruhigen und der eingerissenen Zuchtlosigkeit mit aller Strenge entgegenzutreten. Den Kirchen sei, wie bisher, in ihren Angelegenheiten Selbständigkeit zu gewähren, aber in gesetzlicher Unterordnung unter den Staat. Auch dürfe das geistliche Amt kein Deckmantel für gewissenlose politische Wühlerei sein, wie sie von einer leider nicht kleinen Zahl von Geistlichen neuerdings wieder in verstärktem Maße betrieben würde. Nach dieser Seite that aber Jolly auch von sich aus das Seine, indem er den ultramontanen und demokratischen Hetzblättern die Anwendung der scharfen Polizeimaßregeln androhte, die das noch immer zu Recht bestehende Preßgesetz der Reactionsperiode ihm an die Hand gab. Diese Drohung wirkte sofort außerordentlich beruhigend, aber sie überzeugte die Demokratie auch, daß man einer furchtbaren Reaction entgegengehe.

Zunächst hatte Baden nun zu fragen, was es mit sich selbst anfangen wolle, da der Nikolsburger Friede den drei süddeutschen Staaten sowohl ihre europäische Souveränität wie die Erlaubniß gewährte, sich mit einander zu einem Südbunde zu constituiren. Das letztere Project hatte zunächst alle Ultramontanen für sich, da in diesem Südbunde ihre Kirche eine erdrückende Majorität gehabt hätte und sie denselben als sichersten Schutz gegen das protestantische Preußen betrachteten.

Die Bayern unter Hohenlohe waren natürlich auch für eine Einrichtung, die ihnen die Hegemonie in Süddeutschland verlieh. Für die Großdeutschen war ein solcher, von Preußen unabhängiger Südbund gleichfalls hoch willkommen. Zwar am Hofe zu Stuttgart war man nicht ohne Bedenken, aber dafür sah die schwäbische Demokratie in diesem Bunde mit seiner europäischen Souveränität ein wundervolles Mistbeet, in dem ihre Früchte herrlich gedeihen mußten. Natürlich besaß ein solcher Bund auch eine größere Widerstandskraft gegen Preußen, und der Haß auf Bismarck war ja noch immer der einzige politische Gedanke dieser Leute. Nun aber stellte sich heraus, daß für einige sonst ganz national gesinnte Staatskünstler der Versuch, hier ein neues Staatengebilde mit funkelnagelneuen Rechtsordnungen aufzurichten, viel Verlockendes hatte. Nicht nur in der zweiten Kammer gab es deren, sondern im Ministerium selbst vertrat Herr von Freydorf und auf seinem Münchener Gesandschaftsposten der Schwabe Mohl den Südbund, und unter den zahlreichen Schriften Buntschli's aus seiner früheren Periode fand sich auch eine, die die Triasidee lebhaft befürwortete.

Ein Bund von acht Millionen Seelen wäre nun aber zu einer internationalen, unabhängigen Existenz doch unfähig gewesen. Im Innern wäre er zum Tummelplatz einer mit den Ultramontanen verbündeten Demokratie geworden, nach Außen mußte er sich an Frankreich oder, was zunächst wahrscheinlicher war, an Oesterreich anlehnen. Aber allerdings hätte er die Widerstandskraft des Südens gegen den Norden erhöht, den Gegensatz gegen Preußen verschärft und vielleicht die nationale Spaltung verewigt. In dieser schwierigen Lage war es nun ein großes Verdienst Jolly's, daß er seinem Freunde Freydorf und den mit einer Denkschrift für die Gegenseite eintretenden Mohl die Waage hielt. Auf den im Februar 1867 zu Stuttgart stattfindenden Conferenzen vereinigte man sich zwar über die Grundzüge einer neuen Heeresorganisation, aber die Schaffung eines süddeutschen Oberbefehls wußten Mathy und Jolly zu verhindern. Dauernden Widerstand konnte das Ministerium jedoch dem in ganz Süddeutschland populären Plane nur leisten, wenn Preußen die Aussicht eröffnete, daß Baden in nicht allzuferner Zeit in den Norddeutschen Bund aufgenommen werde. Es ist bekannt, daß Bismarck die Anträge Mathy's, denen eine Denkschrift Jolly's angeschlossen war, zurückwies. Er erklärte, einem Verlangen der sämmtlichen Südstaaten auf Aufnahme in den Bund werde er nachgeben, auch für zwei wolle er die Thüre offen halten, aber die Aufnahme Badens allein sei kein Aequivalent für die erhebliche Belastung der Situation; er müsse es also Baden überlassen, durch politische Arbeit noch einen Partner zu gewinnen. Als Vorbedingung für die Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund hatte das Ministerium von vornherein die Uebernahme äquivalenter Leistungen von Seiten Badens betrachtet. Es hatte darum sofort bei Eröffnung des neuen Landtages Gesetzentwürfe auf Einführung der allgemeinen Wehrpflicht mit dreijähriger Dienstzeit mit der im Norden angenommenen Friedensstärke von 1 Procent der Bevölkerung und den übrigen preußischen Einrichtungen eingebracht. Aber die Kammer erwies sich lau. Wenn man dafür in den Norddeutschen Bund aufgenommen werde,

so hieß es, und dadurch eine erhöhte Sicherheit gewinne, wolle man solche Opfer bringen; aber ohne diese Aussicht würde es Unrecht sein, das Land so schwer zu belasten. Jolly erwiderte in einer seiner besten Reden: „Ich habe schon geraume Zeit einen gewissen Aerger empfunden über das in allen Tonarten immer wieder abgespielte Thema von den unerträglichen Opfern, über die Klagelieder und Lamentos wegen der entsetzlichen Lasten, die dem armen deutschen Volk auferlegt würden. Diese Anschauung halte ich für grundverkehrt. Soweit ich die Sache übersehe, sage ich, das deutsche Volk ist jetzt in einer beneidenswerthen Lage; es ist im Vollbesitze seiner Kraft, es regt mächtig die Glieder seines Riesenleibs. Was sollen da die Klagelieder und die thränenfeuchten Blicke gen Himmel über die Anstrengungen, die einem gesunden Volke so natürlich sind." Schließlich mußte er sich doch auf einen Handel einlassen. — Eine Weissagung auf das kommende Markten um das Septennat, beschloß man, daß das Gesetz nur auf zwei, statt auf drei Jahre erlassen werde.

Auch diese Zugeständnisse hätte die Kammer niemals gemacht, hätte Jolly nicht ihren Argwohn zerstreut, daß „die preußische Reaction" vor der Thür stehe. Eine Reihe der im Jahre 1866 nicht zum Abschlusse gekommenen Vorlagen, in denen Jolly zum Theil liberale Steckenpferde und parlamentarische Kinderspielzeuge sah, wurden unverändert oder noch freisinniger gestaltet der Kammer vorgelegt. Während wir Unitarier des Treitschke'schen Kreises der Meinung waren, man lasse den Musterstaat am besten wie er ist, bis er dem neuen Reiche einverleibt werde, vollendete ihn Jolly durch ein Gesetz über Ministerverantwortlichkeit, obgleich heutzutage ein Abgeordnetenverantwortlichkeitsgesetz viel nöthiger wäre. Das Gesetz über Vereine und Versammlungen kehrte in der von der zweiten Kammer seiner Zeit beliebten freieren Fassung wieder; ein Gesetz zum Schutze der parlamentarischen Redefreiheit, ein liberales Preßgesetz, eine Erweiterung der Wählbarkeit in die zweite Kammer und ähnliche Vorlagen überzeugten die liberale Partei, daß der politische Anschluß an Preußen nicht nothwendig Reaction und Junkerregiment bedeute. Vor Allem aber zeigte Jolly dem hohen Hause, daß auch für die liberalen Ziele ein fleißiger Minister eine recht annehmbare Sache sei; denn eine solche Menge von Vorlagen, die nun mit angestrengtester Arbeit durchgepeitscht wurden, förderte den Ausbau des liberalen Staates in einer Session weiter, als zahlreiche vorangegangene, deren Hauptleistungen tapfere Reden gegen die Ultramontanen gewesen waren.

Vor Allem war das wichtige Ergebniß dieser Session das Gesetz über den Elementarunterricht, an das der Reihe nach Knies, Lamey und Jolly ihre beste Kraft gesetzt hatten, und das nun endlich zum Abschluß kam. Mit demselben setzte sich der Staat in den Besitz der Volksschule, ohne die Kirchen aus dem Religionsunterricht zu verdrängen und von allen Neuschöpfungen war dieses Gesetz das fruchtbarste und trotz aller Proteste der Capitel, trotz verschiedener Hirtenbriefe des Erzbischofs und eines Erlasses des Papstes selbst, steht es noch heute in Kraft und ist die werthvollste Errungenschaft der ganzen neuen Aera.

Mit diesen Resultaten war ein gewisser Abschluß erreicht worden, und Jolly hätte seiner Ruhe gedient, wenn er es dabei belassen hätte; aber seine Gedanken schweiften weiter. Bei der Art, wie die Gesetzgebung in den letzten Jahren stoßweise gearbeitet hatte, war noch ein sehr wesentlicher Punkt des Kirchengesetzes von 1860 unausgeführt geblieben, nämlich die gesetzliche Regelung der Vorbildung der Geistlichkeit. Vor Ausbruch des Kirchenstreites war die Prüfung der katholischen Geistlichen durch eine gemischte Commission von kirchlichen und staatlichen Vertrauensmännern besorgt worden, bis im Jahre 1853 der Erzbischof die staatlichen Commissäre nicht mehr zuließ, sondern das Examen allein abnahm. Das Gesetz von 1860 überließ den Kirchen die theologischen Prüfungen, machte aber die Zulassung zu einem Kirchenamte von dem Besitze einer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung abhängig, deren Nachweis und Umfang durch eine staatliche Verordnung bestimmt werden sollte. Den Entwurf einer solchen hatte Jolly als Ministerialrath ausgearbeitet, als aber das Ordinariat Einsprache erhob, ließ Lamey die ganze Sache fallen. Man gewöhnte sich, das Abiturientenexamen als den Nachweis allgemeiner Bildung zu betrachten, den das Gesetz verlange. Jolly war anderer Meinung. Am 6. September 1867 erließ er eine Verordnung, die von den Pfarrcandidaten beider Kirchen das sogenannte Culturexamen verlangte. Beide alte Sprachen, badisches Staatskirchenrecht, Weltgeschichte, Geschichte der Philosophie und Literatur waren die Fächer, die die Candidaten gehört haben sollten, und in denen eine Prüfung mit ihnen vorzunehmen war. Diese viel angefochtene Verordnung, die zum Sturze Jollys das Meiste beigetragen hat, hing mit seiner ganzen Anschauung zusammen, daß directer Kampf gegen die katholische Kirche dieselbe nur im Bewußtsein des Volks kräftige und dadurch mächtiger mache, wofür er sich auf das Zeugniß Fallenstein's berief, daß die preußische Bureaukratie durch den rheinischen Bischofsstreit erst eine ultramontane Partei geschaffen habe. Man müsse alle leidenschaftlichen Kämpfe, wie sie in den letzten Jahren geführt worden seien, beschwichtigen, dafür aber mit Geduld und Ruhe für eine gebildete katholische Geistlichkeit sorgen, die dann ganz von selbst in ein freundliches Verhältniß zum Staate treten werde. Ihm erschien eine solche Entwickelung als möglich, denn seine eigene Jugend fiel noch in die Zeit der Josephiner. Selbst aus einer gemischten Ehe hervorgegangen, hatte er in seiner Vaterstadt Mannheim nur Priester der Wessenberg'schen Richtung gekannt, die mit einer humanen, toleranten Gesinnung eine schöne literarische Bildung verbanden. Warum sollte nicht in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ein Clerus erzogen werden können, wie ihn die erste Hälfte gesehen hatte? Die Verordnung war also keineswegs eine Improvisation, durch die er, wie Lamey ihm vorwarf, einen neuen Kirchenstreit vom Zaune brach, sondern ein nothwendiges Glied seines kirchenpolitischen Systems. Und eben so wenig war der Versuch ein leichtsinniger Sprung in's Dunkle. Lange Vorberathungen im Ministerium und zahlreiche private Besprechungen waren vorangegangen. An Widerspruch hatte es nicht gefehlt. Die Einen meinten, es liege gar nicht im Interesse des Staates, dem katholischen Clerus eine höhere Bildung zu octroyiren. Je weniger er den gebildeten Ständen biete,

um so besser sei das für den Staat. Mir erschien wahrscheinlich, daß selbst, wenn die Verordnung durchgeführt würde, die Curie durch Docenten der jesuitischen Schule den Candidaten die nöthigen Kenntnisse einlernen werde, und daß ein so geschulter Clerus mit einem Firniß äußerer Bildung und einer um so eifrigeren katholischen Gesinnung dem Staate gefährlicher sein werde, als der dermalige mit seiner durchschnittlichen naiven Unwissenheit. Bedenklich war mir ferner das Maß der Forderungen. Ich wußte aus den theologischen Prüfungen, daß die Candidaten unvorbereitet weder griechische Schriftsteller vom Blatt zu lesen, noch lateinische Uebersetzungen in befriedigender Weise zu fertigen vermöchten, während Baumgarten das Alles noch nicht genug that. Das lateinische Scriptum verschwand später auch wieder aus der Praxis, da der damit betraute Examinator erklärte, es sei völlig gleichgültig für die Beurtheilung der Leute, ob sie auf drei Seiten zwanzig oder dreißig Fehler machten, und weniger machten sie selten. Auch die Frage wurde zwischen uns erörtert, ob es nicht besser sei, für alle Facultäten den früheren einjährigen philosophischen Cursus herzustellen, statt nur den Theologen im letzten Moment noch eine culturfreundliche Einspritzung zu machen. Wie die Dinge damals lagen, unterschied sich der Amtsrichter von seinem Actuar oft nur durch sein juristisches Examen. An allgemeiner Bildung waren beide gleich. Auch den andern Facultäten konnte also ein philosophischer Curs nicht schaden, und es wäre so das Odium vermieden worden, daß man für die Theologen besondere Bestimmungen einführte. Gerade der Hauptzweck, die Theologen während ihrer ganzen Studienzeit an das Staatsexamen denken zu machen, wäre aber so verloren gegangen. So blieb Jolly fest bei seinem Projecte. Das größte Bedenken war freilich, daß die Verordnung nicht werde durchgeführt werden können, da ein passiver Widerstand, wie er zu erwarten war, schwer gebrochen werden konnte. So waren Freund und Feind im Grunde der Meinung, es werde bei der Sache wenig herauskommen. Jolly nahm sie leichter. Es war eine Mitgift seines reformirten und rationalistischen Vaterhauses, daß er an den Sieg der Vernunft fest glaubte. „La raison finira par avoir raison," hatte der alte Paulus, den er in Heidelberg noch gekannt hatte, unter sein letztes Bild geschrieben, und dieser Glaube war auch Jolly's Idealismus. Aber dieser Idealismus war der eines Realpolitikers. Wenn man ihm die Befürchtung aussprach, die Verordnung sei nicht durchzuführen, so erwiderte er gelassen: „dann gibt sie ein Tauschobject". Bekanntlich haben in dieser Sache die Pessimisten Recht behalten. Um die neue Einrichtung ins Leben zu führen, hätten Jolly und Falk, der sie nachahmte, viel länger am Ruder bleiben müssen, denn ein Erfolg war hier nicht von Heute auf Morgen zu erreichen. Zu keinem Act der Opposition waren die jungen Geistlichen leichter zu bestimmen, als dazu, sich einem Examen zu entziehen, und als dann die für sie unangenehme Folge, daß sie nicht angestellt werden konnten, eintrat, da erhob sich bei allen weich geschaffenen Seelen ein solches Jammern über den Mangel an Priestern und den Verfall der Seelsorge, daß man die Verordnung zurückzog, als ihre empfindlichen Wirkungen die Curie eben geneigt zu machen anfingen, über dieselbe zu verhandeln.

Dieser Mißerfolg ändert aber das Urtheil über die Sache nicht. Jollys Gedanke war ein vollkommen richtiger. Ihm stand fest, daß ein national gesinnter und gebildeter Clerus die unentbehrliche Vorbedingung des Friedens zwischen Staat und Kirche sei. Wie aber soll dieser Clerus zu einer staats- und culturfreundlichen Gesinnung kommen, so lange die ganze Erziehung des Standes darauf gestellt ist, ihm Staat und Bildung als die beiden großen Feinde seiner Kirche erscheinen zu lassen? Gab der Staat dem geistlichen Stande die wichtige Vollmacht, durch Jugendunterricht, Beichte, Predigt, Seelsorge die Bevölkerung zu erziehen, an heiliger Stätte in autoritativer Weise zu seinen Bürgern zu reden, schützte er diese Thätigkeit durch seine Strafgesetze gegen jeden Widerspruch, so konnte er auch Garantieen dafür verlangen, daß die Empfänger einer solchen Vollmacht dieselbe nicht in einem Sinne benützten, der dem Staate verderblich war.

Der Hauptzweck des Culturexamens sollte also der sein, einen deutsch gesinnten und auf der Höhe der Zeitbildung stehenden Clerus zu erziehen, aber auch *den* Zweck wollte Jolly erreichen, dem jungen Geistlichen durch ein Staatsexamen fühlbar zu machen, daß er in und unter dem Staate lebe und dessen Gesetzen Gehorsam schuldig sei. Die Aussicht auf ein Staatsexamen sollte dem aus dem Gymnasium entlassenen jungen Manne noch drei Jahre lang in Erinnerung bringen, daß auch er nach dem Staate zu fragen habe. Ich hatte den Entwurf der Verordnung mehrmals mit Jolly durchgesprochen und auf seinen Wunsch meine Collegen im Oberkirchenrath sondirt, wie dieser sich zu der Verordnung stellen werde. Die Meisten schienen der Sache geneigt, da sie Jolly's Motive würdigten. Da war es Lamey, der als Mitglied des Synodalausschusses auch den evangelischen Oberkirchenrath in entgegengesetztem Sinne beeinflußte. Er nannte die Verordnung einen Act staatlichen Wahnsinns und goß die Schale seines Zorns über diese doctrinären Experimente aus, über dieses vom Zaun brechen eines völlig aussichtslosen neuen Kirchenstreites. Nun zogen sich auch die Führer der evangelischen Kirche zurück. Man klagte, daß die evangelische Kirche immer die Schläge erhalte, die der katholischen zugedacht seien, wie denn in der That die evangelischen Theologen, die es nicht nöthig hatten, dem Staate unterworfen zu werden, nunmehr allein das Culturexamen ablegen mußten, durch das man die katholischen dem Staate hatte unterwerfen wollen. Der evangelische Oberkirchenrath that keine officiellen Schritte gegen die Verordnung, der sein Präsident im Staatsministerium zugestimmt hatte, aber das Feuer glimmte unter der Decke, und Jolly hatte forthin auch die evangelischen Geistlichen zu seinen Gegnern zu zählen. Der Erzbischof vollends verweigerte überhaupt jede Verhandlung über die Verordnung, da die Bildung seiner Geistlichen die Regierung nichts angehe. Als die Verordnung dann doch verkündet wurde, verbot er seinen Studierenden und den für pflichtig erklärten jungen Geistlichen der ersten Jahrgänge, sich dieser Prüfung zu unterziehen oder einen Dispens von derselben einzuholen. Die ultramontane Presse vollends erklärte das Culturexamen für einen Versuch zur Corruption der Geistlichkeit. Nach ihr war die Seminarbildung die beste, die es gab, und sie berief sich darauf, daß nach göttlichem Rechte die Kirche allein ihre Priester zu bilden habe, nicht

der Staat. Eine Nothwendigkeit nachzugeben, trat für die Kirche erst ein, sobald die Unzufriedenheit der Pfarrverweser, die nicht angestellt werden konnten, sie dazu zwang. Als aber dieser Zeitpunkt gekommen war, waren die Tage des Ministeriums Jolly bereits gezählt, und die lauten Klagen über die Abnahme des Studiums der Theologie und die Verwaisung der katholischen Gemeinden haben bedeutend dazu beigetragen, Jolly's Stellung zu erschüttern.

Eine ähnliche Wirkung wie der Streit über das Culturexamen hatte der über die klösterlichen und klosterähnlichen Erziehungsanstalten, die das Schulgesetz verbot. Der Kampf hatte begonnen über das Lehrinstitut Adelshausen in Freiburg, das zu den ehemaligen Nonnenklöstern gehörte. Das Ordinariat behauptete, die Oberin desselben bedürfe der kirchlichen Bestätigung und ließ eine im Jahre 1863 vom Staate ernannte neue Vorsteherin nicht zu. Jolly mußte als Regierungskommissar in Freiburg selbst erscheinen, um die Dienstübertragung zu erzwingen. Aber alsbald entwickelte sich eine neue Fehde über die Anstalt wegen eines Religionslehrers, der eine Lehrerin in Gegenwart der Kinder beleidigt hatte, und dessen Abberufung nur in langen Verhandlungen erzwungen werden konnte. Als dann das Ordinariat die Einkleidung zweier Schulschwestern verweigerte, weil der von Jolly eingeführten Oberin die kirchliche Institution fehle, wurde auf Antrag Jolly's das Institut aufgehoben und sein Vermögen von einer halben Million Mark der Stadt Freiburg zur Gründung einer höheren Töchterschule überwiesen. Während Jolly hier siegte, unterlag er bei der Wiederbesetzung der Stelle des Domdechants, weil Lamey in Folge eines Uebersehens zugegeben hatte, die Regierung dürfe nach dem Statut nur so viele Candidaten von der Präsentationsliste streichen, daß noch eine Wahl möglich bleibe. Da nun das Ordinariat nur Priester seines Anhangs präsentirte, war der ganze Vorbehalt werthlos. Im Sommer 1867 hatte der Oberschulrath ein Lesebuch für die Volksschulen empfohlen, das dann auch von vielen Ortsschulräthen eingeführt wurde. Den Protest des Ordinariats gegen das Buch, das des confessionellen Charakters entbehre, wies das Ministerium ab. Das Ordinariat erließ nun einen Aufruf an die Gemeinden, sie sollten die Einführung des Buches verhindern. Die Geistlichen predigten gegen dasselbe, es wurde die öffentliche Verbrennung eines Exemplars veranstaltet, die Eltern wurden aufgefordert, die Bezahlung zu verweigern. Die das Buch begünstigenden Lehrer wurden mit allen Mitteln, die dem Clerus zur Verfügung standen, im Dienste und außerhalb desselben bitter verfolgt. Anklagen gegen die am schlimmsten hetzenden Geistlichen führten zu keinem Ergebniß, da das mit Gegnern der Regierung besetzte Oberhofgericht dieselben freisprach. Aber bei dem zähen Widerstande des Ministers erlahmte allmählich der Streit. Als dann Ruhe eingetreten war, ließ Jolly ein neues, natürlich gleichfalls confessionsloses Lesebuch ausarbeiten, und jetzt gab er nicht die Einführung frei, sondern schrieb sie vor, ohne daß das Ordinariat einen zweiten Sturm gewagt hätte. Wie ein Lesebuch hätte gestaltet werden müssen, um sich des Beifalls des Ordinariats zu erfreuen, das bewies der Katechismus, den dasselbe im gleichen Jahre 1867 an den confessionell gemischten höheren Schulen einführte, und der Seite 21 die Frage stellte: „Wie erwies sich Luther willfährig gegen

den Landgrafen von Hessen?" Auch eine Reihe weiterer Repetitionsfragen: „Was gestattete Luther den Mönchen und Nonnen?" „Was gestattete Luther den Fürsten und Mönchen?" leiten die Herren Katecheten an, diese für Gymnasiasten und höhere Töchterschülerinnen so außerordentlich passenden Materien recht eingehend zu erläutern, während man den Abdruck von Schillers „Glocke" oder „des Mädchens in der Fremde" in den Lesebüchern als einen Angriff auf das Seelenheil der Kinder beschrie. Dennoch ertheilte Jolly die Erlaubniß zur Einführung dieses, den confessionellen Frieden in den gemischten Schulen störenden Katechismus, da sonst dem katholischen Volke vorgesagt worden wäre, man wolle es lutherisch machen.

Das war die Lage in Baden, als am 4. Februar 1868 die liberale Sache durch den unerwarteten Tod Mathy's einen schweren Schlag erhielt. Mathy hatte sich während seiner zweijährigen Leitung um das Land drei große Verdienste erworben. Indem er Stabel, Ludwig und Nüßlin in seinem Ministerium festhielt, hatte er Fühlung mit der Beamtenschaft behalten, die die Trägerin des liberalen Regimentes war. Die badischen Finanzen hatte der alte, vielerfahrene Bankdirector rasch wieder in die Höhe gebracht, und wenn seine vierprocentige Prämienanleihe von 1867 heute eine Belastung der badischen Finanzen bedeutet, nachdem der Zinsfuß so stark gewichen ist, so war sie damals ein Haupthebel seiner glücklichen Erfolge. Endlich aber ist es Mathy's Verdienst, den Südbund verhindert zu haben, der aus Süddeutschland ein katholisch-demokratisches Versuchsfeld, ein deutsches Belgien und einen Bundesgenossen Oesterreich's gemacht haben würde. Als 1867 wegen der Luxemburg'schen Frage der Krieg drohte, lagen sechs Millionen in der Staatskasse und sicherten die Bevölkerung vor einer neuen Zwangsanleihe. Zum Abschluß der neuen Zollverträge war er in Berlin gewesen, aber er brachte von der Reise eine Erkältung mit, die ihn den ganzen Winter 1867 auf 68 von der Geselligkeit ausschloß, die ihm sonst Bedürfniß gewesen war. Ende Januar hatte der Kanzleidiener sein Arbeitszimmer im Ministerium überheizt. Nach seinen harten Gewöhnungen öffnete er das Fenster und vertiefte sich zwischen Ofen und Fenster stehend in seine Acten. So zog der tapfere Greis sich eine Rippenfellentzündung zu, der er in der Nacht vom 2. zum 3. Februar erlag. Ein Leben voll fast romanhafter Wandlungen lag hinter ihm. Badischer Cameralpracticant, Flüchtling, Journalist, Schulmeister, Buchhändler, badischer Abgeordneter, Mitglied des Parlaments, Staatsrath, Bankdirector, wieder Staatsrath, war er schließlich als Staatsminister der Heimath gestorben, der er zweimal hatte den Rücken wenden müssen. Von allen bekannten badischen Führern war er der Bedeutendste gewesen, vielleicht nicht dem Talente nach, sicher aber nach seinem eisernen Charakter.

VIII.

Der Großherzog übertrug die Neubildung des Cabinets Jolly, „weil er Mathy am Nächsten gestanden und ihn am erfolgreichsten unterstützt habe". Die Aufgabe war schwierig, weil im Lande noch immer das Vorurtheil herrschte, die Minister seien bei der Majorität im house of commons zu holen. Aus der Sackgasse, in die die Concordatsminister einst ihren Herrn geführt

hatten, war es der bequeme Ausweg gewesen, die Geschäfte den Führern der Opposition zu übertragen. Auch 1866 waren nur die Vertreter einer unmöglich gewordenen Politik zurückgetreten. So war es gefährlich, das Land aus seinem siebenjährigen Traume zu wecken, es sei ein parlamentarisch regierter Staat. Lamey als Führer der zweiten, Bluntschli als Hauptredner der ersten Kammer hielten es für ausgemacht, daß sie berufen seien, sich in Mathy's Erbschaft zu theilen. Daß der mit Bildung des Ministeriums beauftragte Jolly in allen Hauptfragen anderer Meinung war als Lamey, galt für kein Hinderniß, denn Lamey „hatte die Majorität". Jolly selbst freilich dachte keinen Augenblick daran, in einem Ministerium mit Lamey zu sitzen, der eine Form des großdeutschen Liberalismus repräsentirte, die seiner Natur völlig zuwider war. Es war doch auch kindisch, zu verlangen, der Großdeutsche und der Anhänger Preußens, der Mann der laxen Praxis und der Vertreter des strammen Regiments sollten nebeneinander amten. Den nachgiebigeren Bluntschli, mit dem er durch seinen Münchener Bruder seit lange befreundet war, hätte er sich als Justizminister oder Präsident des Oberkirchenraths gefallen lassen, da er wenigstens auf der Seite Preußens gestanden hatte; aber an keiner der entscheidenden Stellen fand ein solcher Gedanke Beifall, am wenigsten im Oberkirchenrath, wo wir Rüßlin ungern verloren hätten. So kam Jolly zu einem Entschluß, auf den Niemand gefaßt war. Statt den 1866 ausgeschiedenen Lamey wieder zu holen, beschloß er vielmehr, sich auch von den noch vorhandenen alten Ministern zu befreien. Stabel und Ludwig, die im Jahre 1866 auf der österreichischen Seite gestanden hatten, wurden in Ruhestand gesetzt. Beide traf das hart. Stabel war nur auf Mathy's Drängen im Jahre 1867 in das neue Cabinet eingetreten, nun wurde er nach Jahresfrist gegen seinen Willen wieder aus demselben entfernt. Er war eben im Begriffe, in eine große Gesellschaft zu gehen, als er den blauen Brief erhielt. Natürlich hat der um das Land vielfach verdiente alte Herr das nie verziehen. Die Vorrede seiner nächsten Publication begann mit den Worten: „Des Staatsdienstes entsetzt und dem Müßiggang abhold." Ihm schrieb man auch das bittere Epigramm zu, daß Jolly Bismarck durch das huldigende Entgegentragen der eigenen Persönlichkeit für sich zu gewinnen trachte. Noch tragischer nahm der alte General Ludwig seine Entlassung. „Von diesem Schlage," berichten die badischen Biographien, „der ihn tief verletzte, konnte sich Ludwig nicht mehr erholen. Seine Kräfte schwanden sichtbar dahin, bis er am 8. November 1871 todt im Bette gefunden wurde." Noch mehr aber als die Entlassungen überraschten die Ernennungen. Das Handelsministerium übernahm von Dusch, der unter Lamey die Verwaltungsreform in liberalem Sinne bearbeitet hatte, aber persönlich ein Aristokrat reinsten Wassers war. Das Finanzministerium wurde Mathy's persönlich nächststehendem Rathe Elstätter zu Theil, der seine Schule bei Hansemann gemacht hatte, aber als Jude den Liberalismus der Kammer auf eine harte Probe stellte. Lamey rief bei dem Bekanntwerden der neuen Liste im „Darmstädter Hofe" dem Wirthe Cerf zu: „Herr Cerf, nennen Sie sich Hirsch, dann werden Sie sofort Finanzminister!" Bald tauchte auch das Räthsel auf, wer der jüngste Finanz-

miniſter in Deutſchland ſei? und die Antwort lautete: „Der badiſche, denn der iſt noch nicht einmal getauft.“ Das Alles aber wurde noch überboten durch die Nachricht, daß an Stelle des ſüddeutſchen und gemüthlichen Kriegsminiſters Ludwig der preußiſche Militärbevollmächtigte, General von Beyer, trete, der die badiſche Diviſion an der Tauber durch einige Kanonenſchüſſe über die Fehler ihrer Aufſtellung belehrt hatte. Am Tag, ehe dieſe letzte Ernennung erfolgt war, ſchrieb einer der Landescommiſſäre an Jolly, daß die liberale Partei die Ernennung Duſch's kühl, die Ellſtätter's unwillig aufnehme, und daß die angeblich bevorſtehende Berufung eines preußiſchen Generals zum Kriegsminiſter dem Faß den Boden ausſchlagen würde. Zuerſt gab der ultramontane „Beobachter“ dem Eindruck der Reſidenz Ausdruck, indem er die Zuſammenſetzung des neuen Cabinets bitterbös gloſſirte in einem Artikel: „Mathy's ſelig Erben.“ Es ſprach für Jolly's Tapferkeit, daß er die Veröffentlichung der Ernennungen nicht hinausſchob bis nach dem Schluſſe der Kammern, ſondern daß ſich das neue Cabinet noch in letzter Stunde den Ständen vorſtellte. Die betreffende Botſchaft wurde in der zweiten Kammer mit eiſigem Schweigen aufgenommen. Nur mit Sorgen konnte man den neuen Premier in Gedanken nach der Karlsburg in Durlach begleiten, wo das Abſchiedseſſen der Stände nach altem Brauche ſtattzufinden pflegte. Der Kammerpräſident Hildebrandt, neben dem der neue Staatsminiſter ſeinen Platz hatte, beantwortete deſſen Verſuche einer Unterhaltung nur einſilbig. Lamey war gar nicht erſchienen, aber einer der Räthe des Handelsminiſteriums brachte in Anweſenheit der neuen Miniſter auf den Abweſenden einen Toaſt aus, der mit großer Begeiſterung aufgenommen wurde. Jolly blieb um ſo kühler. „Jedenfalls ſind wir ſie nun auf längere Zeit los, und das iſt das Beſte an der Sache,“ mit dieſen Worten erzählte er mir am folgenden Sonntag, als ich von Heidelberg hinaufkam, den Verlauf des angenehmen Feſtes. Während im Lande in allen Tonarten das Thema erläutert wurde, der Gründer des neuen Miniſteriums habe ſich alle politiſchen Größen Badens fern gehalten, erklärte Jolly trocken, für Baden genüge überhaupt ein Miniſter, und dieſer müſſe ſich für ſeine Politik Männer ſuchen, die ſich derſelben als geſchickte und arbeitſame Hülfskräfte unterordneten. Sehen die Leute, daß man ſo ſicherer fahre und raſcher vom Fleck komme, ſo würden ſie ſich ſchon mit der neuen Regierungsweiſe ausſöhnen. Daß gleich darauf bei den Zollparlamentswahlen ein Theil der liberalen Führer durchfiel, vermehrte den Groll derſelben, ſtatt ſie darüber zu belehren, daß ſie auch ihrerſeits allen Grund hätten, nicht mit der Regierung zu brechen.

Die erſte große Angelegenheit, die das neue Cabinet beſchäftigte, war die Beſetzung des erzbiſchöflichen Stuhls, da am 14. April 1868 der greiſe Erzbiſchof von Vicari ſtarb und im Freiburger Münſter neben der langen Reihe ſeiner Vorgänger beigeſetzt ward. Für den fünfundneunzigjährigen alten Mann hatten bis dahin ſein Hofcaplan Strehle und der Kanzleidirector Maas, ein jüdiſcher Convertit, das Regiment geführt. Sie hatten keinen Geringeren als das Haupt der deutſchen Ultramontanen, den gewaltigen Biſchof Ketteler von Mainz, zum Nachfolger Vicari's auserſehen. Jolly ſeinerſeits empfahl

den Domcapitularen, die nicht alle das Maas'sche Regiment verehrten, die Wahl des Cardinals Hohenlohe. Aber diese gemäßigte Partei ließ sich in den Tagen der Aufstellung der Wahlliste einschüchtern und terrorisiren. Die Vorgeschlagenen waren durchweg Zelanti. Jolly lehnte deshalb alle diese Namen, mit einer Ausnahme, als weniger genehm ab und verlangte neue Vorschläge, damit eine Wahl möglich bleibe. Aber der Papst untersagte die Vorlegung einer neuen Candidatenliste. Daß Rom dem Capitelsvicar bald auch die Vollmacht zur Verwaltung der Diöcese gab, war der Regierung nur erfreulich, denn es befreite Baden von den Firmungsreisen Ketteler's, dessen Agitationen sich bereits unangenehm fühlbar machten. Konnte die Kirche ohne Erzbischof auskommen, so konnte es der Staat erst recht. Als verlautete, der Papst wolle einseitig einen Erzbischof einsetzen, rief Jolly die Hülfe Preußens an, das durch Hohenzollern an der Erzdiöcese betheiligt war, und Harry von Arnim trat in Rom so gebieterisch auf, daß Antonelli für gut fand, das ganze Project zu verleugnen.

War in Sachen der katholischen Kirche so viel erreicht, als eben den Umständen nach erreicht werden konnte, so lösten sich die Conflicte in der evangelischen Kirche fast ohne Zuthun der Regierung. Die Forderung der Orthodoxen auf Absetzung Schenkel's war von der Generalsynode der protestantischen Kirche im Sommer 1867 abgewiesen worden, dagegen hatte sie die Verpflichtung der Theologiestudirenden, ihre praktische Ausbildung in Schenkel's Predigerseminar zu Heidelberg zu suchen, aufgehoben. Den Verhältnissen entsprechend mußte nun ein neues Seminarstatut ausgearbeitet werden. Dasselbe übertrug die Leitung des Seminars nicht dem Director, sondern der Lehrerconferenz. Es war das eine Concession an das von einflußreichen Leuten gestellte Verlangen, der Minister solle Schenkel nicht absetzen, was durch den Beschluß der Synode unmöglich geworden war, sondern „weg organisiren". Nach dem Wortlaute des neuen Statuts ward diesem Verlangen auch entsprochen. Da aber der Ordinarius der praktischen Theologie Vorsitzender der Seminarconferenz blieb, und Schenkel eben dieser Ordinarius war, so blieb der That nach Alles beim Alten, nur daß die Conferenz die Verantwortung hatte und nicht der Vorsitzende, der sich aber nach wie vor Director nannte. So sahen sich die Gegner aufs Neue getäuscht und darauf angewiesen, durch Agitationen aller Art die Anstalt zu entvölkern, was sie auch fleißig waren zu thun. Da die theologische Facultät Heidelbergs rings umgeben war von Concurrenzanstalten, die schon durch Alumnate und Stipendien eine große Anziehungskraft übten, ging in der That die Frequenz stark zurück; aber Jolly bewährte sich auch hier als thatkräftiger Freund der Universität, indem er im Jahre 1873 einen erheblichen Betrag in das Budget einstellte für theologische Stipendien an der Universität Heidelberg, der erst unter seinen Nachfolgern wieder stark herabgemindert wurde.

Daß die liberale Sache durch das neue Ministerium irgendwie geschädigt worden wäre, konnte man mithin nicht behaupten. Aber die Thatsache, daß die namhaften Führer der liberalen Partei bei der Bildung des neuen Ministeriums übergangen worden waren, hatte eine Verstimmung erzeugt,

die sich durch die stillen Erfolge der Verwaltung nicht überwinden ließ. Die Getäuschten vereinigten sich auf die Formel, es gelte das constitutionelle System zu retten. Hätte man sich nun ruhig bis zum Wiederzusammentritt der Kammern geduldet, so würde sich immerhin einiger Frictionsstoff, wie ihn das politische Leben mit sich bringt, angehäuft haben. Aber so lange war Bluntschli's Ungeduld nicht zu bändigen. Er hatte bei Mathy's Tod ausdrücklich um ein Portefeuille gebeten, aber keines erhalten. Nachdem im October 1868 auch das Justizministerium nicht ihm, sondern Obkircher übertragen worden war, traten am 8. November 1868 die bedeutendsten Mitglieder der zweiten Kammer zu Offenburg zusammen, um einen Feldzug zum Sturze des „Cabaleministeriums" zu berathen. Zu Ende des Monats versendeten sie ihr Pronunciamento. Unter Aufrechterhaltung der Fiction, daß Baden ein parlamentarisch zu regierender Staat sei, erhob dasselbe den Vorwurf, ohne mit der Mehrheit der Volksvertretung in ein verständigendes Benehmen zu treten, habe Jolly sein Ministerium gebildet. Die Regierung habe sich von der Kammer zurückgezogen, und die liberale Partei habe darum kein Vertrauen mehr zu ihr. Die vierzehn unterzeichneten Abgeordneten hätten sich deswegen zur Wiederaufrichtung der Partei auf Grund eines beiliegenden Programms entschlossen. Zustimmungserklärungen seien an Ministerialrath Kiefer in Karlsruhe zu richten. In der deutschen Frage enthielt das Programm die Erklärung, der in Aussicht gestellte Eintritt in den norddeutschen Bund sei nicht erreicht worden, folgeweise müsse Baden seine Kräfte mehr schonen, die aus Nachahmung zufälliger preußischer Sitten erwachsenden Ausgaben vermeiden und die Präsenzzeit abkürzen, natürlich Alles ohne Schwächung der Wehrkraft des Landes. In Sachen der kirchlichen Fragen besagte das Programm: „Am Wenigsten ist in Dingen des religiösen Lebens und der wissenschaftlichen Freiheit eine Nachahmung der Richtung des preußischen Cultusministeriums zu billigen, dessen Begünstigung einer beschränkten Orthodoxie und eines krankhaften Pietismus dem Geiste unseres Jahrhunderts zuwider ist und die geistigen Interessen der Nation schwer schädigt." Jolly antwortete auf Versendung dieses Aufrufs mit der augenblicklichen Versetzung des Ministerialraths Kiefer, der sich zur Entgegennahme von Unterschriften bereit erklärt hatte, und stellte den Vorwürfen der Offenburger in der „Karlsruher Zeitung" die Erklärung gegenüber, daß der mit der Bildung eines Ministeriums Beauftragte in Baden gar nicht das Recht habe, über diesen allerhöchsten Auftrag mit den Kammerparteien zu verhandeln. Die angekündigte Action in Sachen des Militärbudgets werde die Regierung bekämpfen. Man könne eine Wehrverfassung nicht im Jahre 1867 schaffen und im Jahre 1868 wieder zerstören; die Zurücknahme des Contingentgesetzes sei aber eine solche Zerstörung. Der Vorwurf Mühler'scher Tendenzen in der Cultusverwaltung sei eine durch nichts begründete bedauerliche Verdächtigung. Nach dem Allen müsse gefragt werden: „Woher die Opposition?"

Mit dieser Frage als Titel erschien im December eine Flugschrift, die Jolly am Heiligen Abend als Weihnachtsgeschenk zugesendet wurde. Dieselbe suchte die Vorwürfe, die in dem Offenburger Programm erhoben waren, zu

begründen, aber mit geringem Glück. Obenan standen die Beschwerden über den einreißenden Militarismus. Zu der Umbildung des badischen Contingents nach preußischem Muster hatten die Kammern selbst die Mittel bewilligt, aber als nun diese Umbildung ihren Anfang nahm, regte sich sofort der Particularismus. Karlsruhe verlor seine Cadettenanstalt, da die Cadetten forthin in Preußen erzogen werden sollten. Preußische Officiere organisirten die Landwehr. Der neue Kriegsminister, General von Beyer, übernahm auch das Commando der badischen Division. Die berufenen preußischen Officiere erhielten die höheren preußischen Gehälter, während die badischen bei den alten Sätzen festgehalten wurden. So wurden die Klagen über die Verpreußung aus dem Officierscorps selbst unterstützt. Nach dem Programm der Offenburger hatte man zu gewärtigen, daß die Kammern die Mittel zur Fortführung der Reorganisation verweigern würden.

Die zweite Klage war die über „Mühler'sche Tendenzen". Die Geheimgeschichte dieser Beschuldigung, Jolly lenke in die Bahnen des preußischen Cultusministeriums ein, hing mit dem Finale des Schenkel-Streites zusammen. Nirgends war es ein Geheimniß, daß Jolly's Freund Roggenbach die Absetzung Schenkel's verlangt hatte. Auf sein Betreiben hatte schon Lamey die Concession in der ersten Kammer in Aussicht gestellt, daß der Besuch des Seminars freigegeben werden solle, und in der That hatte die Generalsynode den Seminarzwang abgeschafft. Jolly wollte nun, um das in der ersten Kammer gegebene Versprechen Lamey's einzulösen, in einem neuen Seminarstatut die Leitung des Seminars der Lehrerconferenz desselben übertragen. Anfänglich war die Absicht gewesen, der Conferenz die Wahl ihres Vorsitzenden zu überlassen, dann konnte Jolly den Oberkirchenrath befragen, ob er gegen die Bestätigung der Wahl etwas einzuwenden habe, und das Ministerium hatte keine weitere Verantwortung. Ich bemühte mich, Schenkel für diesen Modus zu gewinnen, da er seiner Wiederwahl doch völlig sicher sein konnte. Aber dieser erklärte mit größter Bestimmtheit, er werde sich keiner Wahl unterwerfen, und ebenso hätte kein anderes Mitglied der Conferenz eine solche Wahl angenommen. Unter diesen Umständen gab Jolly nach, um den Streit nicht zu verewigen. Das Statut besagte, daß in der Regel der Vertreter der praktischen Theologie Vorsitzender der Seminarconferenz sei. Damit blieb Schenkel Leiter der Anstalt und nannte sich nach wie vor Director. Die Concession an die Orthodoxie war also durchaus illusorisch, aber schon die Verhandlungen über diese neue Organisation hatten die theologische Facultät mit Mißtrauen erfüllt. Dazu kam ein Zweites. Allard Pierson, der unlängst als Professor der Literaturgeschichte an der Universität in Amsterdam starb, war ursprünglich in seiner holländischen Heimath reformirter Prediger gewesen, hatte aber sein Pfarramt niedergelegt mit der Erklärung, daß sein Gewissen ihm verbiete, Cultusbeamter zu bleiben, weil ihm das Cultusobject verloren gegangen sei: „Wir lieben das Ideal," hieß es in seiner Schlußerklärung; „aber das Ideal liebt nicht uns." Sein College Réville hatte in einer Gegenschrift geantwortet: „Nous maintiendrons." Der Streit hatte eine große Bewegung in der holländischen Kirche hervorgerufen, die auch in Jolly's holländischer und

belgischer Verwandtschaft nicht unbeachtet geblieben war. Pierson hatte dann bei Heidelberg das sogenannte Rohrbacher Schlößchen gemiethet und sich mit Gliedern der theologischen Facultät befreundet. Da das Leben ohne praktische Thätigkeit ihm auf die Dauer nicht zusagte, nahm er gern den Vorschlag seiner Freunde an, ihn als Honorarprofessor in die theologische Facultät zu berufen. Ein derartiger Antrag wurde von der Facultät auch gestellt und vom Senat unterstützt, aber der Bescheid Jolly's lautete ablehnend. Nachdem Jolly soeben den Schenkel-Streit mit Mühe und Noth beschwichtigt hatte, konnte er nicht einen Theologen berufen, der selbst sein Pfarramt mit der Erklärung niedergelegt hatte, sein Standpunkt eigne sich nicht für die Kanzel. Daß die Facultät in ihrem Berichte dieser Thatsache, die für den Minister doch sehr ins Gewicht fiel, gar nicht gedachte, erbitterte ihn mit Recht; denn schließlich hatte doch er die Verantwortung zu tragen und wäre bei den unausbleiblichen Reclamationen der conservativen Partei in die üble Lage gekommen, zuzugeben, daß er schlecht informirt gewesen sei. So fiel der ablehnende Bescheid des Ministeriums, im Gegensatz zu seinen im Verkehr mit der Universität sonst verbindlichen Formen, bureaukratisch kurz aus. Gegen eine Habilitation hätte das Ministerium nichts eingewendet, da für eine solche die Facultät die Verantwortung übernahm; ausdrücklich aber die Berufung eines Professors der radicalen holländischen Schule unmittelbar nach den Schenkel'schen Wirren höheren Orts zu beantragen, war er außer Stande. „Dieses Maß ist voll," sagte er, „das verträgt keinen Tropfen mehr." Die Facultät aber, die die Berufung von Lehrkräften für ihre eigene Sache erklärte, nahm diesen Eingriff sehr übel, und damit hatte Bluntschli für seinen gekränkten Ehrgeiz eine immerhin wichtige Bundesgenossenschaft gefunden. Gerade „der Fall Pierson" mußte in Offenburg dazu herhalten, um den Beweis zu liefern, wie Baden in Mühler'sche Bahnen einlenke. Und doch waren noch keine zwei Jahre verflossen, daß Lamey selbst brieflich den Rücktritt Schenkel's von seiner Seminardirection verlangt hatte! Wie schwierig Jolly's Lage hier war, mußte er also wissen. Der Eindruck, den das Pronunciamento der Offenburger im Lande machte, war außerhalb der Kammerkreise der der Verwunderung bei den Liberalen, der der Schadenfreude bei allen ihren Gegnern. Aber die Versetzung Kiefer's, der nun aus dem Staatsdienst austrat und Rechtsanwalt in Offenburg wurde, ließ es als Sache der guten Kameradschaft erscheinen, sich für solidarisch mit ihm zu erklären. Mancher Orten wurden Versammlungen gehalten, in denen das Ministerium heftig angegriffen und matt vertheidigt wurde. Die badische Presse neigte zu Lamey und Kiefer, die auswärtigen liberalen Blätter verurtheilten ihr Verhalten um so schärfer. In Heidelberg nahm sich der an L. Häusser's Stelle berufene Heinrich von Treitschke vor einer Bürgerversammlung in einer feurigen Rede des Ministeriums an, Schenkel aber donnerte gegen den Säbel des Herrn von Beyer, mit dem er sich nicht drohen lasse. Die Ultramontanen ihrerseits benützten die Verwirrung im liberalen Lager, um mit den Demokraten die Gründung eines Wahlvereins zu berathen, der die Erringung des allgemeinen, directen Wahlrechts auf seine Fahne schreiben sollte. Als treueste Freunde in

diesen stürmischen Tagen erwiesen sich Sybel, Baumgarten, Goldschmidt und vor Allem Treitschke, der in den „Preußischen Jahrbüchern" die Schrift des Herrn Lamey: „Woher die Opposition?" jenen norddeutschen Kreisen zur Lectüre empfahl, die von den politischen Kräften des badischen Liberalismus eine so glänzende Vorstellung hätten. Bald stellte sich heraus, daß auch in der badischen Residenz sich Niemand nach einem Ministerium Kiefer, Lamey, Bluntschli sehne. Dort war es kein Geheimniß, daß der Großherzog sich auf diese Weise die Hand nicht forciren lasse, und daß er gar nicht daran denke, das Ministerium zu wechseln. So wurde die Fronde Gegenstand des Spotts. Otto Devrient, der mich in jenen Tagen in Heidelberg besuchte, erzählte mir, wie er in einer Posse als Hausirer: „Blech von Offenburg" feil geboten habe. Er war darauf gefaßt gewesen, daß einige Gründlinge des Parterres zischen würden. Statt dessen antwortete großes Gelächter und allgemeines Beifallsklatschen.

Als sie diese Wirkung ihrer Opposition wahrnahmen, schlugen die Opponenten in sich. Einer der einflußreichsten Unterzeichner des Programms, der Freiburger Bürgermeister Fauler, nannte, nachdem die „Karlsruher Zeitung" Vorwurf für Vorwurf aus den Acten widerlegt hatte, den ganzen Aufstand eine Blamage. Die Bluntschli'schen Freunde sahen ein, daß sie einlenken müßten, wollten sie nicht allein bleiben. Auf einer zweiten Versammlung zu Offenburg wurde dem ganzen Unternehmen deshalb nachträglich die Deutung gegeben, es handle sich nur um eine selbständige Organisation der liberalen Partei, nicht um einen Angriff auf das Ministerium Jolly. „Wir bringen ein Friedensblatt von Offenburg mit", begann der Bericht der „Landeszeitung" über die Versammlung vom 26. December, und für Alle, die die Verhältnisse wirklich kannten, stand nunmehr fest, daß, wer auch nach Jolly's Sturz Minister werden möge, Bluntschli, Kiefer, Lamey würden es nicht sein. Daß Bluntschli bei einem Fackelzuge seiner Logenbrüder in öffentlicher Ansprache gar noch die Versicherung gab, er sei zu stolz, badischer Minister zu werden, sein Lehrstuhl sei ehrenvoller als jeder Ministersitz, schmeichelte den Heidelbergern; aber in Karlsruhe wußte man das besser.

Inzwischen waren einige wichtige kirchliche Fragen spruchreif geworden, und die Art, wie Jolly sie entschied, mußten dem Lande zeigen, daß der neue Staatsminister zwar keine polternden Reden gegen die „vaterlandslosen Römlinge" hielt, daß er aber die Staatsgesetze mit einer Entschlossenheit handhabte, die man an Lamey mehr als einmal vermißt hatte. Dem Gesetze zuwider, das Klöster von der Zulassung der Regierung abhängig machte, hatten sich sechsundvierzig Tertiarierinnen des Franciscanerordens auf dem Lindenberg bei Unteribenthal niedergelassen. Jolly löste das Kloster auf, obwohl die Nonnen nur der Gewalt wichen und durch ihre Rückkehr eine zweite Austreibung nöthig machten. Bürgermeister Stromeier zu Constanz, ein Neffe Mathy's, hatte die Unterstellung des reichen Spitalfonds und der confessionellen Schulfonds unter weltliche Verwaltung in bitterem Kampfe mit dem Clerus durchgesetzt und wurde deshalb am 14. Januar 1869 excommunicirt. Jolly wies den Staatsanwalt an, gegen den Weihbischof Kübel und den Constanzer Pfarrer Strafantrag wegen Nöthigung zu stellen, und übertrug die Stiftungsverwal-

tung, von der man den Bürgermeister ausschloß, da er nicht mehr Katholik sei, einem staatlichen Commissär.

Gegenüber diesem energischen Auftreten der Regierung organisirten sich nun aber auch die Gegner der anderen Lager. Die Demokraten gründeten eine Wahlreformliga, die Ultramontanen eine katholische Volkspartei. Unter dem Aufrufe der Demokraten fand man die Unterschriften Edelsheim's und Berlichingen's; als Führer der Ultramontanen erwarb sich der Volksmann Jacob Lindau in Heidelberg durch Unterstützung des Clerus einen bedeutenden Einfluß. So kam das ganze Land in Bewegung. Nochmals glaubten die Offenburger, diese Zunahme der Aufregung für ihre Zwecke ausnützen zu können. Die „Landeszeitung" warf dem Ministerium ungenügendes Verständniß des Volkes vor. Nur noch ein Zusammenschluß aller Liberalen könne die Sache der Freiheit retten, dazu aber müsse man sich über Grundsätze und Personen verständigen und Garantien schaffen für einen lebendigen Zusammenhang zwischen Regierung, Volksvertretung und Volk. Nach diesem Präludium wurde wieder eine Versammlung auf den 23. Mai nach Offenburg einberufen „zur Einigung der Partei und Berathung der schwebenden Fragen". Aber noch ehe die Versammlung zusammentrat, waren, von Mannheim eingeleitet, eine lange Reihe von Adressen in Karlsruhe eingelaufen, in denen Tausende von Angehörigen der liberalen Partei dem Ministerium ihr Vertrauen aussprachen. Ueber zweitausend der bekannteren Liberalen fanden sich am 22. und 23. Mai in Offenburg ein, und fast die ganze Kammer war unter den Anwesenden. Die entscheidenden Verhandlungen hatten am Abend des ersten Tages stattgefunden und führten zu einem vollständigen Ausgleich. Die Politik der Regierung wurde gebilligt und eine Parteileitung geschaffen, in der auch die Anhänger der Regierung vertreten waren. Das von den Demokraten geforderte allgemeine, directe Wahlrecht und die Forderung der Kammerauflösung wurden abgelehnt. Am zweiten Tag wurde dieser Ausgleich der allgemeinen Versammlung bestätigt und eine Adresse an den Großherzog beschlossen, um ihn der Ergebenheit der versammelten Liberalen zu versichern. Unter allen Reden wurde keine mit so stürmischem Beifall aufgenommen wie die Treitschke's. „Nehmen Sie unsere Hand," rief er den biederen Oberländern zu, „sie wird in guten Treuen geboten!" Und es fehlte nicht viel, so hätten ihn die Bauern auf ihren Schultern nach seinem Platze zurückgetragen. Damit war denn dieser unerfreuliche Zwischenfall in dem badischen Verfassungsleben überwunden. Auch Jolly wollte gern das Seine thun, um den Frieden in eine wirkliche Versöhnung zu verwandeln. Er bot Lamey und Kiefer die Wiederaufnahme in den Staatsdienst an. Diese wollten aber während des bevorstehenden Landtages freie Hand behalten. Erst im Frühjahr 1870 ließ sich Kiefer als Oberstaatsanwalt wieder anstellen, während Lamey auch aus dem Landtage austrat. Pierson wurden die Formalitäten der Habilitation, Colloquium, Disputation u. s. w., erlassen, und nachdem er sich auf Verantwortung der Facultät habilitirt und seine frühere Predigtthätigkeit mit großem Erfolge wieder aufgenommen hatte, erhielt er den Titel als Professor, kehrte aber schon nach einigen Jahren in seine holländische Heimath zurück.

Als Symbol der Aussöhnung zwischen Kammer und Regierung eröffnete der Großherzog am 24. September 1869 den Landtag in Person, und sein Staatsminister brachte eine lange Reihe von Gesetzentwürfen ein. Die Stände sollten nach denselben das Recht der Initiative, das Recht der freien Präsidentenwahl und einer mehr autonomen Feststellung ihrer Geschäftsordnung erhalten. Die Wahlperiode wurde von acht auf vier Jahre herabgesetzt. Dagegen lehnte Jolly sowohl die einjährige Budgetperiode, wie die Einführung des allgemeinen, directen Wahlrechts ab. Anderseits verzichtete die Regierung auf die seither übliche Bestätigung der Bürgermeisterwahlen und gab den Ortsbürgern gleiches Wahlrecht. Die Einführung des Unterstützungswohnsitzes wurde von der Kammer genehmigt, weil Niemand etwas Besseres vorzuschlagen wußte. In bittere Kämpfe gerieth das Ministerium dagegen in der ersten Kammer mit dem Kirchenrechtslehrer Herrmann, dem späteren Berliner Oberkirchenrathspräsidenten, den Jolly als Stütze der Regierung in das Oberhaus berufen hatte. Derselbe widersprach in der Commission aufs Nachdrücklichste der Vorlage eines Stiftungsgesetzes, das die Almosenfonds weltlicher Verwaltung unterstellte, während Herrmann die Armenunterstützung zu den kirchlichen Zwecken rechnete. Da es sich im Ganzen um ein Vermögen von zwanzig Millionen Mark handelte, war die Frage eine eminente Machtfrage, und schließlich ging das Gesetz trotz Herrmann's Widerspruch auch in der ersten Kammer durch. Mit noch größerem Beifall begrüßte die Kammer die Vorlage über Einführung der Civilehe. Das Ministerium Stabel-Lamey hatte sich mit der Einführung der Nothcivilehe begnügt und damit die Brautleute, die die Kirche nicht trauen wollte, allen Brutalitäten der Capläne ausgesetzt, ehe sie zu einer gesetzlichen Eheschließung gelangen konnten. Schon von Heidelberg aus hatte Jolly in seiner Flugschrift über die neuen Gesetzentwürfe von 1860 vor dieser Halbheit gewarnt, und nur allzusehr hatte er Recht behalten. War eine Civilehe nach vorangegangener Weigerung des Pfarrers und obligater Mißhandlung der Nupturienten endlich zu Stande gekommen, so weigerten sich die Pfarrer dennoch, diese Civilehen in die Standesbücher einzutragen, die man ihnen gelassen hatte. Das Ministerium Stabel-Lamey hatte darauf die unglaubliche Schwäche gehabt, den Pfarrern zu gestatten, daß sie jedem solchen Eintrag ihren Protest beifügen dürften, diese aber, denen nun der Kamm um so mehr schwoll, wiesen auch so das Verlangen ab. Es war keine geringe Genugthuung für Jolly, dem man Mühler'sche Tendenzen vorgeworfen hatte, daß die Kammer Gelegenheit hatte, von den Halbheiten der ihm zum Vorbild gegebenen Vorgänger und deren schwachmüthigen Concessionen Kenntniß zu nehmen, denn jetzt mußte geschehen, was er von Anfang an verlangt hatte. Die obligatorische Civilehe wurde eingeführt und die Standesbeamtung den Pfarrern abgenommen.

Recht schmackhaft wurde den Liberalen diese gesetzgeberische Thätigkeit aber erst dadurch, daß die ultramontane Partei es bei der letzten theilweisen Erneuerung auf vier Köpfe, das sogenannte „Festungsviereck", gebracht hatte. Dadurch erst war Gelegenheit zu persönlichen Auseinandersetzungen mit den Clericalen gegeben. „Für mich ist nichts nützlicher," pflegte Jolly zu sagen,

„als wenn ich von dieser Seite mit gröbstem Geschütze beschossen werde. Dann ist die ganze Kammer auf meiner Seite.“ Als er vollends den Bisthumsverweser Kübel in der ersten Kammer so übel zugerichtet hatte, daß dieser seinen Platz für immer räumte, war die Sage nicht mehr aufrecht zu erhalten, daß er den kirchlichen Ansprüchen zugänglicher sei als seine Vorgänger. Kiefer, einer der drei Offenburger Triumvirn, sprach jetzt vor versammeltem Hause dem so argwöhnisch aufgenommenen Ministerium sein volles Vertrauen aus.

IX.

Während so im Innern alle Wolken sich zertheilten, brach dafür am 24. Februar 1870 ein Gewitter in Berlin los, das die Stellung eines Ministeriums nothwendig erschüttern mußte, dessen Bedeutung in erster Reihe auf seinem besseren Verhältnisse zu Preußen beruhte. Lasker benutzte den dem norddeutschen Parlamente vorgelegten Rechtshülfevertrag mit Baden, um eine patriotische Verhandlung herbeizuführen. Er stellte den Antrag, der norddeutsche Reichstag solle Baden für seine unablässigen nationalen Bestrebungen danken und sich mit dessen möglichst raschem Anschluß an den Norddeutschen Bund einverstanden erklären. Die Anwesenden hatten alle, wie Bismarck sich ausdrückte, den Eindruck, der Redner habe für seinen Antrag die Zustimmung der badischen Regierung bereits in der Tasche. Was Lasker's persönlicher Initiative entsprungen war, hielt Bismarck für einen geheimen Auftrag Jolly's. So erfolgte ein zorniger Erguß des Kanzlers, daß man ihn zu einer öffentlichen Erklärung in Sachen der auswärtigen Politik zwinge. Er werde Baden allein nicht in den Bund aufnehmen; er wolle nicht den Topf absahnen und den Rest sauer werden lassen. Bayern und Württemberg würden dann ihren Widerstand nur verlängern, und Baden selbst komme in eine üble Lage, wenn bei der Erneuerung des Zollvereins beide nicht beitreten sollten.

Da die Bedeutung des Ministeriums Jolly eben darin gesucht wurde, daß Bismarck ihm leichter als einem anderen den Eintritt in den Norddeutschen Bund zugestehen werde, machte der schroffe Ton der Abweisung großes Aufsehen. Von einer Denkschrift Mathy's, in der dieser noch in seinem letzten Lebensjahre die Aufnahme Badens als das sicherste Mittel empfohlen hatte, Württemberg nachzuziehen, hatte der Kanzler ziemlich wegwerfend als einem „Briefe jenes Herrn“ geredet. Die Illusion, als ob das Ministerium Jolly in Berlin in besonderen Gnaden stehe, war zerstört. Es schien, als ob man dort ein conservatives Regiment vorziehe. Während die Presse dieser Richtung die schroffe Rede Bismarck's zur Empfehlung eines Adelsministeriums ausbeutete, triumphirten natürlich die Demokraten erst recht. Herwegh schrieb:

Vivat euer Bundeskanzler,
Der euch abgekanzelt hat!
Brächt' ihm gern ein Hoch bei Kranzler,
Hätt' ich nicht Berlin so satt.

Seine Rede las ich lachend:
Dieser Streich war gut geführt!
Eine Ohrfeig' gab es krachend,
Die man bis nach Baden spürt.

Selbst der Schweizer Bettelpreuße,
Bluntschli, euer Matador,
Kratzte sich, als hätt' er Läuse,
Hinter seinem Staatsmannsohr.

Merkwürdiger Weise ließ die Rede die badische Kammer ziemlich kühl, weil man sich dort im Grunde nur für den Kampf mit den Ultramontanen interessirte, in dem Jolly über alles Erwarten schneidig aufgetreten war. Während Baumgarten, den ich in jenen Tagen sprach, einen Augenblick gemeint hatte, Jolly werde zurücktreten müssen, fanden die neubekehrten Großdeutschen, ihnen sei es ganz recht, wenn die Aufnahme in den Bund sich in eine fernere Zukunft hinausschiebe. Sie glichen jenem Kirchenvater, der den Himmel bat, ihn zu bessern, aber nicht gleich. So genügte es, daß Jolly in der „Karlsruher Zeitung" in Bismarck's eigenem barschen Tone die Erklärung abgab, die badische Regierung habe den Lasker'schen Antrag nicht eingegeben und nichts mit demselben zu schaffen; Baden aber mache nationale Politik, nicht um sich das Wohlgefallen des Grafen Bismarck zu verdienen, sondern weil es dieselbe seinen eigenen Interessen am dienlichsten finde. Der preußische Gesandte in Karlsruhe scheint dann Bismarck's Argwohn vollends zerstreut zu haben, denn am 28. Februar lief eine für das Ministerium sehr verbindliche Note an diesen ein, in der ausgeführt wurde, Bismarck's wirkliche Gründe, die Aufnahme Badens hinauszuschieben, seien die, daß der König von Bayern es nicht gern sehen würde, wenn sich der Norddeutsche Bund zwischen sein Aschaffenburg und seine Pfalz einschieben, und weil man der neuen, friedlich gesinnten constitutionellen Regierung in Paris ihre Stellung nicht erschweren wolle. Den Vorwurf aber, als ob Lasker's Antrag bestellte Arbeit gewesen, nahm Bismarck, weil auf Irrthum beruhend, zurück. So löste sich schließlich auch dieser Zwischenfall in Wohlgefallen auf.

Bei alledem fand Jolly Bismarck's Verfahren unrichtig. Er meinte, Badens Aufnahme würde die von Württemberg und Hessen nach sich ziehen. „Jetzt kann er sie haben," sagte er mir. „Daß ein solcher Augenblick wiederkehrt, ist unwahrscheinlich." Aber Bismarck wußte, daß dieser Moment der Ausbruch des Krieges mit Frankreich sein würde, und dieser ließ nicht lange auf sich warten. Am 12. Juli, dem Tag vor dem Emser Zusammenstoß, kam eine Depesche des Gesandten in Berlin, die den Ernst der Situation ankündigte. Die Art, wie der Krieg von Frankreich erzwungen wurde, ließ einen vorbereiteten Ueberfall von Straßburg her befürchten, und da der Kriegsminister erklärte, er könne keine fünftausend Mann aufhalten, sah man stündlich dem Einmarsche der Franzosen entgegen. Die badische Staatskasse wurde gepackt, der Regierungsapparat zusammengestellt, eine Locomotive stand stets geheizt im Bahnhofe, um nöthigenfalls den Großherzog und sein Ministerium nach Wertheim in Sicherheit zu bringen. In ebenso großer Verlegenheit wie Jolly war Beyer. Sein Generalstabschef Leszczynski war in der Schweiz, die Sommerurlauber waren entlassen, die Kanonen von Rastatt zu Schießübungen nach Forchheim verbracht. Wenn die Franzosen von Straßburg aus über den Rhein gingen, so schnitten sie das Land in zwei Hälften und machten die

Concentration der badischen Truppen unmöglich. Rückten sie von Lauterburg über die Schiffbrücke, so konnten sie in einem Vormittag die Regierung in Karlsruhe auflösen. Jolly machte sich deshalb reisefertig. Ein aus Virginien zu Besuch anwesender Schwager, der schon manchen Sturm bestanden und als Capitän auf Seiten der Südstaaten gefochten hatte, übernahm es, in den bevorstehenden Kriegsnöthen Jolly's Familie zu schützen. Der treffliche Herr war in Gestalt und Haltung das volle Ebenbild seines Vaters Fallenstein. Er war ein frommer Methodist von unerschütterlicher Treue. Die Verwandten hatten ihm Rebwurzeln gesendet, aus denen er Wein zog. Als aber seine Schwarzen sich fortwährend betranken, rottete er seinen ganzen Rebberg, die Arbeit vieler Jahre, wieder aus. Auch als guter Pädagoge hatte er sich bewährt, nur machten wir ihm zum Vorwurf, daß er für die Sache der Sklavenhalter ein Dutzend Schlachten mitgefochten hatte. Als dann die ersten Turcos als Gefangene einkamen und wir ihn entrüstet fragten, ob es erlaubt sei, solche Bestien gegen uns loszulassen, sagte er in seinem amerikanischen Deutsch: „Ihr lieben Leute, so verlangt doch auch von uns nicht, daß wir diesen „Bestien" Stimmrecht geben und gesellschaftliche Gleichberechtigung zugestehen."

Die Aufregung in Karlsruhe steigerte sich, als die französische Presse mit Vorliebe über die Badenser herfiel, „diese Kellnerbevölkerung, die bisher in Baden-Baden die Stiefel der Franzosen mit ihren Schnurrbärten gewichst habe." Dieselbe Presse streute die Erfindung aus, Baden sei der Petersburger Convention nicht beigetreten und habe seine Truppen mit Sprengkugeln versehen. Sogar der badische Gesandte wurde in Paris bedroht, man werde Baden dasselbe Schicksal bereiten wie der Pfalz unter Ludwig XIV., und nicht einmal die Frauen würden verschont werden. Unter diesen Umständen war es ein Wagniß, die Truppen einzuberufen. Die Sprengung der Kehler Brücke, die sofort das Bombardement von Kehl nach sich zog, wurde sogar von preußischer Seite als voreilig und nicht nothwendig bezeichnet. Man hatte eben in Karlsruhe so wenig wie anderwärts eine Vorstellung davon, wie unfertig sich die Franzosen in den Krieg gestürzt hatten. Erst allmählich setzten kühne Recognoscirungen die Leitung in Kenntniß, daß in Straßburg und Lauterburg sich noch Alles in buntestem Durcheinander befinde und man dort an einen Vorstoß gar nicht denken könne. Inzwischen war der preußische Aufmarsch erfolgt; der Großherzog ging zu seinen Truppen, die Straßburg cernirten, und Jolly's Leiden und Freuden bezogen sich von da an hauptsächlich auf die Hülfsvereine, die sich zur Verpflegung der durchmarschierenden Regimenter, zu Liebesgaben für die im Felde stehenden Soldaten und zur Unterstützung ihrer zurückgebliebenen Familien aufgethan hatten. „Um des Himmels willen, erlösen Sie uns von dem Schwarm von Kreuzrittern!" schrieb ihm Leszcynski aus dem Felde. Die ersten officiösen Warnungen, unbefugt der Armee nachzuziehen, wurden im Lande sehr übel aufgenommen, bis man erfuhr, welche Art von Geschäftsleuten sich mit der weißen Binde mit rothem Kreuze zu schmücken pflegte. Ich selbst erhielt in dem Bivouac der Bayern vor Bitsch von dem commandirenden Major den Bescheid: „Gut,

daß Sie keine weiße Binde tragen, sonst hätte ich Sie sofort weggewiesen. So sind Sie mit ihren Aufträgen willkommen." Die zurückkehrenden Kreuzritter, die zum Theil recht barsch abgefertigt worden waren, schilderten nun die Lage der badischen Division im Elsaß in so düsteren Farben, daß der Vorstand des Hülfsvereins in Karlsruhe in seinem Thatendrang ausschellen ließ, bei der Division sei Mangel an Lebensmitteln eingetreten, man wolle sofort einen Waggon mit solchen abgehen lassen, und ein Klingelwagen fuhr von Straße zu Straße, um Gaben in Empfang zu nehmen. Aus dem einen Hause brachte ein Weiblein eine Tüte gemahlenen Kaffee, aus dem andern ein biederer Bürger fünf Flaschen Bier, ein Anderer Sodawasser, Brod, Wurst u. s. w. Der Waggon passirte auch Knielingen. Dann war das Geleise versperrt; die Augusthitze brannte auf den Güterwagen, Sodawasser und Bierflaschen explodirten, und schließlich mußte die ganze Liebesgabe, die sich die Leute am Munde abgespart hatten, als verdorben weggeschüttet werden. Inzwischen aber hatte derselbe Vorstand des Hülfsvereins, um reichlichere Spenden flüssig zu machen, auch nach Stuttgart um Beihülfe telegraphirt. Das Telegramm war aber so unklar abgefaßt, daß man dort glaubte, in Karlsruhe sei Hungersnoth ausgebrochen, und so traf, als die Residenz eben darüber beruhigt worden war, die Division befinde sich in vollständigem Wohlsein, ein Proviantzug aus Stuttgart ein, geleitet von etlichen Stadträthen, um dem heimgesuchten Karlsruhe in seiner Noth freundnachbarlich beizustehen. Als der Irrthum sich aufklärte, war die Heiterkeit eine allgemeine, und ein Festessen auf dem Rathhause lohnte die Stuttgarter Abgesandten für ihre humane und freundliche Sendung. Jolly aber habe ich nicht leicht wieder so geärgert gesehen als über diesen Fasching, der ohne jeden Anlaß seinerseits dem Rufe seiner Verwaltung schadete. „Ich muß mich immer wieder erinnern," sagte er, „daß die Narren 30 000 Gulden durch ihre Collecten zusammengebracht haben, sonst würde ich mit Knütteln dreinschlagen." Endlich kehrte Alles in das gewohnte Geleise zurück. Unser virginischer Pflanzer konnte zu uns nach Heidelberg übersiedeln, und bald meldete sich auch Jolly zum Besuche.

Ich holte ihn am Bahnhofe ab, und als wir durch die Straßen fuhren, fielen ihm große farbige Placate an den Ecken auf; er meinte, es seien neue Nachrichten. Es waren aber die Anzeigen eines Buchhändlers, daß Treitschke's Schrift: „Was wir von Frankreich verlangen", bei ihm eingetroffen sei. „Und was verlangt ihr denn?" fragte ich. Das war denn nach deutscher Weise bereits wieder der Gegenstand heftiger Controversen. Für Treitschke lag die Sache einfach: Elsaß wird preußische Provinz, dann haben wir zwölf oppositionelle Stimmen mehr im Landtage; aber unsere Verwaltung wird die Opposition der Französlinge am raschesten bewältigen, und nur im Zusammenhange mit einem großen Staate können sie ihr großes Frankreich vergessen. Auch Freytag wollte Elsaß preußisch machen, predigte aber eifrig gegen die Annahme des Kaisernamens. Roggenbach dagegen wollte ein neutrales Land unter europäischer Garantie wie Belgien und Schweiz, einen Pufferstaat. Graf Bray amusierte Baden mit der Aussicht auf eine Königskrone. Bayern sollte die Pfalz haben

und der Rest Badens mit Elsaß-Lothringen als Königreich Burgund vereinigt werden. Auch Bismarck ermuthigte indirect die Badenser, Entschädigungen zu verlangen, um dadurch Bayern zur Formulirung seiner Ansprüche zu bringen. Forderte Jeder etwas, so mußte die gemeinsame Eroberung auch in gemeinsamem Besitz bleiben, und Preußen war Herr, ohne die Kosten der Verwaltung zu tragen. Jolly selbst erklärte es für unmöglich, Straßburg von Karlsruhe aus zu regieren. Wir glichen dem Musikanten, dem man einen Elephanten geschenkt hat, sagte Baumgarten. Als sich die Lage etwas geklärt hatte, verfaßte Jolly eine Denkschrift, in der er die Wünsche der badischen Regierung aussprach, und die zu Anfang September Bismarck in Rheims übergeben wurde. Baden, so führte er aus, müsse verlangen, daß man der seit Jahrhunderten wie ein Alp auf dem Lande lastenden Bedrohung damit ein Ende mache, daß man die Grenze so weit immer möglich zurückschiebe. Das so gewonnene Gebiet sei nicht mit Baden zu verbinden, das dadurch mit einer Aufgabe belastet würde, für die es zu schwach sei, auch nicht mit Bayern, dessen Vergrößerung der Einheit Deutschlands eine neue Schwierigkeit schaffen würde, auch einen neutralen Staat lehnte er ab, vielmehr empfahl er die Verbindung mit Preußen; denn wenn Preußen auf diese Weise ein süddeutscher Staat werde, sei die Theilnahme Süddeutschlands an dem zu gründenden Deutschen Reiche selbstverständlich. Bismarck antwortete, Preußen wünsche sich ebenso wenig wie Baden zu vergrößern, die eroberten Gebiete müßten deshalb bis auf Weiteres als unmittelbares Reichsland von der Gesammtheit der deutschen Fürsten verwaltet werden. Da man wußte, was das Ergebniß des österreichisch-preußischen Condominiums in Schleswig-Holstein gewesen war, konnte man sich dabei beruhigen, das Reichsland werde sich schließlich doch in eine preußische Provinz verwandeln, in deren Schutz wir ein friedliches und sicheres Leben führen könnten, und darauf allein kam es uns an.

So wenig sich Bismarck zu einer verfrühten Aeußerung über die künftige Gestaltung von Elsaß-Lothringen herbeiließ, ebenso zurückhaltend war er in Betreff der deutschen Verfassungspläne. Der unermüdliche Kiefer hatte schon im August große Volksversammlungen verlangt, damit die Bevölkerung sich über beide Fragen ausspreche. Nach der Schlacht von Sedan stimmte auch Jolly dem Plane zu; in den meisten Städten wurden auch solche Versammlungen gehalten, aber gegenüber dem Interesse, das die Telegramme aus Paris beanspruchten, fanden die bestbegründeten „Resolutionen" wenig Gehör. Dafür eröffnete der preußische Gesandte am 2. October dem Staatsminister, ein Antrag Badens auf Eintritt in den norddeutschen Bund würde nunmehr dem Kanzler sehr erwünscht sein, und mit gewohnter Promptheit sendete Jolly schon am 3. October mit Genehmigung des Landesherrn diesen Antrag ein. Am 12. des Monats lud der Kanzler darauf die badische Regierung ein, Unterhändler zur Feststellung der Einzelheiten in das Hauptquartier zu entsenden. Der Großherzog beauftragte Jolly und von Freydorf mit diesen Verhandlungen, denen sich zur Unterstützung bei den Geschäften Jolly's Freund, Legationsrath Hardeck, und ein Secretär anschlossen. In Nancy stießen sie

bereits auf die württembergischen Minister, die in gleichem Auftrag nach dem Hauptquartier reisten, doch ignorirte man sich gegenseitig. Den Badensern gelang es durch Requisition eines Wagens, die Schwaben zu überholen, dagegen trafen die Bayern ungefähr gleichzeitig in Versailles ein. Am längsten ließ der Hesse Dalwigk auf sich warten.

„Bismarck ist ein wunderbarer Mann", mit diesem Eindruck begann Jolly die Erzählung seiner ersten Begegnung mit dem Gewaltigen. Diese Briefe aus Versailles sind erst jüngst in allen Blättern, sogar den demokratischen, nachgedruckt worden, weshalb wir sie hier übergehen. Ihre große Anschaulichkeit beruht eben darauf, daß der Schreiber nirgend sich oder die Situation interessant machen will, sondern klar, ohne Aufputz, den Seinen erzählt, was er erlebt. So fesselnd sie sind, größer war doch der Genuß, ihn mündlich berichten zu hören, welche Eindrücke er von Personen und Zuständen erhalten habe. Schon auf der Reise und mehr noch in Versailles selbst war ihm immer wieder der Gedanke gekommen, wie anders doch ein Land aussehe, in dem Paläste und Prachtbauten sich aus allen Jahrhunderten erhalten hätten, während seine Pfalz in jedem Jahrhundert einmal von den Franzosen niedergebrannt worden war. Auch die Fruchtbarkeit des wohlangebauten Landes imponirte ihm. „Mit einer guten Ernte sind sie wieder reich." In Versailles einquartirt, hatten die „deux ministres excellences", wie an ihrer Hausthüre angeschrieben stand, eine Junggesellenhaushaltung etablirt, die nur durch die zahlreichen gesellschaftlichen Verpflichtungen anstrengend wurde. Von der Liebenswürdigkeit des Königs redete Jolly sein Leben lang mit gerührter Dankbarkeit und strahlender Freude. Von dem Verkehr bei dem Kronprinzen meinte er, nirgends gehe es ungezwungener zu, und ein angenehmerer Hof sei nicht denkbar. Namentlich machte ihm großen Eindruck, wie Moltke als Generalissimus respectirt wurde. Während man das Kommen und Gehen dieser und jener Hoheit gern übersah, erhob sich Jeder von seinem Platze, sobald Moltke eintrat. Am Leichtesten war für den Gelehrten die Unterhaltung mit Blumenthal, der auf allen Gebieten Bescheid wußte. Ergreifend war ihm auch seine erste Conferenz mit Roon. Dieser hatte den einen Sohn im Felde verloren, und der andere trat ihm zum ersten Mal wieder unter die Augen, während Jolly zu Verhandlungen über die Militärconvention erschienen war. Ueberwältigt von seiner Rührung erhob der General sich und breitete die Arme aus: „Mein lieber . . ." dann aber winkte er ab: „Ich habe Geschäfte." Jolly wollte sich zurückziehen. Roon aber schüttelte nur trocken den Kopf und fuhr in seinen Auseinandersetzungen fort. Auch Delbrück's Geschäftsführung ließ Jolly alle Gerechtigkeit widerfahren.

Beeinträchtigt wurde sein Aufenthalt durch sein Leiden, das gegen Ende einen so quälenden Charakter annahm, daß er nur selten ausgehen konnte. Doch wurde er durch Bamberger, Freydorf, Hardeck und Roggenbach, die ihn täglich besuchten, auf dem Laufenden erhalten, und er beschloß, wie er gewohnt war, jeden Abend mit einer Whistpartie. Auch der Großherzog besuchte ihn fast täglich. Das Hauptinteresse concentrierte sich natürlich auf die entscheidende Person Bismarck's, der ihn immer wieder durch Liebenswürdigkeit

bei den officiellen Diners und durch geistvolle Excurse bei den geschäftlichen Verhandlungen bezauberte. Bald aber hatte er den Eindruck, daß er doch auf der Hut sein müsse, da Bismarck auch bei den ungezwungensten Plaudereien seine Zwecke nie aus dem Auge verliere. Seine Offenheit beziehe sich doch immer nur auf die Dinge, die er sagen wolle. Jolly war über die Schwierigkeiten, die Bayern machte, ebenso entrüstet, wie über die Methode Württembergs, sich nur zu fügen, falls Bayern nichts vor ihm voraus erhalte, während Dalwigk seinen bösen Willen kaum verbarg. Sein Eindruck war, daß die kleinstaatliche Diplomatie von der großen Zeit gar nichts gelernt habe. Unter diesen Umständen befremdete ihn Bismarck's Meinung, die Herren thäten eben, was ihres Amtes sei, so daß er ihren Standpunkt in gewissem Sinne gelten ließ. Noch weiter ging Roon, der bei Jolly's ersten Anträgen auf Einverleibung der badischen Division in die preußische Armee sich geradezu ablehnend verhielt. Auch in seinen Briefen klagt er über das starre Borussenthum, dessen man ihn in der Heimath selbst beschuldigte. Wenn er bei dem Postvertrag und der Militärconvention die Initiative nahm, so war er der ehrlichen Ueberzeugung, damit der Heimath ebenso, wie dem neu zu bauenden Reiche zu dienen. Daß er als Civilist keine Militärconvention seinerseits schließen könne, gab er zu. Die Modalitäten sind auch durchaus von militärischer Seite bestimmt worden. „Am Sonntag", schreibt er, „kam der Großherzog nach viertägiger Reise hier an. Er will eine die möglichst vollständige Verschmelzung unserer Division mit dem preußischen Heere enthaltende Militärconvention sofort abgeschlossen haben, und so mißlich es für einen Civilisten ist, dieses sicher in unsern militärischen Kreisen auf vielen Widerspruch stoßende Werk zu vollführen, so lasse ich mich doch ganz gerne dazu nöthigen, ja ich fange jetzt an, meine hiesige Anwesenheit zu billigen, da diese Einigung, die ich außerordentlich hoch stelle, ohne mich nicht zu Stande gekommen wäre, wie vielleicht bei meiner Abwesenheit selbst die Vereinigung der Post gescheitert wäre. Die Besprechungen und Vorverhandlungen über die Militärconvention kosten um so mehr Zeit, als der Großherzog und (General) von Neubronn, den ich wohlweislich als militärische Deckung immer mit heranziehe, fast eine halbe Stunde von uns entfernt wohnen." Nachdem der Entwurf so unter der Mitwirkung der beiderseitigen Militärs festgestellt war, ging der Entwurf nach Karlsruhe, damit das Kriegsministerium sich über ihn äußere. Wenn nachträglich von zur Ruhe gesetzten Officieren erzählt wurde, von Beyer selbst habe erklärt: „Kameraden, eine solche Convention hätte ich nie geschlossen", so kann das mithin nur auf Erfindung oder Mißverständniß beruhen. Daß ihn aber diese Convention früher oder später seine Stelle kosten werde, sah Jolly voraus, denn er wußte, welche Widersacher im badischen Adel er sich dadurch mache. Dennoch hielt er dieselbe gerade im Interesse der badischen Armee für nöthig. „Sie ist nach meiner Ueberzeugung", schrieb er am Tage ihrer Unterzeichnung nach Hause, „eine Wohlthat für unsere Truppen und wird mit der Zeit auch als solche anerkannt werden, zunächst aber in Baden viel böses Blut und mir die bittersten Feinde machen, wenn zahlreiche Oberofficiere pensionirt und viele andere versetzt werden. Nun es

muß, und wenn ich darüber den Hals breche, getragen sein." Zunächst erlebte Jolly die Genugthuung, daß Bismarck, unwillig über die Zögerungen der Königreiche, Baden und Hessen am 15. November allein in den norddeutschen Bund aufnahm, der ihnen zu Ehren nun auf kurze Zeit den Namen „Deutscher Bund" führte. Den feierlichen Moment der Unterzeichnung, schrieb Jolly, den er so lange herbeigesehnt, habe er sich freilich brillanter gedacht; er hatte nämlich einen solchen Anfall seines Uebels, daß er nur den einen Wunsch hegte, bald heimkehren zu können, und Bismarck, der ihm seine Schwäche ansehen mochte, tröstete ihn, auch er sei krank, seine Galle sei ruinirt, jeder Aerger schlage ihm auf den Magen. Da Jolly fürchtete, den Schwaben könnten nachträglich Concessionen gemacht werden, die in Baden Eifersucht erweckten, wie sich denn diese verbeten hatten, daß in Württemberg der Bundesfeldherr ohne Zustimmung ihres Königs den Kriegszustand erklären dürfe, so stieß der badische Minister mit Delbrück noch hart zusammen. Schließlich rang der Badenser diesem doch ein Protokoll ab, daß jede in dem bezeichneten Punkte an einen andern Staat zu machende Concession auch Baden zu gute kommen werde.

Nach anstrengender Fahrt traf Jolly am 30. November, leidlich wieder hergestellt, in Karlsruhe ein und hatte nun am 13. December für alle seine auf eigene Faust gefaßten Beschlüsse die Zustimmung der Kammern einzuholen. Die Kriegskosten hatte er aus einer Anleihe bestritten, die zu Eisenbahnbauzwecken kurz vor Ausbruch des Krieges aufgenommen worden war; den Eintritt in den deutschen Bund, den Postvertrag, die Militärconvention hatte er gleichfalls zu vertreten. Aber in seiner Eröffnungsrede schon wies er darauf hin, daß der Einzige, der wirklich Opfer bringe, der Großherzog sei, was die Kammern mit lebhaftem Beifall bestätigten. Die Freude über das erreichte Ziel brachte alle seitherigen Bedenken zum Schweigen. Noch viel weiter gehende Opfer hätte die Volksvertretung damals gut geheißen. Was in Stuttgart und München die Minister in heißer Redeschlacht vertheidigen mußten, wurde in Karlsruhe als Ergebniß der eigenen politischen Arbeit mit Jubel aufgenommen, und in seiner Schlußrede gedachte Jolly mit Dank seines alten Freundes und Mitkämpfers Ludwig Häusser, der in diesem Hause so oft in diesem Sinne geredet habe. Zum ersten Male gewann auch das Verhältniß zwischen der Regierung und den Abgeordneten wieder etwas von jener gemüthlichen Wärme, durch die Lamey viele Jahre das Haus bezaubert hatte. Der Heimgekehrte erzählte von der Ministerbank den gespannt zuhörenden Landesvertretern von seinen Eindrücken in Frankreich, von der Bravheit der Soldaten und der Glorie ihrer Führer. So schloß der Landtag in gehobenster Stimmung, und die Karlsburg zu Durlach, die das letzte Mal die scheidenden Landboten in so gereizter Stimmung gesehen hatte, daß statt des Hochs auf die neue Regierung ein Hoch auf Lamey ausgebracht worden war, erzitterte dieses Mal von dem Hoch auf Jolly, und als dieser mit einem glänzenden Toaste auf Bismarck antwortete, wollte der Jubel nicht enden. Selbst der letzte Vorwurf, daß sich mit dem neuen Staatsminister nicht kneipen lasse, war glänzend widerlegt.

Auf dieses fröhliche Intermezzo folgten freilich zu Anfang des neuen Jahres schwere, sorgenvolle Stunden, als unerwartet Bourbaki mit einer an Zahl weit überlegenen Armee den Durchbruch nach dem von Truppen entblößten badischen Oberlande versuchte. Jetzt stellte sich heraus, welches Verdienst sich Jolly durch die Auslieferung der badischen Armee an ein preußisches Obercommando und die seit drei Jahren eingeführte preußische Schulung erworben hatte. Wer weiß, ob ohne diese Ausbildung die Siege Werder's an der Lisaine erfochten worden wären? Die badischen Truppen kämpften mit dem Bewußtsein, ihre Heimath gegen Greuel aller Art zu decken. „Hier kommt Keiner durch," war ihre Parole. Werder aber bezeugte den hoch gewachsenen und flinken Alemannen: „Mit solchen Soldaten holt man den Teufel aus der Hölle." So war der letzte Stoß, an dem der Feind sich verblutete, an der Truppe abgeprallt, deren preußische Schulung Jolly gegen den Widerspruch des halben Landes durchgesetzt hatte.

Jolly hatte sich am 19. Februar 1871 zur Eröffnung des deutschen Bundesrathes eben nach Berlin begeben, als die Einladung Bismarck's eintraf, die Südstaaten sollten zur Berathung des Friedens Vertreter nach Versailles entsenden. So kehrte er am 25. Februar dorthin zurück, wo sein Landesherr in gnädigster Fürsorge Alles zur Aufnahme des von seiner Krankheit nothdürftig wieder Hergestellten hatte herrichten lassen. Doch hielt dessen Gesundheit dieses Mal Stand, und er erzählte nach seiner Rückkehr mit köstlichem Humor, wie Bismarck bei den Verhandlungen sogar seinen Rheumatismus verwerthet habe, um Thiers zum Abschluß zu drängen, und wie er in höflichster Form dem kleinen Mann die bittersten Wahrheiten sagte. Thiers imponirte ihm mehr durch die Massenhaftigkeit seiner Leistungen als durch ihre Qualität. Der große Historiker hatte auf seiner Rundreise an den Höfen in Wien Leopold Ranke in einer Gesellschaft getroffen und denselben sofort mit der Frage angerannt: „Napoleon ist ja beseitigt, mit wem führt Ihr denn noch Krieg?" Der kleine Berliner College aber hatte dem Franzosen mit seinem gewöhnlichen verlegenen Lächeln geantwortet: „Mit Ludwig XIV." Eine ähnliche Scene führte Thiers in Versailles mit Jolly auf. Als er hörte, derselbe sei der Sohn einer ausgewanderten Hugenottenfamilie, rief er ihm zu: „Hören Sie die Stimme Ihres alten Vaterlandes!" Jolly aber erwiderte: „Der Ton, den ich hier am deutlichsten vernehme, ist der der Glocke von Saint Germain L'Auxerrois, die das Signal zur Bartholomäusnacht gab." Auch Bismarck machte sich über den kleinen Professor mit den zornig funkelnden Brillengläsern lustig und meinte, Thiers sei wirklich nicht ganz sicher, ob nicht die Ulanen doch eine eigene wilde Völkerschaft im Norden Preußens seien, so wie ihre Algériens. Jules Favre's tragisches Gebahren dagegen nahmen die Deutschen für echt. Vor der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien zeigte Bismarck den französischen Unterhändlern die goldene Feder, die ein Pforzheimer Fabrikant durch Jolly dem Kanzler zu diesem Behuf übersendet hatte. Thiers unterschrieb rasch und aufgeregt, und als ihn Bismarck mit großer Höflichkeit um Entschuldigung bat wegen des großen Schmerzes, den er ihm habe bereiten müssen, schoß er mit zornigem Ungestüm aus der

Thüre, während Favre sich in würdiger Trauer verabschiedete, ein Bild des tiefsten patriotischen Seelenschmerzes. Den Einzug der Truppen in Paris sah sich Jolly in der Equipage des Großherzogs mit an, dann kehrte er nach Berlin zurück, um seinen Platz im Bundesrathe wieder einzunehmen.

Sein Eindruck von dieser neuen Einrichtung war wenig befriedigend, und er war geneigt, den Bundesrath für eine mit einem gewissen Prunk umkleidete, aber leere Formalität zu erklären, da Preußen siebzehn Stimmen habe und damit Alles durchsetzen könne. Als Regierungsorgan sei der Bundesrath vollends unbrauchbar. Es laufe Alles auf Schein hinaus. Seine Ansicht hierüber hat er auch später nicht geändert. Ueber die Absichten Preußens pflegte er zu sagen, sei nur Bayern rechtzeitig unterrichtet und wer durch Bayern informirt werde. Dazu aber war er selbst in München nicht hinlänglich gut angeschrieben. So ging er immer widerwilliger nach Berlin, da er seine Anwesenheit in den Bundesrathssitzungen für zwecklos ansah. Zu Bismarck hindurch zu dringen, der sich mit einer siebenfachen Mauer umgeben hatte, war unmöglich. An den Vorlagen in den Plenarverhandlungen noch etwas ändern zu wollen, schien aussichtslos. Während er so in Berlin einer Form genügte, versäumte er aber zu Hause manches, was ihm am Herzen lag, und das in seiner Abwesenheit zuweilen doch anders entschieden wurde, als er gewünscht hätte. Dazu bedurfte er der Pflege, so daß er die Stunden, die er in dem Hause seines Schwagers, des Stadtrathes und Abgeordneten Max Weber, zubrachte, als die einzigen bezeichnete, die er nicht als verlorene Zeit ansehe. Im weiteren Verlaufe entspannen sich auch bei den Verhandlungen über die Zolleinnahmen und Budgetfragen zwischen dem heißblütigen badischen Finanzminister und den preußischen Geheimräthen starke Meinungsverschiedenheiten, und Jolly selbst klagte, der preußische Finanzminister betrachte das neue Reich wie der römische Senat den Lateinerbund, der eben dazu gut war, Rom seine Lasten abzunehmen. Allein schließlich war diese Meinung, die in Süddeutschland eine Weile verbreitet gewesen, doch nicht aufrecht zu erhalten. Zu der Branntweinsteuer trägt Norddeutschland ungleich mehr bei als der Süden; ebenso zum Wechselstempel und zu den Börsenumsatzabgaben, da alle großen Verkehrscentren nördlich vom Main liegen. Dazu hat Preußen unendlich viel mehr als die drei Südstaaten in die Gemeinschaft eingeworfen: Flotte, Festungen, Kriegsausrüstung u. s. w. Nur in Einem blieb Jolly stets der gleichen Meinung, nämlich darin, daß in den Reichsbauten größere Sparsamkeit zu wünschen sei. Er klagte über die Sucht unserer Architekten, die Reichsfinanzen mit colossalen Monumentalbauten zu belasten, auch da, wo nur ganz nüchterne Bedürfnisse zu befriedigen seien, und der Ausfall des mit so großem Aufwand aufgethürmten Reichstagsgebäudes hat diesen Standpunkt keineswegs Lügen gestraft.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Aus der preußischen Hofgesellschaft.

1822—1826.

In zeitgenössischen Briefen
herausgegeben
von
A. von Boguslawski.

[Nachdruck untersagt.]

(Schluß.)

1825.

Die Generalin von Boguslawska hatte behufs Ordnung von Familienangelegenheiten eine Reise nach Schlesien zu ihrem Bruder angetreten. Aus dem folgenden an sie gerichteten Brief, der sich auf die Vermählung der Prinzeß Luise mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande bezieht, theilen wir eine Stelle über die Zauberoper „Alcidor" von Spontini mit, die bei dieser Gelegenheit zum ersten Male gegeben wurde.

XXII. Wilhelm an die Mutter.

Berlin, 24. Mai 1825.

Daß die Oper nicht weniger glänzend war als die Versammlung, läßt sich wohl denken; der Text[1]) scheint sehr viel schlechter zu sein als der der „Olympia", und da sich Spontini immer sehr streng an den Text hält, so — Eine Ouverture hat „Alcidor" nicht, sondern eine kurze Introduction führt gleich zu einem Chor, der unausstehlich lärmend ist, und wobei man mehr Gestampfe mit den Füßen als Musik hört. Hernach kommen einige Musikstücke, die hübsche Stellen haben. Man findet aber viele Reminiscenzen aus den früheren Spontini'schen Opern darin und fragt: „Das Erste ist die ‚Vestalin', das Zweite ‚Cortez', das Dritte ‚Olympia', und das Ganze? — ‚Alcidor'." — Ballets sind wieder wenigstens genug. Die Pracht ist in allen Theilen der Oper verschwendet, aber alle die Zaubereien und Verwandlungen geben der Handlung noch kein Interesse. Es soll selten eine der Hauptpersonen wie sonst durch die Coulissen kommen oder abtreten, sondern meistens steigen sie aus der Erde herauf oder kommen aus den Wolken; doch habe ich das nicht immer recht sehen können, weil es im Hintergrunde geschah, und sehr viel Damen vor mir waren. Bei aller dieser Vortrefflichkeit der Decorationen blieb doch einmal ein großer Felsen ganz naiv in einem Prachtsaal hängen und konnte sich von diesem Anblick lange nicht trennen . . . Wilhelm.

[1]) Nach dem Französischen des Théaulon von E. Herklots.

XXIII. Albertine an die Mutter.

Berlin, 4. Juni 1824.

[Der Brief berichtet zunächst über die Festlichkeiten, die aus Anlaß der Vermählung in Potsdam stattfanden, über das Galadiner im Neuen Palais und die darauf folgende Aufführung eines Houwald'schen Stückes, in dem die Wolff, die Stich, Rebenstein und Devrient mitwirkten.]

Es war viel gestrichen worden, weil doch hinterher noch ein Ballet zur Erquickung sein mußte — es war nicht zum Ansehen[1]). (Lies das Alles allein!) Als man aus dem Theater kam, dem ohnerachtet einmal mit etwas besseren Empfindungen als hier gewöhnlich, waren die beiden Pavillons vor dem Palais illuminirt, was sich an dem noch lichtblauen Abendhimmel mit dem Abendstern schön ausnahm, wie denn überhaupt über allen diesen Orten und Gebäuden und Formen noch ein Schein von Größe und Erhabenheit liegt, wie der Schatten des großen Friedrich, dessen sichtbaren Repräsentanten der Mond hätte abgeben können, der jetzt auch still und groß auf die beweglichen Menschenkinder herabsah. Das gehört nun gar nicht hier hinein, aber ich kann es nicht lassen, auch von dem zu sprechen, was mich erquickt in der oft leeren Hofscenerie . . . Diesen Mittag ward in Sanssouci gegessen (welche selten angenehme Einrichtung, nicht wahr?). Ich fuhr mit den beiden mecklenburgischen Hofdamen hinaus, nur in dunklen Kleidern und Hüten, und da das Wetter sehr schön war, konnte man sich der Jahreszeit einmal recht erfreuen. Sage Ernestinen, daß wir Damen oben in dem letzten Eckzimmer einkehrten und sich dann Alles unter den Orangenbäumen versammelte (wie herrlich ist doch die Aussicht!), und wir hierauf an der zweiten Tafel in der schmalen Galerie aßen, nach der Colonnade hin, in welcher der große Friedrich immer spazieren ging. Alles war einmal angenehm gestimmt, und wir unterhielten uns recht gut, wiewohl ich zwischen Herrn von L . . . . . und Herrn von (unleserlich) saß. Nach Tisch beschlossen wir, den lange gefaßten Vorsatz auszuführen und recht ordentlich spazieren zu gehen, und ehe die Anderen noch Alle fertig waren, machte ich mich mit einigen Damen auf. Wir genossen unsere Freiheit und beschauten die schönsten Punkte des guten, alten Sanssouci, gingen zum Freundschaftstempel, den ich noch nicht kannte, und in dem alle die Freunde Friedrich's mit ihren griechischen Namen in Marmor gemeißelt und seine Schwester von Bayreuth als „Freundschaft" zu sehen sind. Wir gingen bis zum Neuen Palais und seitwärts unter den alten Eichen wieder zurück; das thut wohl für viele Tage in den Schloßmauern. — —

Berlin, den 20. Juni 1825.

. . . Sonnabend konnte ich nur wenige Zeilen einlegen, wir waren um 8 Uhr schon bei der Parade, mit welcher der 18. gefeiert wurde[2]), dann noch bei der Königin[3]), und der übrige Tag ging mit den Gratulationen hier bis zum Diner hin. Jetzt sind die Herrschaften noch in Potsdam, von wo heute die Königin abreist. Die jungen Cousinen und Cousins haben sich sehr wohl zusammen vertragen, besonders Prinz Albrecht und Prinz Karl mit Prinzeß Marianne — und beide Letztere würden vielleicht recht sehr zusammen passen, so daß wir wohl in zwei Jahren unsere Prinzeß von Preußen aus den Niederlanden zurückerhalten könnten (doch das ganz unter uns!)[4]). Sie ist eine sehr lebhafte Person, sogar

---

[1]) Dies soll jedenfalls heißen für ihr weibliches Empfinden nicht zum Ansehen.

[2]) Der Jahrestag der Schlacht bei Belle-Alliance.

[3]) Die Königin der Niederlande, Schwester König Friedrich Wilhelm's III., die zur Vermählung der Prinzeß Luise nach Berlin gekommen war.

[4]) In der That heirathete Prinzeß Marianne später zwar nicht den Prinzen Karl, wohl aber, wie bekannt, den Prinzen Albrecht von Preußen. Die Ehe war keine glückliche.

Vielen jetzt noch ein wildes Kind und wohl etwas verzogen von Papa und Mama, hat aber Verstand, und es könnte gewiß viel aus ihr werden; unter unseren Prinzessinnen scheint sie etwas verpönt, weil sie freilich mehr natürlich und vielleicht rein menschlich ist als diese; noch weniger Prinzeß. Der König geht den 30. oder 31. nach Teplitz und die Liegnitz mit. Uebrigens sieht diese jetzt schon aus, als ob sie freier athmete. Die arme Person! Auch mag ihr die Freundlichkeit der Königin (der Niederlande) mehr Sicherheit gegeben haben . . .

XXIV. Wilhelm an die Mutter.

Berlin, den 15. November 1825.

. . . Gestern vor acht Tagen waren wir zu Fränkel's[1]) eingeladen und erwarteten nicht, daß getanzt werden würde; als ich aber um 8 Uhr vom Weinberg aus hinkam, fand ich die Gesellschaft eben beim ersten Walzer, Ernestine nicht im Winkel, und unter den Tänzerinnen auch Mademoiselle Sontag[2]), welche einen großen Kreis ihrer bekannten Anbeter um sich versammelte. Ich ließ mich ihr denn auch durch Fränkel vorstellen und fand, daß sie lebhaft, ungezwungen und nicht ohne Verstand sprach, ja sogar mit einem gewissen Ausdruck von Gutmüthigkeit. Nebenbei war nicht zu verkennen, daß sie sich doch wohl selbst für eine große Sängerin gelten läßt, welches ich merkte, als ich sie über Einiges aus „Euryanthe" fragte (die ich selbst nach einem von Felix[3]) geliehenen Clavierauszug eifrig durchnehme), von welcher Partie sie sagte, daß Weber sie für sie geschrieben habe und dergleichen, was freilich auch wohl wahr sein mag. Sie tanzte nicht gerade graziös, ist aber sonst eine recht angenehme Erscheinung. Zu viel möchte es wohl von ihr, als einer Schauspielerin, verlangt sein, wollte sie sich durch die ewigen Schmeicheleien, die ihr von alten und jungen Herren gesagt, und durch die Aufmerksamkeit, die ihr von mehreren perpetuellen Verehrern in einer beinahe die gewöhnliche gesellschaftliche Haltung verletzenden Weise erwiesen werden, nicht verderben lassen. Bonin hat mir einmal über das andere Mal versichert, daß er nur augenblicklichen Vergnügens wegen sich unter diese Verehrer mische, und indem er in einer Gesellschaft, wo Alles sich um Mademoiselle Sontag drehte, nicht im Winkel stehen wolle. Es ist aber schade, daß es ihm wirklich Vergnügen zu machen scheint, daß die ganze Stadt in dieser Beziehung von ihm spricht, und er am Ende in diesem gewöhnlichen Gardeofficiersruhm das letzte Ziel seiner Wünsche finden wird . . . An dem folgenden Tage war ich Abends bei Brauses, die Anderen bei Frau von Kalb. Fast den ganzen Abend nahm eine Disputation ein, die aber nichtsdestoweniger sehr interessant war, über den irgendwo aufgegriffenen Satz, daß große und erhabene Gedanken einen Einfluß auf entfernte Naturkräfte haben könnten, welches Fräulein Bertha[4]) mit großem Nachdruck behauptet und vom Herrn General und mir in Zweifel gezogen wurde . . .

---

[1]) Das Fränkel'sche Haus war einer der Sammelpunkte, wo Hofgesellschaft, Officierstand und Bürgerthum sich zu jener Zeit vereinigten. Eine Tochter heirathete den General von Gansauge, eine andere den Baron von Lauer-Münchhofen.

[2]) Die berühmte Henriette Sontag (geb. 1806, seit 1828 mit dem Grafen Rossi vermählt, starb 1854) war damals (1824—1827) am Königstädtischen Theater engagirt, dem sie als Stern erster Größe den höchsten, nachher nicht wieder erreichten Glanz verlieh. Von dem herrschenden „Sontag-Enthusiasmus" und den Formen, die er annahm, gibt obiger Brief und noch mehr der Ernestinens von Langen (XXVI) einen Beweis.

[3]) Mendelssohn-Bartholdy.

[4]) Bertha von Brause, heirathete später den Grafen York von Wartenburg, Sohn des Feldmarschalls.

XXV. Albertine an die Mutter.

Berlin, den 21. November 1825.

Liebe Mutter! Jean Paul ist todt! Eben fand ich die Anzeige in der Zeitung; am 14. November ist er gestorben. — Wie muß ihm der Eintritt ins andere Leben gewesen sein, dessen Bilder, Töne, Gestalten er sich so oft geträumt! — Aber ein großer himmlischer Genius hat wieder die Welt verlassen; sie ist wieder ärmer. Mit oder ohne Jean Paul — das macht sie in der That verschieden! Wenn ich mir seine Gedanken, Gefühle, seine Phantasien zurückrufe, so ist es wirklich eine große Stunde, in der eine solche Seele aus dem Glauben, aus dem Träumen ins Schauen übergeht. — Jean Paul's Seele vor dem Angesicht des Ewigen! — Wenn er es nun gewahr wird, wie seine Ahnungen der Wahrheit nahe gekommen sind — welche Seligkeit für ihn — oder wenn er für alle Täuschungen, für das bloße Sehnen, nun an dem Quell der Wahrheit schöpfen darf! Aber uns kann er nicht mehr davon sprechen — und für uns ist die Stimme verhallt und stumm, die so oft mit überirdischen Lauten uns das Geisterreich offenbarte. Ich war heute Morgen so tief bewegt über jenen unseren Verlust; ich schrieb Dir wirklich mit Thränen, und es ging auch ein Ton der Wehmuth durch den ganzen Tag; der Wehmuth mehr als des Schmerzes, weil bei dem Gedanken an Jean Paul's Hinübergang auch etwas Erhebendes und Freudiges ist. Aber so verschieden sind die Sinne dieses wandelbaren Lebens; jetzt am Abend würdest Du mich vor dem Spiegel gefunden haben — ein schönes Kreuz und Ohrringe von Gold und Amethyst versuchend und anhaltend, welche die Prinzeß mir sehr freundlich diesen Nachmittag als Taufgeschenk gegeben [1]). Aus ihrer Hand und bei dieser frohen und so besonders glücklich vorüber gegangenen Begebenheit kann ein hübsches, geschmackvolles Geschenk wohl doppelt Freude machen.

XXVI. Ernestine von Langen an die Generalin.

Berlin, den 29. November 1825.

Meine theure Mutter!

Den Abend waren wir zu Brauses eingeladen, und Albertine hoffte auch noch hingehen zu können, aber um 5 Uhr wurde der Thee bei den Herrschaften angesagt! Sie konnte uns daher nur hinbringen. Altensteins [2]) waren auch da; die Herren von Zeschwitz, Herr von Blomberg und ein eben nicht sehr angenehmer Herr von K . . . . von der Garde-Landwehr aus Kottbus. Erst wurde recht viel Musik gemacht, und dann führten wir Sprichwörter auf, worunter sich eines von unserer Partei durch recht vielen Spaß auszeichnete. Es ward nämlich das Wort „Sontag" aufgeführt. Die ersten beiden Silben waren weniger interessant, aber nun das Ganze. Es ist nämlich eine Carricatur auf Mademoiselle Sontag und ihre Verehrer erschienen. Die Allverehrte sitzt auf einem char, gewaffnet mit einer großen Hetzpeitsche und gezogen von Herrn von Bonin und Molière; zu ihren Füßen liegt der beinahe umgefahrene Kammergerichtsrath Wilke, und hinten stößt Witzleben [3]) und Fränkel; Letzterer hält in der einen Hand ein Flacon, an dem er riecht. Bertha Brause wurde nun als Mademoiselle Sontag auf einen von Stühlen er-

[1]) Die Prinzeß Wilhelm hatte am 15. October 1825 einer kleinen Prinzeß das Leben geschenkt. Sie erhielt den Namen Marie und heirathete später den König Max von Bayern.

[2]) Familie des Ministers.

[3]) Diese beiden zeichneten sich besonders als „Sontag-Enthusiasten" aus und wurden als solche auch in einem Pasquill, „Henriette oder die schöne Sängerin von Freimund Zuschauer", lächerlich gemacht, das dem Verfasser, Ludwig Rellstab, drei Monate Festung einbrachte. Vergl. Geiger, Berlin 1688—1840. Bd. II, S. 502, Anm., und weiter unten den Brief Ernestinens von Langen an die Generalin, Nr. XLV.

bauten Triumphwagen gesetzt; vorne zog Wilhelm und Herr von Könneritz. Der junge Madai lag unten als Kammergerichtsrath Wilke, und Luischen Altenstein nahm sich außerordentlich schön als Herr von Witzleben in Officiersmantel und Mütze aus. Ich figurirte als H. Fränkel mit einem großen Mantel und Hut, Brille, Backenbart und Eau de cologne-Flasche; das Gelächter war außerordentlich . . .

XXVII. Albertine an die Mutter.

Berlin, 14. December 1825.

Aber theure Mutter, was wirst Du sagen und der Onkel zu der großen Nachricht, daß der Kaiser von Rußland todt sein soll[1]); officiell war es gestern Abend noch nicht, aber doch so ziemlich gewiß, so daß Alle sehr betroffen sind; der König soll geweint haben. — Es wäre auch gewiß und ist gewiß ein Unglück; denn er war doch friedliebend, und Constantin — soll wenigstens nicht sehr preußisch gesinnt sein. Die Entsagung zu Gunsten Nikolaus' lautet wohl für Constantin's Kinder, aber nicht für ihn selbst; welche veränderten Verhältnisse würde es auf jeden Fall in Petersburg geben! Die Nachricht ist hierher von Warschau aus gekommen[2]), und so viel soll gewiß sein, daß Constantin und Michael von dort nach Petersburg abgereist sind . . . Gerade gestern waren die Kronprinzessin und die Prinzen hier versammelt zum Thee; Alles war natürlich verstimmt und betroffen. Die Helvig war auch da und las wieder etwas ihrer Romanzen vor, aber Alles war verstört; diesen Mittag wird man wohl das Nähere hören . . .

Nach Tische. Man weiß noch nichts Bestimmtes über den Kaiser. Röstell, der oben aß, wollte wissen, daß man erst den 16. Nachricht von Petersburg haben könnte; das wäre übermorgen. Recht froh war ich, daß Röstell endlich gebeten worden; solch' große Herrschaften können so leicht dergleichen vergessen, und er hatte doch der Prinzessin so hübsche Zeichnungen zum Geburtstage geschickt. Heute hatte er zwei hübsche Lichtschirme mit, die nach Posen kommen für die Radziwills. Röstell fand den Anblick des Christmarkts von hier oben[3]) besonders hübsch; und er war es heute gegen Abend wirklich, da die Lichter schon brannten, und der blaue, klare Himmel darüber noch ziemlich hell und von der Sichel des Mondes bestrahlt war. Von oben bilden die Reihen der Lichter, wie die Buden stehen, ein Kreuz, als wenn sie auch so die Nähe des Christfestes verkündigen wollten. Da hatte neulich die Prinzeß Wanda im Briefe geäußert, sie wünsche mit Elschen auf den Christmarkt gehen zu können, und da fiel es denn Röstell heute ein, ihr denselben von hier oben zu zeichnen. Die armen Radziwills! Sie sind doch wirklich wie in

[1]) Der Tod Kaiser Alexander's I. (1. December 1825) und das ihm folgende thatsächliche Interregnum, das bis zum 26. December dauerte, versetzte die ganze damalige politische Welt in die äußerste Bestürzung. Daß der zweite Sohn Kaiser Paul's I., der Cesarewitsch Constantin, bereits 1822 auf die Thronfolge verzichtet hatte, war geheim gehalten und angeblich nicht einmal dem Großfürsten Nikolaus bekannt, der auf Grund eines bis dahin gleichfalls secreten, vom Kaiser Alexander 1823 erlassenen Manifestes zum Thron berufen ward. Den durch diese Wirren zum Ausbruch gekommenen blutigen Dekabristen-Aufstand (26. December 1825) unterdrückte Kaiser Nikolaus, der zwei Tage vorher die Regierung angetreten hatte. Wie sehr man während der ganzen Zwischenzeit selbst in den höchsten Kreisen Berlins im Ungewissen darüber war, wer denn nun eigentlich Kaiser von Rußland sei, geht aus den folgenden Briefen hervor.

[2]) Die beiden Großfürsten, Constantin, als Militär-Oberbefehlshaber von Polen, und Michael, als seines Bruders Gast, verweilten in Warschau. Der erste dorthin gesandte Bericht vom Ableben Kaiser Alexander's trug (in französischer Sprache) die Aufschrift: „An Seine Majestät den Kaiser Constantin".

[3]) Vom Schloß aus. Es ist der alte Weihnachtsmarkt auf dem Schloßplatz gemeint, der erst vor wenigen Jahren aufgehoben worden ist.

Verbannung. Ich finde den Prinzen Wilhelm wie immer, nicht übermäßig betrübt, aber die Cour macht er wenigstens nicht; freilich würde er es jetzt schon aus Klugheit nicht thun. Wie Du sehr richtig sagst, wenn es ginge, würde er sie gewiß sehr lieb gehabt haben, wenn es aber nicht geht, wird er sich trösten[1]). Doch denke ich auch noch immer an das Wort von Brause, der ihn doch kennt, daß er zu einer anderen Wahl Zeit brauchen würde. Aber von der Zärtlichkeit des Kronprinzen zu seiner Kronprinzeß hat man keinen Begriff; eine Innigkeit, die nicht größer sein kann; ich konnte ihr gestern kaum den Thee hinsetzen, weil er beständig ihre Hand nahm und drückte und herzte; vor allen Menschen küßt er sie! —

Berlin, den 16. December 1825.

Es ist einmal heute noch sehr früh, die Stube noch halb dämmerig, und der Morgenstern glänzt zum Fenster herein. Du bist auch schon längst auf, meine theure Mutter! Hier ist Alles in Bewegung wegen der Todesnachricht aus St. Petersburg, welche nun der König erhalten hat und gestern Morgen der Prinzeß durch Bojanowski mittheilen ließ. Der König soll sehr betrübt sein und begibt sich morgen mit Allen nach Potsdam, um bis zum zweiten Feiertag da zu bleiben. Das Kaiser Alexander-Regiment geht hinüber, und es wird dort eine Todtenfeier gehalten. Es ist gewünscht worden, daß man trauern möchte, wiewohl die officielle Anzeige noch nicht da ist; auch legt die Armee Trauer an. Der Kaiser ist in Taganrok am Asowischen Meer gestorben, wo er allein mit der Kaiserin war, die dort Bäder gebrauchte. Es ist sonderbar, daß er, der im Leben so selten mit ihr zusammen war, noch zuletzt mit seiner Gemahlin vereinigt werden mußte. An der Trennung mögen wohl beide Theile Schuld haben, auch sie, wie man sagt. Sie war allein bei ihm und soll nicht von seinem Bette gewichen sein, auch nach Karlsruhe[2]) geschrieben haben, wie sie so glücklich sei durch das liebevolle Betragen des Kaisers. Wenn Constantin den Thron nicht annimmt, wie man sagt, so würde ihn Nikolaus und unsere Großfürstin[3]) besteigen. Es gehen hier darüber die verschiedensten Gerüchte; man will bestimmt wissen, daß Constantin nicht nach Petersburg abgereist ist, wie Michael von Warschau aus gethan; das wäre wohl ein Zeichen, daß er nicht wollte . . .

Berlin, den 19. December 1825.

. . . Du kannst denken, daß man jetzt von nichts spricht und an nichts denkt als an die große Begebenheit. Eben war die Trauer auf drei Wochen angesetzt worden, und die Prinzeß wunderte sich mit Recht, daß man sie diesmal nicht etwas verlängerte, da der König wirklich recht ergriffen sein soll . . . In Petersburg hat Alles dem Constantin gehuldigt, sogar auch Nikolaus; Ersterer ist aber nicht dahin gegangen, und man meint, er werde dem Großfürsten Michael seinen Willen über die Thronbesteigung dorthin mitgegeben haben. Constantin soll vielmehr nach Odessa abgegangen sein, vielleicht, um von dort die Leiche des Kaisers zu begleiten. Taganrok liegt unweit von da, wenigstens für Rußland unweit; die 300 Meilen von da nach Petersburg hat der Courier mit der Nachricht in acht Tagen gemacht. Der Kaiser starb am 1. December, und vorgestern, den 17., waren schon, man sagt, fünf Couriere von Petersburg hier. Die Kaiserin-Mutter soll außer sich sein, und die Großfürstin[4]) sehr betrübt. Der verstorbene Kaiser soll auch gerade gegen sie immer sehr gut gewesen sein. Die Prinzeß hier scheint fast gewiß zu glauben, daß Nikolaus Kaiser wird. Eine gewisse Berühmtheit erhielte der Constantin aber doch hiermit durch die Entsagung eines solchen Thrones, der sich ihm darbietet,

[1]) Es ist bekannt, daß die Liebe des Prinzen eine sehr tiefe und innige war.

[2]) Die Kaiserin Elisabeth Alexejewna war eine geborene Prinzeß von Baden.

[3]) Prinzeß Charlotte.

[4]) Die Gemahlin Nikolaus'.

und den er doch in aller Ruhe, ohne den geringsten Kampf wenigstens, besteigen könnte. Auch muß die Savitsch[1]) keine ehrgeizige Frau sein, denn da er sie liebt, so würde es ihr doch vielleicht nur ein Wort kosten, sie als Kaiser zur Kaiserin zu machen, da Katharina I. eine Unterofficierstochter war — wenn man auch annimmt, daß die damaligen Zeiten nicht die heutigen sind. — Da wurde gestern von Constantin erzählt, seine Gemahlin habe, als er bei der letzten Vermählung in Dresden[2]) gewesen sei, den Rang unter den Prinzessinnen im Zuge nicht angenommen, er habe sie dann aber selbst hinterdrein geführt. Du kannst denken, daß man jetzt fast von nichts weiter spricht, in allen Briefen nichts Anderes lesen hört; aber allgemein wird Nikolaus sehr bedauert und nur von Einigen für sich selbst glücklich gepriesen, da das Loos, Kaiser von Rußland zu sein, eher beschwerlich als erfreulich ist; sonderbare Welt! Und doch würde man es als ein Glück ansehen, wenn auf die Tochter, die Schwester, die Nichte dieses Loos fiele. — Soeben lese ich Alles in den Zeitungen; Constantin ist darin Kaiser genannt . . .

XXVIII. Die Mutter an Albertine.

Wie ist doch alles irdische Leben so nichtig! Mit 48 Jahren, in der höchsten Kraft, voller großer Entwürfe, ruft die Vorsicht den Kaiser des größten Thrones der Welt ab, durch Krankheiten, denen der gemeinste Sterbliche unterworfen ist. Der Fall rührt und erschüttert selbst ohne alle Beziehung auf seine möglicher Weise sehr bedeutenden Folgen. Der König fühlt hier als Mensch schon sehr schmerzlich, und es ist sonderbar, kaum darf sein Herz sich besonders attachiren, so wird ihm der Gegenstand geraubt; erst sein Bruder Louis[3]), seine Gemahlin, jetzt der Kaiser; den Handlungen nach liebte er den Letzteren mehr und uneigennütziger als er geliebt ward. Fahre doch ja fort, mir die genauesten Details über Alles, was auf diesen Fall Bezug hat, mitzutheilen. Die Zeitungen werden wohl nun auch bald damit erfüllt werden. Ich bin höchst gespannt über den Nachfolger, wahrscheinlich Constantin; man entsagt doch nicht leicht, wenigstens selten ohne Reue, einem Throne; die Gemahlin müßte sich denn vor den Verhältnissen in Petersburg fürchten und Einfluß genug auf ihn haben, um ihn zur Entsagung zu bereden. Aber sollte unser Charlottchen wohl schon reif genug sein zur Kaiserin? Schade, daß sie nicht recht wahrhaft liberale Gesinnungen hat, nicht den schönen humanen Sinn der wahren Anwendung der großen Mittel, die die Vorsicht in ihre Hand legt. Mir scheint die Wildermeth hier doch nicht ganz vorwurfsfrei. Wenn die Natur den Sinn versagte, so hätte sie ihn ihr angewöhnen müssen, und ganz fehlte die Anlage wohl nicht, vielleicht fehlte es nur an einer festen Richtung . . . Wie schön, daß der Horizont der Kaiserin sich noch so freundlich erhellte durch die zurückkehrende Liebe des Kaisers; freilich schrecklich, daß er sich gleich in Grabesdunkel einhüllte; aber welche tröstliche Erinnerung! . . .

1826.

XXIX. Albertine an die Mutter.

Berlin, den 3. Januar 1826.

. . . Prinzessin Charlotte ist Kaiserin von Rußland. Gestern Morgen begegneten wir Groeben auf der Treppe, welcher uns sagte, die Ministerin Bernstorff

[1]) Morganatische Gemahlin des Großfürsten Constantin.

[2]) Nämlich der des Prinzen, nachmaligen Königs Johann, mit der Prinzeß Amalie von Bayern, 21. November 1821.

[3]) Gestorben 1796.

sei diesen Morgen zur Wildermeth gekommen, um ihr zu sagen, daß beim Minister diesen Morgen ein Courier mit der Nachricht angekommen, daß Nikolaus Kaiser sei. — Wer hätte je gedacht, daß dies so bald eintreffen könne! — — —

Berlin, den 12. Januar 1826.

— — — Daß wir Dienstag Abend bei der Helvig waren und denselben dort sehr angenehm zubrachten, hat Dir wohl gestern Ernestine erzählt. Streckfuß[1]) las aus seiner Uebersetzung des Ariost vor, d. h. nicht aus dem „Rasenden Roland", sondern aus dessen letzten „fünf Gesängen"[2]), die nur Fragment sind, und zwar recht sehr Fragment, denn z. B. läßt er den fahrenden Ritter Rüdiger, welcher durch Feen dem Dienste Karl's des Großen abtrünnig geworden, in einen Walfisch hinein gerathen, beschreibt dessen Aufenthalt in diesem sehr wohl eingerichteten Raume, läßt denselben aber darin verbleiben — wahrscheinlich auf ewige Zeiten, denn da bricht das Gedicht ab. Die Helvig hatte noch mehrere musikalische Leute und wollte gern, daß Musik gemacht würde, auch daß Wilhelm spielte, aber man konnte vom Ariost gar nicht loskommen, und Streckfuß war auch sehr willfährig und fing immer wieder an zu lesen und zu erzählen. — — — Prinzeß Alexandrine hatte mir vorgestern freundlich gesagt, wiederzukommen. Ich ging also gestern Morgen, kam aber erst um halb 11 und fand sie daher nicht mehr allein, der Erbgroßherzog war bei ihr. Er klagte wieder über seine Reise nach Petersburg. Dann kam die Kamecke mit den Kindern. Sie sind prächtig, auch die Kleine; doch finde ich diese etwas eigenwilliger als den kleinen Fritz[3]), ich weiß nicht, ob man jetzt schon von feststehenden Charakterzügen sprechen kann. Alopeus[4] wird gemeldet und brachte die Nachricht, daß am vergangenen Abend wieder Depeschen vom 31. angekommen seien, zu welcher Zeit Alles in Petersburg ruhig gewesen ist. Aber es ist doch eine förmliche Verschwörung entdeckt worden[5]), in welche auch zwei Obersten, viele andere Personen, zwei Journalisten u. s. w. verwickelt gewesen sind. Und was das Aergste ist, sie soll schon gegen den Kaiser Alexander gerichtet gewesen sein und den Plan gehabt haben, ihn zu ermorden. Es ist doch schrecklich über diesen Russen! Dann wäre er doch gerade zur rechten Zeit gestorben. Die Russen sollen es ihm sehr verdacht haben, daß er so viele Ausländer angestellt und dieselben begünstigt hat. Das hatte er freilich gethan, weil er wohl eingesehen, daß die National-Russen noch nicht reif sind zu den Plänen seiner Regierung (die, was das Innere betrifft, gewiß weise und veredelnd waren), und er soll ja selbst oft, besonders über die russischen Großen, geklagt haben. Auf diese Weise ist aber immer noch die Stellung eines russischen Kaisers eine sehr mißliche, da er zwischen seinen aufgeklärten Ansichten und den Vorurtheilen seines Volkes in der Mitte steht. So ganz ohne Besorgniß kann man daher unsere eingeborene Tochter diesen Thron wohl nicht besteigen sehen. Noch dazu, sagt man, daß Nikolaus wie auch seine Gemahlin bis jetzt persönlich in Rußland nicht beliebt

---

[1]) Karl Streckfuß, geb. 1778, seit 1819 Oberregierungsrath und seit 1840 Mitglied des Staatsrathes zu Berlin, † 1844. Hat sich als Uebersetzer von Dante's „Göttlicher Komödie", von Ariost's „Rasendem Roland" und Tasso's „Befreitem Jerusalem" höchst verdient gemacht. Seines Sohnes, des Stadtrathes Adolf Streckfuß, weiteren Kreisen durch seine Schriften über Berlin bekannt geworden, wird sich Mancher noch erinnern.

[2]) Es sind die sogenannten „Cinque canti", die, eine unvollendete Fortsetzung des „Rasenden Roland", den Ausgaben desselben nach des Dichters Tode hinzugefügt worden sind, von denen aber keineswegs feststeht, daß Ariost wirklich ihr Verfasser sei.

[3]) 1870 als commandirender General einer Armeeabtheilung im Loirefeldzug rühmlichst bekannt geworden.

[4]) Graf Alopeus, russischer Gesandter in Berlin.

[5]) Der Decembristen-Aufstand.

seien. Soeben kommen die Zeitungen, wo Alles stehen wird, was gestern Alopeus erzählte, der ausdrücklich hinzusetzte, er habe Befehl, Alles bekannt zu machen, was geschehen und berichtet wird. — — —

XXX. Die Mutter an Albertine.

12. Januar 1826.

Dein lieber Brief liegt vor mir wie auch die wenigen Zeilen mit der gewichtigen Nachricht von der Erhebung Nikolaus'. Recht sonderbar ist es doch, daß die Nachricht, die den 2. Januar schon in Berlin war, in der Breslauer Zeitung vom 4. noch nicht erwähnt ist, da man doch glauben sollte, dort von Warschau aus auf einem kürzeren Wege davon unterrichtet sein zu können. Die morgenden Briefe sagen wohl etwas Näheres darüber, und recht neugierig bin ich, wie man dieses Ablehnen des größten Throns der Welt dem Publicum vortragen wird. Nikolaus wird gewiß mechanisch in die Fußstapfen Alexander's treten und ohne Geist ausführen, was dieser mit Geist angefangen. Aber den armen Griechen wird auch nicht geholfen werden![1]) Wenn der Himmel sie nicht durch ein Wunder aus der jetzigen gepreßten Lage reißt, so stehen sie am Ziele, um — mit der herrlichsten Fähigkeit, als Christen immer besser zu werden — unterzugehen oder Knechte der tyrannischen Türken zu bleiben, denen die Dummheit und Nichtachtung des Menschen regierende Principien sind, und die danach streben, das Christenthum in Griechenland ganz auszurotten. Und das Alles wird von der heiligen Ligue zugelassen, weil sie es aus dem Gesichtspunkt demagogischer Umtriebe ansieht! Die Vorsehung kann nicht immer mit Wundern dazwischen treten, die freie Einsicht und Vernunft des Menschen ehrend — und freilich haben auch die unglücklichen und bedauernswerthen Griechen durch ihre Uneinigkeit und Leidenschaftlichkeit, die in einem solchen gährenden Krater unvermeidlich sind, sehr viel Schuld an ihrem Unglück. Vielleicht entgehen sie dem Abgrund noch einmal. Aber man möchte wirklich fürchten, daß die Ruhe, womit die sogenannten christlichen Monarchen diesem ungleichen Kampfe zusehen, ihnen allen zum Fluch werden wird. Der Inhalt der gestrigen Breslauer Zeitung vom 7. hat mich in dieser Rücksicht sehr tief bekümmert. Aber es geht vielleicht besser, als die dumpfe Verzweiflung, die in Griechenland zu hausen scheint, andeutet. — — — Ueber die Begebenheiten in Petersburg schreibe mir nur ja immer in größter Ausführlichkeit. Gott regiere doch Charlotten, daß sie keinen Genuß im bloßen Herrschen, sondern auch im Beglücken suchen möge. Hier fällt mir ein, womit ich hätte anfangen sollen. Ich wurde nämlich heute sehr angenehm durch einen Brief von der Prinzessin überrascht Ich wußte gewiß, daß sie mir antworten werde, aber ich fing mich an zu wundern, daß es nicht schon geschehen, und da war der Brief da, wie folgend:

„Recht herzlich sage ich Dank für Ihren theilnehmenden Brief, und ich wünsche innigst, daß dieses Jahr recht glücklich und segensreich für Sie sein möge. An mir hat Gott große Gnade gethan, mir ist es so wohl gegangen, und meine kleine Marie macht mir große Freude und ist so niedlich. Die russischen Begebenheiten beschäftigen jetzt ausschließlich die Gemüther — der Tod des lieben Kaisers betrübt

[1]) Die Lage Griechenlands hatte sich durch das Eingreifen Ibrahim Pascha's, der mit 20 000 Mann dem Sultan zu Hülfe kam, während des Jahres 1825 so verschlechtert, daß sie hoffnungslos erschien. Erst in diesem Jahre (1826), seit der Thronbesteigung Nikolaus', trat der Umschwung ein, der zum Petersburger Protokoll (4. April 1826) zwischen Rußland und England, und, nach dem Beitritt Frankreichs (6. Juli 1827), zur bewaffneten Intervention dieser drei Mächte, zur Vernichtung der türkisch-ägyptischen Flotte bei Navarino (20. October 1827) und zur Befreiung Griechenlands führte.

allgemein, doch ist auch wieder Freude für uns durch Charlotten's Kaiser-Krone. Ihrer Tochter geht es sehr wohl, sie ist immer so gut gegen mich, was ich recht erkenne.

Mit wahrer Achtung Ihre Freundin
Marianne."

Nicht wahr, recht hübsch, so daß man vollkommen damit zufrieden sein kann. Ueber die Unruhen in Petersburg wissen wir nun noch eigentlich nichts als die entfernten Andeutungen Deines Briefes, weil die Zeitungen, auf die Du Dich beziehst, erst mit der Fahrpost Sonnabend den 14. ankommen und in den Breslauern nur der erste Act der Erhebung steht. Constantin's Betragen scheint mir in jedem Fall nicht ohne Größe und richtige Selbstkenntniß.

Ich freue mich, Deine liebe Prinzessin Alexandrine wieder in Berlin zu wissen, aber ich beschwöre Dich, mache Dich fest in dem, was Du ihr sagst, ihr nichts anzuvertrauen, was Argus und Vache[1]) nicht wissen können, denn jene versteht's gewiß, ihr die vers du nez zu ziehen, und Prinzeß Alexandrine ist so arglos! — — — Also sind die Kinder wirklich so hübsch? Der kleine Prinz sah anfänglich dem Vater doch gar zu ähnlich. Gewiß werden sie das Spielwerk des Großvaters sein; der Kronprinz wird nur mit Wehmuth den kleinen Buben ansehen[2]). Wenn doch nur Prinz Wilhelm keinen Unfall auf dieser so sehr kalten Reise hat[3]), oder wenn die Luft doch nur milder würde, ehe er in die Nähe des gefrornen Petersburgs kommt, damit er uns nicht ein Ohr oder ein Stückchen Backe oder Nase da läßt, es herrscht doch einmal eine gar zu eigene Fatalität über ihm. Von dieser Thronveränderung ist wohl für seine Liebe nichts zu hoffen? Ich wüßte auch nicht wie. Aber ich halte seine Reise nur für einen Besuch, nicht für eine Sendung, denn da dächte ich, es wäre Gneisenau schon eigentlich zu vornehm dazu. Gott schütze auch diesen; der gute August wird sich wohl in Austern und Champagner gut thun auf kaiserliche Unkosten.

16. Januar 1826.

— — — Wenn doch der Himmel Elisa's[4]) Angelegenheit zu irgend einer Krisis führte, das sollte doch wenigstens die neue Kaiserin bewirken! Die Mutter Radziwill sollte dies doch auch ernstlich wünschen. Wäre es nicht ihrer Würde am Angemessensten, sie spräche selbst mit dem jungen Prinzen; sie fragte ihn, ob es nicht möglich wäre, die Einwilligung der Familie zu erreichen, sie bäte um Wahrheit? Wenn er nun endlich die Unmöglichkeit eingestände, so würde ich Elisen rufen und sagen: „Nun trennt euch auf ewig, und Sie, mein Prinz, sind es dem Staate schuldig, baldigst neue Bande zu knüpfen!" Das Hinschicken oder Erlauben, daß der Prinz über Posen geht, sollte jetzt ja nur ein Beweis sein und der Mutter mehr als jeder anderen — daß man die Sache für beendigt und also von keiner Bedeutung mehr hält. — — —

XXXI. Albertine an die Mutter.

Berlin, den 22. Januar 1826.

Wie wohl thut mir Dein lieber Brief, den ich soeben erhalte, Du theure Mutter, jetzt, nachdem ich ganz erfroren von dem kalten Ordensfest komme und

[1]) Zwei Damen des Hofes sind gemeint.

[2]) Die damalige Kronprinzeß Elisabeth blieb bekanntlich kinderlos.

[3]) Prinz Wilhelm Sohn war zur Feier der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus nach St. Petersburg entsandt worden. Welch' unauslöschlichen Eindruck diese seine erste Reise nach Rußland auf ihn gemacht, hat Ottokar Lorenz in seinem Aufsatz „Zur Centenarfeier Kaiser Wilhelm's" sehr schön angedeutet. Vergl. „Deutsche Rundschau", 1897, Bd. XC, S. 324.

[4]) Prinzeß Elisa von Radziwill.

mich freue, wieder behaglich und warm in meiner Stube zu sitzen. — — — Die Kälte war heute sehr groß, wiewohl das Fest, wie Du gelesen, im Schloß ganz und gar gefeiert wurde. Ich hatte meine blaue Robe und mein altes Silberkleid und Deine gute Pelerine, die mir auch wirklich sehr nöthig war, da man beständig etwas umbehielt. Zuerst ward in der Capelle die Liturgie von Eylert abgehalten, wo nur der Hof zugegen sein konnte, und dann in den Rittersaal gezogen, wo die übrigen Ordensritter alle versammelt waren, und Eylert noch eine lange Rede hielt darüber, wie man äußere Ehre mit christlicher Demuth vereinigen könne. Man ging dann in die Zimmer von Friedrich I. (rechts, ehe man in den Rittersaal kommt), wo wir Damen uns in ein Kämmerchen verkrochen, in dem ein Feuer war, um nicht zu erfrieren, denn in der uns angewiesenen Galerie war weder Ofen, noch Camin, — denke bei 12 Grad Kälte! Zum Glück ward auch nicht in der Galerie gegessen, und wir konnten uns förmlich in die Roben einwickeln. — — Aergern kann ich mich doch, wie man manchmal über den Luisenorden herziehen hört, gewiß aus Neid, aber es kann doch weh thun. Es ist mir dann ordentlich lieb, wenn ich Dich nicht unter den armen Damen anwesend weiß [1]). — Der König hat ihn nun doch einmal gestiftet, aber von den Prinzessinnen geht es eigentlich aus; die sollten die Luisendamen viel mehr souteniren, als sie thun — wenigstens an solch' einem Tag. Die Stimmung vieler Damen in Hinsicht des Ordens scheint einigen Grund darin zu haben, daß, wie Du immer sagst, solche Auszeichnungen nicht für unsere Gesellschaft sind; aber dieser Grund ist wohl nur ein scheinbarer, denn dieselben Damen hätten ihn gewiß selbst überaus gern. — — —

XXXII. Albertine an die Mutter.

Berlin, den 26. Januar 1826.

— — — Ja was sagst Du zu diesen Köthnern? [2]) Der König ist wirklich sehr unzufrieden und böse darüber, aber gerade weil es ihn so ärgert, soll man hier fast gar nicht darüber sprechen, und auch Du, glaube ich, thust in Schlesien besser, lieber nie die Sache zu erwähnen, wenigstens nicht davon anzufangen; wird aber davon geredet, so kann und muß man sagen, wie sehr unwillig der König ist. Er muß wirklich recht aufgebracht sein, nach der Art zu schließen, wie Prinzeß Alexandrine darüber sprach. Als es nämlich in den Zeitungen gestanden, kam bei ihr auch die Rede darauf, und es wurde, nachdem die Sache sehr getadelt worden, auch auf einer Seite gesagt, daß der Herzog doch übrigens gut für sein Land sei und freundlich gegen seine Landeskinder. „Ja, schön gut und freundlich," sagte Prinzeß Alexandrine, „das ist die Güte und die Freundlichkeit, daß sie Tausende aus dem Lande schleppen, um nach Paris zu gehen, um dort katholisch zu werden, um nur die katholischen Priester ins Land zu bringen, — das auch, daß er Brücken bauen läßt, um zu prahlen, die nicht halten, und wo Tausende ums Leben kommen, das ist die Freundlichkeit und Güte." Alle diese Betrachtungen hat sie doch wahrscheinlich vom Papa. Die Herzogin von Angoulême [3]) soll es sein, die in Paris

[1]) Man erinnert sich aus dem Früheren, daß die Generalin von Boguslawska eine der ersten Damen des Luisenordens war.

[2]) Der Herzog Ferdinand von Anhalt-Köthen und dessen Gemahlin Julie, geborene Gräfin von Brandenburg, eine Tochter König Friedrich Wilhelm's II. aus dessen Ehe mit der Gräfin Dönhoff, waren eben in Paris zum Katholicismus übergetreten und hatten sogar den Jesuiten ihr Ländchen geöffnet.

[3]) Die Tochter Ludwig's XVI. und Marie Antoinettens, geb. 1778, starb 1851 zu Frohsdorf in der Verbannung, eine Frau von seltener, in Leiden gestählter Energie des Charakters und starrer royalistisch-ultramontaner Gesinnung. Während der Zeit der Restauration stand sie in hohem persönlichen Ansehen am französischen Hofe.

so stark das Bekehrungsgeschäft treibt; sie soll auch auf unseren König lebhafte Angriffe gemacht haben, die aber sehr ernst zurückgewiesen wurden. Bei der Herzogin von Köthen (denn er thut doch nur, was sie will) hat die Angoulême wahrscheinlich mehr Gehör gefunden als eine so mächtige Bekehrerin bei der doch wohl sehr ehrgeizigen Frau. Diese war außerdem wohl überhaupt noch nicht sehr fest in der Religion, wie ich einmal Hufeland über sie sprechen hörte; denn nur solche Menschen, behaupte ich, sind es gewöhnlich, die ihren Glauben freiwillig ändern — und nun gar katholisch werden! Ich behaupte, nur der, welcher nie ein eigenes Gebet gehabt, in seinem Leben nie daran gedacht, eins haben zu wollen, kann endlich den Rosenkranz ergreifen — und mit dieser Kette sich in alle die Fesseln des Papstthums schmieden lassen. Heiliger Gott! Keine Bibel dann mehr zu haben und sein Denken und sein Meinen sich vorschreiben zu lassen — von Menschen! — Aber dies bleibt ganz unter uns, meine Mutter. Theile diese meine Meinung über jene Personen niemals Jemandem mit. Man hat hier deutlich zu verstehen gegeben, daß man es ganz mit Stillschweigen zu übergehen wünscht. Meine Prinzeß sprach nur im Allgemeinen ihre große Verwunderung aus, wie es möglich wäre, sich zu erlauben, in der Bekanntmachung des Herzogs zu sagen: „zu der wahren Kirche zurückgekehrt" — wie man so etwas nur habe hier aufnehmen können in der Zeitung! Mir sagte sie einmal beim Spazierengehen: vom Herzog, der wohl eigentlich Freigeist gewesen, würde sie noch begreifen, daß er endlich einmal etwas ergriffen, aber die Herzogin, die doch wohl mehr gedacht habe! Es sei unbegreiflich! — — Aber neulich sprach sie wieder, wie Unrecht man dem Könige thäte, da und dort im Auslande zu glauben, daß er auch dahin neige. — — — Die Herzogin ist aber fein; neulich hat sie der Prinzeß geschrieben und angefangen, „sie wüßte nicht, ob sie, die Prinzeß, auch künftig noch etwas würde von ihr wissen wollen u. s. w. Brandenburg[1]) soll mit den Zähnen geknirscht haben, sagt Röstell; indeß, die vornehme Schwester will man doch nicht ganz an den Nagel hängen; sie soll natürlich nun auch großen Bekehrungseifer haben und Proselyten zu machen suchen unter Allem, was ihr anverwandt und zugethan ist. Der Fürst Pleß[2]) hat es gar nicht glauben wollen, wenigstens hier immer so gesagt, bis er es in den Zeitungen gelesen und um diese Zeit auch eine Anzeige erhalten hat. Er wird auch mit seiner Frau von hier aus hingehen, aber nur auf einige Tage. —

An dieser Stelle der Familiencorrespondenz findet sich in Abschrift ein Brief Friedrich Wilhelm's III. an seine Stiefschwester, der, auch heute noch von Interesse, hier mitgetheilt werden soll.

XXXIII. Schreiben Sr. Majestät des Königs von Preußen an die Herzogin von Köthen.

Sie nennen mich in Ihrem Schreiben, womit Sie mir Ihren Uebertritt zur katholischen Kirche anzeigen, väterlichen Freund und Rathgeber[3]); ich kann aber darinnen nur eine Heuchelei erkennen. Mit einem väterlichen Freunde pflegt man sich über den wichtigsten Schritt seines Lebens zu berathen, ehe man ihn thut. Ich sah Sie in Paris zu einer Zeit, wo Sie schon mit sich einig waren, und Sie

[1]) Graf Brandenburg, Bruder der Herzogin von Köthen (aus der Ehe Friedrich Wilhelm's II. mit der Gräfin Dönhoff), nachmals preußischer General und (1848) Ministerpräsident, derselbe, dessen Denkmal in Berlin am Leipziger Platz, dem Wrangel's gegenüber, steht.

[2]) Der regierende Herzog Ferdinand gehörte der Linie Anhalt-Köthen-Pleß an.

[3]) Friedrich Wilhelm III. war um dreiundzwanzig Jahre älter als die (1793 geborene) Herzogin.

verhehlten mir solches. Ich habe über die wichtigsten Angelegenheiten ernstlich nachgedacht, habe mehrmals die Bibel und das Neue Testament, sowie die symbolischen Bücher gelesen und bin stets in der Ueberzeugung befestigt worden, daß die evangelische Kirche die einzig wahre und Gott wohlgefällige sei, und in dieser werde ich sterben. Woher soll aber nach dem nicht genug zu beklagenden Schritte, den Sie gethan haben, Liebe und Vertrauen der Unterthanen, denen Sie Mutter sein sollen, kommen? Wo sollen Sie in den wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Herzens Schutz und Hülfe finden? Sorgen Sie, daß dieselben Ihr Andenken segnen und nicht verfluchen. F. W.

XXXIV. Die Mutter an Albertine.

Den 31. Januar 1826.

Ich bin recht neugierig auf das Urtheil der Herrschaften über die leichtsinnige Handlungsweise des Köthner Paars. Aber diese phantastische Julie —, in ihr war es niemals klar, immer zogen Leidenschaften durch ihre Seele und verdunkelten sie. Erst kämpfte Liebe und Stolz in ihr, wenn sie überhaupt der ersten fähig war, sie hätte wohl gern Natzmern[1]) gehabt, aber er war ihr zu gering. Endlich verkaufte sie sich dem Stolze und nahm den Mann, der ihr von Grund der Seele zuwider war, aber sie war unaussprechlich glücklich, als sie souveräne Herzogin ward. Ihre Bestimmung, Mutter ihres Landes zu sein, nach der fragt sie wohl nicht und nicht nach einem demüthigen, bescheidenen Glück. Die Welt mag von ihr sprechen, und sollte es auch nur dadurch sein, daß sie sich zum Mitglied einer großen mineralogischen Gesellschaft in allen Zeitungen nennen läßt (vor einigen Jahren). Nun, wie ist sie nur zu der Religionsänderung gekommen? Ob ganz aus sich selbst oder durch einen Anstoß von Außen möchte ich wissen! — — — Und durch welche Sophisterei die listige Frau den dummen Mann düpirt hat! Aber ein Fürst sollte doch auch etwas auf die Meinung seiner Unterthanen geben. — Immer denke ich hier nur mit Schmerz an unsere Kronprinzessin. Ich begreife sehr wohl, wie sie bei so viel Schwäche und Nachgiebigkeit von einer Seite, bei so wenig Bigotterie und so reinem Willen, nichts Unrechtes zu thun, von der andern denken mag: warum kann es denn nicht so bleiben? — Aber wir könnten sie doch gewiß unser nennen, wenn wir früher daran gedacht hätten, daß unser Kronprinz auch ein Herz haben könnte. Die zweite Heirath unseres Höchsten bleibt aber das Allerunbegreiflichste. Wenn hier nicht noch einmal was vorgeht, so ist es nur ein Wunder des Himmels. Willst Du einmal ein recht gescheutes Wort über die unglaubliche Angelegenheit der Liturgie und über das im Finstern herumschleichende Wesen in Berlin lesen, so beachte ernstlich den Brief von meinem alten Freunde Bartelmus[2]), den ich Dir morgen im Packet schicken werde. Ich hatte mir einmal die Freude gemacht, ihm zu schreiben; was ist das für ein heller, klarer Kopf! Aber ich muß den Brief auch gewiß mit dem Allernächsten zurück haben. Was er von Jean Paul sagt, wird Dich auch recht freuen. — — — So sehr mich alle Ordensfeierlichkeiten und Alles, was darauf Bezug hat, anekeln, so finde ich es doch ebenso kindisch, sich über die Theilnehmer an einem Königl. Institut lustig zu machen, als wenn diese die Urheber wären und es sich aus eigener Macht zugeeignet hätten[3]). Das ist wirklich ganz ohne Verstand gesprochen, und die daraus vorleuchtende Dummheit fällt doch auf die zurück, die sie auf diese Art zeigen. — — —

---

[1]) Den vertrauten Freund des Prinzen Wilhelm Sohn.

[2]) Gottlieb Bartelmus, geb. 1783, † 1832. Er war Diaconus in Pitschen (Schlesien), später Superintendent in Pleß.

[3]) Es ist dies die Erwiderung auf das, was Albertine der Mutter über die Behandlung der Damen des Luisenordens geschrieben hatte; s. weiter oben Brief XXXI vom 22. Januar.

Auch in Breslau hat sich die Fürstin Pleß einen sehr guten Namen gemacht durch ihr hübsches Betragen, besonders im Gegensatz zu der Fürstin C . . . . (die Männer waren beim Landtage), die frech herumgewildert ist auf allen Bällen, und die durch ihren unsittlichen Anzug Aergerniß gegeben hat. Daß Du mir bei der Gelegenheit nichts über die Köthner sagst, ist doch wohl kein Beweis, daß man die ganze Begebenheit bei Hofe gleichgültig nimmt, und indem man sie selbst nicht berührt, das Sprechen darüber verhindern will? O, wenn Israel schweigt, so werden die Steine schreien!

Es ist wohl gut, daß Spontini[1]) dies Jahr nicht da ist, da hört ihr doch einmal andere Opern; nicht den ewigen betäubenden Lärm. Nur die Gluck'schen Opern sind von der Art, daß man sich jedes Jahr unendlich freut, sie wieder zu hören. — — —

XXXV. Albertine an die Mutter.

Berlin, den 3. Februar 1826.

Soeben war ich bei der X. in diesem Hause des Jammers. Sie hat aber eine Fassung, wie man sie nur haben kann, wenn man an Schläge des Schicksals gewöhnt ist. Sie spricht unaufhörlich von ihrem Sohn und ist nur froh, daß seine Seele so rein hinüber gegangen ist. — Ach, und doch leider ist es nicht ganz so, denn, denke Dir, er hat sich doch vorsätzlich selbst erschossen. Aber dies weiß die Mutter nicht, und es sollen auch jetzt alle verhüten, daß sie es erfährt. In Folge einer ganz fatalen Geschichte hat er seine Ehre für so verletzt gehalten, daß er diesen Schritt begangen. Wilhelm entsinnt sich, daß ihm der junge X. vorigen Freitag bei Bernstorff sagte, er würde am anderen Tage einen Ball besuchen, den der Tanzmeister Gasparoni arrangirt, er forderte noch Wilhelm dazu auf, aber dieser sagte, er ginge auf den Subscriptionsball. Bei diesem Gasparoni nun muß Jemand eine brillantene Tuchnadel verloren haben, die der junge X. findet, und nachdem er genug herumgefragt, ohne den Besitzer zu treffen, sich vorn ansteckt. Da soll nachher ein Juwelier mit seiner Frau zugesprungen sein, die Nadel für die seinige erkannt und den jungen Mann auf eine so beleidigende Weise angesprochen und beschimpft haben, daß dieser, durch eine Menge Officiere aufgeredet, auf Genugthuung dringen mußte. Darum soll er am anderen Tage in Begleitung eines anderen jungen Officiers zu dem Juwelier gekommen sein und ihm gesagt haben, er könne sich mit ihm nicht schlagen seines Standes wegen, aber er verdiene dies: (und soll ihm ein paar Ohrfeigen gegeben haben) worauf der Juwelier, wie vorauszusehen war, über ihn hergefallen ist und die Schläge erwidert hat. Alles dies war freilich höchst unüberlegt, denn wie konnten die jungen Leute denken, daß Jener die Ohrfeigen ohne Wiedervergeltung hinnehmen würde. Daß der junge X. sich nun aber erschoß! — Wenn er sich seinem Onkel vertraut, so hätte er sich noch vor dem Selbstmord retten können. Ich freue mich, daß auch Wilhelm dieser meiner Meinung ist, wiewohl er sagt, daß es ein schrecklicher Fall und nicht viel Anderes übrig geblieben wäre, er hätte denn außer Landes gehen müssen. Wohl wäre nach allen Ansichten der Menschen das Schicksal eines solchen jungen Mannes auf immer verdorben gewesen und es zu ertragen, dazu gehört freilich mehr Muth, Geduld und Ueberwindung, als zu einem augenblicklichen Todesstreich. Aber werden die jungen Leute nicht endlich behutsamer mit dieser ihrer irdischen Ehre werden, die doch nun einmal so verletzlich ist! Warum gehen sie auf solche Bälle von Tänzern und Schauspielern! — — —

[1]) Durch Friedrich Wilhelm III. 1820 als Generalmusikdirector nach Berlin berufen, auf welchem Posten er bis 1842 verblieb.

Es sind wieder viele Nachrichten hier von Petersburg; jetzt soll wirklich Alles ruhig sein. Aber das Complott[1]) war doch entsetzlich. Denke, sie hatten den Vorsatz, den Kaiser Alexander und alle Glieder der kaiserlichen Familie zu ermorden, sogar bis auf die Kinder; am 24. März sollte dies geschehen, gerade am Tage, wo der Kaiser Alexander fünfundzwanzig Jahre regiert haben würde. Unterdessen aber war auch wieder ein Detachement bestimmt, den Kaiser selbst noch jetzt auf der Reise anzufallen, da dies gerade eine so schickliche Gelegenheit gewesen. Der Erbgroßherzog[2]) ist recht vergnügt in Petersburg, wovor er sich so fürchtete; er hat dort ein Regiment bekommen, und der Kaiser ist sehr freundlich zu ihm. In Kurzem wird Wellington hier erwartet, wie es schon früher hieß und gestern noch der Minister Bernstorff erzählte; er geht, wie alle die Andern, zum Condoliren und Gratuliren (nach Rußland). Von Bayern her wird Wrede kommen und auch hier durchgehen. Von der Herzogin von Köthen habe ich noch gehört, daß sie dem Könige von ihrer Religionsveränderung geschrieben hat; sie wollten herkommen, um ihm selbst Alles auseinander zu setzen. Darauf soll ihr der König sehr unwillig und mit dem Zusatz geantwortet haben, sie solle nur nicht herkommen. — Wie gut wäre dieses Benehmen des Königs, und wie vortrefflich, wenn immer consequent gehandelt würde und gehandelt worden wäre! — — —

XXXVI. Die Mutter an Albertine.

Den 5. Februar 1826.

. . . Ich danke Dir für Alles, was Du mir über die Köthener sagst, und ganz vorzüglich haben mich die Aeußerungen der Erbgroßherzogin als die wahren Gesinnungen des Königs gefreut. Warum muß er doch durch die fatale, höchst verderbliche Liturgie-Grille, durch die Heirath mit einer katholischen Frau, durch die Schwäche bei der Kronprinzeß, den Glauben veranlassen, daß ihm der Protestantismus, zum Mindesten gleichgültig sei. Die zwei letzten Punkte, besonders hinsichtlich der Liegnitz, mögen in entfernten Provinzen noch nicht so bekannt sein; aber das Treiben mit der Liturgie, die die gescheutesten Köpfe für eben so unzweckmäßig als verderblich erklären, schadet ihm in seinem Lande ganz unendlich. Der Brief von Bartelmus ist liegen geblieben, aber Du erhältst ihn. Da wird Dir auch manches Licht über das Wirken der Finsterlinge in Berlin aufgehen. Lies ihn mit Ernestine, schicke ihn mir auch gewiß zurück. Aber warum man mit seiner Privatmeinung so entsetzlich zurückhaltend über die Köthner sein soll, das ist mir unbegreiflich und wäre ja schon ein entsetzlicher Geisteszwang. Es ist ja eine wichtige öffentliche und sehr leichtsinnige Handlung. Wohl uns, wenn sie noch von Vielen so wichtig gehalten wird, um recht viel darüber zu sprechen! Ganz erschöpfend sollten die ersten Köpfe darüber discutiren und die mittlern die Resultate davon in cursirende Münze von echtem Gehalt wieder unter alle Classen vertheilen, damit richtige Begriffe erhalten und die Schwachen nicht verwirrt würden. Ich erkannte mein geliebtes, richtig denkendes Kind in jener Behauptung ja gar nicht. Man kann Privatrücksichten und Pflichten haben, um, wenn man nicht berufen ist, über Dinge zu sprechen, die unsere Vorgesetzten nicht hören wollen, zu schweigen, so wie z. B. Du davon nicht anfängst und nur hörst, wenn die Herrschaft sie berührt, auch schon, um das kleine Heer ihrer Launen nicht zu wecken und zu reizen, deren wiederholte Stiche und

[1]) Im Nachstehenden kann es sich nur um übertriebene Gerüchte handeln, wie sie damals verbreitet gewesen sein mögen, als man über die Dekabristen-Verschwörung noch nicht genügend unterrichtet war. Diese beabsichtigte vielmehr, die durch den plötzlichen Tod Alexander's I. herbeigeführte Verwirrung zu revolutionären Zwecken zu benutzen.

[2]) Von Mecklenburg, Gemahl der Prinzeß Alexandrine.

Seitenhiebe, wie die Erfahrung lehrt, nicht eben wohlthuend sind. Das ist ja eben das große Unglück, woraus alle prinzliche Beschränkung entsteht, daß sie, andeutend, was sie hören wollen oder nicht, alle Wahrheit von sich entfernen, alle Freimüthigkeit im Sprechen, allen Austausch der Gedanken. Hätten Eylert und die nächsten Umgebungen des Königs (ja die Kinder, wenn sie es dürften) ein wahres kräftiges Wort gegen die Liturgie gleich im Anfang gesprochen, er wäre nicht zu dieser Opposition seiner würdigsten Unterthanen, das heißt aller Rechtschaffenen und Aufgeklärten, gekommen.

Und nun siehe diese Köthnerin, wird sie an etwas Anderes denken, als Proselyten zu machen? Sie wird sich innigst mit der Angoulême verbinden, die sie gewiß und nicht mit Unrecht für einen geschickten Apostel hält, und um nun deren Hoffnungen zu erfüllen, wird sie bei Allem, was ihr nahe kommt, darauf hin arbeiten, besonders bei ihren Verwandten. Möge sie dem guten Ingenheim[1]) vermöge seines weichen Charakters nur nicht zuerst gefährlich werden!

Freigeist war der Herzog (von Köthen) wohl niemals, ich habe ihn doch sehr gut gekannt, aber schwach. In seinen früheren Jahren, als junger sehr gut tanzender Prinz den schlesischen Damen ganz entsetzlich gefährlich (wer würde das jetzt wohl glauben?), offenbarte sich diese Schwäche sogleich, als er Fürst von Pleß ward, in tausend Dingen. Wie konnte das auch anders sein? Der Bruder erzählt, als er bei seiner Compagnie unter ihm in Brieg gestanden und zu seinen Auserwählten gehörte, thaten sie eigentlich nichts Böses; aber wenn der Prinz nicht nächtliche Besuche bei oft sehr vornehmen Damen machte — wo hoffentlich das Unschickliche auch das Schlechteste war — nein, es läßt sich kaum begreifen, so lasen sie die halbe Nacht Romane. Das war die würdige Vorbereitung zu dem künftigen Beruf des souveränen Fürsten!

XXXVII. Die Generalin an Ernestine von Langen.

9. Februar 1827.

. . . Ich möchte dem General L'Estocq gleich einen ganzen Rehbock für seine wichtigen Mittheilungen schenken, und Gott gebe, daß sie in ihrer ganzen Ausdehnung wahr sein mögen. Nichts habe ich so sehr gewünscht, als daß der König sich diese Köthner Sirene, nein, diese wüthende Proselytenmacherin entfernt halten möchte, wenigstens einige Jahre. Sie muß den Unwillen rechtlicher Menschen fühlen, sie muß erfahren, daß das Hingeben des edelsten Vorzuges des menschlichen Geistes, der Freiheit, für sinnlichen und irdischen Tand, für den Pomp eines prächtigen Gottesdienstes, für die Hoffnung, einst canonisirt zu werden, — schwachen gebrechlichen Menschen — keine Ansprüche auf Achtung gibt. Es steht schon in den Breslauer Zeitungen, daß sie in Köthen eine katholische Kirche bauen und einen Bischof daselbst etabliren wollen. In dem Herzen Deutschlands — wenn doch das Land sich dagegen auflehnte! — Ich ginge jetzt gewiß nicht gleich hin, wenn ich der Bruder wäre.

XXXVIII. Albertine an die Mutter.

Berlin, den 10. Februar 1826.

Du schreibst mir: „Warum man mit seiner Meinung über die Köthener so entsetzlich zurückhaltend sein soll, ist mir unbegreiflich.“ Ich will Dir erklären, warum. Du sagst weiter: „Diese Köthenerin, wird sie etwas Anderes denken, als Proselyten zu machen, sie wird nun bei Allem was ihr nahe kommt, darauf hinarbeiten, besonders

[1]) Graf Ingenheim, Sohn König Friedrich Wilhelm's II. und der Gräfin Ingenheim, die eine geb. von Voß war.

bei ihren Verwandten" — Du sagst — „möge sie dem Grafen Ingenheim nicht zuerst gefährlich werden vermöge seines weichen Charakters, wie ihn die Kalckstein schilderte" — und curios, liebe Mutter, Du hast gerade recht gerathen, auf diesen hatte die Herzogin es zuerst abgesehen, und Röstell versichert, er sei schon katholisch, wiewohl heimlich[1]). Sie hat ihm eine schöne junge Katholikin mitgebracht, die Tochter eines französischen Obersten, Fräulein von Thierry. Diese sieht Ingenheim, als er jetzt zur Ankunft der Herzogin nach Köthen geht, dort und ist nach wenigen Tagen mit ihr verlobt. Nun habe ich aber gerade bei dieser Gelegenheit aus dem Benehmen und den Worten Mehrerer bemerkt, daß Manche das dachten, was ich Dir einmal sagte, — nämlich daß der Graf mir einmal ein wenig den Hof gemacht (ich schreibe so etwas ungern). Diese Meinung der Welt habe ich bemerkt, und ich möchte nun um Alles nicht, daß man sagte, wenn wir die Herzogin von Köthen tadeln, wir thäten es aus kleinlichen Rücksichten; denn Jedermann weiß, daß die Köthener die Heirath gemacht. Du verstehst mich, nicht wahr? Auch der entfernteste Verdacht, daß uns ein solcher Beweggrund zum Tadel triebe, wäre mir empörend, und darum lieber kein Wort! Um dem Herzog Karl[2]) zu erkennen zu geben, wie wir über sein nicht schönes Benehmen dächten, sind wir neulich sehr bald noch vor dem Souper von dessen Ball weggegangen, was Aufsehen erregt hat, wie Du denken kannst. Der Herzog hatte nämlich dem jungen X.[3]) ganz kurz das militärische Leichenbegängniß verweigert, wiewohl doch keine Beweise, nicht ein einziger, da sind, daß er sich selbst entleibt habe. Da er alle Anstalten zur Jagd traf, so konnte es ja auch aus Versehen geschehen sein. Die Möglichkeit ist wenigstens da, und es war daher nicht hübsch vom Herzog, ohne Gewißheit das Schlimmste anzunehmen. Es ist aber beim König durch Witzleben durchgesetzt und der arme X. ist feierlich begraben worden. —

Berlin, den 18. Februar 1826.

Heute Morgen war große Parade. Wellington hielt neben dem König und sprach viel, wie wir vom Palais aus unterscheiden konnten. Wilhelm hatte Ernestinen zu Altensteins gebracht, und sie hat mit diesen vom Zeughaus aus die Parade und den großen Irländer gesehen, wie ihn der Kronprinz heute nannte. Gestern gleich nach seiner Ankunft haben sich alle Officiere bei ihm gemeldet. Es ist aber in der elenden „Stadt Rom"[4]) so voll gewesen, daß nur die Generale zu ihm haben gelangen können. Warum haben wir auch nicht bessere Gasthöfe? Sie sind eigentlich alle nicht besonders anständig . . . Wie ist es aber möglich, daß ich Dir noch nichts über den Brief von Bartelmus gesagt habe, und er hat mich doch schon mehrere Male so überaus erfreut, ich habe ihn wiederholt mit dem größten Interesse gelesen. Das ist doch einmal ein klarer Kopf, sage ich mit Dir. Wie betrübend sind die Blicke, die er einem in die Wirkungen der Liturgie thun läßt, und wie schmerzlich ist es, daß Berlin jetzt in einem solchen Ruf steht, und leider muß man bekennen, daß er nicht Unrecht hat; wenn es auch nicht ganz so arg ist, als es die Ferne vergrößert. Aber das ist schon schlimm, daß wir in diesem Ruf der Verfinsterung im Auslande und in der Provinz stehen . . .

Berlin, den 19. Februar 1826.

Wir haben soeben Wellington gesehen, er kam herauf, um den Prinzen und die Prinzessin zu besuchen. Für 57 Jahre sieht er ziemlich alt aus, hat aber aus-

[1]) Dies bewahrheitete sich.

[2]) Herzog Karl von Mecklenburg, Bruder der Königin Luise, commandirender General des Garde-Corps, Haupt der ultraconservativen Partei bei Hofe.

[3]) Von dem tragischen Ende dieses jungen Mannes war in dem Briefe Albertinens an die Mutter (Nr. XXXV) die Rede.

[4]) Heute noch wie damals ein Hôtel Unter den Linden.

gezeichnete Züge, eine sehr gebogene Nase, ist etwas blaß, mittlerer Größe und mager. Wir waren eben zu Tisch gerufen worden, aber zufällig war noch Niemand oben als die beiden Adjutanten und ich. Es war mir interessant, den großen Mann empfangen zu können, wiewohl dieser Empfang nur in einer reverence bestand. Er mußte einen Augenblick warten, bis der Kammerdiener gemeldet hatte, aber es war eine stumme Minute, denn man erwartete natürlich, daß er anfangen solle, zu sprechen, er wurde indeß gleich eingelassen. Der Prinz begleitete ihn dann bis an die letzte Thüre. Mich wundert, daß heute nicht Oper ist, wahrscheinlich dauert sein Diner bei Clam William[1]), das um 5 Uhr anfängt, sehr lange. Morgen ist Ball beim Prinzen August, vorher Oper (Nurmahal) und auch Diner beim König.

XXXIX. Die Mutter an Albertine.

den 15. Februar 1826.

. . . Wenn die lieben Landwirthe etwas Anderes zu reden wüßten als Klagen über die jetzige wahrhaft abscheuliche Zeit, so wäre es ein recht angenehmer Mittag gewesen. Aber zur Einleitung diente — was dann freilich Ferdinand[2]) den Mund stopfte — eine detaillirte Jeremiade über Heinrich's[3]) Lage, die denn, obwohl Papa Wolf 2000 Thlr. jährlich giebt, durch den Kauf von Kapsdorf auch etwas bedrängt ist. Dann erging man sich endlich im Lobe von des Bruders Schafen, über die Heinrich durch ein zwei- und einhalbstündiges Befühlen jedes einzelnen Stückes — bei 1000 Schafen keine kleine Arbeit, und Notabene, jeden Theil des Körpers, weil an jedem Theil die Wolle anders ist — eine ganz genaue Kunde sich verschafft hatte, zur Zufriedenheit dieses großen Schafzüchters. Aber leider hofft er auch von der Wollschur nicht viel Gutes. Dann kam die Politik an die Reihe, die denn auch nicht viel Gutes verspricht. Die Unruhen in Rußland sollen noch gar nicht gedämpft sein, ja einige sagen, Nikolaus und Charlotte wären schon bis Königsberg geflüchtet.

XL. Ernestine von Langen an die Generalin.

Berlin, den 21. Februar.

. . . Heute früh schickten Altensteins und ließen mich fragen, ob ich nicht wollte den Blücher, der bei Rauch aufgestellt ist, ehe er an den Ort seiner Bestimmung kommt, mit ihnen sehen[4]). Sie holten mich um 1 Uhr ab. Ich finde ihn nicht ganz so schön wie den, der nach Breslau gekommen ist. In der Stellung des Fußes, der auf die Kanone tritt, liegt unleugbar etwas Gezwungenes; ebenso hat der rechte Arm, der das Schwert hält, etwas sehr Ermüdendes. Wunderschön sind die Basreliefs, die unten um das Postament kommen[5]). Als wir einen Augenblick dort waren, kam die Fürstin Blücher und die Gräfin Assеburg mit ihren Töchtern. Die Blücher sagte dem Rauch sehr viel schöne Sachen; doch bewegt schien sie gerade nicht.

---

[1]) Englischer Gesandter.

[2]) Ferdinand von Radecke, Landwirth, Bruder der Generalin.

[3]) Heinrich von Boguslawski. In den Freiheitskriegen Officier, dann Landwirth, endlich Professor und Director der Sternwarte in Breslau. Genoß einen bedeutenden Ruf als Astronom. † 1851.

[4]) Die Bronzestatue Blücher's, die am 18. Juni 1826 zwischen dem königlichen Palais und dem Opernhaus enthüllt ward. Rauch hatte in demselben Jahre auch ein Blücher-Denkmal für Breslau geschaffen.

[5]) Scenen aus dem Befreiungskriege, vom „Aufruf an mein Volk!" bis zum Einzug der Alliirten in Paris.

XLI. Albertine an die Mutter.

Berlin, 22. Februar 1826.

Ueber Wellington bin ich Dir noch Manches schuldig, wenigstens über seinen Aufenthalt hier, denn von ihm selbst bekommt doch unsereins nicht viel ab. — Sonnabend, als der Brief an Dich weg war, fuhren wir in die Oper, ich mit Kopfschmerzen: der neue Hut wurde eingeweiht, da wir zwischen Oper und Ball noch nach Hause kamen. Brühl[1]) hatte auch darum Nurmahal gewählt, weil das Sujet aus dem Thomas Moore sei, worüber ich ihn mit den Engländern sprechen hörte. Uebrigens ist diese Oper herzlich langweilig, wenn man sie oft gehört hat, aber ich fürchte auch für Wellington, der sie zum ersten Mal sah. Dies ewige Springen! Alles ging nach dem ersten Act hinaus. Wellington soll von Clam William noch ins Königsstädter Theater zur Sontag geführt worden sein; freilich auch das Allernothwendigste! Der Ball war sehr brillant und so voll, daß ich Wilhelm erst nach dem Souper sah, was freilich, da es schon spät war, am Anfang des Abends stattfand. Ich hatte die Ehre, dem König eine Polonaise vorzutanzen, aber nicht dem Helden des Tages, der etwas später kam. Ich saß mit Fräulein Moltke, Bernstorff, Wartensleben, Stechow[2]) und dem Prinzen Albrecht an einem Tisch. Letzterer ist amüsant, kann aber auch schon recht prinzlich thun, während er doch noch zuweilen ziemlich wie ein Kind ist[3]). Er erzählte von den Theatern in Paris, von dem einen, wo es besonders lärmend hergeht und sehr oft Leute hinausgeworfen würden, die dem Publicum nicht gefielen; „ich hatte auch schon große Angst," sagte er. — „Und es ist Ihnen wohl auch passirt, nicht wahr?" setzte ich mit ganz scherzhaftem Tone hinzu. — „Man überlegt oft erst nachher, was man spricht," erwiderte der Kleine mit sehr ernstem Gesicht. Am anderen Tage Diner bei Cumberland[4]). Wir saßen an der großen Tafel, aber leider war sie zu groß und besetzt, als daß ich Wellington hätte sehen können. Ein Pröbchen seines Gefolges saß indeß neben uns, nämlich Lord Sommerset und Mr. Hume. Beide Namen sind alt und rühmlichst bekannte; Ersterer hat nur einen Arm, wiewohl er noch immer Wellington's Secretair ist und auch so noch den letzten Feldzug mitgemacht haben soll. Dieser ließ sich aber nur der Brockhausen durch Clam William vorstellen; beide waren so wenig unterhaltend, wenigstens mit der Brockhausen, daß diese beinahe in Verlegenheit kam, besonders da sie sich immer ihrer Vorliebe für die Engländer rühmte . . .

XLII. Albertine an die Mutter.

Berlin, 26. Februar 1826.

. . . Abends waren auf dem Palais Tableaux mit verbindendem Dialog zwischen einem Künstler und Poeten, dargestellt vom Herzog Karl und Grafen Brühl. Nach Tische war Ball, und da hatte ich das Vergnügen, mit — dem König zu sprechen, er war wirklich recht freundlich. Er stand im Walzer neben uns (ich tanzte mit dem Fürsten von Braunfels), sprach erst über einiges Andere zu mir, sodann von der Gneisenau, die eben tanzte: „Eine hübsche Person die kleine Gräfin Gneisenau — „ja sehr schön". Sie sah wirklich recht hübsch aus. — „Ihre Mutter nicht hier"? — „Sie ist in Schlesien, Majestät". — „Ja, ich weiß wohl," sehr freundlich. „Also noch nicht wieder hier; was macht Fräulein von Langen, ist sie hier?" — „Ja, Ew. Majestät, sie ist bei mir, aber sie geht nicht aus, weil die

[1]) Graf Brühl, der damalige General-Intendant der königlichen Schauspiele.

[2]) Graf Wartensleben, Schloßhauptmann; von Stechow, Landrath.

[3]) Prinz Albrecht war damals im siebzehnten Jahre.

[4]) Nachmals König Ernst August von Hannover, Schwager König Friedrich Wilhelm's III.

Mutter nicht hier ist." — „Könnte ja unter Ihrer Protection ausgehen!" — „Die würde doch wohl nicht genug für sie sein." — Wenn er doch nur noch etwas mehr an sie dächte! — Noch muß ich Dir sagen, was mir neulich Hufelands erzählten, wie vortrefflich sich der König in der Sache mit der Köthenerin gezeigt. Als sie ihm ihren Uebertritt gemeldet und sich erboten hat, herzukommen um ihm Alles selbst darzulegen, auch gesagt, sie wendete sich an ihn wie an einen „Vater und Bruder", da hat er ihr geantwortet, wie sie ihn nur so nennen könne, da sie das Vertrauen gegen ihn so verletzt und einen solchen Schritt gethan habe, ohne ihn zu fragen, wiewohl sie doch zusammen in Paris gewesen seien. Darauf hat er ihr eigenhändig die Glaubenswahrheiten auseinandergesetzt in einem Brief, den Hufeland selbst gelesen hat[1]). Auch meinten diese, es würde sehr daran gearbeitet, daß die Liegnitz förmlich zum Protestantismus übertrete. Vielleicht zöge das auch die Kronprinzessin nach sich.

XLIII. Die Mutter an Albertine.

den 23. Februar 1826.

Wie rührend war mir die Schilderung Deiner Gefühle, — ach, ich konnte sie recht begreifen. Aber doch scheint es mir, als habe noch Etwas auf Deiner Seele gelastet. War es nur ein gewisses und selbst nicht begreifliches dunkles Etwas, dessen Druck uns bisweilen unwillkürlich beängstigt, und das man nur schnell mit den Waffen des klaren Bewußtseins, mit der höheren geistigen Kraft angreifen und zerstören muß, oder hattest Du irgend eine besondere Veranlassung aus den Kreisen der Hofmenschen dazu? Schreibe mir Alles ausführlich, auch wenn es nur Ideen wären, Du weißt, daß ich Dich ganz verstehe, mehr, als Du es bisweilen glauben magst. Durch das Erschöpfen einer Sache verschwindet sie selbst erst gänzlich, die Nebel zerstreuen sich, und man ist erstaunt, wie man sich der unverhältnißmäßigen Wirkung eines Nichts so hat hingeben können. Wenn man bedenkt, wie oft man in dem gewöhnlichen Leben von uns werthen Personen, von denen man aus tief eingewurzelter Gewohnheitsliebe doch nie lassen kann und will, und die uns auch herzlich wieder lieben, wie oft man selbst von diesen unter gewissen Verhältnissen, nicht recht verstanden oder gar nicht verstanden, zurückgesetzt und verletzt wird: und wie man doch, ihrer übrigen liebenswürdigen Eigenschaften, ihrer auch oft bewährt gefundenen Freundschaft wegen, die innigste Anhänglichkeit für sie bewahrt, auch schon deswegen, weil es so wohl thut, alte Freunde zu haben, die man mit ihren guten und fehlerhaften Seiten ganz kennt; da sollte man freilich noch ein weit größeres Maß von Nachsicht in höhere und fremdere Kreise bringen, wo eine mangelhafte Erziehung die Atmosphäre nicht selten mit wachsenden Vorurtheilen, mit den kleinlichsten Begriffen und Ideen erfüllt hat. Aber freilich wo Mensch dem Menschen gegenüber steht, wird der Verletzte es immer fühlen . . . Es ist wirklich ganz abscheulich, daß Berlin keinen ordentlichen Gasthof hat, und eine wahre Schande für diese schöne Stadt. Man hätte die „Sonne"[2]) nicht eingehen lassen, sondern noch besser einrichten sollen, denn unten war es auch immer schmutzig, und der Eingang, obwohl ansehnlicher als in der Stadt Rom, doch ignobel. Was muß der große Irländer davon

---

[1]) Es ist der Brief des Königs, der oben Nr. XXXIII mitgetheilt ist.

[2]) Der Gasthof „Zur Sonne" war von der Friedericianischen Zeit bis in unser eigenes Jahrhundert hinein einer der vornehmsten Berlins. 1778 hat Goethe, 1804 Schiller hier logirt. Seit den zwanziger Jahren befand sich in den Räumen des ehemaligen Gasthofs das berühmte Jagor'sche Restaurant, und diesem ist Meder's Salon gefolgt, dessen die ältere Generation der Berliner sich noch wohl erinnert. Jetzt bezeichnet die sogenannte Passage die Stelle, wo das Haus (Nr. 23 Unter den Linden) stand.

denken! — Nein, über die Grobheit des Prinzen![1]) Wäre sie nicht die häßliche Ausgeburt einer schwarzen widrigen Laune, stände sie mit irgend einer Empfindung seiner Seele in Verbindung (was doch vielleicht nicht völlig zu leugnen), man müßte den ganzen Menschen beklagen. Aber freilich, es ist prinzliches Blut! Der Stolz, der Stolz, das ist der Fallstrick, den der böse Feind, möchte man sagen, auch diesem Paare gelegt hat. — Sie ist gewiß eine edle Natur, eine hohe Natur, aber deshalb doch, trotz dem Streben nach Wahrheit, voll unzähliger falscher Begriffe, weil sie (die Fürsten) niemals das Gegentheil hören und ihre Meinung a priori für wahr halten . . . Eine Cumberland'sche Grobheit war es[2]). Hier fällt mir immer die L. ein, welcher der Cumberland'sche Aerger beinahe das Leben gekostet hätte.

XLIV. Die Mutter an Albertine.

Den 2. März 1826.

. . . Da Alles in der Welt seine Ordnung hat, der auch Kaiser und Könige sich unterwerfen müssen, so fange ich bei dem ersten Briefe, dem vom 22. an. Hat denn unser großes Kind, der Erbgroßherzog, aus Petersburg gute Nachrichten mitgebracht? Ist Alles wirklich gründlich beruhigt? Ich gestehe, daß mir die Berichte in den Zeitungen zu viel und zu wenig geben. Zu viel, weil mir die Verschwörung in solcher Ausdehnung kaum möglich scheint, zu wenig, weil sie dann wieder bloß als das Werk geringer, unbedeutender Köpfe dargelegt wird. Das scheint mir noch unglaublicher. Man will uns doch wohl verhehlen, daß viele Vornehme und Personen aus allen Ständen dabei waren. Gut, daß Alles entdeckt ist. Ich habe nur immer die Furcht, daß man einen verkehrten Schluß aus einer solchen Begebenheit zieht. Glaubt man, daß der Zwang der Presse und der Meinungen noch erhöht werden müsse; will man das als ein großes Beispiel der Warnung ansehen und in anderen Händen die Wachsamkeit noch erhöhen: wie falsch und thöricht wäre das! Man lasse doch die Menschen in unverletzter Bescheidenheit sich frei aussprechen, so werden sie, zufrieden, sich nicht in heimliche Complotte und Verschwörungen einlassen. — Das ist doch wohl der Mama Kaiserin Werk, der gute frühe Unterricht der kaiserlichen Kinder[3]), und wahrlich, man sieht doch wohl an den großen kräftigen Figuren, daß es dem Physischen nicht zum Nachtheil gereicht. — Gut, wenn Prinz Albrecht wenigstens seine Unart gefühlt hat[4]), sonst hat er ganz den Zuschnitt, ein recht hochmüthiger Prinz zu werden, man hat ihn wegen seiner kleinen Figur und einer gewissen Assurance, die man fälschlich für Geist hält, dessen er vielleicht auch ein wenig hat, immer verzogen, in letzter Zeit noch die Kronprinzessin. Wenn Du ihm nun gesagt hättest: vor dem Hinauswerfen schützte Sie der Königssohn, oder: ein weiser Mann versteht auch Spaß, so

---

[1]) Albertine hatte — in einer hier fortgelassenen Stelle — über Aeußerungen des Prinzen Wilhelm Bruder berichtet.

[2]) Die Manieren des späteren Königs Ernst August sind anderen Ortes oft genug gekennzeichnet worden.

[3]) Albertine hatte der Mutter mitgetheilt, daß der Cesarewitsch (nachmals Kaiser Alexander II.), damals noch nicht ganz acht Jahre alt, und die siebenjährige Großfürstin Maria (später vermählt mit dem Herzog von Leuchtenberg) ihrem Königlichen Großvater Friedrich Wilhelm III., Ersterer deutsch, „die Kleine" französisch, zwei sehr hübsche Briefe geschrieben hätten. „Es ist wohl sonst nicht übertrieben," fügt sie hinzu; „doch wenn man an unsere Kinder hier denkt, so ist es doch viel."

[4]) Bezieht sich auf den kleinen, von Albertine mitgetheilten Vorfall bei Tisch (Brief Nr. XLI).

hätte er das gewiß sehr übel genommen. So ist es besser, daß er etwas gut zu machen hat als Du. Aber auf solche Manieren achten nun die Erzieher gar nicht. . . . Dein zweiter Brief liegt vor mir, und da ist es wohl billig, daß der Monarch den Vorrang vor den übrigen Menschenkindern habe. Ich danke Dir, mein guter König, für Dein freundliches Andenken, solche menschlichen, herzlichen Worte sind Saaten, die die hundertfältige Frucht an Liebe einbringen, auch unser Ernestchen wird so liebevolle Erinnerung gewiß gefreut haben. Das versteht sich, daß, wenn er, der Monarch und Gebieter, einmal beföhle, wer sollte es wagen, sich darüber zu moquiren, wenn Ernestine mit der Viereck auf den Hofball ginge! . . . Ueber das Gesandtchen vom kleinen Homburg habe ich doch lächeln müssen — die Unkosten hätte man sich ersparen können[1]). Ich erinnere mich doch nicht, von Cassel, Darmstadt dergleichen gehört zu haben. Unter uns: es scheint mir unaussprechlich lächerlich. Auf Heinrich's Kinder bin ich begierig, und da er[2]) der gute Wirth ist, wird er auch wohl alles Gewimmer und Gebäe verbannen; einmal will ich gern seine Schafe, ja seine ganze Wirthschaft besehen, aber sonst habe ich diese Gegenstände bis an den Hals. Ich finde es recht und billig, daß der Gutsbesitzer die Landwirthschaft mit Eifer und Ernst treibt; ich begreife es, wenn er sie für das Höchste hält; ja ich lächle vielleicht darüber und verzeihe es, wenn er behauptet, die Landwirthschaft erfordere den gewandtesten und fähigsten Kopf, der Theolog hätte seine Texte, der Jurist Gesetze, da wäre Alles vorgeschrieben — der Landwirth müßte denken, vorhersehen, eintheilen — aber der bessere Mensch muß nicht dadurch verdrängt werden! . . .

XLV. Albertine an die Mutter.

Berlin, den 21. März 1826.

. . . Wir machten heute bei dem schönen Wetter einen langen Spaziergang. Da erzählte mir die Prinzessin denn auch mit großer Mißbilligung: Der Graf Ingenheim sei nun wirklich katholisch geworden. Es war mir lieb, sie über all dies Katholischwerden wieder mit solcher Mißbilligung sprechen zu hören und auch wie böse der König darüber sei, und daß Ingenheim nicht wieder herkommen dürfe. Er habe als Grund angegeben, er sei übergegangen, weil er fände, daß unsere Priester nicht die rechte, von Christo auf Petrus und von diesem auf alle Priester vererbte Weihe hätten, und daß er eines solchen Geweihten bedürfe in der Person, welche ihm das Abendmahl reiche. Zuerst war die Prinzeß erstaunt über diese Idee der Weihe bei den Katholiken, welche sie, wie sie sagte, nicht bei ihnen vermuthet hätte; und dann fände sie, daß dieser Grund vom Grafen Ingenheim auch sehr nichtig klänge, weil er sonst dergleichen religiöse Gegenstände, wie das heilige Abendmahl, gar nicht sehr in Betracht genommen und zu ihr noch kürzlich höchst leichtsinnig über religiöse Gegenstände im Allgemeinen gesprochen habe. Ich erwiderte, er würde wohl seiner Braut wegen katholisch geworden sein, die die Prinzessin auch eben erwähnt hatte, aber sie meinte, um derenthalben sei es nicht nöthig gewesen. Die Bewilligung des Papstes zur Heirath sei schon ohne seinen Uebertritt erfolgt. Sie sagte noch, der Herzog von Köthen habe übrigens versprochen (ich glaube dem König), keine Proselyten machen zu wollen, und habe darum auch mit seinem Bruder Pleß diese Gegenstände gar nicht berührt. — Sprich Du liebe Mutter, lieber hiervon zu Niemandem, besonders von Ingenheim's Uebertritt. Wenn die Rede auf die Köthenerin kommt, kann man ja sagen, wie unzufrieden man hier damit ist, und daß sie nicht herkommen darf.

---

[1]) Es scheint, als ob damals ein Gesandter von Homburg in Berlin beglaubigt worden wäre.

[2]) Der oben genannte Heinrich von Boguslawski.

XLVI. Erneſtine an die Generalin.

Den 3. April 1826.

. . . Die Converſation ging ziemlich lebhaft; über den „Alexander und Darius“ [1]), über den die Meinungen ſehr getheilt ſind, und über ein Buch, welches die größte Senſation hier macht. Es heißt: Henriette oder die ſchöne Sängerin und enthält eine treue Schilderung aller Verehrer der Sontag und aller extravaganten Fadaiſen, die in dieſer Art hier vorgefallen ſind ſeit ihrem Hierſein. Am übelſten iſt Clam William weggekommen, und überhaupt iſt das ganze Ding in einem ziemlich rohen genre verfaßt, man hat es verboten; und der bis jetzt noch unbekannte Verfaſſer wird wahrſcheinlich nichts dazu thun, um bekannt zu werden. Man ſpricht hier von Holtei, Maltitz, Angely oder Clauren [2]). Ich kann nicht ſagen, daß ich es witzig finde. Im Gegentheil ſchäme ich mich gewiſſermaßen, es geleſen zu haben. Sendens hatten es aber gerade, und da wurde es an einem Abend durchgenommen. Wenn es Dich amüſiren ſollte, es einmal zu durchblättern, ſo glaube ich es Dir verſchaffen zu können durch den kleinen Miniſtersſohn, der mein guter Freund iſt. Die Sontag ſoll, obgleich ſie ganz vortheilhaft gehalten iſt, geweint haben über das Buch. Clam William will den Verfaſſer prügeln laſſen, und der Kammergerichtsrath Wilke will ſich ſelbſt mit ihm ſchlagen. Ich dächte, es hätten noch mehr Leute als dieſe Beiden Urſach, ſich zu ärgern über das Buch.

XLVII. Die Mutter an Albertine.

Hirſchberg, den 4. April 1826.

. . . In Deinem Briefe ſchriebſt Du auch über die Ankunft des Fürſten Radziwill, der, den Zeitungen nach, nun wieder abgereiſt iſt. Jetzt, mein theures Kind, da es mir ganz klar iſt, daß es außer der Gewalt des Königs liegt, die Heirath des Prinzen Wilhelm mit der Prinzeſſin Eliſa zu bewilligen, ja, daß ſelbſt ſeine Einwilligung die Kinder des Prinzen Wilhelm nicht ſucceſſionsfähig machen kann [3]) — da begreife ich die Mutter nicht, wie ſie nicht ſelbſt ein Wort zurückgibt, das nicht erfüllt werden kann Warum lüftet die Hand treuer Freundſchaft nicht den Schleier, der die Wahrheit verhüllt . . . Ingenheim's Uebertritt zur katholiſchen Religion wundert mich gar nicht. Es iſt ein vielſeitig gebildeter Menſch, aber von ſchwachem Charakter, der ſich leicht durch die Sinne täuſchen läßt. Wohin iſt der nicht zu bringen! Die Behauptung von der Weihe der Prieſter iſt alt und abgenutzt, ihre Grundloſigkeit ſieht jedes unbefangene Gemüth ein. Vor mehr als dreißig Jahren, als der Streit über Katholicismus, Proſelytenmacherei (zwiſchen Bieſter und Nicolai) gegen den berüchtigten heimlichen Katholiken, den Oberhofprediger Starck in Darmſtadt, der wirklich in einer Franziscaner-Kutte begraben worden iſt, rege wurde, kam die Weihe der katholiſchen Prieſter häufig vor [4]). Wer

[1]) Ein Trauerſpiel von F. von Uechtritz, das am 10. März 1826 im Königlichen Schauſpielhauſe ſeine erſte Aufführung erlebte, im Ganzen aber (bis 1830) nur viermal gegeben ward.

[2]) In der That war es Ludwig Rellſtab; vergl. die Anmerkung zu dem Briefe Erneſtinens vom 29. November 1825 (Nr. XXVI).

[3]) Man hatte daran gedacht, die Heirath dadurch zu ermöglichen, daß der Bruder der Fürſtin Radziwill, Prinz Auguſt, die Prinzeß Eliſe adoptire. Doch die Miniſter erklärten, daß „Adoption das Blut nicht erſetzen könne.“ Vergl. den weiter oben citirten Aufſatz „Kaiſer Wilhelm I.“ u. ſ. w. von Gneomar von Natzmer in der „Deutſchen Rundſchau“, 1890, Bd. LXII, S. 178. — Ueber den Plan einer Adoption durch Kaiſer Alexander I. vergl. die neuen Mittheilungen von Schiemann, „Prinzeſſin Eliſe Radziwill und Prinz Wilhelm“, Hiſtoriſche Zeitſchrift, Bd. LXXX, S. 243 ff. 1898.

[4]) Dieſer Satz iſt nicht verſtändlich, denn jeder katholiſche Prieſter muß die Weihen empfangen. Wahrſcheinlich ſoll es heißen: die Weihe wurde oft vorgebracht, erwähnt.

kann so thöricht sein, an ihre besondere Heiligkeit bei oft sehr unwürdigen oder ganz mittelmäßigen Subjecten zu glauben? Möchte doch der König in dem Entschluß fest bleiben, die ganze Köthener Sippschaft und Consorten wenigstens einige Jahre von Berlin zu relegiren. Es ist unbegreiflich, wie er, mit so klarer Ansicht in diesem Punkt, diese unerklärliche Vorliebe für die Liturgie haben und ihre Einführung mit solcher Beharrlichkeit durchsetzen kann . . .

XLVIII. Albertine an die Mutter.

Berlin, den 7. April 1826.

. . . Ich habe heute an Blanche[1]) geschrieben, denn, denke Dir, was ich gestern hier als ganz bestimmt gehört: sie soll versprochen sein mit Fritz Röder. Du weißt, mit dem Sohn Deiner Röder . . . Und dann noch Eins. Denke Dir, warum ich in diesen Tagen in Ungnade gefallen bin. Die Prinzessin hatte alle die Tage vor der Comödie davon gesprochen, wie sie Demarchen gemacht habe, um ihren Bruder Prinz Louis zu der Comödie bei St. Priest[2]) invitiren zu lassen, die er gern sehen wollte, weil die Gräfin Pourtalès (die schöne) darin spielt. Nun bin ich dort und sehe ihn nicht und sage den andern Tag vor Tisch, ich glaube, die Kalb fragte mich —: „Wie schade, Prinz Louis war nicht da." — Bei Tische fängt die Prinzessin an, mich über die Comödie zu befragen; ihr Bruder hätte ihr auch schon davon erzählt. „Prinz Louis," fährt die Kalb auf, „die Boguslawski sagt ja, er wäre nicht da gewesen." — „Nein", sage ich sogleich, „war der Prinz doch da? Es ist unbegreiflich, daß ich ihn gar nicht gesehen." — „Nun, dann hat er Sie gewiß auch nicht gesehen," sagte die Prinzessin und wendete sich um, „denn er sieht nicht auf zehn Schritt." Aber seitdem sind sie mir böse, antworten mir kaum, wenn ich zu sprechen wage. Ich merke also, daß sie es nicht gesagt haben wollten, daß er nicht gebeten worden war; und daß ich nun unvorbereitet mich nicht gleich in diese ihre — Unwahrheit — denn das ist ein solches Vorgehen — finden konnte, das ist es, was man mich entgelten lassen muß. Andere Leute würden gerade heraus haben sagen können, daß sie nicht gebeten worden, aber die armen Prinzlichkeiten haben einmal andere Vorschriften und Pflichten in der Welt als wir.

XLIX. Albertine an die Mutter.

Berlin, den 11. April 1826.

Ueber die Comödie bei St. Priest habe ich Dir schon geschrieben. Sie war ganz hübsch, ich werde Dir noch den Comödienzettel schicken. Sonst eine Gesellschaft, wie man sie ewig und immer sieht, und diese frisirten Köpfe, dieses Einerlei von Hin- und Hertreiben hat für mich auch nicht das geringste Interesse. Diese kleinen Stücke sind auch ewig dasselbe. — Wenn die Charaktere wahr und richtig aufgefaßt werden, so gewähren sie allerdings Unterhaltung. Aber warum richtet man nicht so etwas auch für bedeutsamere Sachen ein und gibt in einem deutschen Hause deutsche Sachen und zwar gehaltvolle? Was sollen einem alle diese Vaudevilles? Ich komme so leer nach Hause und empfinde nichts als mein Kopfweh . . .

[1]) Blanche von Wildenbruch, Tochter des Prinzen Louis Ferdinand, heirathete den hier erwähnten Herrn von Roder, welcher Rothfürben bei Breslau besaß.

[2]) Der General Vicomte de Saint-Priest war von 1825—1827 französischer Gesandter in Berlin.

L. Erneſtine an die Generalin.

Berlin, den 11. April 1826.

. . . Alſo die Geſchichte von der Liegnitz, an der allerdings etwas Wahres, iſt ſchon bis nach Hirſchberg gedrungen? Ein halb verrückter Menſch Namens Schubert (glaube ich) hat ihr eine Liebeserklärung geſchrieben und hinzugefügt, er würde ſie an dem und dem Tage im Thiergarten treffen. Die Liegnitz hat den Brief dem König gezeigt, ohne andere Notiz davon zu nehmen. Nun begeht ſie aber die Unvorſichtigkeit, an dem Tage wie gewöhnlich in den Thiergarten zu gehen. Dort ſtürzt ihr der Menſch zu Füßen, nennt ſie ſeine Angebetete, ſeine Auguſte, umfaßt ihre Knie und vergebens bemühen ſich die Hofdame und der Lakai, ihn zu entfernen, bis glücklicher Weiſe der Major Barner kommt und ihn beim Kragen wegzieht. Eine ſchöne Geſchichte! . . .

LI. Albertine an die Mutter.

Berlin, den 20. April 1826.

. . . Geſtern Mittag Diner beim König, Wellington zu Ehren, und Abends im Opernhaus die Jahreszeiten. Auch Wrede war da, der bayeriſche Feldmarſchall. Alſo deren drei auf einmal. Gneiſenau hatte man auch in die Königliche Loge gezogen. Heute war ein Manöver für Wellington, wonach er abgereiſt iſt. Prinz Wilhelm hat ſeit Petersburg nur eine Nacht ein paar Stunden geſchlafen, iſt aber über Königsberg, nicht über Poſen gegangen[1]! — Daran wirſt Du wohl auch ſehen, wie es mit der Sache dort ſteht. Gewiß nicht zum Beſten; und die Mutter ſollte nur jetzt von ſelbſt zurücktreten, denn es iſt doch einleuchtend, daß man es ruhig aufheben will. Wahrſcheinlich ſehen ſie es doch auch ſelbſt jetzt ſo ein, denn der Vater Radziwill iſt nur einmal und nicht lange hier geweſen. — Was aber der Prinz Wilhelm doch für Unglück hat; neulich, den Morgen nach ſeiner Ankunft, iſt er ſchon wieder geſtürzt. Es iſt ein Glücksfall, daß er nicht Schaden genommen. Auch ſah er entſetzlich erhitzt von der Reiſe aus. In ſieben Tagen von Petersburg hierher! Welch ein Schlag aber wieder für die Prinzeſſin Radziwill, wenn ſie hört, daß er Poſen vorbei gegangen iſt. — Eine Eliſa wird er nicht wieder finden. — Wellington ſoll ſich in Petersburg mit großem Stolz benommen haben, den gewiß ſeine Aufnahme hier kurz vorher nicht verringert hatte. Ich ſehe ihn auch eines großen Theils ſeiner Glorie entkleidet, ſeitdem man weiß, daß er in Petersburg den Bund noch hübſch feſt geknüpft hat mit den muhamedaniſchen Genoſſen, damit ſie ja in aller Ruhe die armen Chriſten martern und bombardiren können[2]. Es iſt wirklich abſcheulich; ich finde, es wirft dies mit einem Mal ein Licht auf die Geſinnung, in der alle ſeine Großthaten gethan wurden, das deren Glanz eben nicht erhöht. — Es war nur gut, daß man Gneiſenau auch in die Loge genommen hatte. Wellington und er ſtehen doch eigentlich bei uns gleich, nebſt dem alten York.

LII. Die Mutter an Albertine.

Hirſchberg, 29. April 1826.

— — — Die Reiſe des Prinzen Wilhelm über Königsberg iſt gewiß ein betrübendes, aber ſicheres Zeichen, das Mutter und Tochter wohl als entſcheidend anſehen, und das ſie veranlaſſen wird, dem Prinzen ſein Wort zurückzugeben, das nur bedingungsweiſe ſein konnte. Weiter hingehalten, ſetzen ſie ſich der Gefahr aus, unerwartet von der Verlobung des Prinzen mit einer Anderen zu hören. Der König muß es wünſchen; die Zeit hat die Vernunft bei dem Prinzen gereift,

[1] Wo Fürſt Radziwill Statthalter war.

[2] Wellington ſollte ſich in Petersburg ſtark für die Türken engagirt haben.

die Leidenschaft bei der Unmöglichkeit ihrer Befriedigung abgekühlt; nach einer Häuslichkeit sehnt er sich gewiß; vielleicht wünscht auch der Kaiser (von Rußland) eine Verbindung mit der Prinzessin von Weimar — wer weiß, was die nächste Zukunft für Ereignisse herbeiführt. Nichts ist doch quälender als diese Ungewißheit, diese selbstgemachte, möchte ich sagen, denn wir wissen doch jetzt Alle, daß nie Etwas daraus werden kann. Wenn der Fall von Missolunghi sich bestätigen sollte[1]), wie es nur zu wahrscheinlich ist, so möchte ich den Herzog von Wellington hassen, wenigstens verachten — sonderbar, daß kein gewöhnlicher Privatmann sich laut als Türkenfreund erklären durfte, ohne niederträchtig zu erscheinen — und die Großen! Unser guter, vortrefflicher König möchte den armen Unterdrückten vielleicht helfen wollen — aber er darf nicht, vor der Gewalt von Rußland, Oesterreich und England. Vielleicht ist eine plumpe List darunter verborgen. Sie wollen vielleicht die Türken reizen, nach Unterjochung der Griechen weiter zu gehen, um dann vereinigt sie mit größerem Recht zu überwältigen und aus Europa zu jagen[2]).

LIII. Die Mutter an Albertine.

Berlin, 16. November 1826.

— — — Durch den Senden'schen Bedienten erhielt ich zuerst die Nachricht von des Königs Fall, Du kannst Dir meinen Schreck denken. Ich lief gleich zur Viereck und fand die Maltzahn da, wo ich denn gleich die gewisseste und traurigste Bestätigung erhielt. Der König ist von einer ganz kleinen glatten Treppe, Du wirst sie vielleicht besser als ich kennen, als er aus der Bibliothek zum Vortrag ging, so unglücklich auf die Seite gefallen, daß das rechte Bein gebrochen ist. Da Niemand auf dem Gange war, so hat er vielleicht ein paar Minuten gelegen, bis eine Magd ihn stöhnen hört, den Kammerdiener ruft und nun Lärm wird. Mit großer Mühe soll er in die kleine, enge Mansarden-Schlafstube gebracht worden sein. Der arme, gute König, durch welche traurige Erfahrungen muß er geprüft werden! — Gottlob, daß es ihm so gut als möglich geht; er will durchaus nicht, daß man von der ganzen Sache Aufhebens machen soll. Der Herzog Karl hat es bei der Parole befehlen müssen, auch sollen die Vergnügungen ihren Lauf haben. Die Liegnitz soll sich außerordentlich gut benehmen und die erste Nacht bei ihm gewacht haben. Wirklich, die Kinder müssen sie als ihre Wohlthäterin ansehen, müssen sie segnen, daß nun der Vater eine beständige Pflegerin, eine liebevolle Freundin um sich hat, sie soll den König wirklich von ganzer Seele lieben und durch ihr sanftes Wesen seine finstere Laune sehr gemäßigt haben. — — —

Deine treue Mutter.

LIV. Die Mutter an Albertine.

Berlin, den 18. November 1826[3]).

— — — Mein theuerstes Kind, mein Kleinod, immer wollte ich noch einmal ausführlich mit Dir hierüber sprechen, aber ich konnte nicht Worte finden, die zart

[1]) Nach elf Monaten heldenhafter Gegenwehr bahnten sich die Vertheidiger von Missolunghi am 22. April 1826 einen Weg durch das Belagerungsheer, und die Zurückgebliebenen sprengten sich mit den eindringenden Türken in die Luft.

[2]) Diese Aeußerungen der Generalin mögen bezeichnend sein für den damaligen Stand der öffentlichen Meinung über die orientalische Frage. Thatsächlich verdankt Griechenland seine Befreiung den drei Mächten England, Frankreich und Rußland, welche gleichwohl im Frieden von Adrianopel 14. September 1829) die Tendenz verfolgten, „die Türkei nicht zu sehr zu schwächen".

[3]) In einigen zwischen der Generalin und ihrer Tochter gewechselten, hier nicht mitgetheilten Briefen war jene tiefe, aber unglückliche Herzensneigung Albertinens wieder berührt

und kräftig genug wären; zart, um Dich nicht zu verwunden, kräftig, um Dir Muth zu geben, dies Gebilde Deiner Phantasie, das so lange an den edelsten Kräften Deiner Seele genagt und sie untergraben hat, zu zerstören. Sei es auch ursprünglich auf einen Schein von Wahrheit gegründet gewesen, so haben Zeit und Verhältnisse es doch gar zu leicht dazu umgestaltet. Das glaubt auch die Prinzessin, das sagte sie mir ganz unumwunden in jener Unterredung kurz vor ihrer Abreise, von der Du weißt, und daher war es ihr unbegreiflich, wie es auf Dich eine so unaussprechlich tiefe Wirkung haben konnte, daß sie Dich einst aufgelöst in Thränen fand. O, mein unaussprechlich geliebtes Kind, ich vertraue, die höheren Kräfte und Gaben des Geistes, Vernunft und Religion, werden die Wellen Deines Herzens besänftigen, und Du wirst zur Erkenntniß eines in aller Unschuld begangenen Unrechts kommen. Glaube mir, der Schöpfer band die Reinheit der jungfräulichen Seele an den Begriff weiblicher Würde, wie die Vestalin an ihr Gelübde; wie diese es durch die geringste Verletzung bricht, so die Jungfrau, die es ihrer Phantasie erlaubt, sich der Liebe, sei es auch der reinsten, hinzugeben, ohne daß zwei Strahlen sich in einer Flamme vereinigen. Es scheint hart, aber es konnte unter zwei Geschlechtern, die verschieden sein sollten, nicht anders sein. Es ist zartes Naturgesetz, über das wir um so weniger murren dürfen, als wir unbefangen leicht einsehen werden, daß das Gegentheil die größten Unordnungen in der sittlichen Welt hervorbringen würde. — Gott mit seiner unendlichen Liebe, die einen Widerschein in Dein Herz sendet, nehme Dich in seinen Schutz. Ich drücke Dich an mein treues Herz.

Nachmittags.

Mein theures Kind! Eben sind Sendens hier gewesen, und da sie die gewisse Nachricht von der am 13. geschlossenen Verlobung des Prinzen Karl mit der Prinzessin Maria von Weimar mitbringen, so eile ich, sie Dir mitzutheilen. Im Mai ist die Vermählung in Weimar, und dann werden noch mehrere Feste hier sein. Unser theurer Prinz Wilhelm hat seinen Ruhm bewahrt[1]), und jeder Schein des Leichtsinnes, den man so gern auf ihn werfen wollte, bleibt von ihm entfernt. Gott segne ihn doch mit innerem Frieden. Wie freue ich mich, daß er so würdig handelt! — — — Deine treueste Mutter.

Leider vermochten die der innigsten Mutterliebe entströmenden Worte die dem Herzen der Tochter geschlagene Wunde nicht zu heilen, und dies an Gemüth, Verstand und edlem Streben so reiche Menschenleben hat sechsundzwanzig Jahre später geistesumnachtet geendet. — Ob hierzu eine Stellung beigetragen hat, die trotz ihrer glänzenden Seiten nicht für ihren Unabhängigkeitssinn und ihr empfindliches Gefühl paßte, muß dahin gestellt bleiben.

---

worden, von der schon früher die Rede gewesen. Umsonst hatte die Mutter ihr Kind ermahnt, die unerwiderte Liebe zu bekämpfen, jetzt sucht sie die Gebeugte, die mittlerweile von der anderweitigen Verlobung des Betreffenden Kenntniß erhalten, in ihrem Schmerz aufzurichten, und schließt, wohl nicht unabsichtlich, mit der Nachricht, daß auch Prinz Wilhelm entsagt habe.

[1]) Indem er dem Willen des Königs, der Prinzeß Elise zu entsagen, gehorchte und sein Gefühl seiner Pflicht als Sohn und Fürst unterordnete.

Berichtigung.

Prinz Waldemar starb nicht in Rom 1847, wie S. 55 (Juliheft) angegeben, sondern 1850 als Brigadecommandeur in Münster.

Friedrich Felix von Behr-Schmoldow.

Ein Lebensbild

gezeichnet

von

Georg von Bunsen.

[Nachdruck untersagt.]

Vorwort.

Als mein Vater starb, war diese Liebesarbeit nicht ganz beendet; so habe ich, nach dem Schluß zu, einige geringfügige Lücken ausgefüllt, wie ich hoffe, seinen Absichten gemäß. Marie von Bunsen.

I.

Die hier folgenden Blätter sind dem Andenken eines neuvorpommerischen Landedelmanns gewidmet, der sein Leben lang unabläſſig bemüht war, was ihm ein gütiges Geschick an äußeren und inneren Gütern verliehen hatte, auf das vollste Maß auszugestalten und seinen Mitmenschen dienstbar zu machen.

Als Friedrich Felix von Behr mitten aus selbstgewählter öffentlicher Wirksamkeit heraus in Schmoldow am 13. Januar 1892 zu den Todten gerufen wurde, hatte die Zahl seiner Verehrer und Arbeitsgenossen in allen Theilen der Erde einen gewaltigen Umfang angenommen. Desto rührender und beschämender mußte auf den Verfasser die Nachricht wirken, daß im Nachlasse des geliebten Mannes sich auf einem Blättchen aus neuerer Zeit die Bestimmung verzeichnet gefunden habe, für den Kreis Derer, welche ihm ein liebevolles Andenken bewahren möchten, solle Georg Bunsen ein Lebensbild entwerfen.

Diesem Auftrag wähnte ich dem Sinne nach bereits genügt zu haben, als auf meine Veranlassung in der Trauerversammlung des „Deutschen Fischereivereins“ am 14. März 1892 zwei hervorragende Redner, um dessen verstorbenen Präsidenten zu ehren, mit Vorträgen auftraten, in denen Strenge des Gedankens und Fülle des Stoffs mit edler Stilvollendung gepaart waren. Behr's öffentliche Thätigkeit schilderte Rudolph Virchow und hernach den besondern

Pulsschlag des Behr'schen Herzens, aus dem jenes Wirken entsprungen war, Friedrich Dernburg. Beide der Wahrheit gemäß und in unnachahmlicher Durchsichtigkeit. Ihre Reden wurden vom Verein gedruckt und nicht bloß dessen Mitgliedern, sondern zugleich weiten Bekanntenkreisen übermittelt. Wir schätzen sie als mehr denn Gelegenheitsgaben: sie sind klassische Darlegungen. Trotzdem und alledem beharrt die innig verehrte Familie des Verblichenen dabei, daß dessen Wunsche von mir selbst entsprochen werden solle Mein Herz und der Wortlaut des letztwilligen Auftrags reden ebenso unzweideutig.

Denn Behr's Freund sein, hieß ein Amt bekleiden — beiderseitig zum Herzensgenuß, zugleich aber und wesentlich zur Erhöhung öffentlicher Wohlfahrt. Zu einem solchen Amte ward man förmlich ernannt. Ich will, damit diejenigen Leser, welche ihn nicht näher kannten, von vornherein wissen, daß ein durch und durch eigenartiger Mensch im Bilde vor sie tritt, an dieser Stelle erzählen, wie die Ernennung meiner bescheidenen Person vor sich ging. Im Monat Juni 1870 hatte ich auf Grund einer Zeitungsnotiz nach Schmoldow meine Theilnahme an dem Verluste geäußert, den jenes Haus durch den Tod des jüngeren Sohnes in den Wogen der Ostsee erlitten. Kurz danach erhielt ich eine briefliche Anfrage des mir zur Studentenzeit ein wenig und letzthin im preußischen Landtage wohl schon näher bekannt gewordenen Abgeordneten von Behr — ob ich zwei Tage später zu festgenannter Stunde daheim sein würde, da er mir eine Mittheilung zu machen wünsche. Und was war diese Mittheilung? Nichts Geringeres als das Anerbieten, daß wir Freunde, also Arbeitsgenossen sein und einander das brüderliche Du gewähren möchten. So häufig zwischen deutschen Schul- und Universitätsgenossen solche Scenen sich abspielen, so selten sind sie im späteren Lebensalter. Vor mir, dem Sechsundvierzigjährigen, lag da von Neuem eine Seite im Buch des Lebens aufgeschlagen, die sich nicht selten geöffnet und ach! so oft wieder geschlossen hatte — und durch einen Mann aufgeschlagen, dessen Urtheil über Vieles, was unserem Staatsleben frommen mag, vom meinigen abwich, dessen Lebenslauf und Lebensstellung gar andersartig erscheinen mußten. Der etwas Jüngere und von Natur wenig Erfindungsreiche folgte willig der allezeit sprudelnden Initiative des Andern. Niemals sind wir an einander irre geworden.

Und nun will ich, was mir im Laufe der Zeit aus seinen siebzig Jahren bekannt wurde und Freundeskreisen bemerkenswerth erscheinen mag, in schlichten Worten erzählen.

Die Rittergüter im ehemals schwedischen Vorpommern unterscheiden sich der Mehrzahl nach, wenn ich nicht irre, in mancher Hinsicht von denen anderer norddeutscher Landstriche. Das schwedische Herkommen hatte dem Adel große Bewegungsfreiheit und Selbstverwaltung gelassen. Die in wohlgepflegtem Park liegenden, von Blumenbeeten umgebenen niedrigen Wohnhäuser der Edelleute mit ihrem unendlich hohen und vielfach durchbrochenen Dache bargen Raumes genug für Gastfreundschaft in größerem Stile. Aus dem Garten schritt man bald ins Dorf, wo jede Arbeiterfamilie ihr Häuschen oder doch ihr Sondertheil eines solchen bewohnte, einen Streifen Ackerland für Kartoffel- und Flachsbau erhielt, während ihr Vieh Anrecht auf Weide-

plätze, zum Theil auch auf Stallung und Winterfütterung hatte. Die fast unbeschränkte Gewalt des Besitzers über seine Gutsangehörigen wurde nicht mißbraucht. Im Hause der Herrschaft wie in den Häuschen des Dorfs und unter dessen schattigen Bäumen lebte sich's ohne andere und schneidendere Sorge, als sie den Menschenkindern überallhin nachschleicht.

Die Behrs, ein aus dem Lüneburgischen hinüber gewandertes Geschlecht, hatten sich bereits seit dem 13. Jahrhundert in jener Gegend ziemlich ausgebreitet, wie sie ja auch heute noch in andern norddeutschen Landen und in den baltischen Provinzen Rußlands begütert sind. Der Vater hatte Anno 1813 und 1815 als schwedischer Offizier zwei blutige Feldzüge durchgemacht. Er vermählte sich 1820 mit einer Tochter des Commercienraths Homeyer zu Wolgast und kaufte zu den zwei ererbten Gütern Schmoldow und Vargatz ein drittes, das zwar schöne, aber in den langen Kriegen verwahrloste Pinnow, hinzu. Hier wurde Friedrich Felix am 3. November 1821 als erstes Kind seiner Eltern geboren und hier verbrachte er auch den größten Theil seiner Kindheit. Ueberall, wohin dieser Aelteste erziehungshalber hinausgesandt wurde, gewann der begabte und gesellige Knabe Wohlwollen und Anerkennung. So bereits in einem Pfarrhaus, wo er von 1832 ab für das Gymnasium vorgebildet wurde. Ihm war der Ruf eines durch seine Mutter verwöhnten und verzärtelten Kindes dahin voraufgegangen. „Doch es ging," schreibt er später in einem Rückblick. „Ich hatte (glaube ich) für meine $10^1/_2$ Jahre einen sehr festen Willen. Heimlich gab's viel Thränen, viel Widerstreben gegen die Kost, aber es ging!" Eine neue Welt eröffnete sich ihm hernach, als er 1836 das Vitzthum'sche Gymnasium zu Dresden bezog, welches damals nach dem Namen des Directors meist als Blochmann'sches bezeichnet wurde. Neben dem Classenunterricht ward ihm Gelegenheit geboten, einiges Englisch und Französisch zu lernen, die wundervollen Sammlungen zu durchschwärmen und unter kundiger Führung an Schülerreisen, die sich bis Venedig ausdehnten, Theil zu nehmen. Gute Anlage und rüstiger Eifer haben ihn dort in vier kurzen Jahren so weit gefördert, daß er 1840 in Greifswald auch die strengere preußische Abgangsprüfung mit Ehren bestehen konnte. In richtiger Selbstabschätzung bekennt er später hinsichtlich dieses raschen Fluges durch die Klassen des Gymnasiums, daß, wenn auch der Erfolg von seinem Fleiß Zeugniß ablege, es ihm doch nach und nach immer klarer geworden sei, wie sehr die Resultate „auf Kosten der Gründlichkeit" erreicht wurden.

Zu den angenehmsten Bekanntschaften, welche Fritz Behr auf dem Gymnasium eingeheimst, rechnete er zeitlebens die des Erbgroßherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, zu dessen nächstem Umgang er gehört haben muß. Die Liebe ist bei beiden nie erkaltet. Sie führte später zu erfrischendem Wiedersehen in Schwerin und anderswo.

Nicht lange nach seinem Eintritt bei „Blochmann" war ihm der seit Jahren kränkelnde Vater durch den Tod entrissen worden. Die Wittwe hatte der Sorgen überreichlich, als ihr die Erziehung von fünf Kindern und die Verwaltung des Vermögens allein zufiel, und sie verpachtete die drei Güter an einen tüchtigen Landwirth. Schon mit sechzehn Jahren wurde Fritz Behr

der Mutter Beistand und zugleich seinem Liebling, der ältesten Schwester, Julie, ein ritterlicher Berather und Freund.

Die Universität konnte er erst im Januar 1841 beziehen, weil ihn, nach einer ersten selbständigen Reise in Schweden, am mütterlichen Herde zu Pinnow nebst allen Geschwistern die Masern niedergeworfen hatten. Anfänglich und dann am Schlusse wieder in der Hauptstadt und zwischendurch ein halbes Jahr als „Borusse" auf der Bonner Hochschule hat er ein harmlos fröhliches Dasein geführt, sich für Poesie und schöne Gegenden und geistvolle Künstler, wie Franz Liszt, unbändig begeistert, auch an manchem jugendlichen Genossen seine Freude gehabt. Aber die Lust am geregelten Studium ging ihm damals nicht auf, und vom 1. April 1842 ab wird er als einjähriger Freiwilliger im 2. Garde-Ulanenregiment zu allem Schönen eher als zur Juristerei Muße gefunden haben. Eines von jenen bekannten kleinen Ereignissen jedoch, die nachträglich Großes wirken, aus dem Februar vor seinem Eintritt ins Regiment, hatte einen Eindruck auf ihn gemacht, der sich je länger je tiefer in seine Seele hineinbrannte. Zwei ältere Männer, die ihm nahe standen, nämlich sein Oheim, der bekannte Rechtslehrer Professor Homeyer, und Graf Bismarck-Bohlen, sein neuvorpommerischer Nachbar auf Carlsburg, pflogen dazumal in einer Abendgesellschaft ernster Gespräche, aus welchen an das Ohr unsres nicht weit davon sitzenden Studenten eine bittere Klage des Grafen Bismarck drang. Wie bedauernswerth sei es doch, daß der junge Adel der heimischen Provinz sich so wenig dazu heranbilde, einmal der Landesverwaltung zu dienen! Noch bevor die Uniform ausgezogen ward, hatte F. v. Behr alle zeitraubenden Beziehungen zur Kamaraderie abgebrochen und vom 1. April 1843 an, statt, wie verabredet, aufs Land zurückzukehren, durch angestrengten Fleiß die Lücken seines Wissens ausgefüllt, so daß er sich im Herbste als wohlbestallter Auskultator am Berliner Landgericht sehen durfte.

Später gestand er dann wohl, daß ihm diese Zeit am Gerichte weniger durch seinen unleugbaren Fleiß, als durch das Zusammenleben mit einem Zimmernachbar in der Behrenstraße, dem Grafen Moritz Strachwitz, unauslöschliche Eindrücke zurückgelassen habe. Mit diesem kühnen Dichter und Patrioten verband ihn bald die innigste Freundschaft. Durch den bereits vier Jahre nachher erfolgten Tod des um wenige Jahre jüngeren Genossen hat dieses schöne Verhältniß nicht sein Ende, sondern eine höhere Weihe empfangen. Wir Ueberlebende erinnern uns, wie Behr nicht lange vor seinem eigenen Ableben des Dichters Grab mit einem Nordmann-Tannenhain umpflanzte.

In seiner Gesellschaft besuchte er die Zusammenkünfte des damals blühenden „Tunnels", eines formenreichen Clubs, wo Dichter und Dichtungsfreunde das Neueste und Beste vorzutragen liebten und der Kampf wider Strachwitzens unbändig gehaßten Feind, die Alltäglichkeit, mit Feuereifer geführt wurde. Dieser Club ist so glänzend durch Fontane[1]) geschildert, daß ich hier nicht ausführlicher davon reden darf. Namen des trefflichsten Klanges prangten viele

[1]) Deutsche Rundschau, 1896, Bd. LXXXVIII, S. 89 ff.: „Der Tunnel über der Spree. Aus dem Berliner literarischen Leben der vierziger und fünfziger Jahre".

darunter, und Strachwitz ward unter ihnen ohne Weiteres als der Ersten einer anerkannt.

Gemeinschaftlich mit diesem Freunde huldigte Behr einer ebenso geistvollen wie schönen Frau, der von den Ersten des Landes umschwärmten Julie Freifrau von Uexküll, mit aller Lebhaftigkeit seiner warmen Seele. Alles, was im Busen dieser beiden jungen Männer an Frauen-Cultus keimte und ans Licht wollte, das entfaltete sich im Verkehr mit dieser gar seltenen und gar bedeutenden Frau. Selten und bedeutsam sind ja deren Schicksale auch gewesen! Ihr erster Ehebund hatte, eigentlich ohne Jemandes Schuld, einen wenig glücklichen Fortgang genommen. Von ihrem Manne endlich geschieden, hatte sie nunmehr für die glänzendsten Bewerbungen nichts als ein kühles Nein zur Hand, entzog sich bald dem Leben der großen Welt, indem sie in der Schweiz ein Asyl und neue Heimath suchte, und fand beides schließlich in einer neuen Ehe mit Dr. Mercier, einem geachteten Genfer Arzte.

Wer jemals das sonnenstrahlende Cannes bewohnte, der kennt die dortige Künstler-Werkstatt von Fräulein Ruth Mercier, ihrer einzigen Tochter. Anmuthig und geistreich wie ihre Mutter, hat diese liebenswürdige Malerin eine bedeutende Stellung in der französischen Kunstwelt errungen. Die Mutter, Strachwitzens und Behr's Freundin, ruht nicht weit von Cannes an jenem gesegneten Meeresstrande, im Friedhofe zu Antibes. „Glücklich dreimal," ruft unser Behr aus „wem ein solcher Freund, eine solche Freundin einmal im Leben begegnet!"

Ein bisher ungedrucktes Sonett von Moritz Strachwitz, dessen Ursprungsjahr einer etwas späteren, schon verdüsterten Lebensphase angehören mag, dessen Bezugnahme auf unsern Behr aber als sicher bezeichnet werden darf, wird Beifall finden. Es ist „Berlin" überschrieben und lautet:

Wenn tiefe Trauer meine Seele kettet
An die Erinn'rung hier verlor'ner Stunden,
An hundert Nächte, schlummerlos durchwunden,
An Lager, die das Siechthum mir gebettet;

An alles Gute, das ich hier verwettet,
An alles Böse, das ich hier gefunden —
So frag' ich oft: Was außer deinen Wunden
Hast du von hier, o trotzig Herz, gerettet?

Nicht Menschen fandest du, nein, trock'ne Fratzen,
Nicht Freunde fandest du, nein, kalte Spötter,
Und wo sie freundlich schienen, falsche Katzen!

Ein einzig Herz, das sandten mir die Götter,
Doch eh' es kaum mir herzlich Freund geworden,
Entführten sie es wiederum nach Norden!

Je weniger Geschmack er, vom Dienst am Schönen und an der Freundschaft wie benommen, der Geistesarbeit abgewonnen hatte, desto mehr sagten seiner durstenden Seele, nach vollbrachter zweiter Prüfung, die anderthalb Jahre bei der Regierung in Stralsund zu. Diese führten ihn geradeswegs in die Bedürfnisse seines heimischen Ländchens und in die ernste Aufgabe hinein,

welche es jedem Eingesessenen zu stellen berechtigt war. Von jener Zeit an (1844—1846) hat er den lebhaften Wunsch gehegt, zum Landrathe des von ihm bewohnten Kreises auserkoren zu werden. Obwohl von mancher Seite in solchen Erwartungen bestärkt, mußte er sie scheitern sehen, ein Anderer wurde ihm vorgezogen! Um nichts geringer ward aber darum sein Eifer um die Wohlfahrt der Heimath und seines Vaterlandes, — auch dann nicht, als eine arge Schwerhörigkeit, bereits von seinem dreißigsten Jahre ab, auf sein frisches Leben ihre Hand zu legen begann. Ernstliche Behinderung brachte ihm diese Schwerhörigkeit erst nach dem fünfzigsten Lebensjahre.

Als Behr im Herbste 1846 eine Urlaubsreise nach Sicilien antrat, ahnte er nicht, daß ihm der namenlose Kummer beschieden sein sollte, das Antlitz der Mutter, welche er zum Winteraufenthalt nach Berlin geleitet hatte, nicht wieder zu erblicken. Ein flinker und unermüdlicher Tänzer, ward er der Liebling der bei voller Friedenszuversicht zu Palermo in rauschender Geselligkeit dahinlebenden großen Welt. Wer die üppigen Anlagen der Fürstin Butera — von deutscher Gärtnerhand wurden sie angelegt — zu jener Zeit oder auch seitdem besucht hat, wie gern wird er seiner Phantasie ein Bild vorzaubern von nächtlichen Gartenfesten unter mildem Mondenlichte, im Anschauen der schwärmerisch sanften Umrisse des Monte Pellegrino. Hier einige Zeilen (vom 14. Februar 1847) aus Behr's ununterbrochenen Berichterstattung an die Theuren daheim: —

— — — „Liebe Mutter, das war ein Garten! Kein Winter zu spüren, sondern der reichste, schönste Sommer. Palmen, Bananen, Cacteen und Aloen sah ich in Neapel auch schon, aber *so* noch nie. Dazu große Gummibäume, vielerlei Salvien, Begonien, Veilchen, tausenderlei Rosen, bis zur feinsten Theerose, die einen Pavillon überrankte, Verbenen, Oxalis, Heliotrop — *Alles in voller Blüthe* — alles Laub so frisch nach dem Regen, riesige Bambus und was weiß ich noch mehr! Dahin werde ich noch oft eilen! Dann ging's zum alten Maurenschloß, der Ziza, von deren Dach ich eigentlich zum ersten Mal ganz Palermo in seiner herrlichen Lage beachten konnte. Unter uns die Stadt am *Meere*, links der wunderlich geformte Monte Pellegrino, rechts in der Ferne Bagaria und in weiter, weiter Ferne der Aetna, hinter uns erst noch große Orangenwälder, und dann die heute schneebedeckte Bergkette die Palermo einschließt.

„Leider mußten wir nur zu bald wieder fort, um uns zum Diner zu kleiden, wie ich auch jetzt abbrechen muß, um zu Theater und Maskenball zu gehen. Grüß Euch Gott, meine Lieben! Wann höre ich einmal wieder von Euch etwas? Morgen schreibe ich Euch vom Fest aller Feste.

„*4 Uhr Nachts*. Das Blatt liegt grade noch auf dem Tisch. Mutter, liebe Mutter, ich lebe in einem *Rausche*, seit ich hier bin, aber ohne Champagner. Eben komme ich vom Ball: Vier Acte waren herrlich, Tarantella u. s. w. Im fünften (um zu zeigen, daß wir in Italien) blitzte *vor unseren Augen* aus einem Stock ein Degen und hin fiel ein armer Kerl, der sich bloß etwas zu toll benommen — es war ein Polizist, der ihn niedergeschlagen!!! Gute Nacht[1]).

„15. ⏑–⏑, ⏑–⏑, ⏑–‹ ‹–, lalála lalála lalálalalá — so geht es mir noch beständig im Kopfe herum; ich habe nur drei Stunden schlafen können und will bald zu meinem alten Obersten Groß gehen. Von der Gewalt der Tarantella habe ich nie eine Ahnung gehabt! Wenn die eigentlich eintönige Musik anfängt, ahndet man noch gar nicht ihre Wirkung.

„Doch der Reihe nach, sonst verwischt ein Eindruck den anderen. Sind doch diese Zeilen eigentlich nur Näschereien aus der Fülle dessen, was ich erlebe und mittheilen möchte. Zur Fürstin Butera ging es also vorgestern Abend zu einem sehr eleganten Ball. Schon die Treppe war so mit Blumen besetzt, wie nur irgend möglich — dann oben die Zimmer zum Theil der-

[1]) Obiges von „4 Uhr Nachts" an in Bleistift gekritzelt. Das Folgende vom anderen Tage.

maßen, daß der Duft betäubend war. Einige zwanzig Zimmer, zum Theil allerdings nur klein, schlossen sich an den großen Tanzsaal, längs dessen sich die Gewächshäuser hinzogen, zu denen die Flügelthüren nach den Tänzen immer geöffnet wurden, um frische Luft zu bringen. Dazu Alles aufs Herrlichste erleuchtet, die Glashäuser mit buntfarbigen Lampen, was sich durch die großen Thüren vortrefflich ausnahm. In diesen Räumen nun war Palermo's ganze erste Gesellschaft, etwa 250 Personen, versammelt, wie auch der Kronprinz von Bayern. Die Schönheit der Damen, welche heute größte Toilette gemacht, imponirte mir noch viel mehr als den Tag zuvor, und all' die vielfarbig bunten Toiletten — eigentlich wenig weiße — sahen zauberisch in diesen Räumen aus u. s. w."

Auch Neapel übte auf ihn und die Gefährten, welche ihm das Reiseschicksal zugeführt, seinen alten Zauber aus. Von Rom aber, als er eben begonnen hatte, sich nach Rathschlägen seines neuvorpommerischen Landsmannes, des preußischen Gesandten Herrn von Usedom, ans Sehen und Lernen zu begeben, wurde er jählings abgerufen. Die zärtlich geliebte Mutter war, Allen unerwartet, verschieden! Ihm fiel die Sorge für seine jüngeren Geschwister, ihm die klare Pflicht zu, selber nach seinen Gütern, insbesondere Vargatz zu sehen, woselbst er mit der Liebe, die Behr allem Thun und Schaffen entgegenbrachte, Haus, Garten und Forst zu verbessern schon eifrig bemüht gewesen war. Bald zog auch „des Hauses Ehre" — es war am 4. August des Jahres 1848 — nach dreivierteljähriger Verlobung ein, die anmuthige Cousine Marie Homeyer aus Wolgast, um ihm ein dauerndes Eheglück zu bereiten, so köstlich und so hochgeartet, wie es Erdenmenschen nur beschieden werden kann. Der Gutsinspektor begrüßte das jugendfrisch-ernste Paar mit feierlichem Segensspruche, wie ihm vorher, den uralten Gebräuchen des Landes entsprechend, bei Uebernahme der Güter der frühere Vormund, Herr von Seekt, einen Eschenzweig überreicht hatte. Dieser wird in der Familie bis auf den heutigen Tag sorgsam gehütet. In der Zwischenzeit hatte er mit Nachbarn lebhaften Verkehr unterhalten. Zu den Familien, deren Freundschaft er mit besonderer Innigkeit gepflegt hat, gehörte das gräfliche Ehepaar Bismarck-Bohlen. Die geistreiche Gräfin wurde ihm eine liebevolle mütterliche Freundin und übertrug diese Liebe später auf seine Gattin.

Jedoch auch einen bitteren Verlust hatte ihm das Jahr 1847 gebracht. Denn gegen Schluß desselben war sein schwärmerisch geliebter Freund Strachwitz auf der Heimreise von Venedig in sein heimathliches Schlesien zu Wien am Typhus gestorben.

Im Grunde wider seine Neigung war Behr Landmann geworden. Stand doch sein feuriges Sinnen und Begehren auf Betheiligung an der Landes-Verwaltung gerichtet. Ungern sah der Präsident der Regierung zu Stralsund den vielversprechenden jungen Mann seiner Leitung entgehen. Die Grundsätze einer verständigen Forstwirthschaft leuchteten ihm früh ein, sein Waldbesitz war aber zu geringfügig, um für mehr als seine Spaziergänge Beschäftigung zu gewähren. Der Ackerbau als solcher hatte für ihn wenig Anziehendes und noch war ihm der Sinn für Viehzucht, insbesondere die Verbesserung des heimischen Schafes, nicht aufgegangen, welche später in seinem Wirthschaftsleben eine so große Rolle gespielt hat. Die Erklärung aus Behr's Wesen liegt auf der Hand: — Etwas für die Gesammtheit Förderſames, seinem

Vaterlande zu Gute Kommendes zu leisten — der Gedanke gehörte unumgänglich dazu, um Behr zu voller Begeisterung für irgend einen Zweig der Landwirthschaft zu erwecken. Und ohne Begeisterung fiel es ihm in jüngeren Jahren schwer, Tüchtiges vor sich zu bringen. Aus dieser Leidenschaft für öffentliche Wohlfahrt schöpfte er, zugleich mit seinem ausgezeichneten Schwager Homeyer auf Ranzin den Entschluß, die vaterländische Schafzucht durch directen Bezug und durch Aufzucht von Lincolns und Rambouillets heben zu helfen, ein Entschluß, welchem er, in seinem letzteren Theile bis an sein Lebensende, mit nie ermattender und ganz persönlicher Hingebung treu geblieben ist. Anfänglich war sein Erfolg bei Ausstellungen auch in Hamburg und Lübeck, ein aufmunternder und die Wirkung auf seine Berufsgenossen recht ersichtlich. Die eng verbündeten Schwäger hatten „erst gewägt und dann gewagt" und einen glücklichen Wurf gethan. Als freilich im Lauf der Jahre der Wettbewerb Australiens den Werth der Wolle zu Ungunsten auch der besten deutschen Zucht herabdrückte, da galt es andere Absatzwege einschlagen. Und das hat Behr unermüdlich gethan. In Südamerika und dann in Südafrika wurde für den daheim schwindenden Markt ein Ersatz gesucht und, soviel mir bekannt, auch gefunden. Die landwirthschaftliche Vereinigung, welche viel später die berühmt gewordenen Mastvieh-Ausstellungen in Berlin ins Leben rief, hat Recht daran gethan, gerade ihn zu ihrem Vorsitzenden zu erwählen, ein Amt, dem er von 1880—1887 mit erstaunlichem Geschick obgelegen hat. Mit Behr in den weiten Räumen des ehemaligen Strousberg'schen Viehhofes spazieren zu gehen, das hieß: reichen Ausblick halten auf höhere und höchste menschliche Zwecke, denen solche vaterländische Veranstaltungen zu dienen haben.

Demselben hohen Ziel zu Liebe, nämlich um vorhandene Erwerbs- und Liebhaberkreise zur möglichsten Vervollkommnung ihrer Erzeugnisse anzuspornen und die darin Thätigen aus schädlicher Vereinsamung zu ziehen, übernahm er die Leitung des „Baltischen Centralvereins für Bienenzucht". Er achtete hierbei keineswegs nach Dilettantenart allein auf ansprechenderes Darstellen der Wabe, sondern behandelte, als echter Volkswirth, die Sache in nüchterner Abwägung von Leistung und Ertrag. Viel konnte er durch persönliche Einwirkung auf Pfarrer und Lehrer erreichen, von denen Mancher dem allzeit freundlichen Nachbarn zu Liebe diese oder jene, aus Schlesien oder anders woher stammende Verbesserung einführte.

Auch auf die Nachbarschaft suchte er zu wirken. Sein Gärtner, dessen Blumen schon auf manchen Ausstellungen Preise errungen hatten, der fast ein Vierteljahrhundert dem Schmoldower Garten vorgestanden hatte, vertheilte auf den Wunsch seines Herrn verschiedene Topfpflanzen an die Handwerker und Ackerbürger des benachbarten Städtchens. Wer dann im nächsten Jahre die gedeihlichste Pflanze aufweisen konnte, dem wurden kleine Prämien zu Theil. Der Schmoldower Garten war besonders wegen seines Tafelobstes bekannt.

Behr war nun einmal für den nationalen Ehrgeiz empfänglich, daß Deutsche sich alles Beste von allerwärts anarbeiten sollten, falls sie das Beste nicht bereits besäßen. So ging er denn auch nicht, wie so Mancher, an der

Thatsache vorüber, daß trotz des fast unbegrenzten Obstgenusses in unserem Vaterlande, die Hervorbringung von allerfeinstem Tafelobst damals nur mäßige Fortschritte machte. Wenn nun wirklich, dachte Behr, in der Spalierzucht der Franzose allen Andern voraus wäre, so müßte die dort im Laufe der Jahrhunderte gewonnene Erfahrung auch für uns nutzbar gemacht werden. Dies im eigenen Garten und sodann in zahlreichen andern, deren Besitzer gern seinem Rath gehorchten, consequent zu vollbringen, veranlaßte er einen der besten Spalierzüchter aus der unmittelbaren Umgebung von Paris, Herrn Lepère, der bis dahin nur selten deutsche Gärten besucht hatte, zu alljährlichen Frühjahrsreisen in Norddeutschland, die bis heute mit lohnendem Erfolg andauern.

In solcher Bethätigung war unserem Freunde schon in der ersten Zeit seines Landlebens der Weg gewiesen, um die ihm eigenthümlichen Kräfte auszunutzen. So würdiglich er auch später in Staats- und Reichssachen seinen Platz ausgefüllt hat, so leuchtend sein Beispiel dasteht als eines Mannes, der es nie verstanden hätte, seine wirthschaftlichen Ueberzeugungen um ein Linsengericht zu verschachern, er that Recht daran, seine Arbeit früh auf Gebiete zu concentriren, die ganz unmittelbare Einwirkung auf die Volkswohlfahrt verhießen.

Denn er hatte zu der Zeit, von der wir eben sprechen, bereits mit zwei körperlichen Gebrechen zu kämpfen, welche man sich gegenwärtig halten muß, wenn man Behr's Lebenslauf richtig beurtheilen will. Nicht weniger als dreimal mußte der in voller Manneskraft Stehende es erleben, daß eine Kopfrose ihn an den Rand des Grabes brachte, daß seine geistige Schnellkraft jedesmal auf Monate lahm gelegt wurde, und daß zur vollen Ausheilung des erschütterten Körpers langwierige Kuren versucht werden mußten. In jedem dieser Fälle verzeichnet Behr auf den Blättern seiner Familien-Chronik (die leider Fragment geblieben ist), daß es schließlich die Wasserkur war, die ihm seine alte Kraft zurückgab.

Das war die eine seinem jugendlichen Thatendrang gezogene Schranke. Eine andere bot schon die damals beginnende arge Schwerhörigkeit. Niemand wird ihm das Zeugniß versagen wollen, daß er trotz der ihm angeborenen Lebhaftigkeit diese Schicksalsprüfung in ergebenem Sinne ertrug und es durch Herzensmildigkeit dahin brachte, allezeit ein Fröhlicher unter Fröhlichen, ja überhaupt niemals mürrisch zu sein. Aber mehr noch: — jenem berühmten englischen Staatsmanne, dem Generalpostmeister Fawcett, gleich, der, in jungen Jahren durch ein Jagdunglück seines eigenen Vaters der Sehkraft in beiden Augen beraubt, sich kein Studium, keinen Ehrgeiz, ja keine rüstige Lebensfreude versagte, hat Behr es verstanden, trotz seiner Taubheit im öffentlichen Leben seines Vaterlandes eine stetig im Ansehen wachsende Rolle zu spielen.

Allerdings war sein Vorschreiten anfänglich kein rasches. Man vermag den Grund ohne Mühe zu erkennen. Unter seinen Standesgenossen in Neu-Vorpommern hatte bereits Mancher vor ihm eine Stellung, einen Anhang gewonnen und wurde der bevorzugte Bewerber. Allein es lag wohl noch an

etwas Anderem. Durch seine sowohl ererbten, als erheiratheten Beziehungen zum Großhandel mochte Behr schon früh einen Einblick in die erstaunlichen Wirklichkeiten des Welthandels gethan haben, innerhalb dessen sich das Homeyer'sche Haus im Laufe der Zeit Ansehen und Bedeutung zu erwerben gewußt hatte. Er war ein leidenschaftlicher Reisender. Wie alle norddeutschen Gutsbesitzer der damaligen Zeit, ein geborener Freihändler, benutzte er eigenste Beobachtung, um für die ihm geläufigen classischen Formulirungen von Adam Smith, Ricardo und Bastiat zu Gunsten des ungebundenen Völkerverkehrs, bei dem der Mensch auf billigstem Markte kauft und auf theuerstem verkauft, vollgültige Belege zu holen. Aus einem geborenen und deshalb überzeugten Freihändler ward er ein bewußter. Wer damals so dachte, der hatte nur die Anhänger Friedrich List's wider sich, nicht den preußischen Beamtenstand, welcher durchgängig den nämlichen Anschauungen huldigte und nach Kräften Geltung verschaffte, — auch nicht den preußischen Rittergutsbesitzer, der auf die Ausfuhr seines Getreides und deshalb auf den Flor seiner Seehandelsplätze angewiesen war. Aber dennoch mochte Fritz Behr innerhalb seines Standes, welcher damals auf dem Lande, bei Hof und im Heere allein die öffentliche Meinung schuf, ein etwas fremdartiges Element darstellen. Diese theilweise Sonderstellung hat sich denn auch sein ganzes Leben hindurch immer von Neuem bemerkbar gemacht, Ur-Freundschaften gelöst, um neuen Platz zu machen, und — mit einem Worte, Behr zu dem eigenartigen Charakter gestempelt, als den ihn das Vaterland je mehr und mehr erkannt und darum nicht minder lieb gewonnen hat. Für ihn war Freihandel ein Theil seiner Religion. Im Uebrigen huldigte Behr damals auf politischem Gebiet mit großer Wärme der strengsten legitimistischen Anschauung. Er war es, meine ich gehört zu haben, auf dessen Anregung 1859 in weiten Kreisen des deutschen evangelischen Adels zu einem goldenen Ehrenschild gesammelt wurde, der dem Papst Pius IX. als dem Dulder und Helden von Gaëta überreicht worden ist. Im Jahre 1860 fürchtete er, was heute einem Kenner der preußischen Geschichte kaum faßlich erscheint, alles Ernstes eine planmäßige und dauernde Zurücksetzung der conservativen Partei in Preußen durch das neue Regiment. Drei Jahre später jubelt er über des Ministers von Bismarck-Schönhausen, des „letzten Pfeilers", urkräftiges Auftreten. „Der biegt nicht. Wird das Schicksal ihn brechen?"

Seine erste Bewerbung um einen Sitz im preußischen Abgeordnetenhause im Jahre 1863 schlug fehl; erst 1867 trat er in dasselbe ein. Auch die Ausarbeitung über Reform des Hypothekenrechtes in Neu-Vorpommern und Rügen, welche er im Jahre 1865 dem Minister-Präsidenten von Bismarck und hernach in Petitionsform dem Herrenhaus einschickte, wurde anfänglich in Berlin nicht sonderlich beachtet. Doch ist, ihm zum Trost, ein dem Gedankengang dieser Denkschrift entsprechendes Gesetz am 11. Mai 1868 vollzogen worden und nicht ohne Einfluß auf spätere Gesetzgebung geblieben.

Die engen Schranken provinzieller Existenz bedrängten ihn je länger je mehr. Mitten ins große öffentliche Leben trieb es ihn jetzt, — denselben Mann, der ausgerufen hatte: „Es ist mir nicht beschieden, für die Oeffentlich-

keit zu wirken." Was seinen Freunden damals wie eine Frucht der Ungeduld erschienen sein mag, hat sein späteres Leben als reife Einsicht nachgewiesen. Er beurtheilte sich richtig, als er dem Landbau sich zu entziehen und am vollen Streben der Nation, welches 1866 einen gewaltigen Aufschwung nahm, sein eigen Theil zu ergreifen begehrte.

Desto inniger lebte er sich inzwischen in das um ihn in reichster Fülle sprießende und blühende Familienglück hinein. Sieben Kinder, zwei Söhne und fünf Töchter, umspielten bereits 1864 seinen Herd im traulichen altväterlichen Vargatz. Ernstlich und unablässig hat er sich abgemüht, der geliebten Gattin die überreiche Sorge für Hausstand und Erziehung abzunehmen. Einer Schwägerin, Mathilde Homeyer, die sich später mit dem Herrn von Massow-Rohr vermählt hat, widmete er eine überaus vielseitige, treue Freundschaft. Erholung von seinen Bemühungen für Heim und Heimath durch das ihm so köstliche Reisen gönnte er sich ab und zu; es finden sich Notizen über Paris, Belgien, England. Freilich, der erste Ausflug mit seiner Frau ins gelobte Land Italien, eine Romfahrt, auf die er sich ganz unbeschreiblich gefreut hatte, ward ihm, wie das Sanguinikern so leicht passirt, durch zahllose kleine Mißgeschicke beeinträchtigt. Eingehende Erwähnung findet jedoch seine mit einem Nachbarn und „Tunnel"-Genossen, Bernhard von Lepel, 1860 unternommene Reise nach Interlaken. Er benutzte sie, um in Genf dem neuen Hausstande der ehemaligen Baronin von Uexküll einen Freundesblick zu widmen. Der Abschied wurde einer fürs Leben, so treulich auch seine Gedanken dorthin gewandt blieben.

Neunzehn Jahre voll heiterer wie ernster Tage hatte unser Ehepaar in Vargatz gehaust, — Vargatz, welches seit dem Ende des 13. Jahrhunderts im Behr'schen Besitz gewesen war, wo die Gräber seiner Eltern den feierlichen Fichtenhain schmücken, — als die Bedenken des Hausherrn wider das Aufrichten eines neuen Wohngebäudes und zwar auf dem nahen Schmoldower Gut, endlich überwunden wurden. Das Haus in Vargatz war trotz Anbauten nachgerade unwohnlich geworden. Als der Grundstein für das Schmoldower Familienhaus gelegt wurde am 5. April 1865, sprach Friedrich von Behr folgende Worte: —

Bevor ich als Bauherr Kalt auf diesen Grundstein gebe, will ich es hiermit frei und öffentlich bekennen, welche Signatur ich dem Bau geben möchte, der sich, so Gott will, über diesem Grundstein erheben soll.

Der Spruch aus Gottes Wort, den ich den Herrn Baumeister bitte, in der Halle des Hauses darzustellen, er lautet:

Thut Ehre Jedermann,
Habt die Brüder lieb!
Fürchtet Gott!
Ehret den König!

Solcher Spruch, möge er nicht bloß auf den Mauern stehen — möge er wohnen in den Herzen Derer, die darinnen weilen.

Ich bitte demüthiglich meinen Herrgott, Er wolle mich, meine geliebte Frau und alle unsere geliebten Kinder, wie sie uns heute so beglückend umgeben, Er möge uns gnädiglich hinein

führen in den vollendeten Bau, Er möge seinen Segen über uns ausschütten im neuen Schmoldower Herrenhause, wie Er es so überreich im alten, lieben Bargatzer Hause gethan!

Ich gedenke bei diesem Bau dankbar der Vorfahren, die mir diesen Grund und Boden vererbt, wie Schmoldow seit mancher, mancher Generation der Behr'schen Familie eine liebe Heimath gewesen ist — o! so möge es Gottes Wille sein, daß diese Kinder, daß dereinst Kindeskinder und manche Generation noch meiner Familie hier eine liebe Heimath haben!

Mögen die Nachkommen liebevoll meiner und meiner Gattin gedenken, die wir diesen Bau — nicht aus Prunksucht, sondern um der Kinder willen, beschlossen haben!

So gebe ich denn Kalk zum Grundstein. — Herrgott! segne diesen Bau, so lange Du diese Steine ein Dach tragen lassen willst! Amen.

Das stattliche Haus zu Schmoldow, welches edlen Lebensgenuß und Freundes Wohlwollen athmet, wurde am 22. August 1867 bezogen. Fast wäre man versucht, von Aberglauben zu reden, wenn man die Scheu betrachtet, welche Fritz Behr vor dem Neubau zurückschrecken hieß, zumal unendlich viel Glück, z. B. die Geburt einer Tochter und die Erweiterung des Familienkreises durch Schwiegersöhne, dem lebensvollen Schmoldow erwachsen ist, wie der Gutsverwalter Herr Unruh an jenem Tage in wohlgesetztem Spruch der einziehenden Herrschaft weissagte. Aber man begreift, als auch die kummervollen Stunden einzogen, als ein Sohn und dann dessen Zwillingsschwester starben, und als nun gar der Stammhalter Felix 1876 ins Grab sank, — daß dann manchmal das hereingebrochene Unheil wie ein geahntes erschien.

II.

Die beiden Wörter Fisch und Schiff sind im Klange wie in ihrer Bedeutung außerordentlich nahe verwandt. Auch „Fischer" und „Schiffer" lassen sich durch geringe Verschiebung der Buchstaben gegen einander umtauschen; beide bezeichnen ein uraltes, ja uranfängliches Gewerbe, das zu allen Gewässern, kleinen wie großen, die engste Beziehung unterhält. Und leider sind in Deutschland diese beiden ehrwürdigen Berufsarten der Fischer und Schiffer, was die Binnenwasser anbetrifft, im Laufe der Jahrhunderte immer mehr vernachlässigt, zurückgedrängt, verwahrlost worden. Erst in neuester Zeit beginnt man sich um Fischer und Schiffer, um Schiffer und Fischer zu bekümmern. Wer hätte nicht in alten Fischerstädten, wie Berlin und Cölln, die noch erhaltenen Fahnen und sonstigen Abzeichen der schmucken Fischerzunft, unter denen ehemals Hunderte angesehener Bürger stolz einherschritten, mit Wehmuth betrachtet, — des Wechsels in der öffentlichen Schätzung bis zu dem Zeitpunkt herab eingedenk, in dem das Wort „Fischereigewerbe" fast nur noch mit einem Achselzucken ausgesprochen wurde. Keine Verwaltungsbehörde fühlte sich durch den Auftrag erfreut, wider den ebenso offenkundigen wie gemeinschädlichen Bruch der Schonzeiten oder gar wider die Vernichtung jedes Fischbestandes durch giftige Abflüsse aus den Fabriken einzuschreiten. Der Industriestaat war unerbittlich.

Fischer und — Schiffer! Wie lange ist es her, seit die durch Menschenalter sich entwickelnde Vernachlässigung des dem Binnenlande angehörigen Schiffervolkes beachtet wird, dessen Kinder, weiß Gott wie aufwachsend, gleich ihren Eltern ein Nomadenleben führen und des Schulunterrichtes wie des

Verkehrs mit Bessergesitteten nur zu leicht ganz und gar entbehren? Schiffer? Waren die nicht durch das Allheilmittel, die Eisenbahn, überflüssig geworden? Heute, da das Eisenbahnnetz im Wesentlichen vollmaschig ist, heute erst zeigt sich Jedem sichtbar, daß Flüsse und Canäle unersetzlich bleiben, daß die Ersteren schiffbar gemacht, die Letzteren gegraben und systematisch zu einem Ganzen verbunden werden müssen; — und schon verkündet Seine Majestät vor allem Volke: „Die Zukunft Deutschlands hängt von dem Ausbau der Wasserstraßen ab." Mit dem Flor der Wasserwege zugleich wird und muß dem Schifferstande, welcher sie befährt, eine glücklichere Zeit aufgehen.

Schiffer und Fischer des Binnenlandes, — die beiden Stände siechten, wie man annahm, hoffnungslos dahin. Sie beginnen wieder aufzuleben. Und unser Behr hat seine Hauptlebenskraft so sehr in den Dienst des Fischergewerbes gegeben — ohne irgend eine Pflicht dem Vaterlande, der Familie und den Freunden gegenüber zu verabsäumen — daß man sagen kann: sein Name und sein gerechter Anspruch auf Ruhm bei der Nachwelt bleiben mit der von ihm bewirkten Hebung der Fischerei in den Binnengewässern Deutschlands auf alle Zeit verknüpft.

Mein theurer Freund hat es mir allezeit und über alle Gebühr hoch angerechnet, daß ich ihm diese Bahn vorgezeichnet und angeblich eröffnet hätte, als seine zur Freude geborene, hoffnungslustige Seele einer nahe an Verzweiflung grenzenden Stimmung zu erliegen drohte.

Wer die vorstehende Lebensskizze überblickt hat, gewann sicher den Eindruck, daß Friedrich von Behr „viel auf das Alter seiner Familie hielt", — aber, wie Virchow mit gutem Grunde fortfährt[1]), „niemals war dieses für ihn ein Motiv der Ueberhebung, sondern nur ein mächtiger Anreiz zur Ausbildung adligen Geistes und ritterlichen Handelns." Diese Gesinnungen in seinem Zweige des weitverästelten Geschlechtes fortzupflanzen, soweit das in seinen Kräften läge, das war von dem Tage an, da ihm zuerst ein Sohn geboren wurde, ein all' sein Thun und Lassen mitbeherrschender Leitgedanke gewesen. Für Felix sollten alle Vorzüge, die unzweifelhaft und in allen Ländern der Welt die überlieferte und gesicherte Familienstellung einem jungen Manne gewährt, ihr Füllhorn ausschütten. Was der Vater gethan, um diese Stellung zu erweitern und im Herzen des Volkes zu vertiefen, sollte Felix zu Gute kommen. Felix sollte den berechtigten Ehrgeiz, in der Heimath, in der Provinz, im Staate als berufener und beamteter Diener thätig zu sein, gleichsam als ein Erbe antreten, sollte ihn voll auskosten und seiner froh werden. Besonders schöne Gaben des Geistes und des Herzens schienen den Jüngling für diese Aufgabe nach allen Seiten hin zu befähigen. „Assessor muß ein Mensch sein," pflegte der Vater im Scherz und Ernst zu sagen, „der in Preußen als Civilist etwas vorstellen will." Die ersten Schritte zum Assessor hin vollbrachte Felix mit Leichtigkeit; — da befällt ihn die verbreitetste aller unserer Todeskrankheiten, und mit dreiundzwanzig Jahren erliegt 1876 der hoffnungsvolle,

[1]) Auf S. 4 des oben erwähnten Berichtes von der außerordentlichen Generalversammlung des deutschen Fischereivereins am 14. März 1892.

damals schon einzige Sohn an den sonnenhellen Gestaden des Mittelmeeres der Lungentuberkulose. Die Eltern und seine geliebte Schwester Mathilde durften sich noch Wochen lang, zwischen Sorge und Hoffnung getheilt, an dem theuren, täglich schwindenden Leben bis zu dessen letztem Hauch erfreuen. Als der Sohn ausgelitten hatte, da beugte sich der Vater in der ihm eigenen Gottesfurcht und echt menschlichen Demuth. Allein es wollte ihn dünken, als wäre für ihn so zu sagen eine Daseinsberechtigung auf Erden kaum noch vorhanden, als sollte er hinfür ziellos auf den Wellen des irdischen Lebens geschaukelt werden.

Da war es der durch Geheimrath Marcard's hellen Blick und kühnes Vorgehen gegründete Deutsche Fischerei-Verein — ihm hatten bis dahin Graf Münster und vorübergehend ich selbst vorgestanden —, der in gleich hohem Maße seinen eigenen Interessen wie dem Herzensfrieden des allgemein beliebten Herrn von Behr diente, als diesem letzteren der frei gewordene Vorsitz angetragen wurde. Nie ist eine Aufgabe dankbarer und fröhlicher übernommen, aber auch niemals eine mit klügerer Vorsicht angefaßt worden! Viele Monate vergingen, bevor in den Vereinsangelegenheiten die Persönlichkeit, die Ideen, die Besonderheiten des Leiters merklich hervortraten. Langsam, und erst nachdem die vorhandenen und erreichbaren Hülfskräfte gemustert werden konnten, trat Behr mit einem Programme hervor, welchem er unermüdlich hinzugefügt, aber bis an sein Lebensende nichts hinweggenommen hat.

Nur eine Grenze war von vornherein seinen muthig vorgerückten Zielen gezogen. Er urtheilte, daß Deutschland den Versuch nicht unternehmen solle, wegen der Fischerei auf den unerschöpflichen Gründen der Nordsee mit denjenigen Nationen in Wettbewerb zu treten, welche der dortigen Hochseefischerei bisher in großem Stil obgelegen hätten. Die Ostsee galt ihm für fischärmer, als sie ist. Behr hielt sich deshalb — meiner bescheidenen Ansicht nach leider — die Hochseefischereifrage allzeit auf Armeslänge entfernt. Allerdings waren die Mittel des Vereins damals noch geringfügiger als jetzt. Die Aufgabe, welche Behr sich gestellt hatte, erforderte alle seine Thatkraft. Und inzwischen hat sich ja das deutsche Nordmeer (The German Ocean nennt's der Engländer) auf sich selbst besonnen; die Finkenwärder und die Blankeneser sind nicht länger die einzigen mustergültigen Seefischer; Bremen und Hamburg gehen, auch finanziell, rüstig vorwärts; und ein eigner Verein (die ehemalige „Section") hat sich unter der energischen Leitung des Königl. Klosterkammer-Präsidenten, Herrn Herwig, und mit erklecklicher Unterstützung aus Reichsmitteln eine große Laufbahn eröffnet.

Wie Behr der Binnenfischerei zu innerem Gedeihen und äußerem Ansehen zu verhelfen, praktisch, aufmerksam, erfindungsreich bestrebt gewesen ist all' die noch übrigen Jahre seines arbeitsvollen Lebens hindurch — dies erzählte der meisterhafte Virchow'sche Vortrag. Hier werden die Thaten des Vereins unter Behr's eifriger Leitung aufgerollt: die Einführung der künstlichen Fischzucht, die Fischzüchterconferenzen, die künstliche Verpflanzung von Fischen, die Förderung der Stör- und Zanderzüchtung, die Forschungen über die Lachszucht, sowie der internationale Versuch zur Lösung dieser verwickelten Frage.

Hier wird dargelegt, wie unermüdlich er im Reichstag die Bewilligung der nöthigen Summen zu erlangen suchte, wie er in allen Kreisen, man kann sagen in allen Ländern, für seinen Fischverein warb. Seine leidenschaftliche Versenkung in die Sache erklärt, weshalb dem durch Schwerhörigkeit, durch zahllose andere Pflichten, sowie durch Lücken in seinen naturwissenschaftlichen Kenntnissen behinderten Präsidenten in wenig Jahren so außerordentlich Großes gelungen ist, — wie seine Selbstlosigkeit, seine kindliche Begeisterung, seine Beredtsamkeit, sein unbegrenztes Vertrauen zur Menschheit und (möchte ich hinzufügen) die Methodik seines Erfolges kleine und große Kreise aufzuwachen, einzustimmen, mitzuwirken zwang, — wie mit den Jahren der pommerische Landedelmann zu einer volksthümlichen Person wurde, von der Niederelbe bis zur unteren Donau, von den Seengebieten fern im Nordosten bis zum Bodensee. „Das deutsche Volk," ich wiederhole das Schlußwort der Virchow'schen Rede, „wird solche Männer stets zu den Wohlthätern des Menschengeschlechts zählen."

An demselben Märzabende 1892 entwarf Friedrich Dernburg mit Künstlerhand ein Bild des Verstorbenen. Mit beredten Worten schilderte er die „Einfachheit", den „großen Zuschnitt seines Wesens", den spürbaren „Zug antik classischen Seins", die „Ganzheit seiner Natur". Bei seiner warmen, hingebenden Vaterlandsliebe war er im besten Sinne international. Wie Wenige erkannte er den Werth der Männerfreundschaft, verschmähte nicht, um sie zu werben. Da gab es keinen Unterschied der Geburt, der Stellung, der Partei für ihn — da trat der Mann zum Mann ... Die Leichtigkeit und Elasticität der Gestalt war ein merkwürdiger Spiegel des Geistes, der ihn belebte. Wenn er als Greis, umgeben von lieblichen Mädchen, auf Schlittschuhen über das Eis fuhr, lachte dieselbe jugendfrische Freude aus seinen Augen, wie aus denen der Mädchenköpfe.

Wer sein Bild sähe, würde ausrufen: ein kindlich Gemüth, ein frommer Muth, ein ernster Sinn, ein freies Gewissen, ein an Leib und Seele gesunder Mensch, dabei mit Klugheit ausgestattet, nur vielleicht allzusehr geneigt, die mäßigen Kräfte seines Körpers aufzureiben. Und genau so war er. Was aber nur des größten Künstlers Hand erkennbar zu machen vermöchte, das war der leuchtende Blick, der von Liebe und Begeisterung erglühende, — das war die aus den Augen blitzende Thatenlust, die Freude an lustigem Scherz wie an ritterlichem Frauendienst.

Sein religiöses Leben könnte man — falls der Ausdruck gestattet ist — als ein von zarter Schamhaftigkeit umfriedigtes bezeichnen. Die Theilnahme an kirchlichen Feiern war ihm durch immer zunehmende Taubheit erschwert, dagegen genoß er die Familienandacht, welche in den hellen Räumen seines Schmoldower Wohnhauses Jung und Alt um die Schloßfrau versammelte. Er sprach selten, eigentlich nie religiöse Empfindungen aus, aber er lebte sie; man war vom unverrückten Fortbestande der Unterweisung überzeugt, welche der Mutter Mund dem an ihr Knie sich schmiegenden Kinde wie ein geheiligtes Erbtheil vermittelt hatte.

Meine Leser wissen bereits, daß Friedrich von Behr auf politischem Gebiete ein bis auf das Mark seiner Knochen hinein conservativer Mann war. Ich habe darzulegen gesucht, wie sein Temperament, seine freihändlerische Ueberzeugung, seine ausgesprochenen internationalen Neigungen ihn verhinderten, in vollem Sinne ein Parteimann, ein Coriolan zu werden. Niemals — in keinem einzigen Falle — hat sich zwischen uns beide, so sehr auf innerpolitischem Boden unsere Wege auseinandergingen, das unsere deutsche Männerwelt weit unerbittlicher, als das anderswo der Fall, trennende fahle Gespenst der Parteifeindschaft einzuschleichen vermocht. Ich erwähne das mit einiger Selbstbefriedigung und noch mehr mit Wehmuth: denn die Fortdauer inniger seelischer Freundschaft, wie sie z. B. in wahrhaft heroischer Form zwischen dem Marquis von Salisbury und Herrn Gladstone am politischen Himmel Englands leuchtet, möchte in Deutschland, Gott sei's geklagt, undenkbar sein.

Behr's Familienleben! Ich schriebe darüber gern ausführlich und ohne Rückhalt. Allein die Empfindung läßt mich nicht los, als stünde mir, dieweil ich schreibe, eine der verehrten und lieben Frauen an der Schulter und blickte angsterfüllt aufs Blatt, ob ich nicht von dem Heiligthum des innersten häuslichen Thuns und Treibens den Zipfel eines Schleiers lüften wolle. Deshalb mag hier nur immer und immer wiederholt werden: es war das harmonievollste und innigste, das sich denken läßt. Zu einem so gearteten Familienleben gehören bekanntlich Zwei — und Mehr. Ein jeder glückliche Hausstand ist von jedem andern glücklichen Hausstande verschieden. Und da rechne ich auf vergebende Zustimmung, wenn ich betone: Fritz Behr war für Widerspruch nicht empfänglich. Er hat einmal im Kreise der Familie scherzend zur Frau gesagt: „Ich kann mir's wohl denken, daß in einem künftigen, jenseitigen Leben Du über mir herrschen wirst; aber so lange dieses irdische Wesen vorhält, bin ich Herr." So füllte sich denn das Schmoldower Haus mit dem vielgestaltetsten und doch einheitlichsten Leben, das auf Erden überhaupt denkbar ist. Und er, dem es allerseits so leicht gemacht wurde, genoß es mit vollen Zügen — er, das häuslichste Menschenkind trotz seines vielen Schweifens in die Fremde.

Welche Reiselust steckte in dem Menschen! Der Theorie nach konnte er nur mit seiner Familie reisen: in Wirklichkeit gestalteten sich seine Reisen, nicht bloß die im Interesse des Fischerei-Vereins unternommenen, immer mehr zu einsamen Unternehmungen. Denn seine schätzbare Gewohnheit, Alles vorher zu bedenken und jede Einzelheit festzulegen, auf Wochen und Wochen hinaus, wollte je länger, je weniger sich durchführen lassen. Und so kam es denn, daß in den letzten Jahren seines Lebens nur eine Erholung und am nämlichen Orte, nämlich in St. Moritz, und nur von ihm allein aufgesucht wurde. Noch heute redet man in dem Hôtel Engadiner Kulm davon, wie sich, trotz des abgetrennten Lebens des tauben Herrn, doch Alles um ihn gedreht habe. So sehr die Gäste des Hôtels von Jahr zu Jahr einem Wechsel unterworfen sind, erhält sich eine Ueberlieferung von ihm, der es liebte, mit den Fröhlichen zu lachen, mit den Trauernden zu weinen, Allen etwas zu sein.

Denn er verstand es, wie im Kreise der Seinigen, so in der weiteren Geselligkeit Pläne zu schmieden und mit virtuoser Fertigkeit hindurchzuführen. Seine näheren und entfernteren Bekannten leben zu Hunderten und zu Tausenden, welche er an den verschiedensten Orten Europa's zu gemeinsamen Ausflügen, Bereisungen und Besichtigungen anzuregen gewußt hat. Für Berlin, für dessen städtische Verwaltung bekundete er ein ganz besonderes Interesse und machte es sich zur Pflicht, den dort weilenden Fremden die Ehren der Stadt zu erweisen. Ob er Bundesrath und Reichstag auf die Ostsee hinausfuhr oder in den Parlamentsräumen Fischabende veranstaltete, ob er Ausländer (namentlich und mit Vorliebe Amerikaner) auf preußische Musterlandgüter führte oder süddeutschen Landsleuten die Umgebung Potsdams zeigte, ob er im Heimathsland oder im Engadin immer Neues erdachte: immer war er die Seele des Ganzen, für Alles und Alle sorgend und dennoch Jedem die kostbare Freiheit eigenen Genießens belassend.

Auch in der Gastfreundschaft bestätigte sich der „internationale Zug" seines Wesens. Gäste aus aller Herren Ländern fuhren an der weit geöffneten Hausthür vor, wurden dort auf das Herzlichste begrüßt. Er war wohl der einzige deutsche Edelmann, welcher einen chinesischen Gesandten zu sich einlud, und in dem hellen Saal des Hauses hängt eine kunstvolle Stickerei, an der, wie Li Fong Pao schrieb, seine Töchter drei Jahre gearbeitet hatten, um dem fremden Gastfreund des Vaters ihre Dankbarkeit zu bezeugen. So weilte auch der amerikanische Gesandte Pendleton in Schmoldow, und wie viel Einheimische, darunter bekannte Persönlichkeiten, wie der Generalpostmeister v. Stephan, durften dort auf längere oder kürzere Zeit Sommerluft und Landfrieden genießen.

Besonders freute sich der Hausherr zu seinen musikalischen Freunden. Oeffentliche Concerte konnte er seit längerer Zeit nicht mehr besuchen, aber hier im eigenen Hause saß er dicht am Flügel, die überaus feine, nervöse Hand an das Ohr gelegt, manchmal traurig gespannt den nicht immer ganz vernehmbaren Tönen folgend, dann wieder, unter günstigen Bedingungen mit strahlendem Ausdruck, mit leuchtenden Augen. In seinem Familienkreis wurde viel und gut musicirt, und mehreren seiner Gäste, der Frau v. Massow-Rohr, dem früheren Botschafter von Keudell, dankte er Stunden des reinsten Genusses.

Auch an Gemälden hatte er zeitlebens seine Freude, sprach begeistert von seiner „geliebten" Dresdener Galerie, und wenn er auch im heißesten Sommer nur einen Tag lang Berlin auf der Durchreise berührte, hat er unfehlbar die Ausstellung besucht.

Aber vielleicht noch intensiver war sein Gefühl für die Natur, besonders für die Hochalpenwelt. Wenn er nach dem Engadin reiste, nahm er immer einige Papierzettel, auf denen die Töchter seine Lieblingslieder für ihn ausgeschrieben hatten, mit sich. Diese sang er dann auf einsamen Spaziergängen, schrieb oft neben den Worten, an welchen Stellen er diese gesungen, in welch' herrlicher Umgebung er sich an ihnen erfreut.

Zur Eigenart Behr's gehörte seine bis zur Unpünktlichkeit getriebene — Pünktlichkeit. Bei Hofbällen im königlichen Schlosse zu Berlin wußte die

gesammte Lakaienschar im voraus, wann sie den schmächtigen kleinen Kammerherrn zu sehen bekommen würden, nämlich noch vor dem Anstecken der ersten Kronleuchter. In ein Freundeshaus zu Tisch geladen, klingelte er gemeiniglich zu einer Stunde, da der Gastgeber noch mitten in seinen Tagesgeschäften steckte. Nie werde ich das Aufblitzen seiner klugen Augen vergessen, als er im Laufe eines Abends plötzlich errieth, daß die Hausfrau sich den Scherz erlaubt hatte, ihn zum Gastmahl eine halbe Stunde später als die Uebrigen einzuladen. Mit der besten Laune von der Welt duldete er das Lächeln der Tischgenossen und — kam vom nächsten Tage an ebenso vorzeitig überall hin wie vorher. Im Reichstagssaale war es eine häufige und von der Zuschauertribüne herab wohl bemerkte Thatsache, daß, wenn der Präsident pünktlich seinen erhabenen Sitz einnahm, er zunächst nur zwei Abgeordnete vor sich sah und allemal die nämlichen: den Feldmarschall Grafen Moltke und Herrn von Behr-Schmoldow, welche, beiläufig gesagt, jahraus jahrein im Sitzungssaal benachbarte Sitze auf vorderster Bank einnahmen.

Diese Pünktlichkeit war eine Seite der rastlosen Arbeitskraft, welche ihn bis zur letzten Stunde nicht verließ. Im December 1891, kurz nach dem in Schmoldow auf alte patriarchalische Weise gefeierten Weihnachtsfest, erfaßte ihn eine Kopfrose, er schien sich zu erholen, war Anfang Januar bereits in voller Thätigkeit. Am letzten Abend dictirte er: „Der Arzt gibt Aussicht auf Genesung, so hoffe ich denn, weiterleben, d. h. weiterarbeiten zu dürfen." Darauf erzählte er seiner ihm gleichen, ihm so frühzeitig nachgefolgten Tochter, der begabten, begeisterungsfähigen jungen Frau von Rauch, ausführlich über den augenblicklichen Stand der Fischereiangelegenheiten eines süddeutschen Staates, dictirte am Morgen, wenige Stunden vor seinem Tode, mehrere Briefe in den Angelegenheiten des ihm so am Herzen liegenden Vereins. Dann kam, unerwartet, von seinen Nächsten umgeben, das schöne, fast schmerzlose Ende.

In der sternklaren Januarnacht fuhr der Schlitten mit dem Sarg des Letzten von Behr-Schmoldow über den altererbten Grund und Boden nach Vargatz. Dort im Heim seiner ersten Ehejahre, so hatte er es angeordnet, wollte er die letzte Nacht ruhen. Durch die bereifte, von ihm selbst gepflanzte, jetzt stattlich emporgewachsene Tannenallee ging der Zug nach dem Familienbegräbniß. Seinem Wunsche gemäß war die Feier schlicht und prunklos. So auch der Grabstein, ein Findlingsblock vom eigenen Gut; die Inschrift lautet: „Meine Hoffnung in Gott".

Innig geliebte Freundesseele! Nicht von Dir nehme ich Abschied, indem ich diese Blätter zum Schluß bringe. Welcher Art auch Deine Fortdauer nach dem Scheiden aus irdischem Leben gestaltet sein mag, — umschließe Du in Liebe auch fernerhin die Menschheit, an deren Fortschreiten, trotz der Macht der sie befehdenden Kräfte, Du treulich glaubtest, — die Deinigen, mit denen Du in lieblicher Innigkeit verwachsen warest, die vielen Freunde, welche Du in einem Dasein voller Lust und Arbeit Dir erworben hattest, und die Dein Bild niemals aus ihrem Sinne schwinden lassen werden!

Frankreichs Finanzen und Eisenbahnpolitik.

[Nachdruck untersagt.]

Ueber die französischen Finanzen besitzt die deutsche Literatur eine ganze Anzahl Bücher und Studien von dortigen Gelehrten. Das namhafteste Werk von diesen: „Die Finanzen Frankreichs" von Richard von Kaufmann, ist in Frankreich selbst zum maßgebenden Leitfaden geworden, dessen französische Uebersetzung wir seit anderthalb Decennien für die Praxis verwerthen und unseren Studenten als grundlegende Darstellung in die Hand geben [1]). Von demselben Autor ist vor etwas mehr als Jahresfrist zum ersten Male auch ein zusammenfassendes deutsches Werk über die französische Eisenbahnpolitik erschienen [2]), welches diese Fragen nach dem einstimmigen Urtheil meiner Landsleute wiederum in vortrefflicher Weise behandelt, und welches ich in meinen Besprechungen desselben in der „Réforme sociale" vom 1. November 1897 und in der „Correspondance économique et sociale" (1897, Nr. 10) nicht umhin konnte, dem bedeutendsten Werke, welches unsere Literatur über unser Eisenbahnwesen besitzt, dem von Picard als mindestens gleichwerthig an die Seite zu stellen. Zudem bietet das Kaufmann'sche Werk für die jüngste Epoche der französischen Eisenbahnpolitik seit 1883, mit deren Beginn Picard's „Traité" abschloß, die bis dahin fehlende, auch für uns sehr wichtige Ergänzung. Neuerdings hat derselbe Gelehrte in einer gründlichen Studie im Schanz'schen „Finanzarchiv" (1898, Bd. I) abermals über die Finanzen Frankreichs von 1894 bis Ende 1897 berichtet, d. h. über einen Zeitabschnitt, dessen Resultate er in seinem Werke über die Eisenbahnpolitik Frankreichs zum Theil noch nicht hatte berücksichtigen können.

Das deutsche Publicum besitzt sonach vortreffliche Hülfsmittel, um sich über die Finanzen und die Eisenbahnpolitik Frankreichs zu unterrichten. Wenn ich es gleichwohl unternehme, in einer deutschen Zeitschrift über diese Gegenstände und damit zugleich über die citirten neueren Schriften zu sprechen, so geschieht das deshalb, weil es in Deutschland vielleicht interessiren wird, auch die Stimme eines Franzosen darüber zu hören, und weil ich noch einige neue Ergebnisse nachzutragen habe, welche geeignet sind, das von dem Herrn von Kaufmann entworfene Bild und dessen Schlußfolgerungen zu bestätigen.

In Frankreich war das Bestreben des Staates, wie ich, dem Buche von Kaufmann's folgend, kurz ausführen will, von vornherein darauf gerichtet, den Bau und Betrieb der Eisenbahnen der Privatunternehmung zu überlassen. Das

---

[1]) R. von Kaufmann, „Die Finanzen Frankreichs". Leipzig 1882. „Les Finances de la France". Traduit par Dulaurier et de Riedmatten. Paris 1884. Ein Werk, welches ich auch für meine eigenen Vorlesungen in der juristischen Facultät in Lyon, ebenso wie an der Universität und der Ecole des Hautes Etudes commerciales in Paris sehr häufig benutzt habe.

[2]) R. von Kaufmann, „Die Eisenbahnpolitik Frankreichs". Zwei Bände. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

geschah in der Absicht, die Ausstattung des Landes mit einem vollständigen Schienennetze zu erreichen, ohne daß der Staat dafür finanziell mehr als dringend nöthig engagirt würde, und namentlich auch unter der staatsrechtlichen Bedingung, daß die Eisenbahnen als öffentliche Straßen in jedem Falle ein unveräußerliches Eigenthum der Allgemeinheit sind und daher schließlich an den Staat heimfallen müssen. Der Heimfall aber soll und wird unter gleichzeitiger Vollendung der Amortisation der sämmtlichen Eisenbahncapitalien der Gesellschaften stattfinden. Diese Amortisation ist den französischen Eisenbahncompagnien als Concessionsbedingung auferlegt und ihre Durchführung wird vom Staate streng überwacht; sie vollzieht sich in ganz automatischer Weise und ist absolut gesichert, wie ich nur beiläufig gegenüber einem Zweifel bemerken will, welchen in dieser Hinsicht ein deutscher Kritiker bei Besprechung der „Eisenbahnpolitik" des Herrn von Kaufmann vorgebracht hat.

Das Ziel, welches sich die französische Eisenbahnpolitik gesteckt hatte, war also: die Ausstattung des ganzen Landes mit Eisenbahnen mit Hülfe der Privatunternehmung, die gleichzeitige Amortisation der in denselben investirten Capitalien, und schließlich der schuldenfreie Heimfall dieses wichtigsten der modernen Verkehrsmittel an den Staat.

Die Erscheinungen, welche das junge Verkehrsinstrument der Eisenbahnen in seinen Anfangsjahren mit sich brachte, und die Schwierigkeiten, welche zu überwinden waren, lehrten aber bald, daß jenes Ziel von der nur sich selbst überlassenen Privatindustrie nicht oder doch nicht ohne große materielle Schädigungen der Gesammtwirthschaft des Landes erreicht werden könnte. Besonders stand dem die Vielheit der Anfangs entstandenen Unternehmergesellschaften im Wege. So mußte der französische Staat helfend eingreifen, und er versäumte nicht, die einzelnen Gesellschaften, deren Bahnen einheitliche Verkehrsgebiete zu bilden bestimmt waren, schon im Anfang der fünfziger Jahre unter seiner Leitung zu großen Compagnien zu verschmelzen. Aber als Aequivalent für die so gewährte Hülfe legte er den fusionirten Gesellschaften die Uebernahme *neuer* Linien auf, welche *weniger* oder nur noch *sehr wenig lucrativ* erschienen. Im Laufe der Jahre stellte sich das Bedürfniß nach immer mehr Bahnlinien heraus, und es mußten immer von Neuem Concessionen an die Compagnien vergeben werden. Wie dadurch das Risico und die Amortisationslast derselben wuchsen, sah sich der Staat genöthigt, bei den weiteren Concessionen auch weitgehende Subventionen, besonders in Gestalt von vorschußweise zu leistenden Zinsgarantien zu gewähren, und namentlich diese letzteren durch die Verträge von 1859 zu einem auf eine längere Dauer berechneten System auszugestalten. Das konnte der Staat gegenüber den wenigen, dafür aber zu lebens- und leistungsfähigen Einheiten fusionirten Gesellschaften um so unbedenklicher thun, als er auf der einen Seite sicher war, im Laufe der Zeit bei der unausbleiblichen Erstarkung des Verkehrs die Garantievorschüsse sammt deren Zinsen zurückzuerhalten, und weil er andererseits die Gesellschaften, deren gesammte Betriebs- und Finanzführung er überdies mit einer durchdringenden staatlichen Controle umgab, auf diese Weise auch in ihren Finanzen von sich abhängig machte.

Daß aber die Verträge von 1883, welche die jüngste Periode unserer Eisenbahnpolitik eingeleitet haben, nichts Anderes bedeuten als eine den veränderten Umständen angepaßte Fortsetzung des Systems von 1859, das hat Herr *von Kaufmann* sehr richtig erkannt und in seinem Werke treffend ausgeführt.

Bei diesem System war die für das Staatsbudget wichtigste Frage: ob die Garantielast sich stetig vergrößern und dadurch mit der Zeit eine für die Staatsfinanzen gefährliche Klippe werden würde, oder ob nach einem gewissen Zeitraum an Stelle des anfänglichen Steigens der Garantievorschüsse ein entsprechendes Sinken derselben und weiterhin der in den Verträgen vorgesehene Zustand eintreten würde, welcher dem Staate seine Vorschüsse wieder zurückbringt. In der Beantwortung dieser Fragen ist, wie der deutsche Autor mit großer Sachkenntniß hervorgehoben hat, das schließliche Urtheil über die französische Eisenbahnpolitik enthalten.

Es kommt nicht darauf an, ob die Vorschüsse einige Jahre mehr oder weniger in Anspruch genommen werden, und ob sie schließlich einige Millionen mehr oder weniger betragen, sondern nur darauf, daß sie zunächst die finanziellen Kräfte des Staates nicht übersteigen, und daß sie schließlich bis zum Ablauf der Concessionen überhaupt zurückgezahlt werden.

Einmal bereits ist dies Garantiesystem durch seinen Erfolg gerechtfertigt worden: Um das Jahr 1880 waren der Verkehr und die Einnahmen der Gesellschaftsnetze in ihrer damaligen Ausdehnung so gewachsen, daß sie weiterer Garantiesubventionen nicht mehr bedurften und die erhaltenen zurückzuzahlen begannen. Damals konnte der französische Staat auf die allmähliche Rückzahlung der bis dahin gewährten Vorschüsse und darüber hinaus auf eine für später vorgesehene Gewinnbetheiligung mit Sicherheit rechnen, wenn er dieses Resultat in lediglich fiskalischem Interesse hätte conserviren und zu dem Zwecke namentlich die weitere Belastung der Gesellschaften mit Concessionen, d. h. überhaupt den weiteren Ausbau des Schienennetzes möglichst hätte vermeiden wollen resp. können. Bei einem solchen Verfahren wäre allerdings der Fiskus zu einem zeitigen finanziellen Vortheil gelangt, aber die Vollendung des französischen Eisenbahnnetzes und die Wohlfahrt des Landes wären dabei schlecht gefahren, ganz abgesehen davon, daß das große Freycinet'sche Bautenprogramm von 1879 und das, was von demselben bis dahin verwirklicht worden war, die Befolgung einer solchen nur fiskalischen Politik an sich schon verhinderte.

Indem der französische Staat in den Verträgen von 1883 die Bahnen, welche er nach dem großen Programm selbst hätte bauen müssen, und über deren Betrieb man bis dahin noch gar nicht schlüssig geworden war, wie die früheren, den bestehenden Gesellschaften concessionirte, bestimmte er vielmehr die Summen, welche ihm aus der Rückzahlung der älteren Garantieschuld hätten erwachsen sollen, zum weiteren Ausbau des Eisenbahnnetzes, so weit derselbe auf seine Kosten zu erfolgen hatte. Der Staat legte mit diesen Concessionen des sogenannten dritten Netzes den Gesellschaften ein unendlich größeres Betriebsrisico, sich selbst aber die Nothwendigkeit erneuter Garantievorschüsse auf und verschob das Einheimsen seiner finanziellen Vortheile auf eine spätere Zeit, um dem Lande zunächst die ihm nothwendigen Verkehrsmittel zu verschaffen.

Die neue Garantielast des Staates war dann in rascher Folge sehr groß geworden, und Pessimisten glaubten annehmen zu können, daß der Staat in diesen jüngeren Garantiezahlungen schließlich nicht mehr bloße Vorschüsse geleistet, sondern definitive Opfer gebracht haben würde. Das schien die Sachlage bis 1893 gewesen zu sein.

Demgegenüber hat sich das Kaufmann'sche Werk das Verdienst erworben, in objectiver Würdigung aller Factoren gezeigt zu haben, wie die Garantielast nur in Folge des Zusammentreffens verschiedener Umstände so groß geworden war, welche mit dem System des Eisenbahnregimes als solchem gar nicht in einem nothwendigen Zusammenhang standen, und daß nach Ueberwindung dieser Verhältnisse auch die scheinbare Gefahr für die Staatsfinanzen verschwinden würde. In einer mit großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit durchgeführten Wahrscheinlichkeitsrechnung, deren Prämissen von unseren competentesten Kennern als durchaus richtig anerkannt werden mußten, hat der Verfasser, absichtlich von den schlechtesten Ergebnissen des Jahres 1893 ausgehend, nachgewiesen, wie bei einer nur mäßigen Durchschnittsentwicklung des Verkehrs die Garantiebedürftigkeit der großen Gesellschaften innerhalb der von den Concessionen gezogenen zeitlichen Grenzen in der That aufhören und in weiterer Folge mindestens auch die Rückzahlung der Garantievorschüsse sammt Zinsen werde stattfinden müssen, wenn Frankreich sich nur in Geduld fasse, um seine bisher befolgte Eisenbahnpolitik consequent fortzusetzen und deren Früchte heranreifen zu lassen. Dieses Resultat überraschte im ersten Augenblick auch in Frankreich, obschon die einsichtigen Leute

bei uns niemals die Ansichten einiger Pessimisten getheilt haben, welche das Verhältniß des Staates zu den Compagnien als ein ganz schlechtes darzustellen und in der Verstaatlichung aller Bahnen die einzige Möglichkeit einer Rettung zu sehen beliebten.

Nachdem inzwischen die ungünstigen Zeiten überwunden, die früheren Fehler beseitigt sind und vor Allem auch der Verkehr auf den neuen Bahnen allmählich in naturgemäßer Weise zu wachsen beginnt, haben die Thatsachen die erwähnten Darlegungen vollauf bestätigt. Während 1893 der Garantiebedarf der großen Gesellschaften sich auf 97½ Millionen Francs stellte, war er 1895 bereits auf 51½ Millionen gesunken und wird nach den neuerdings vorliegenden Rechnungen der Gesellschaften für das Betriebsjahr 1897 kaum 20 Millionen Francs betragen, ein Resultat, welches nach der durchschnittlichen Progression der Betriebsüberschüsse in der Wahrscheinlichkeitsrechnung von Kaufmann's erst für einen beträchtlich späteren Zeitpunkt in Frage kam.

Auf die günstigen Folgen, welche diese Wendung für das Staatsbudget gehabt, hat schon derselbe Autor in dem Schanz'schen Finanzarchiv 1898, Bd. I, hingewiesen. Es ist, wesentlich aus diesem Grunde, nicht nur möglich geworden, neue außerordentliche Ausgaben aus den bereiten Mitteln des Budgets zu bestreiten, sondern es ist auch die Amortisation der Staatsschulden erheblich und dauernd verstärkt worden, und vor Allem hat man sich entschlossen, die Rückzahlungen, welche bereits von der Lyoner Compagnie stattfinden und bei der Orléans-Gesellschaft demnächst eintreten werden, zur Erleichterung der vom Staate zu tragenden Eisenbahnbaukosten, d. h. zu einer besonderen Amortisation des staatlichen Eisenbahn-Anlagecapitals zu verwenden. Die jüngere Garantieschuld der Eisenbahncompagnien ist damit thatsächlich zu einer großen „Amortisationsreserve des Staates" geworden, wie die ältere Garantieschuld seiner Zeit als ein Eisenbahnbaufonds des Staates verwerthet worden ist.

Abgesehen von der erschöpfenden Darstellung dieser finanziellen Seite der französischen Eisenbahnpolitik, bietet das Kaufmann'sche Werk eine Fülle von Belehrung und neuem Stoff. Zunächst ist hervorzuheben, daß der Verfasser keine seiner unzähligen Tabellen den statistischen Quellenwerken einfach nachgedruckt, sondern dieselben stets neu gestaltet hat, so wie es für den jedesmaligen Zweck der Darstellung und für das Verständniß nothwendig war. Seine Gewissenhaftigkeit geht dabei so weit, daß er sogar auf Druck- und Additionsfehler der officiellen statistischen Publicationen aufmerksam macht. Namentlich aber hat der Autor auch ein zahlreiches Actenmaterial über eine ganze Reihe wichtiger Gegenstände erstmalig verarbeitet, so z. B. über die Conversionsfrage, über die Dauer der Garantie bei den einzelnen Gesellschaften und über die Localbahnen. Im vorletzten Capitel hat er dann noch die Politik des französischen Staates gegenüber unseren Wasserstraßen ausführlich behandelt und dabei abermals eine Menge bisher wenig oder gar nicht benutzten Materials herangezogen.

So erhalten wir am Schlusse des Kaufmann'schen Werkes ein Bild von der Entwicklung der gesammten Verkehrsmittel Frankreichs und seines gesammten inneren Verkehrs, wie es in ähnlicher Zusammenfassung in unserer Literatur bisher nicht zu finden war.

Es versteht sich fast von selbst, daß ein Werk, welches bei systematisch-kritischer Behandlung einer der wichtigsten volkswirthschaftlichen Erscheinungen Fragen von allgemeinstem Interesse berührt und bis in die Gegenwart hinein verfolgt, obschon dasselbe nach seiner wissenschaftlichen Bedeutung hoch über den Tagesfragen steht, dennoch gleich nach seinem Erscheinen bei uns wie in Deutschland sofort in den Kampf um solche Tagesfragen herabgezogen wurde.

Gewiß ist das Buch von competenten Fachmännern in Frankreich wie in Deutschland nach seinen trefflichen Eigenschaften von vornherein gewürdigt worden; bei uns z. B. von Leroy-Beaulieu, Block, Colson, Lemercier, de Lapparent,

Guillaumot. Auf der anderen Seite aber hat man sich in Frankreich, wie ich oben dargelegt habe, auch durch die Thatsachen von der Richtigkeit des Urtheils überzeugen lassen, das der ausländische Beobachter gefällt, ohne darüber empfindlich zu sein, daß in dem Gesammtbilde, welches er von der Verkehrsentwicklung der beiden Nachbarvölker entwirft, Frankreich von Deutschland in Schatten gestellt wird. Wenn der Autor aber bei seinen Vergleichen seine Landsleute auch auf einzelne schwache Punkte ihrer eigenen Einrichtungen glaubte aufmerksam machen zu sollen, und ebenso nachwies, daß die französischen Verhältnisse nicht um so viel ungünstiger seien, als man bisher in Deutschland anzunehmen sich gewöhnt hatte, so will ich mich, ohne hier über die deutschen und speciell die preußischen Verhältnisse abzuurtheilen, einfach an die Thatsachen halten, daß das neue preußische und das Reichs-Amortisationsgesetz, die außerordentlichen Bewilligungen des letzten preußischen Etats für die dortigen Eisenbahnen und die verschiedenen neueren Tarifermäßigungen der deutschen Bahnen gerade doch dem Rechnung zu tragen scheinen, was von Kaufmann in seinem Buche als der Verbesserung bedürftig bezeichnet hat.

Ein Hauptverdienst des besprochenen Werkes, durch das es sich nicht zum wenigsten das Vertrauen meiner Landsleute erworben hat, ist aber dies, daß es vor Allem die Berechtigung des historisch Gewordenen zu begreifen weiß, und darum, wie es uns vor einem Aufgeben unseres Eisenbahnsystems warnt, ebenso die historisch gewordene Nothwendigkeit des preußischen Staatsbahnsystems rechtfertigt. Gerade diese unparteiische, wissenschaftliche Stellung sichert dem Werke von Kaufmann's über die Eisenbahnpolitik Frankreichs, dessen französische Uebersetzung bald nach seinem Erscheinen von vielen Seiten begehrt wurde und, wie die Zeitungen melden, von dem Inspecteur in unserem Finanzministerium Hamon veranstaltet, demnächst bei Baudry erscheinen wird, dauernd einen ehrenvollen Platz auch in unserer Literatur. Es verdient, ebenso wie neben die Picard'schen Werke über die Eisenbahnen Frankreichs, so auch, wie bereits ein eminenter österreichischer Fachmann (von Weichs-Glon) im „Literarischen Centralblatt" schrieb, an die Seite des besten Werkes über das englische Eisenbahnwesen, das von Professor Gustav Cohn gestellt zu werden.

Paris, im Mai 1898. Georges Blondel.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Juli.

Obgleich es noch an einer abschließenden officiellen Statistik über die jüngsten Reichstagswahlen fehlt, erhellt doch aus der vorläufigen Zusammenstellung der Ergebnisse, daß die Deutsch-Conservativen etwa 138 000, die deutsche Reichspartei etwa 218 000 und das Centrum ungefähr 135 000 Stimmen seit den Wahlen vom Jahre 1893 eingebüßt haben. Andererseits verzeichnen die Nationalliberalen und Socialdemokraten einen beträchtlichen Stimmenzuwachs, ohne daß jedoch diese Verschiebungen auch in der Zahl der erlangten Mandate deutlich zum Ausdrucke kämen. Daß durch die Wahlen eine Orientirung der inneren Politik nach rechts angezeigt worden wäre, läßt sich jedenfalls weder aus der Zusammensetzung des neuen Reichstages noch aus dem Verhältnisse der abgegebenen Stimmen folgern. Zugleich hat sich aber bei den Stichwahlen, bei denen die socialdemokratischen Candidaten in mehr als hundert Wahlkreisen betheiligt waren, gezeigt, daß zunächst keineswegs zu befürchten steht, die Bäume dieser Partei könnten in den Himmel wachsen. Deshalb wäre es auch verfehlt, Symptome im socialen Organismus, wie das Anschwellen der socialdemokratischen Stimmen, etwa durch ein neues Ausnahmegesetz beseitigen zu wollen. Eine ihrer Ziele klar bewußte Regierung wird vielmehr durch eine maßvolle, besonnene Politik mehr erreichen können. Wie Deutschland mit seiner socialen Gesetzgebung jetzt bereits den übrigen Ländern vorangegangen ist, wird es auch in Zukunft des Ausbaues dieser segensreichen Einrichtungen bedürfen, um die Spitzen jeder demagogischen Agitation umzubiegen. Freilich findet man diese nicht bloß im socialdemokratischen Feldlager. Vielmehr kommt es zugleich darauf an, den bestehenden Verträgen volle Achtung zu gewährleisten, sowie zu verhüten, daß die deutsche Industrie beunruhigt und in ihrer gesunden Fortentwicklung gehemmt werde. Auch die internationalen Beziehungen Deutschlands müssen in dieser Hinsicht in Betracht gezogen werden, und diese würden sicherlich Schaden erleiden, wenn ein jäher Abbruch des freundschaftlichen handelspolitischen Verhältnisses zu anderen Ländern erfolgen sollte. Daß aber nicht die wirklichen Interessen eines so wichtigen Factors im Staatsleben wie der Landwirthschaft geschädigt werden sollen, bedarf keines besonderen Hinweises. Nur wird es eben darauf ankommen, alle diese Interessen abzuwägen und mit einander in Einklang zu bringen.

Aber auch Imponderabilien haben auf dem weiten Gebiete der Staatskunst ihre nicht zu unterschätzende Bedeutung. Ist es zunächst rein menschliche Theilnahme, durch die Kaiser Wilhelm II. sich veranlaßt fühlt, den Staatschefs anderer Länder den Ausdruck seiner Sympathie zu übermitteln, sobald diese ein freudiges Ereigniß verzeichnen dürfen oder von einem Unglücksfalle betroffen werden, so darf doch auch als feststehend gelten, daß diese Kundgebungen dazu beitragen müssen, in versöhnlichem Sinne zu wirken. Das Beileidstelegramm, das der deutsche Kaiser

während seiner Nordlandsreise aus Anlaß der tief beklagenswerthen Katastrophe des Passagierdampfers „La Bourgogne“ an den Präsidenten der französischen Republik gerichtet, zeigt ebenso wie die Erwiderung Felix Faure's aufs Neue, daß die Humanität der gemeinsame Boden ist, auf dem alle Nationen sich zusammenfinden und friedlich zusammenwirken können.

Das neue französische Ministerium, an dessen Spitze der radicale frühere Kammerpräsident Brisson steht, mußte sogleich in der Dreyfus-Angelegenheit Farbe bekennen. Da der Civil-Kriegsminister Cavaignac zur Zeit, als er noch einfacher Deputirter war, von der Regierung die Vorlegung der Beweise für die Schuld des ehemaligen Capitäns Dreyfus verlangte, konnte er sich nunmehr selbst nicht der Pflicht entziehen, Belege für seine Ueberzeugung anzuführen. Mit 572 gegen 2 Stimmen hat dann die französische Deputirtenkammer am 7. Juli beschlossen, daß die Rede des Kriegsministers Cavaignac in allen Gemeinden Frankreichs durch öffentlichen Anschlag verbreitet werde. Den von dem Vertreter der Regierung angeführten Documenten kann jedoch dadurch eine größere Beweiskraft nicht verliehen werden, und alle unbefangenen Beurtheiler außerhalb Frankreichs sind bereits darüber einig, daß der dritte und entscheidende Brief eine offenkundige Fälschung ist. Oberstlieutenant Picquart, der frühere Leiter des Informationsbureaus im französischen Kriegsministerium, hat denn auch derselben Ueberzeugung in einem an den Conseilpräsidenten Brisson gerichteten Schreiben Ausdruck verliehen. Er erklärt, daß er in der Lage sei, vor jeder zuständigen Gerichtsbehörde festzustellen, daß von drei in der Rede des Kriegsministers in Betracht gezogenen Schriftstücken die beiden ersten auf Dreyfus nicht anwendbar seien, und das dritte alle Merkmale der Fälschung an sich trage. Die bona fides des Kriegsministers wird dadurch in keiner Weise berührt; vielmehr betont Oberstlieutenant a. D. Picquart: „Es wird dann offenkundig zu Tage treten, daß die Gutgläubigkeit des Kriegsministers getäuscht wurde, und daß dies übrigens bei allen Denen der Fall war, die an den Werth der ersten beiden Schriftstücke und an die Echtheit des letzten geglaubt haben.“

In Deutschland konnte es von Anfang an auch nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß dieser dem früheren deutschen Militärattaché in Paris zugeschriebene Brief, dessen Adressat der frühere italienische Militärattaché Oberst Panizzardi sein sollte, gefälscht war. Auch wurde in der officiellen Erklärung, die der deutsche Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Staatsminister von Bülow, in der Budgetcommission des deutschen Reichstages abgegeben, mit aller Bestimmtheit hervorgehoben, daß kein deutsches Organ irgend welche Beziehungen mit Dreyfus unterhalten habe. Sicherlich ist die Rechtspflege eine innere Angelegenheit jedes Staates; sobald aber ein höherer deutscher Officier in die Dreyfus-Angelegenheit hineingezogen wurde, rechtfertigte sich in vollem Maße die vom deutschen Staatssecretär abgegebene Erklärung. Indessen bezog das Dementi sich nur auf den früheren Capitän Dreyfus, nicht aber auf den Commandanten Esterhazy. Dieser ist am 13. Juli unter der Anschuldigung der Fälschung und der Verwendung gefälschter Schriftstücke verhaftet worden. Allerdings bezieht sich diese Anschuldigung zunächst nicht auf den vom Kriegsminister in der Deputirtenkammer verlesenen dritten Brief. Für die in Frankreich herrschende Rechtsverwirrung bezeichnend ist aber die Thatsache, daß auch Oberstlieutenant Picquart an demselben Tage auf Grund des „Spionagegesetzes“ verhaftet worden ist. Der Gerichtshof von Versailles hat wenige Tage später, am 18. Juli, Emile Zola wegen des viel erörterten Briefes in der „Aurore“ mit der Ueberschrift: J'accuse! zu einem Jahre Gefängniß und 3000 Francs Geldstrafe verurtheilt. Zola und dessen Vertheidiger hatten sich aus dem Gerichtssaale zurückgezogen, weil ihr Antrag, der sich auf den Zusammenhang zwischen den Affairen Dreyfus und Esterhazy bezog, abgelehnt worden war. Wiederum wird nun der Cassationshof entscheiden, dessen Berichterstatter im ersten Zola-Processe einen solchen Zusammenhang anerkannt hatte.

Fand das radicale Ministerium Brisson-Cavaignac in Frankreich bei den gemäßigteren Elementen, insofern die allgemeine Politik in Betracht kam, eine wenig günstige Aufnahme, so hat das neue italienische Cabinet Pelloux, durch das die Regierung Rudini's abgelöst wurde, sich sogleich eine starke Mehrheit gesichert. Nur bei der winzigen Gruppe der Rechten durfte der Senator General Pelloux, der sich selbst der Linken zuzählt, von Anfang an nicht auf Unterstützung rechnen. Die Loyalität der ministeriellen Erklärung, mit der das neue Cabinet sich dem Parlamente vorstellte, wurde aber selbst von Seiten der Socialisten und der Republikaner anerkannt. Allerdings versicherte General Pelloux, daß das Ministerium alle Diejenigen als seine Freunde anerkenne, die es sein wollen, jedoch unter der Bedingung, daß sie es ohne Hintergedanken, ohne Zweideutigkeiten, sowie aufrichtig den bestehenden Einrichtungen ergeben seien. Zugleich betonte der Ministerpräsident, daß nur die Parteien, die außerhalb der Gesetze stehen und diese bekämpfen, an ihm einen offenen und entschiedenen Gegner finden würden. Vor Allem wird es in Italien nunmehr darauf ankommen, die Wunden zu heilen, die durch die traurigen Vorgänge kurz vor dem Rücktritte Rudini's verursacht worden sind. An dem besten Willen fehlt es der neuen Regierung nicht, und sie darf sich auch der Unterstützung der Mehrheit des Parlamentes versichert halten.

Weit weniger hoffnungsvoll, ja geradezu trostlos ist die Lage Spaniens, zumal da nicht nur dessen Colonialbesitz gefährdet ist. Durch die Vernichtung der Flotte des Admirals Cervera vor Santiago de Cuba hat der amerikanisch-spanische Krieg allem Anscheine nach eine entscheidende Wendung erhalten. Ist früher in der „Deutschen Rundschau" hervorgehoben worden, daß das spanische Landheer demjenigen der Vereinigten Staaten überlegen sei, so ist diese Auffassung durch den Verlauf des Feldzuges bisher bestätigt worden. Es kann jedoch kein Zweifel darüber obwalten, daß alle Tüchtigkeit seiner Armee Spanien nicht mehr von dem endgültigen Erliegen bewahren kann, nachdem zunächst in den Gewässern der Philippinen die von dem Admiral Montojo befehligte Flotte und dann vor Santiago de Cuba das aus den besten spanischen Schiffen zusammengesetzte Geschwader zerstört worden sind. Allerdings verfügt der Oberbefehlshaber der spanischen Expeditionstruppen auf Cuba, General Blanco, noch über stattliche Streitkräfte; allein diese sind nunmehr ohne jede Verbindung mit dem Mutterlande. Die amerikanische Kriegsleitung könnte daher auf alle militärischen Operationen auf Cuba verzichten und brauchte nur die Blockade der Häfen in aller Strenge durchzuführen, um des Erfolges ohne Schwertstreich sicher zu sein. Durch die klimatischen Unbilden der gegenwärtigen Regenzeit und den Mangel an Lebensmitteln würden die spanischen Truppen weiter geschwächt und decimirt werden, abgesehen davon, daß sie der von den Aufständischen fortgeführte Guerillakrieg auch in Zukunft in steter Unruhe erhalten würde. Andererseits befinden sich die Amerikaner nunmehr in der günstigeren Lage, die sie nur dadurch gefährden könnten, daß sie sich auf gewagte Operationen zu Lande einließen. Bei Santiago hatten sie freilich ihre „Fahnenehre" bereits so weit engagirt, daß es schwer gehalten haben würde, sich zurückzuziehen. Nach der nunmehr vollzogenen Uebergabe dieser Stadt könnte es ihnen jedoch verhängnißvoll werden, einen Eroberungszug durch die ganze Insel zu unternehmen. Mußten sie doch bereits bei dem ersten erfolglosen Sturme auf Santiago erfahren, mit welchem Muthe die Spanier fochten. Die Fortführung des Landkrieges wäre also auch im Hinblick auf das gelbe Fieber und andere klimatische Krankheiten für die Vereinigten Staaten mit den größten Opfern verbunden, während eine effective Blockade der Hauptstadt Habana und der übrigen Häfen vielleicht nicht allzu rasch, aber doch mit Sicherheit zum Ziele führen würde.

Daß das Ersatzgeschwader, über das Spanien noch verfügte, sich nach den Philippinen begeben sollte, war eine weitere Unbegreiflichkeit unter den vielen, durch die die Madrider Regierung bereits im Verlaufe des Krieges überraschte. Daß Admiral Camara unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht nach den

cubanischen Gewässern entsendet wurde, erscheint wohl verständlich, da doch den spanischen Kriegsschiffen unzweifelhaft dasselbe Schicksal bereitet worden wäre, wie dem Geschwader Cervera's. Auch ist die Ueberlegenheit der amerikanischen Flotte in Bezug auf Material und Führung so offenkundig, daß es von Seiten der Spanier widersinnig wäre, sich auf offener See dem Gegner zu stellen. Dagegen durfte sich das Geschwader des Admirals Camara aus den spanischen Gewässern nicht entfernen oder mußte vielmehr unverzüglich dorthin zurückkehren, nachdem die Absicht der Regierung der Vereinigten Staaten bekannt geworden war, eine Anzahl Kriegsschiffe mit dem Auftrage, spanische Häfen zu bombardiren, abgehen zu lassen. Im letzten Augenblicke ist dann auch das spanische Ersatzgeschwader zurückberufen worden. Allerdings entfernt sich andererseits das amerikanische Geschwader weit von seiner Operationsbasis; allein es darf dies ohne große Gefahr thun, da die spanischen Kriegsschiffe unter dem Befehle des Admirals Camara und ein neu zu bildendes Geschwader sich kaum noch als ernsthaft in Betracht zu ziehende Factoren erweisen werden.

Auf eigene Wahrnehmungen gestützt, möchten wir darauf hinweisen, daß die Spanier selbst ihre erste Handelsstadt Barcelona keineswegs durch das Fort des Montjuich für genügend geschützt erachten. Sollten nun in der That amerikanische Kriegsschiffe vor Barcelona erscheinen, so ließe sich gar nicht absehen, welche Folgen das Bombardement dieser Stadt haben würde. Eine der eigenthümlichsten Ironien der Weltgeschichte wäre es aber, wenn die unmittelbar am Hafen gleichsam Wacht haltende Bildsäule des Entdeckers Amerika's das erste Ziel der feindlichen Schiffskanonen bilden sollte. Da die Hauptstadt Cataloniens befestigt ist, wäre das amerikanische Geschwader nach Völkerrecht befugt, den Platz zu beschießen. Nur darf nicht übersehen werden, daß Barcelona als Centrum der spanischen Industrie seit Jahren schon englische, französische, deutsche und andere Handelshäuser aufweist, so daß nicht bloß spanische Interessen dort in Betracht kommen.

Unmittelbar nach der Vernichtung des Geschwaders des Admirals Cervera mußte die Frage aufgeworfen werden, ob nicht jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, in dem Friedensverhandlungen geboten erschienen. Für den spanischen Nationalstolz bezeichnend ist nun, daß, abgesehen von dem industriereichen Catalonien, von der Bevölkerung zunächst ganz allgemein die Fortführung des Krieges verlangt wurde. Insbesondere waren es aber die Heerführer auf Cuba, die diesen Standpunkt vertraten, und der Oberbefehlshaber der Expeditionstruppen, Marschall Blanco, erwiderte auf das telegraphische Ersuchen des Erzbischofs von Santiago um Uebergabe der Stadt: „Capitulation unmöglich. Wir müssen sterben, wir ergeben uns nicht; wir sind die Nachkommen der Vertheidiger von Gerona und Zaragoza." Es war im spanischen Freiheitskriege, daß sowohl Gerona, als auch die offene Hauptstadt von Aragón sich Monate hindurch gegen die französische Armee vertheidigten, bis sie dann durch Hunger und Pest genöthigt wurden, sich zu ergeben. Tag und Nacht hatte der Häuserkrieg in Zaragoza gewährt, nachdem die Franzosen bereits durch drei Breschen eingedrungen waren. Seit jener Zeit führt Zaragoza den Beinamen: siempre heroica, „das stets heldenmüthige", und das Wort: hasta la ultima tápia, „bis zur letzten Wand" bezeichnet sinnbildlich die Entschlossenheit, mit der dieser „Häuserkrieg" damals geführt wurde. Die Uebergabe Santiagos erfolgte denn auch erst, als die Einschließung der Stadt keine Hoffnung mehr zuließ und der Mangel an Lebensmitteln die weitere Vertheidigung nutzlos machte. Durch die Erweisung der militärischen Ehren beim Abzuge der Spanier haben die Amerikaner deren Tapferkeit anerkannt, indem sie zugleich sich selbst ehrten.

Jenseits der Pyrenäen wird man sich nicht verhehlen können, daß die Existenz Spaniens auf dem Spiele steht, wenn der Krieg bis aufs Aeußerste fortgeführt wird. Nicht nur seine Colonien würde das schwergeprüfte Land einbüßen, sondern auch die am meisten blühenden Städte des Mutterlandes wären dann bedroht. Immer höher müßten die Kriegskosten anwachsen, die Spanien selbst zu

tragen hat, und die von den Vereinigten Staaten als Entschädigung gefordert werden würden. Der vollständige finanzielle und wirthschaftliche Ruin des Landes wäre also die unmittelbare Folge eines falsch verstandenen Heldenmuthes, der vielmehr als Halsstarrigkeit erscheinen müßte. Als auf der pyrenäischen Halbinsel Zaragoza mit nie versagendem Muthe gegen die Franzosen vertheidigt wurde, galt es eben, den Freiheitskampf zu führen. Auf Cuba und den Philippinen ist das Schicksal Spaniens ohnehin besiegelt. Sicherlich wird sich diese Ueberzeugung auch in den maßgebenden Kreisen Madrids Bahn brechen müssen, wenn nicht Alles verloren sein soll, mit Ausnahme der Ehre.

Mittel und Wege, Friedensverhandlungen herbeizuführen, werden sich wohl finden lassen, und wenn das Selbstgefühl der Spanier nicht zulassen sollte, sich unmittelbar an die Regierung der Vereinigten Staaten zu wenden, so fehlt es doch unter den europäischen Großmächten nicht an solchen, die ihre guten Dienste bereitwillig zur Verfügung stellen würden. Auch der Papst wäre sicherlich bereit, die Vermittlerrolle zu übernehmen. Vielleicht würde diese Lösung sich sogar am meisten empfehlen, weil in dem katholischen Spanien die päpstliche Autorität in hohem Maße anerkannt wird. Zugleich wäre auf diese Weise eine andere Gefahr beseitigt, die den inneren Einrichtungen Spaniens, der Monarchie Alfonso's XIII. droht. Obgleich wir uns bei mehrfach wiederholten Besuchen der baskischen Provinzen in den letzten Jahren überzeugen konnten, daß das Ansehen des Don Carlos keineswegs gewachsen ist, darf doch nicht in Abrede gestellt werden, daß die Carlisten in einzelnen Provinzen über eine gute Organisation verfügen. Könnten daher bei der Bevölkerung die Friedensverhandlungen mit den Vereinigten Staaten und später der Friede selbst in eine dem gegenwärtigen Königthume ungünstige Beleuchtung gerückt werden, so wäre ein Putsch nicht ausgeschlossen.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß der frühere Oberbefehlshaber auf Cuba, General Weyler, der sich in jüngster Zeit angelegen sein ließ, auch mit den Carlisten Beziehungen zu unterhalten, in dem Rufe steht, ein pronunciamiento nicht unbedingt von der Hand zu weisen. Ebenso fehlt es in den Cortes nicht an Elementen, die wohl geneigt wären, eine Veränderung der bestehenden Einrichtungen hervorzurufen. Hierbei braucht nicht bloß an die Republikaner erinnert zu werden, sondern auch die Carlisten der Deputirtenkammer kommen in Betracht. So ließ am 7. Mai d. J. der Abgeordnete Mella bereits, an ein Bibelwort anknüpfend, die Drohung vernehmen: „Wehe dem Volke, das in diesen traurigen Stunden schrecklicher Todesangst, als ob ein göttlicher Fluch es belaste, von einem Kinde und einer Frau beherrscht wird." Damals erregten diese Worte in den Cortes allerdings große Entrüstung, auch wurde der Carlist Mella mit aller Schärfe zurechtgewiesen. Sollte es dem Don Carlos und dessen Anhängern jedoch gelingen, die Unzufriedenheit im Lande zu schüren, so würden aufrührerische Reden im Stile der früheren Ausführungen des Deputirten Mella einen fruchtbareren Boden finden.

Bezeichnend ist ferner, daß Don Carlos bereits verbreiten läßt, er und sein Anhang würden aus der bisher beobachteten Zurückhaltung heraustreten, wenn der Krieg nicht mit aller Entschiedenheit fortgeführt werden sollte. Der Prätendent zählt nun gerade unter der Geistlichkeit viele Parteigänger, und es war in Spanien offenes Geheimniß, daß insbesondere der frühere Cardinal-Erzbischof von Toledo ganz auf Seiten der Carlisten stand. Da nun Papst Leo XIII. der Königin-Regentin Marie Christine und dem Könige Alfonso XIII. seine Sympathien widmet, würde auch durch seine Vermittlung im Sinne von Friedensverhandlungen dem carlistischen Ansturme die Spitze abgebrochen werden können. Nicht nur, daß die Geistlichkeit dann verhindert wäre, für Don Carlos oder dessen Sohn, Don Jaime, Partei zu ergreifen, würden auch alle schwankenden Elemente der Bevölkerung das vom Papste ausgegebene Losungswort anerkennen.

Obgleich Deutschland im Verlaufe des amerikanisch-spanischen Krieges vollständige Neutralität beobachtete, hat es doch nicht an Verdächtigungen und Aus-

streuungen gefehlt, die darauf abzielten, bald die guten Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu stören, bald in Spanien Mißtrauen zu erwecken. So wurde die Thatsache, daß die deutsche Regierung eine Anzahl Kriegsschiffe nach den Philippinen entsendete, um dort den Schutz der deutschen Staatsangehörigen und die Wahrung deutscher Interessen zu ermöglichen, in dem Sinne gedeutet, als ob Deutschland die Absicht hegte, von dem Archipel oder einem Theile Besitz zu ergreifen. Mit aller Entschiedenheit hat sich die deutsche Regierung gegen diese ihr zugeschriebenen Absichten verwahrt. Die Gerüchte tauchten aber stets wieder in neuen Lesarten auf, und der „New York Herald" ließ sich aus Manila vom 25. Juni melden, von höchster spanischer Autorität werde versichert, daß Spanien die Joloinseln, insbesondere die Hauptinsel Sulu an Deutschland abgetreten habe, das dafür die Autonomie der übrigen Inseln des Philippinen-Archipels unter spanischer Schutzherrschaft aufrecht erhalte. Auch diese Version beruht auf Erfindung und war lediglich geeignet, das Mißtrauen der Unionsregierung wachzurufen.

Um so erfreulicher war daher die Ansprache, die der Botschafter der Vereinigten Staaten in Berlin, Mr. A. D. White, bei der Feier des amerikanischen Unabhängigkeitsfestes in Leipzig hielt. Er betonte ausdrücklich, daß die deutsche Regierung nicht bloß in durchaus loyaler Weise ihre Neutralität bewahrt, sondern auch, sobald sie, ohne diese zu verletzen, um eine Gefälligkeit ersucht worden sei, diese unverzüglich erwiesen habe. Andererseits mußten sich die Spanier in ihren Erwartungen täuschen, falls sie von Deutschland etwa eine Intervention zu ihren Gunsten erhofft haben sollten. Abgesehen von dem Interesse der deutschen Regierung an der Erhaltung des Weltfriedens, konnte diese auch nicht einen Augenblick eine Einmischung in den amerikanisch-spanischen Conflict, gleichviel in welcher Form, in Erwägung ziehen. Die Versuche, Unfrieden zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu stiften, werden in erfreulichster Weise von William Vocke in einer vortrefflichen kleinen Schrift: „The relations of the people of the United States to the English and the Germans" charakterisirt und energisch zurückgewiesen. William Vocke, der ein guter Amerikaner ist, erweist sich zugleich von Neuem, seiner Abstammung getreu, als ein echter Freund Deutschlands. Möge auch für die Regierung der Vereinigten Staaten George Washington's Ausspruch vorbildlich sein, der an die Spitze der Schrift Vocke's gestellt ist: „Observe good faith and justice toward all nations and cultivate peace and harmony with all!" Wohl betheiligte sich Deutschland ebenso wie die übrigen europäischen Großmächte an dem gemeinsamen Schritte in Washington, um eine friedliche Lösung herbeizuführen, von irgend welchem vereinzelten Vorgehen konnte aber gar nicht die Rede sein. Auch braucht nur auf die wichtigen Handelsinteressen Deutschlands in den Vereinigten Staaten, nicht minder auf den hohen Procentsatz der dort lebenden deutschen Bevölkerung hingewiesen zu werden, um zu zeigen, daß die Politik der deutschen Regierung in vollem Einklange mit der vom Botschafter White entwickelten Auffassung steht. Daß zugleich dem Heldenmuthe der spanischen Streitkräfte zu Wasser und zu Lande von der deutschen Bevölkerung Sympathien nicht versagt werden, kann in den Vereinigten Staaten um so weniger überraschen, als dieser Heroismus bei den amerikanischen Befehlshabern selbst Anerkennung gefunden hat.

Literarische Rundschau.

Ferdinand Cohn.

[Nachdruck untersagt.]

Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik. Von Dr. Ferdinand Cohn. Zweite, vermehrte Auflage. Breslau, J. U. Kern's Verlag. 1896/97.

Seitdem ich die Freude hatte, Ferdinand Cohn's botanische Vorträge den Lesern der „Deutschen Rundschau" das erste Mal anzuzeigen[1]), ist fast ein halbes Menschenalter dahin gegangen. Die erste Auflage bildete einen Band, die zweite tritt uns in zwei stattlichen Bänden entgegen, ein Zeichen der ernsten Arbeit des Verfassers, den von ihm vorgetragenen Stoff zu erweitern und zu vertiefen; aber auch ein Ausdruck des Wachsthums unserer wissenschaftlichen Kenntnisse seit jener Zeit. Die Zahl der Essays ist um drei vermehrt worden („Lebensfragen", „Jean Jacques Rousseau als Botaniker", „Die Orchideen"), während der letzte Abschnitt der ersten Auflage („Die Gärten in alter und neuer Zeit") in der zweiten Auflage fortblieb. Dafür hat diese aber in einer großen Zahl durchweg vortrefflicher Abbildungen eine werthvolle Bereicherung erfahren.

Cohn's meisterhafte Schilderungen liefern meines Erachtens einen entscheidenden Beitrag zur Beantwortung der Frage, ob die Wissenschaft um ihrer selbst willen oder für die Menschen im Allgemeinen da ist. Für mich und für Viele ist dies nie eine Frage gewesen, aber Andere halten hartnäckig daran fest, daß die Wissenschaft in ihren Tempeln zu bleiben habe und nur an den Quellen aufgesucht werden solle; wer das dafür erforderliche Rüstzeug nicht besitze, möge ihr fern bleiben. Solche Stimmen verurtheilen gemeinverständliche Darstellungen oder machen doch aus ihrer Geringschätzung derselben kein Hehl. Dem gegenüber müssen wir, wie ich glaube, es als ein gutes Recht der Gebildeten und der nach allgemeinerer Bildung trachtenden Menschheit geltend machen, auch ihren Antheil an der fachmännischen Arbeit der Gelehrten und an ihren Errungenschaften zu erhalten. Der entgegengesetzte Standpunkt ist ein engherziger. Er sucht das wissenschaftliche Gut als Besitz einer Zunft zu erhalten. Zu rechtfertigen sucht man diese Anschauungsweise durch den Hinweis auf die vielen leichtfertigen und zum Theil irreführenden populären Darstellungen, die manche Gebiete der Naturwissenschaften in den letzten fünfzig Jahren erfahren haben, und deren Schaden zweifellos größer gewesen ist als ihr Nutzen. Allein der Mißbrauch einer guten Sache darf doch nicht hindern, den richtigen Gebrauch davon zu machen, und die gemeinverständlichen Arbeiten eines Liebig, Faraday, Helmholtz, K. E. von Baer und Ferdinand Cohn legen beredtes Zeugniß davon ab, daß gute Populariſirungen der Naturwissenschaften nicht nur möglich sind, sondern auch eine werthvolle Bereicherung unserer Literatur bilden, für die wir jenen Meistern zu hohem Dank verpflichtet sind. Denn die

[1]) Deutsche Rundschau, 1883, Bd. XXXIV, S. 154 ff.

Aufgaben, welche sie sich stellten, waren keine leichten; es ist viel schwieriger, ein naturwissenschaftliches Problem in einer Form darzustellen, die auch dem nicht fachmännisch gebildeten Leser verständlich ist, als in den Ausdrücken und mit all' den Voraussetzungen einer fachwissenschaftlichen Abhandlung.

Cohn's Leistungen auf dem Gebiete klarer und anschaulicher Schilderung verdienen die höchste Anerkennung. Niemand, der einiges Interesse für Botanik besitzt, wird dies Buch ohne Genuß und Belehrung aus der Hand legen. Jeder einzelne Abschnitt ist ein in sich gerundetes Kunstwerk. Der Verfasser verfügt über eine reiche Palette, und er macht von ihren Farben den liebenswürdigsten Gebrauch. Mag er uns in seinen Studien über Goethe und Rousseau diese Männer in ihrer Beschäftigung mit den Pflanzen vorführen und damit interessante Blätter aus der Geschichte der Wissenschaft entrollen, mag er im Pflanzenleben der Hochsee, der Tundren und des Urwaldes einen Begriff von der Mannigfaltigkeit der Pflanzendecke des Erdballs geben oder den feinsten und allen Organismen gemeinsamen Lebensvorgängen nachspüren, immer ist er ein sicherer, zuverlässiger Führer, der zugleich die Kunst versteht, den Leser in Spannung zu halten und von einer Ueberraschung zur anderen zu führen. Die jedem Essay beigegebenen Erläuterungen sind dankenswerthe Hinweise auf die Fachliteratur, die weiter strebenden Lesern willkommen sein werden.

Nach Inhalt und Form darf man Cohn's Pflanze den hervorragenden Erscheinungen unserer Literatur zurechnen. Die Freunde des Buches werden durch die neue Auflage sicherlich vermehrt werden, Widersacher dürften ihm schwerlich erstehen. Jedem aber, der ein Herz für die „Scientia amabilis" besitzt, kann das schöne Werk nur auf das Wärmste empfohlen werden.

Die Tinte, mit der vorstehende Anzeige geschrieben, war kaum getrocknet, da brachte, ein Blitz aus heiterstem Himmel, der Telegraph die Kunde vom plötzlichen Hinscheiden Ferdinand Cohn's. In rüstiger Kraft des Leibes und der Seele war am 25. Juni der Siebzigjährige einem Herzschlage erlegen. In die tiefe Wehmuth dieser Trauernachricht, in die stumme Frage, warum der Tod mit rauher Faust ein Leben knicken mußte, von dem wir noch manche Gabe erhoffen durften, mischt sich der Trost, daß ein Menschenleben erst wahrhaft zu preisen ist, wenn ein schöner Abschluß dasselbe verklärt. Und welches Ende kann schöner sein, als schmerzlos und schnell aus der Vollkraft zu scheiden, wenn man auf ein ganzes Leben im Sinne des Psalmisten, auf eine reiche Arbeit und eine köstliche Ernte zu schauen vermag?

Cohn's ganzes Dasein war seiner Wissenschaft gewidmet, er hat in vorderster Reihe gestanden unter den Werkleuten, auf die das zur Neige gehende Jahrhundert zurückblickt. Unser Wissen von der Zelle, von der Fortpflanzung, von den Bakterien, deren Kenntniß so gewaltig in die Zeitgeschichte eingreift, ruht zum wesentlichen Theil auf Fundamentsteinen, die Cohn gelegt hat. Viele Hunderte von Schülern blicken in unversiegbarer Dankbarkeit auf den Meister des Wortes, der ihre Seele zu packen wußte und sie nicht losließ, bis sie ihm angehörten. Und wo es die Anregung und Pflege eines großen wissenschaftlichen Unternehmens galt, stand er in vorderster Reihe; sein Name über der Kryptogamenflora Schlesiens ist ein unvergänglicher Denkstein seines Waltens in der heimathlichen Provinz, die ihm vor Allem theuer war. Hoch ist ihm ebenfalls anzurechnen, daß er nicht verschmähte, sein Wissen und Denken auch für Fernerstehende zu gestalten und weitesten Kreisen zugänglich zu machen; gerade die Leser der „Deutschen Rundschau", zu deren treuesten Mitarbeitern von Anfang an er gehörte, werden es ihm Dank wissen und gerne vernehmen, daß eine letzte Arbeit von ihm, „Die Pflanzen in der bildenden Kunst", in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift erscheinen wird.

Cohn war nicht nur Naturforscher, er war auch Künstler, Künstler in der ganzen Auffassung des Geisteslebens, an dem er Theil hatte, Künstler vor Allem in der Feinheit und Macht seiner Darstellung. Seine Kenntnisse ragten weit über den Rahmen seiner Fachwissenschaft hinaus. Es genügte ihm nicht, Virtuose auf einem eng umschränkten Gebiete zu sein, sein reger Geist suchte die ganze Erscheinungswelt zu umspannen und zu verstehen, so weit ein Einzelner das vermag: nichts Menschliches war ihm fern. Jeder aber, der das Glück und die Freude hatte, persönlich ihm näher zu treten, mußte ihn schätzen und lieben; ich kann nicht glauben, daß er Feinde gehabt hat. Jedenfalls war seine anima candida solchen unnahbar.

Uns aber, die wir sein Grab umtrauern, steht es fest, daß, so lange es eine Wissenschaft der Botanik geben wird, man auf den Blättern ihrer Geschichte den Namen Ferdinand Cohn's mit Achtung und Auszeichnung nennen wird.

J. Reinke.

Stanley und Emin Pascha.

[Nachdruck untersagt.]

I. Stanley. Von Paul Reichard. (In der Sammlung von „Geisteshelden" herausgegeben von Anton Bettelheim. Band XXIV.) Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1897.

Reichard, der selbst 5 1/2 Jahre lang im Inneren Afrikas im Dienste der Wissenschaft gestanden hat, zeigt sich in der anziehend und mit reicher Sachkenntniß geschriebenen Lebensbeschreibung Stanley's als ein unbefangener Beurtheiler des im Kampfe der Meinungen so viel gefeierten und zugleich so tief herabgewürdigten Mannes. Er enthüllt manches schwarze Blatt aus dem merkwürdigen Leben des yankeehaft anmaßenden, wenig gebildeten und uns Deutschen keineswegs freundlichen Emporkömmlings, aber er verkennt auch nicht seine ungewöhnlichen Leistungen und Verdienste, seine bewundernswürdige Unerschrockenheit und Thatkraft. Selten hat sich in der Geschichte ein Mann aus kleinen Verhältnissen so kräftig zu achtunggebietender Höhe herausgearbeitet wie Stanley, der ehemalige Armenhauszögling, Schafhirt, Schullehrergehülfe und Ladendiener, der einstige Schiffsjunge, Streichhölzer- und Zeitungsverkäufer, dessen Herkunft lange Zeit in dichtestes Dunkel gehüllt war und von ihm selbst geflissentlich verschleiert wurde, indem er durch Geheimhaltung seines eigentlichen Namens (John Rowland) und des Ortes seiner niedrigen Geburt (Denbigh in Wales) die Welt in dem Irrthum ließ, daß er ein Amerikaner sei. Stanley's Erfolge wurden sehr durch die Gunst äußerer Umstände erleichtert; er ist fast ohne eigenes Hinzuthun auf die ruhmvolle Bahn des Entdeckers gedrängt worden, und seine Auftraggeber, die Besitzer des „New York Herald" und des „Daily Telegraph", später auch der König von Belgien Leopold II. und das Comité d'Études du Haut Congo haben ihn für seine Reisen mit fürstlichen Mitteln ausgestattet. Dennoch hätte er ohne den unbändigen persönlichen Thatendrang und ohne den weitschauenden Blick, der ihn auszeichnet, das von ihm vollbrachte Riesenwerk nicht auszuführen vermocht. Seine mühevolle Reise zur Auffindung Livingstone's, seine großartigen, epochemachenden Entdeckungszüge im Congogebiet, die von so hervorragender politischer Tragweite waren, und die gefährliche Expedition zur Errettung Emin Pascha's, die allerdings, wie ein großer Theil seiner afrikanischen Thätigkeit, durch geschäftliche Speculationen in ein wenig günstiges Licht gestellt ist, behandelt Reichard in ausführlichen Capiteln; er vergleicht die großen Entdeckungszüge Stanley's mit dem Werk des großen Columbus und zeigt eine Reihe stark hervortretender Aehnlichkeiten in dem Leben

beider Männer, in ihren guten und schlimmen Eigenschaften, in der Größe ihrer Erfolge und in der Wirkung ihrer Leistungen. Ein Capitel über Stanley und die Wissenschaft zeigt den kühnen Entdecker in einem wenig erbaulichen Verhältniß zu der wissenschaftlichen Forschung, auf die er in seiner maßlosen Ueberhebung mit souveräner Verachtung herabsieht; oft genug hat er sich dadurch in lächerlichster Weise bloßgestellt, seine Karten und Aufzeichnungen wimmeln von gröbsten Fehlern, und wo er selbst in seinen Berichten sich den Anschein gibt, wissenschaftlich zu sein, spricht der Mann, dem die Wissenschaft so unendlich viel zu verdanken hat, meist nichts als unwissenschaftlichen Unsinn. Stanley's Verdienst liegt in der durch ihn angeregten kräftigen Neubelebung der Afrikaforschung, in die sein rücksichtsloses und oft gewaltthätiges Vorgehen ein vollkommen neues System gebracht hat, das leider nur zu viele traurige Auswüchse zeitigte. Als Mensch wird der luxuriöse Reisende, der jetzt, seit 1890 mit Miß Tennant verheirathet, als Mitglied des englischen Parlamentes auf seinen Lorbeeren und Schätzen ausruht, als ein reclamehafter, wenig einnehmender, zugeknöpfter und unberechenbarer Charakter geschildert. Mit dem bewegten abenteuerlichen Theil seiner Laufbahn scheint der vom Glück so sehr verwöhnte, jetzt 57 Jahre alte Mann nunmehr abgeschlossen zu haben.

II. Emin Pascha. Eine Darstellung seines Lebens und Wirkens mit Benutzung seiner Tagebücher, Briefe und wissenschaftlichen Aufzeichnungen von Georg Schweitzer. Mit einer Karte, acht Porträts und einer Anzahl Autographien. Berlin, Hermann Walther. 1898.

Das compendiöse Buch, das eine übersichtliche Karte von Ostafrika und dem Congogebiet enthält und von dem bekannten Orientmaler Max Rabes am Kopf und Fuß der einzelnen Capitel mit hübschen und stimmungsvollen Zeichnungen ausgestattet ist, stammt aus der Feder von Emin Pascha's Vetter, der zugleich Vormund von Emin's einzigem Kinde, seiner Tochter Ferida, ist. Mit zahlreichen Auszügen aus Emin Pascha's Aufzeichnungen versehen, gibt es ein wahrheitsgetreues Bild des liebenswürdigen Afrikaforschers, der in seiner selbstlosen Hingebung an die Wissenschaft und die von ihm übernommenen civilisatorischen Aufgaben so vortheilhaft von seinem Erretter Stanley und den Colonialrowdies berüchtigten Angedenkens absticht, die den Spuren des Letzteren gefolgt zu sein scheinen. Die Erzählung Schweitzers begleitet den unsteten und abenteuerlichen Lebensgang ihres Helden von seinen schlesischen Anfängen in Neiße bis zu der Ermordung des Zweiundfünfzigjährigen, der im October 1892 im Congogebiet der Wuth arabischer Sklavenhändler zum Opfer fiel. Ein reger Sinn für Alles, was mit der Natur zusammenhängt, zeichnete schon den Knaben aus, und als nach den Breslauer und Berliner Universitätsjahren, die nur kurz gestreift werden, der junge Doctor der Medicin Eduard Schnitzer in türkische Dienste trat, wurde er in seiner neuen Umgebung, wo er den Namen „Emin Pascha" annahm, durch die ungemeine Leichtigkeit, mit der er sich die orientalischen Sprachen aneignete, rasch heimisch. Nach mancherlei Irrfahrten im Orient fand Emin Pascha im Inneren Afrika's, wo er im Auftrage des Chedive von Aegypten die Aequatorialprovinz verwaltete, seinen eigentlichen Wirkungskreis.

Der berühmteste Vorgänger Emin Pascha's auf diesem Posten war der später in Chartum ermordete General Gordon. Emin setzte das von diesem begonnene Werk fort, bekriegte die Sklavenhändler und legte Stationen an; ihm gelang es, das obere Nilgebiet bis an die Aequatorialseen auf eine bis dahin nicht gekannte Stufe gesicherter Ordnung und blühenden Wohlstandes zu heben. Das Verdienst, das Emin Pascha sich als Gouverneur der Aequatorialprovinz erworben hat, wird durch den Umstand nicht vermindert, daß unter dem Ansturm der Mahdisten und der Ohnmacht der ägyptischen Regierung seine Schöpfung wieder verfiel. Emin

Pascha rottete in dem ihm anvertrauten Gebiet die Sklaverei völlig aus und schürte dadurch unbewußt den Brand, der in dem Mahdistenaufstand so verheerend aufloderte. Die Mohammedaner, und insbesondere die sudanesischen Mohammedaner, betrachten die Sklaverei als eine durch ihren Glauben geheiligte Einrichtung, die ihnen nebenbei eine reichliche Einnahmequelle eröffnet. Die äußerst barbarische Form des Islam, die im Sudan verbreitet ist, und die Feindseligkeit der Natur selber, die sich in Pflanzen- und Thierwelt ausprägt, sind die feindlichen Mächte, die das Eindringen europäischer Cultur in das Gebiet erschweren. Hier strecken die Acazien ihre Dornen dem Fremdling abwehrend entgegen, und ebenso erfüllt die Gemüther der Eingeborenen unversöhnlicher Fremdenhaß, der neben religiösem Fanatismus die Haupttriebfeder der Mahdistenbewegung ist. Der glückliche Friede, den die Sudanbevölkerung unter Emin Pascha's Verwaltung genoß, ist wie ein kurzer Frühlingstraum schnell wieder verflogen.

Der Verfasser theilt einen ausführlichen Bericht Emin's über die natürlichen Hülfsquellen der Aequatorialprovinz mit. Der Hauptreichthum des äquatorialen Sudan besteht in seinen Elfenbeinschätzen. Der Handel mit Elfenbein ist Regierungsmonopol, und deshalb werden von Privatgesellschaften keine Elephantenjagden veranstaltet. Die Elephanten werden infolge dessen verhältnißmäßig geschont und sind in der Aequatorialprovinz überaus zahlreich. Straußen- und Bienenzucht spielen eine nicht unerhebliche volkswirthschaftliche Rolle. An Metallen ist bisher nur Eisen in ziemlichen Mengen gefunden worden, das auch im Lande verarbeitet wird. Emin Pascha hat sich erfolgreich bemüht, den Anbau von Kornfrüchten zu fördern, und das Getreide für die Alkoholbereitung nutzbar zu machen. Gegen alle Ausbeuter führte er einen unerbittlichen Kampf; die Dongolaner, die meist als Sklavenhändler das Land durchzogen oder in den Dörfern als Amtsvorsteher sich häufig Erpressungen zu Schulden kommen ließen, wurden nach Chartum zurückgebracht. Emin Pascha schob gegen Gordons Wunsch die Grenzen seiner Provinz nach Süden vor, knüpfte mit den despotischen Häuptlingen der Negerreiche Unyoro und Uganda zwischen Albert- und Victoria Nyanza-See Unterhandlungen an und unternahm auch einen Vorstoß nach Westen in das Gebiet der Mombuttu.

Die Lage Emin's wurde indeß gegenüber der Ausbreitung des Mahdismus immer schwieriger, und um den Pascha aus der Umklammerung des Mahdi zu befreien und zugleich englische Handelsvortheile zu erringen, rüstete der schottische Kaufmann Mackinnon eine Expedition unter Führung Stanley's aus. Die deutsche Afrikagesellschaft brachte nach langwierigen Verhandlungen ebenfalls eine Expedition zu Stande, zu deren Leiter Dr. Karl Peters ernannt wurde. Während Stanley seinen berühmten Marsch nach dem Albert Nyanza durch das Congogebiet einschlug, zog Dr. Peters den Tanafluß aufwärts an den Fuß des Keniaberges und von da nach Süden, bis er im Sommer 1890 in Mpwapwa mit Emin Pascha zusammentraf, als dieser schon wieder auf der Rückreise von der Küste in deutschen Diensten seinen letzten Zug in das Innere angetreten hatte. In Deutschland hatte man die Absicht, Emin Pascha Hülfe zu bringen, das englische Unternehmen aber war nur darauf berechnet, Emin zu entsetzen und als Entgelt dafür seine Provinz in Empfang zu nehmen. Emin war sehr enttäuscht, als Stanley ihn mit einem „Haufen ausgehungerter, zerlumpter und vollständig erschöpfter Menschen" erreichte, die ihm „34 Kisten Munition, zwei Ballen halbverdorbener Kleidungsstücke und ein Schreiben vom Chedive brachten." Der Chedive sprach in dem erwähnten Briefe Emin seine Anerkennung für dessen treue und erprobte Dienste aus und ließ ihm die Wahl, entweder mit seinen Officieren und Mannschaften unter Stanley's Führung nach Aegypten zurückzukehren oder auf seine eigene Gefahr und Verantwortung in der Aequatorialprovinz zu bleiben. Stanley aber rückte mit zwei Vorschlägen heraus, die beide das große Vertrauen beweisen, dessen sich der Gouverneur der Aequatorialprovinz in maßgebenden Kreisen erfreute: er machte Emin das officielle Anerbieten, entweder im Auftrage des Königs Leopold von

Belgien seine Provinz als ein zum Congostaat zugehöriges Gebiet mit dem Range eines Generals zu verwalten, oder sich an der Nordostecke des Victoriasees festzusetzen und in die Dienste der britischen Ostafrikagesellschaft zu treten. Der letztere Vorschlag, den Stanley besonders warm empfahl, bedeutete nichts Anderes, als daß Emin die unter seiner Verwaltung aufgeblühte Provinz den Engländern ausliefern möchte, und nur die Möglichkeit, auf diese Weise sein Culturwerk zu retten, bewog Emin, ihn überhaupt in Erwägung zu ziehen. Die Entscheidung aber darüber, ob er seinen Posten in der Aequatorialprovinz verlassen oder auf ihm ausharren sollte, legte er in die Hände seiner Officiere. Auf diese hatten die schwachen Trümmer der Stanley'schen Expedition einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht, und ihre Mißstimmung gab sich in offener Empörung gegen Emin kund, der sich unter solchen Umständen wohl oder übel zum Rückzug an die Küste entschließen mußte.

Kaum geheilt von dem Schädelbruch, den er in Bagamoyo infolge eines Fenstersturzes erlitten hatte, brach der halb erblindete Emin Pascha, diesmal im Dienste der deutschen Regierung, zu seiner letzten Reise ins Innere Afrika's auf, die einen so traurigen Abschluß finden sollte. Glänzender konnte Emin seine patriotische Gesinnung nicht darthun, als indem er die lockenden Anerbietungen der Engländer ausschlug, um mit seinen Kräften und Erfahrungen die Aufgaben der deutschen Colonialpolitik zu fördern. Manches mochte ihm allerdings in seiner neuen Stellung unbequem sein. Er tadelt die Vielfältigkeit der Behörden in Deutsch-Ostafrika und den Bureaukratismus, der Alles vom grünen Tisch aus lenken will. Die Instructionen, die der Reichscommissar von Wißmann dem Expeditionsführer Emin mitgab, zielten auf eine möglichst weitgehende Besitzergreifung des Hinterlandes von Deutsch-Ostafrika ab, wobei es sich vorzugsweise um die Gebiete zwischen Victoria- und Tanganikasee handelte. Emin sollte hier die deutsche Schutzherrschaft errichten und den Einfluß der Araber brechen, Stationen anlegen und für die Sicherung der Karawanenstraßen nach der Küste und der Missionen im Inneren sorgen. Auf diesem Zuge stellte Emin fest, daß die westafrikanische Waldregion bis an das Westufer des Victoriasees reicht, und machte interessante Beobachtungen auf dem Gebiet der Vogelkunde. Ein angesehener Ornithologe, Dr. Hartlaub in Bremen, schreibt: „Der bekannten Thatsache, daß Afrika das winterliche Asyl für viele Zugvögel Europa's ist, hat Emin ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt und zahlreiche darauf bezügliche Notizen mitgetheilt." Aber bevor er den Congo erreichte, wurde der unermüdliche Forscher nicht weit von den Stanley-Fällen von arabischen Sklavenhändlern ermordet, deren Rache er durch sein rücksichtsloses Auftreten am Victoria Nyanza gegen sich heraufbeschworen hatte. Ein Jahr später, 1893, gelang es einer belgischen Militärexpedition, Kassongo, einen Sitz der arabischen Sklavenhändler östlich vom Congo, zu erstürmen und den Nachlaß Emin's der Vernichtung zu entreißen. Capitän Lothaire nahm den Araberhäuptling Ribonge, der den Befehl zur Ermordung Emin's gegeben hatte, gefangen: er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, verurtheilt und erschossen.

Der hervorstechendste Charakterzug Emin's war die große Zähigkeit und Ausdauer, mit der er seine Pläne verfolgte. Dabei war ihm nichts verhaßter als brutales Auftreten, und seine afrikanischen Erfolge hatte er — auch hierin das Gegenbild Stanley's — vornehmlich der unendlichen Geduld, die er im Verkehr mit den Eingeborenen bewährte, zuzuschreiben. Allerdings wären seine Erfolge zweifellos noch größere gewesen, wenn sich zu dieser passiven Tugend mehr Neigung zu activem Eingreifen gesellt hätte. Bemerkenswerth ist ein Urtheil des Fürsten Bismarck über Emin Pascha, das der Biograph des Letzteren mittheilt: „Emin mag ja viel geistreicher sein als Wißmann, und ein Gelehrter ist er jedenfalls; aber wenn ich sein Profil hier hätte, so würde sich herausstellen, daß ihm der Hinterkopf fehlt, die volle thierische Energie, auf welche man in Afrika nicht ganz verzichten kann."

H. v. Horn.

Die Zukunft der weißen Rasse.

[Nachdruck untersagt.]

L'avenir de la race blanche. Critique du pessimisme contemporain par J. Novicow. Paris, Félix Alcan. 1897.

Mit dem philosophischen Pessimismus der Schopenhauer und Hartmann hat es die vorliegende Schrift ebenso wenig zu thun wie mit dem — sehr viel älteren — empirischen Pessimismus, dessen bekannteste Vertreter, Chamford und Leopardi, noch heute nicht vergessen sind. Obgleich das Novicow'sche Buch einer „bibliothèque de philosophie contemporaine" angehört, welche, nebst manchen anderen, Schriften Taine's, John Stuart Mill's, Leopardi's u. s. w. auf ihre Fahne geschrieben hat, thut es der oben genannten berühmten Namen keinerlei Erwähnung. Der Pessimismus, gegen welchen Herr Novicow sich richtet, betrifft lediglich die Schwarzseherei gewisser Ethnographen, Socialpolitiker und Volkswirthe, welche eine vorschreitende Degeneration der europäischen Culturvölker annehmen, die allmähliche Ueberfluthung Europa's durch die gelbe Rasse vorhersagen und zugleich vor Verdrängung unserer Industrie durch die Concurrenz japanesisch-chinesischer Gewerbethätigkeit warnen. Fragen so gründlich verschiedener Natur in den nämlichen Sack zu schütten und in einer und derselben Schrift vor dem Leser auszubreiten, stellt sich als ziemlich gewagtes Unternehmen dar. Die Befürchtung, es könnten die großen europäischen Culturvölker an sich selbst zu Grunde gehen und in absehbarer Zeit zum Sterben kommen, wird schwerlich auch nur von der Mehrzahl Derjenigen getheilt, welche von der Weiterausbreitung und dem Vordringen chinesisch-japanischer Bevölkerungsüberschüsse eine Gefährdung der bisher von uns Weißen vertretenen Weltanschauung fürchten: von der Gefahr einer Eroberung Europa's durch die Chinesen (a. a. O. S. 141—153) ist mindestens in Deutschland und den deutschredenden Ländern überhaupt niemals im Ernste die Rede gewesen. Endlich haben die ernsthaften und wohlgeschulten Handelspolitiker, denen die Begründung europäisch organisirter Industrieanstalten in den ostasiatischen Ländern und der niedrige Stand des dortigen Tagelohnes Concurrenzsorgen bereiteten, nicht das Mindeste mit den phantastischen Schwarzsehern zu thun, welche eine chinesisch-japanische Weltherrschaft der Zukunft erwarten zu müssen glauben.

Nach dem Vorstehenden versteht sich von selbst, daß die vier Abschnitte, in welche die Novicow'sche Schrift zerfällt (volkswirthschaftliche Erscheinungen — physiologische Erscheinungen — Vermischung physiologischer und socialer Gesichtspunkte — eingebildete Gefahren) von ziemlich verschiedenem Werthe sind. Wer des Trostes bedarf, daß die Vorherrschaft Europa's und seine Civilisation einstweilen noch nicht in Frage gestellt ist, daß die Entwicklung unseres Welttheils unbeschadet mancher bedenklichen Zeichen der Zeit nach wie vor als eine aufstrebende bezeichnet werden darf, und daß ein wirklicher Rückgang der weißen Rasse bisher noch nirgend nachgewiesen worden — wer dieses Trostes bedarf, mag ihn sich bei dem Verfasser holen. So weit sich absehen läßt, wird die Zahl solcher Trostbedürftiger diesseits der Vogesen eine recht geringe sein. Ganz anders steht es um die Befürchtung, es könne die unaufhaltsam zunehmende Verpflanzung europäischer Industrien nach Indien und in die Länder des fernen Ostens mit der Zeit zur Gefährdung unseres auf den Export gerichteten Großgewerbes führen und wegen wesentlicher Verschiedenheit der drüben und hüben geltenden Lohnverhältnisse eine bedrohliche Verschiebung der Concurrenzbedingungen im Gefolge haben. Der gute Grund dieser Besorgnisse ist durch eine viel besprochene Abhandlung des französischen Diplomaten d'Estournelles und durch Ausführungen anderer Sachkenner zu schlagend nachgewiesen worden, als daß die Sache durch Argumente von der Art der Novicow'schen ohne Weiteres aus der Welt geschafft werden könnte. Unser Verfasser

macht sich die Widerlegung bequem, indem er einzelne Sätze der Aufstellungen seiner Gegner herausgreift, diesen Uebertreibungen nachzuweisen sucht und dann thut, als könne er sich einer siegreichen Widerlegung der gesammten Thesis rühmen. In Wahrheit haben die d'Estournelles und Genossen niemals verkannt, daß es sich einstweilen um eine entfernte Gefahr handle, daß die chinesisch-japanische Concurrenz nur auf einzelnen Gebieten bedrohlich erscheine, und daß die Bäume derselben ebenso wenig in den Himmel wachsen werden wie andere Erzeugnisse der Mutter Erde. Die Nachweise dafür, daß jene Länder unbequeme und im Falle eines europäischen Krieges gefährliche Concurrenten Europa's auf den entfernteren Märkten werden könnten, sind von den genannten Fachmännern vornehmlich durch statistische Daten über Verminderung der europäischen Einfuhr in die ostasiatische Küsten- und Inselwelt geführt; die hinzugefügten Hinweise auf die Leistungsfähigkeit der schlecht bezahlten asiatischen Arbeiter sind aber niemals so formulirt worden, als ob eine Ueberlegenheit derselben behauptet werden sollte. Novicow's auf diesen letzteren Punkt gerichtete Widerlegungen stellen sich danach als gegenstandslos dar: die Behauptung, daß der Rückgang der britischen Einfuhr nach Indien u. s. w. beständig zunimmt und daß die Löhne der asiatischen Arbeiter trotz gelegentlicher Steigerungen niemals die Höhe der unserigen erreichen werden, hat der Verfasser dagegen nicht zu widerlegen vermocht. Dieser Punkt aber stellt sich als der springende dar.

Im Uebrigen kann und soll nicht bestritten werden, daß das Novicow'sche Buch mancherlei schätzbare Ausführungen enthält und die Thorheiten und Uebertreibungen Derjenigen schlagend widerlegt, die aus einzelnen Erscheinungen der europäischen und der asiatischen Culturentwicklung allgemeine Schlüsse zu Gunsten der letzteren ziehen und schließlich bei Ungeheuerlichkeiten ankommen. Auf die Phantasie der romanischen Völker und insbesondere des durch den Rückgang seiner Bevölkerungsziffer beunruhigten französischen Volkes scheinen solche Prophezeiungen von dem bevorstehenden Bankerott Europa's und seiner Rassen stärker gewirkt zu haben als auf uns Deutsche. Herr Nordau, den unser Verfasser wiederholt als Worthalter des Pessimismus anführt, ist allerdings Deutscher, hat mit seinen einseitigen, gegen die moderne Civilisation gerichteten Anklagen indessen bei den Franzosen sehr viel mehr Glück gemacht als bei uns, wo man ihn nur im Vorübergehen berücksichtigt und sodann in den Kirchhof für Querköpfe verwiesen hat, der innerhalb der deutschen Literatur alle Zeit ein ausgedehnter und stark benutzter gewesen ist.

— r —

βλ. **Aus meiner Jugendzeit.** Von Heinrich Hansjakob. „Erinnerungen", 4. Aufl. „Dürre Blätter", 3. Aufl. Heidelberg, G. Weiß. 1897.

Gleichzeitig mit diesen in neuen Auflagen erschienenen volksthümlichen Erinnerungen aus seinem Leben hat Pfarrer Hansjakob im Jahre 1897 noch ein drittes derartiges Buch, „Im Paradiese", veröffentlicht, welches in der Octobernummer (1897) der „Deutschen Rundschau" die freundlich anerkennende Besprechung fand, welcher wir auch in Bezug auf diese älteren Arbeiten des Volksschriftstellers und Predigers uns anschließen möchten. Schon die Zahl ihrer Auflagen beweist, daß sie dem Geschmack der Leser entsprechen, an welche der Verfasser sich vorzugsweise wendet. Selbst einfacher Leute Kind, Sohn eines Bäckers und der Aelteste von sieben Geschwistern, in der kleinen Stadt Haslach im Kinzigthal geboren, hat Hansjakob sich innerlich nie von seiner Schwarzwälder Heimath getrennt. Er ist weit umhergewandert, hat Politik getrieben und Nationalökonomie theoretisch-praktisch studirt; er citirt — auffallend oft sogar — Verse von Byron, aber wirklich kennt er nur die Bauern und Handwerker seines Schwarzwaldes, und sein schlichtes Herz fließt über, wenn er von Eltern und Heimath spricht. Diese Liebe zur Scholle, dieses treue Festhalten an der Eigenart des Stammes und des Standes, die von allen späteren Bildungselementen und Erfahrungen unberührt fortleben, sind das auszeichnende Verdienst dieser Schriften. Von der Tagesliteratur wissen sie so gut wie nichts, vom Leben und Treiben in der Welt nur wenig; aber innerhalb eines kleinen Kreises, auf einem begrenzten Gebiet, dringen sie in die Tiefe des Gemüths und des Volkslebens. Von eigener, sicherer Warte aus spricht Hansjakob über Vieles, was gedankenlose Unwissenheit nachbetet, das Verdict der gesunden Vernunft. Ein Beispiel davon ist „Dürre Blätter", Band II, S. 122—124 zu finden und betrifft den Roman „Homo sum", ein anderes (ebenda S. 24) die Versöhnung zwischen dem Papstthum und Italien.

βλ. **Le Veglie di Neri.** Paesi e Figure della Campagna Toscana. Da Renato Fucini. Milano, Ulrico Hoepli. 1898.

In sechster Auflage sind die unter dem Sammelnamen „Neri's Abendplaudereien" vereinigten Novellen Fucini's erschienen. Der Band ist von florentinischen Künstlern mit reizenden Illustrationen geschmückt worden und wird hoffentlich über den Grenzen der vom Dichter geschilderten toscanischen Heimath Leser und Freunde finden. Fucini ist ein Meister der Erzählungskunst; als Jäger und Schulinspector hat er Land und Leute, die er schildert, aufs Genaueste kennen gelernt, er ist heimisch geworden in den Dörfern und Thälern, auf den Bergen, wo die rührende Geschichte des Hirtenmädchens „Lucia" sich abspielt, in den Maremmen, wo die Menschen einen so harten Kampf mit der sie umgebenden Natur zu kämpfen haben, und er dennoch von Thaten der Liebe zu berichten weiß, die von den Armen den noch Aermeren erwiesen wurden. Ein glückliches Beispiel von Fucini's Art und Talent ist die Skizze „Primavera". Im „Frühling" haben sich Maso und Gioconda geliebt und nicht bekommen. Im Herbst ihres Lebens sehen sie sich wieder und ein altes Erinnern kommt über sie beide, nicht weich und nicht sentimental und doch menschlich warm und echt, wie Alles, was einmal das Herz bewegt und beseligt hat. Fucini beschränkt sich meist auf ein Dutzend Seiten, um seine Geschichten zu erzählen: er wirkt durch Kürze und Einfachheit und begnügt sich mit wenigen Strichen. Aber sie sind von einem Künstler hingeworfen, dem nichts zu klein ist, wenn es dazu dient, ihm Einsicht in die Seele des Volkes zu gewähren.

ϱ. **Im Dschungel.** Autorisirte Uebertragung aus dem Englischen des Rudyard Kipling von Curt Abel-Musgrave. Mit 39 Illustrationen von A. Groh. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1898.

Herr Curt Abel-Musgrave hat eine schwere Aufgabe glücklich gelöst, denn Rudyard Kipling ist nicht leicht zu übersetzen, und das mag wohl auch der Grund sein, weswegen er in Deutschland noch viel weniger bekannt ist, als er es zu sein verdient. Von Allem, was er geschrieben, ist das „Jungle-book" vielleicht das Schönste, gewiß aber das, was der Uebersetzung die größten Schwierigkeiten bietet. „The Jungle" ist das indische Sumpfdickicht, der Aufenthalt der wilden Thiere, der Tiger, Panther, Wölfe, Schlangen, Affen, Elephantenherden u. s. w.; und das wundersame Leben dieser Bewohner der Wildniß unter einander und in ihrem Verhältniß zu den Menschen wird mit einer Farbengluth, einem Scharfblick für das Charakteristische jeder Species und einem Reichthum an Erfindung geschildert, die das Buch zum Gaudium für jeden Knaben machen; zugleich aber auch mit einem Humor und einer so tiefen, das Bestialische manchmal zum Heroischen steigernden, immer aber in seiner natürlichen Gebundenheit begreifenden Sympathie, daß auch der anspruchsvollste Leser sich gefesselt sehen wird. Wir empfehlen „Im Dschungel" der allgemeinsten Beachtung; die Illustrationen sind sehr hübsch und die ganze Ausstattung vortrefflich.

In eine ganz andere Region, auf das Meer und an die Küste der Vereinigten Staaten, führt uns desselben Verfassers neuestes Werk: **„Captains Courageous".** A Story of the grand Banks. By Rudyard Kipling. Copyright Edition. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1897. (Collection of British Authors. Vol. 3249.)

Im Mittelpunkt der Geschichte steht ein Knabe, Harvey Cheyne, der fünfzehnjährige Sohn eines vielfachen amerikanischen Millionärs, ein unangenehmer Bengel, der monatlich achthundert Mark Taschengeld vergeudet und Jeden verachtet, der weniger hat. Auf einer Erholungsfahrt über den Ocean mit seiner nervösen, ihn vergötternden Mutter begriffen, macht er sich allen Mitpassagieren durch seine Prahlerei lästig, raucht eines Tages, damit sie

sehen, was er kann, eine Cigarre, die ihm zu stark ist — ihm wird schlecht; um Luft zu schöpfen, schleppt er sich nach dem Vorderdeck, eine Welle spült ihn über Bord und er gilt für verloren. Jetzt aber beginnt erst sein eigentliches Leben; ein Fischerboot rettet ihn und bringt ihn zu dem Schooner „We're Here", dessen Eigenthümer und Capitän der wackere Disko Troop ist. Hier, unter den wetterfesten Männern, macht er eine harte Schule durch; hier aber auch, in Dan, dem Sohne des Capitäns, findet er einen gleichaltrigen Kameraden und Freund, der ihn zur Arbeit anleitet, und bald ist der in verweichlichendem Müßiggang Aufgewachsene so weit, sich als Schiffsjunge zehn Dollars den Monat zu verdienen. Als endlich die Sommercampagne dieser Kabeljaufischer vorüber und Schiff nach Schiff vollgepackt heimkehrt, wird Harvey seinen Eltern zurückgegeben, und es zeigt sich nun, aus welchem Metall er gemacht ist, und daß es nur die falsche Erziehung war, die ihn auf die falsche Bahn gebracht hat. Sein Vater, auch ein selbstgemachter Mann, sagt ihm, während sie zusammen in einer Werft am Hafen sitzen, in der die kleine „We're Here" vor Anker liegt: „I don't pretend to manage both you and mamma. Life's too short, anyway." Mit dem Feste, das die gute, alte Hafenstadt Gloucester zur Erinnerung an die während des Jahres auf See Verunglückten und zum Besten ihrer Wittwen und Waisen feiert, schließt die Geschichte, die uns in der Ferne die beiden ehemaligen Schiffsjungen Harvey als den Herrn einer großen Handelsflotte und Dan als einen seiner Capitäne zeigt. „Captains Courageous" kann sich mit dem „Junglebook" nicht messen; aber es ist immer noch ein gutes Buch, das man mit Vergnügen lesen wird, wenn man sich in dem Dialekt — hier der der nordamerikanischen Fischer — nur erst einigermaßen zurecht gefunden hat. Aber ohne Dialekt würde Rudyard Kipling nicht der sein, der er ist.

γ. **Jean d'Agrève.** Par le vicomte E. Melchior de Vogüé. Paris, Colin. 1897.

Der bekannte Staatsmann und Historiker de Vogüé, Mitglied der Akademie, hat sich mit diesem Buche auch als Romanschriftsteller versucht, und zwar in durchaus eigenartiger Weise. Ein Marinelieutenant von moralischem Wildwuchs, der alle Zerstreuungen des Pariser Lebens mitgemacht und fade gefunden hat, wird vom Schicksal mit der Frau zusammen geführt, die für ihn erschaffen scheint und nichts wünscht und will als ihn: auch er hat das Gefühl, daß seine Seele ohne Rast in der ihrigen aufgeht, da reicht eine Verwicklung der Lage, an welcher Helene unschuldig ist, hin, ihn mit Mißtrauen zu erfüllen; er geht nach Tonkin, ohne Abschied von der freilich weit Entfernten genommen zu haben, und sie stirbt an der Stätte ihres einstigen Glückes, im letzten Augenblick noch über den Seelenzustand des Freundes aufgeklärt, der dann, von Liebe und Reue zerrissen, beim Angriff auf Formosa den Heldentod sucht. Der — Anfangs etwas schwerfällig sich entwickelnde — Roman besteht aus Briefen Johann's und Helene's: er spiegelt dadurch die feinsten Abwandlungen ihrer Gefühle wider und läßt doch das Gerippe der Handlung erkennen. An Lebendigkeit und Tiefe der Seelenmalerei, an Kraft, Fülle und Anschaulichkeit der Sprache, an erschütternder Wirkung der Handlung dürfte der Roman von wenigen übertroffen werden; und sofern d'Agrève durch Rückfall in seinen ursprünglichen ungezügelten Egoismus sich und Helene ins Verderben stürzt, kommt auch die Hoheit der sittlichen Mächte zur Geltung — nicht zuletzt in seinem eigenen Bewußtsein.

βλ. **Comtesse Potocka.** Mémoires 1794 à 1820, publiés par Casimir Stryienski. Paris, Librairie Plon. 1897.

Der Herausgeber dieser Memoiren, der durch seine, im gräflichen Hause lebende Schwester Kenntniß derselben erhielt, nennt die Schwiegertochter der Verfasserin, Gräfin Nathalie Potocka, als diejenige, welche ihm das Manuskript zur Veröffentlichung übermachte. Er gibt eine Heliogravüre der Gräfin Anna Tyszkiewicz, verheiratheten Gräfin Potocka, ein Facsimile ihrer Handschrift und nennt eine Reihe hochstehender Persönlichkeiten, die ihm hülfreich bei Herausgabe dieser Memoiren zur Seite standen. Von einer Fälschung kann demnach nicht Rede sein, und dennoch liest sich dieses Buch, für alle Kenner der Zeit und ihrer Memoirenliteratur, als ob es, gelinde gesagt, mit der Scheere gemacht worden sei. Alle eingeflochtenen politischen Ereignisse sind in banaler Form, nicht anders als in Geschichtswerken zweiter Hand und demnach sehr oft irrthümlich erzählt. Die persönlichen Schicksale der, nach Angelika Kauffmann's Bild zu schließen, sehr reizenden Gräfin beschränken sich auf eine sentimentale Herzensneigung mit Charles de F., dessen Name ausgeschrieben hätte werden können, denn sie nennt ihn den Sohn von Madonna da Soupa, in erster Ehe Gräfin Flahault. Er war ein sehr bekannter Roué, dessen Geschichte nicht in Dunkel gehüllt ist. Von der späteren zweiten Ehe der Verfasserin ist nichts mehr gesagt, und der Herausgeber scheint auch nichts anderes von ihr zu wissen, als daß sie noch sterbend das Leben schön genannt hat. Sie war die Großnichte des Königs Stanislaus Poniatowski und brachte einige Jahre in Paris und am Hofe Napoleon's zu, der sie auch in Warschau wiederholt sah. Allein mit der ihn auszeichnenden Menschenkenntniß sagte er der schönen Gräfin nur banale Dinge, und Anderes weiß sie auch nicht zu erzählen. Ihr Herausgeber und sie selbst ignoriren, was die meisten ihrer Leser besser wissen als sie, z. B. die Vergangenheit des Grafen Narbonne, Kriegsminister unter Ludwig XVI., Botschafter unter Napoleon, den sie zu einer lächerlichen Figur herabwürdigt. Das Gespräch zwischen Napoleon und Talleyrand über die „Corinna" von Frau von Staël ist in diesen Worten gewiß nicht geführt worden. Das Wort „y verrez-vous plus clair?" vom berühmten Abgeordneten der Rechten, Abbé Maury, zum liebenswürdigen Pöbel gesprochen, der ihn 1789 an einem Laternenpfahl aufknüpfen wollte, wird dem Abbé Morellat zugeschrieben, mit einem „je crois" freilich, das der Heraus-

geber nicht corrigirt. Dafür hat er manche Denkwürdigkeiten der Zeit in seinen Noten angeführt, in welchen Gräfin Potocka ihr Gedächtniß aufgefrischt zu haben scheint. Das Lob, das seine Einleitung ihr spendet, rechtfertigt sie in keiner Weise.

γ **Les milles et une nuit d'une ambassadrice de Louis XIV.** Par R. de Maulde-La Clavière. Deuxième édition. Paris, Hachette. 1897.

Im Jahre 1705 ging ein Marseiller Kaufmann, Jean Baptiste Fabre, als Gesandter Ludwig's XIV. nach Persien ab, begleitet von einer gewandten Pariserin, Frl. Petit, aus der Rue Mazarin; er starb aber am 16. August 1706 als Gast des Khans von Eriwan auf der Schwelle des ersehnten Landes, das er in enge Handelsbeziehungen zu Frankreich setzen wollte, an einem plötzlichen Fieber, das er sich vielleicht auf der Jagd zugezogen hatte. Nun setzte Frl. Petit rasch entschlossen die Gesandtschaft allein fort, kam nach Persien und kehrte nach wunderbaren Abenteuern wieder glücklich nach Frankreich zurück. La Clavière erzählt uns diese nach archivalischen Urkunden und entwirft dabei ein fesselndes Gemälde der damaligen levantinischen Sitten, von denen François Coppée in einem dem Buche vorgedruckten Begleitbriefe mit Recht sagt, daß es so wahr und unterhaltend erzählt sei, wie ein Roman. „Frl. Petit," sagt er, „hätte mehr verdient, als daß sie beinahe eine Gesandtin des großen Königs wurde: sie hätte Sultanin werden und den Großtürken zur Monogamie bekehren sollen." Die damals angeknüpften persisch-französischen Beziehungen führten 1714 zu der Gesandtschaft des Riza Bey, der am 19. Februar 1715 von Ludwig XIV. mit außerordentlichen Ehren empfangen wurde, und im weiteren Verlauf — zu den „Lettres Persanes" von Montesquieu.

γ **Aus dem Orient.** Von Gustav Hirschfeld. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. (Abtheilung XXIII). 1897.

Aus dem Nachlasse Gustav Hirschfeld's, des bekannten Königsberger Archäologen und Geographen, der am 20. April 1895 im kräftigsten Mannesalter vom Tode weggerafft wurde, sind in diesem Bande sieben Aufsätze vereinigt, alle darauf berechnet, den Leser in das Verständniß des Orients der Gegenwart einzuführen. Diesem Zweck dient auch die Studie über die Gesandtschaft des Ogier Gislen van Busbeek, den König Ferdinand 1553 an den Hof des Sultans Soliman schickte; an der Art, wie die Pforte damals mit den Gesandten der christlichen Herrscher umsprang, verglichen mit der Stellung, die sie heute einnehmen, kann man den Rückgang der türkischen Macht am besten ermessen. Der ganze Körper des osmanischen Reiches ist von der Culturbewegung erfaßt worden, die von Europa herfluthet, und dasjenige Element, dem offenbar nach Hirschfeld's Ansicht schließlich die Erbschaft zufallen muß, ist das griechische. Heute, wo man infolge der Ereignisse von 1897 über die Griechen sehr geringschätzig zu urtheilen pflegt, bietet es besonderes Interesse, von einem Manne, der wirkliche Kenntniß von Menschen und Dingen besitzt, sich die vielfachen Lichtseiten im Charakter des griechischen Volkes zeichnen zu lassen, und man wird das geistvolle und auch schön geschriebene Buch nicht aus der Hand legen, ohne bei sich die landläufigen Ansichten sehr wesentlich zu berichtigen.

γ. **Mémoires d'un officier aux gardes françaises** (1789—93). Publiés par Roberti. Paris, Plon. 1897.

Der Marquis de Maleissye war zur Zeit, da die französische Revolution ausbrach, Officier in der Garde; er hat alle ihre Hauptscenen, den 14. Juli, den Octoberaufstand, den Tag von Varennes, den Feldzug von 1792 mitgemacht und seine Erinnerungen noch im Jahre 1793 niedergeschrieben, so daß sie den Vortheil der Ursprünglichkeit im hohen Maße besitzen. Sein Standpunkt ist der eines überzeugten Anhängers des ancien régime: er betrachtet die Berufung der Reichsstände als erzwungen durch das Geschrei des Parlaments: daß man vollends von dem alten Herkommen, diese nach den drei Ständen stimmen zu lassen, zur Abstimmung nach Köpfen und zur Verdoppelung der Vertretung des dritten Standes überging, das war das Todesurtheil der Monarchie. Necker hat das aus Ehrgeiz bei dem König durchgesetzt: er wollte populär sein und so den König beherrschen; dieser aber hatte zwar ein gesundes Urtheil, war aber so gutmüthig, daß er immer der Vater seines Volkes sein wollte und sonach auf Alles einging, was das Wohl seiner Unterthanen zu verlangen schien. Diesen Standpunkt des Marquis muß man sich gegenwärtig halten, wenn man seine Erzählungen richtig auffassen will; es versteht sich, daß er einen Mann wie Lafayette für eine völlige Null erklärt und sich über diesen „constitutionellen General" lustig macht. Aber interessant und lehrreich sind seine Erzählungen auf alle Fälle, und ihre Herausgabe verpflichtet zu Dank.

βλ. **Neues spanisch-deutsches Wörterbuch** auf Grund des Wörterbuches der königlichen spanischen Akademie. Von Th. Stromer. Berlin, Herbig. 1897.

Der Königin Maria Christine, Regentin von Spanien, gewidmet und mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse des Handels und der Industrie verfaßt, empfiehlt sich dieses neue Wörterbuch schon durch seinen hübschen, bequemen Druck, der dem Leser die Aufgabe sehr erleichtert. Auf den 817 Seiten seines Kleinoctavs kann es selbstverständlich den Schatz der Sprache nicht erschöpfen, nicht allen Ansprüchen gerecht werden. Der Verfasser verhehlt sich nicht, daß nach Jahre langer, mühevoller Arbeit dem Werke Unvollkommenheiten anhaften. Anhang und Nachtrag beweisen, daß er möglichste Vollständigkeit anstrebte und noch vorhandene Lücken auszufüllen suchte. Zu wissenschaftlichen Zwecken ungenügend, dürfte dieses Wörterbuch den Laien, die mit spanischer Literatur und Sprache sich beschäftigen, und den deutschen Reisenden in Spanien vortreffliche Dienste leisten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 18. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aly. — Es werde Recht! Tragödie in fünf Aufzügen von Ed. Aly. Coburg, Selbstverlag des Verfassers. Druck und Vertrieb durch die Dietz'sche Hofbuchdruckerei in Coburg. 1898.

Bendler. — Das starke Geschlecht. Zwei Novellen von Georg Bendler. Berlin, F. Fontane & Co. 1898.

Berdyczewski. — Ueber den Zusammenhang zwischen Ethik und Aesthetik. Von M. J. Berdyczewski. Bern, Steiger & Co. 1897.

Boguslawski. — Volksheer nicht „Volkswehr". Ein Wort über Heeresrichtungen für weitere Volkskreise von A. von Boguslawski. Berlin, Schall & Grund. O. J.

Böttger. — Geschichte und Kritik des neuen Handwerkergesetzes vom 26. Juli 1897. Von Hugo Böttger. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. 1898.

Brandes. — Ludwig Börne und Heinrich Heine. Von Georg Brandes. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. Mit zwei Porträts und einer Abbildung. Leipzig, H. Barsdorf. 1898.

Brandis. — Rechtsschutz der Zeitungs- und Bücher-Titel. Ein Beitrag zur ungenügenden Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes durch die Gerichte. Von Werner Brandis. Berlin, Franz Lipperheide. 1898.

Briefwechsel zwischen Erzherzog Johann Baptist von Oesterreich und Anton Graf von Prokesch-Osten. Nebst Auszügen aus den Tagebuchblättern des Erzherzogs Johann über seinen Aufenthalt in Athen im November 1837. Mit Anmerkungen, Erläuterungen, Aktenstücken u. s. w. Herausgegeben von Anton Schlossar. Mit zwei Porträts und zwei Handschriftenfacsimiles. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1898.

Cohn. — System der Nationalökonomie. Ein Lesebuch für Studierende von Gustav Cohn. Dritter Band. Nationalökonomie des Handels und des Verkehrswesens. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1898.

Corelli. — Thelma. Eine norwegische Fürstin. Roman von Marie Corelli. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Mathilde Beck. Zwei Bände. Höchst a. M. W. Graf. 1898.

Crönert. — Kaiser Friedrich und Marc Aurel, eine Vergleichung von Friedrich Crönert. Halle a. S., Otto Hendel. O. J.

Darlu. — M. Brunetière et l'individualisme à propos de l'article „après le procès". Par A. Darlu. Paris, Armand Colin & Cie. 1898.

Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen. — Herausgegeben von Karl Werckmeister. Bis zur neunten Lieferung. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Dupont. — Un poète-philosophe au commencement du dix-huitième siècle. Houdar de la Motte. (1672—1731). Par Paul Dupont. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1898.

Ebner. — Friedrich von Spee und die Hexenprozesse seiner Zeit. Von Theodor Ebner. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1898.

Egidy. — Marie-Elise. Roman von Emmy von Egidy. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1898.

Eloesser. — Das bürgerliche Drama. Seine Geschichte im 18. und 19. Jahrhundert. Von Arthur Eloesser. Berlin, Wilhelm Hertz. 1898.

Fischel. — Raphaels Zeichnungen. Versuch einer Kritik der bisher veröffentlichten Blätter von Oskar Fischel. Mit einem Vorwort von G. Dehio. Strassburg, Karl J. Trübner. 1898.

Fontane. — Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches von Theodor Fontane. Berlin, F. Fontane & Co. 1898.

Frankenberg. — Die deutsche Arbeiterversicherung. Vortrag von v. Frankenberg. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1898.

Freiligrath. — Englische Dichter. Uebersetzungen nach Percy B. Shelley, Thomas Moore u. A. von Gisberte Freiligrath. Halle a. S., Otto Hendel. O. J.

Fuchs. — Strandgut. Ausgewählte Dichtungen von Reinhold Fuchs. Vierte, durchgesehene, stark vermehrte Auflage. Altenburg, Stephan Geibel. 1898.

Garnier. — L'été. Par Paul Louis Garnier. Paris, Edition du Mercure de France. 1898.

Goette. — Deutscher Volksgeist. Vier Abhandlungen zur Einführung in die Politik der Gegenwart. Von Rudolf Goette. Altenburg, Stephan Geibel. 1898.

Henning. — Die Totalisatorfrage in den Verhandlungen des deutschen Reichstages. Von Richard Henning. Zweite Aufl. Burg b. M., A. Hopfer. 1898.

Hettner. — Die Entwicklung der Geographie im 19. Jahrhundert. Von Alfred Hettner. Leipzig, B. G. Teubner. 1898.

Kaisenberg. — Die Memoiren der Baronesse Cecile de Courtot, Dame d'atour der Fürstin von Lamballe, Prinzeß von Savoyen-Carignan. Ein Zeit- und Lebensbild nach Briefen der Baroneß an Frau von Alvensleben, geb. Baronesse Loë, und nach dieser Tagebuch bearbeitet von Moritz von Kaisenberg. Reich illustriert. Leipzig, Schmidt & Günther. 1898.

Kehrbach. — Das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge. Herausgegeben von Karl Kehrbach. Erster Jahrgang 1896. Berlin, J. Harrwitz. 1898.

Kern. — Bei den Mönchen auf dem Athos. Von Otto Kern. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1898.

Kilian. — Antonius und Kleopatra. Trauerspiel in fünf Akten von Shakespeare. Nach Vaudiffin's Uebersetzung für die deutsche Bühne bearbeitet von Eugen Kilian. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1898.

Kilian. — Der Widerspenstigen Zähmung. Lustspiel in fünf Akten und einem Vorspiel von Shakespeare. Nach Vaudiffin's Uebersetzung für die deutsche Bühne bearbeitet von Eugen Kilian. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

Kobell. — König Ludwig II. und die Kunst. Von Louise von Kobell. Bis zur neunten Lieferung. München, Jos. Albert. 1898.

Kunstdenkmäler, die, des Grossherzogtums Baden. — Vierter Band: Kreis Mosbach. Zweiter Band: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Tauberbischofsheim. Bearbeitet von Adolf von Oechelhäuser. Mit 76 Textbildern, 20 Lichtdrucktafeln und einer Karte. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1898.

Lanson. — Corneille. Par Gustave Lanson. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1898.

Martens. — Roman aus der Decadence von Kurt Martens. Berlin, F. Fontane & Co. 1898.

Mercier. — Les origines de la psychologie contemporaine. Par D. Mercier. Paris, F. Alcan. 1897.

Meyer's Konversations-Lexikon. Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Achtzehnter Band. Ergänzungen und Nachträge. — Register. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1898.

Michel. — Le quarantième fauteuil. Par Henry Michel. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1898.

Möbius. — Ueber das Pathologische bei Goethe. Von P. J. Möbius. Leipzig, Johann Ambrosius Barth.

Müller. — Nordische Alterthumskunde. Nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig von Sophus Müller. Zweiter Band. Erste bis vierte Lieferung. Strassburg, Karl J. Trübner. 1898.

Naschér. — Geschichte der Weltlitteratur. Von Eduard Naschér. Erste Lieferung. Berlin, Fischer & Franke.

Nef. — Die Aesthetik als Wissenschaft der anschaulichen Erkenntniss. Von Willy Nef. Leipzig, Hermann Haacke. 1898.

Orzolkowski. — Einsame Strasse. Von Helene Orzolkowski. Berlin, Verlag für Lyrik. 1898.

Ossip-Lourié. — Pensées de Tolstoï d'après les textes russes. Par Ossip-Lourié. Paris, Félix Alcan. 1898.

Pfungst. — Lastaris. Eine Dichtung von Arthur Pfungst. Dritte Auflage. (Volksausgabe.) Berlin, Ferd. Dümmler. 1898.

Philippson. — Max von Forckenbeck. Ein Lebensbild von M. Philippson. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1898.

Reuter. — Börsenfürsten. Roman aus den hohen Finanzkreisen der Gegenwart von Hugo Reuter. Zürich, Caesar Schmidt. 1898.

Rosenblüth. — Der Seelenbegriff im alten Testament. Von Simon Rosenblüth. Bern, Steiger & Co. 1898.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Fürst Bismarck.

Seit der Trauerbotschaft jenes Märzmorgens vor zehn Jahren hat keine das Herz des deutschen Volkes so tief erschüttert, ja die ganze Welt so mächtig bewegt wie die vom Tode des Fürsten Bismarck. Er hatte längst aufgehört, politisch zu sein; er starb nicht im vollen Besitze der Macht wie sein geliebter Herr, der einschlummerte mit den Worten: Ich habe keine Zeit, müde zu sein! Nein, müde war auch dieser nicht; er wachte, wenn es auch sein Loos war, unthätig sein zu müssen. Er war, während er noch lebte, zu jener idealen Höhe der weltgeschichtlich Großen gelangt, die mit persönlicher Kraft fortwirken, auch wenn sie nicht mehr da sind; und vielleicht hatte Keiner, selbst unseren großen Friedrich nicht ausgenommen, so sehr den Vorgeschmack der Unsterblichkeit wie er. Wir sprechen nicht von den Standbildern und Denkmalen, die sich überall in deutschen Landen schon bei seinen Lebzeiten erhoben. Auch Marmor und Erz sind vergänglich; aber so lange unser Planet besteht und Menschen auf der Erde wohnen, wird man ihn nennen als einen Derjenigen, die ihrem Zeitalter den Namen gegeben haben. Dies zu Ende gehende Jahrhundert, an dessen Beginn Napoleon stand, wird in aller Zukunft das Jahrhundert Bismarck's sein. Denn er war kein Zerstörer, er war ein Erbauer. An weltumgestaltenden Errungenschaften des Wissens und des Könnens ist kein vorhergehendes Jahrhundert reicher gewesen als das neunzehnte; aber die zum Heile der Menschheit neu gewonnenen Kräfte, die dem Gedanken Flügel gegeben, die Grenzen des Erdballs näher an einander gerückt und dennoch unseren Horizont erweitert haben — alle Verfeinerungen der Technik, alle Verbesserungen

der Verkehrs- und Tauschmittel, alle Fortschritte der dem allgemeinen Wohl und dem besonderen der unteren Classen dienenden Einrichtungen: sie sind alle Werkzeuge in seiner Hand geworden, und die Namen der Entdecker und Erfinder werden sich wie in einem strahlenden Sternenkreise um den seinen reihen. Wir, die wir ihn unter uns haben wandeln sehen, die wir ihm von den wenig verheißenden Anfängen gefolgt und Zeugen gewesen sind der Jahre langen Kämpfe, unter denen er emporstieg, ja nicht selten an uns selber die harte Hand gefühlt haben, mit der er sich Bahn brach: wir sind uns auch der schroffen Gegensätze wohl bewußt, die solch rücksichtsloses Handeln hervorrufen mußte. Doch wie hätte er das Höhere, das Höchste vollbringen können, wenn er nicht „der eiserne Kanzler" gewesen wäre? Dies in so viele Parteiungen, und nicht ohne seine Mitschuld, zerspaltene Reich, diese sich in scheinbar unversöhnlicher Feindschaft befehdenden Vertreter von Interessen, die zum Theil er selber gegen einander entfesselt hat: heute vereinigen sie sich in dem Gefühl eines gemeinsamen Verlustes, einer Lücke, die nicht ausgefüllt werden kann — einer Leere, wie wenn die Welt ärmer geworden wäre, seit er nicht mehr in ihr weilt. Bismarck ist mehr als dreiundachtzig geworden; er hat das biblische Alter überschritten, und seine Lebensarbeit war gethan. Und dennoch — wer hätte sich die Welt ohne Bismarck denken können, als ob es ewig so fortgehen werde? Nach ihrem natürlichen Verlauf der Dinge mußte das Ende kommen, heute oder morgen; aber als es kam — so ist der Mensch nun einmal beschaffen — da wurde Jeder doch wie von etwas Unaussprechlichem getroffen. Kaiser Wilhelm I., Moltke, Bismarck, sie sind jetzt alle Drei dahin; doch mit ihm, dem Letzten, erst hat sich das, was Gegenwart für uns war, für immer geschlossen und ist Vergangenheit geworden.

An diesem Tage hätte man Berlin sehen sollen. Es war ein Sonntag, und einer der seltenen Sommentage dieses Sommers. In dichten Mengen wallten die Bewohner der Stadt ins Freie, die Straßen waren gefüllt, der Thiergarten wimmelte von Spaziergängern. Aber kaum Einer dieser Tausende, der nicht ein schwarzgerändertes Blatt in der Hand hielt, daraus lesend, indem er dahin ging, oder

auf einer Bank unter den Bäumen einer lauschenden Gruppe vorlesend. Handwerker waren es zumeist, kleine Leute, die den Sonntag benutzen, um in dieser Gegend ein paar fröhliche Stunden zu verbringen. Heute waren sie still und ernst, und die Musik von den Zelten her klang schrill wie eine Dissonanz. Bismarck hat Berlin nie sehr geliebt; aber Berlin wird ihm nie vergessen, daß es sein mächtiges Aufblühen nicht am wenigsten seiner kühnen Initiative mit verdankt. Und selbst die grollenden Massen, wissen sie nicht, daß derselbe Lassalle, den sie vergöttern, es war, der ihm den Weg der Socialpolitik wies; und werden sie nicht eines Tages erkennen, daß die Realitäten, die Bismarck ihnen bot, mehr werth sind als die Wahngebilde, mit denen sie von fanatischen Theoretikern irre geleitet werden?

Heldenhaft, unter den Helden, die ihn umgaben in der großen Zeit, ragt seine Gestalt empor, er, unter den großen Führern des Heeres der Führer seines Volkes, der in vier Jahren wieder errang, was in vier Jahrhunderten verloren gegangen — oder auch in vier Jahren vollendend, was in vierhundert Jahren sich vorbereitete. Mit dem Einzug der Hohenzollern in die Mark beginnt der langsame Proceß von Deutschlands Wiedergeburt. Im August 1867 schrieb der Verfasser des Buches über „Helden und Heldenverehrung", der Biograph „Friedrich's des Großen": „Es war eine klare Prophezeiung, daß Deutschland entweder auf ehrenhafte Weise preußisch werden oder allmäliger Vernichtung entgegengehen würde: wer aber von uns erwartete, daß wir selbst, anstatt unserer Kinder oder Kindeskinder leben sollten, um es zu sehen; daß ein hochherziger und glücklicher Herr von Bismarck, dessen Herabwürdigung in allen Zeitungen stand, das Ding, zu seinem eigenen Staunen, jetzt thunlich fand, und daß er es that, in allem Wesentlichen that, in ein paar der letzten Wochen?" Und in einem fulminanten Briefe, während der Belagerung von Paris (November 1870), schrieb derselbe Carlyle an die „Times": „Ich glaube, Bismarck wird sein Elsaß bekommen und so viel von Lothringen, als er braucht; desgleichen, daß es ihm und uns und der ganzen Welt, und allmälig Frankreich selbst ein beträchtlich Theil gut thun wird. Das anarchische Frankreich erhält da seine erste ernste Lection — eine furchtbar drastische Dosis Medicin für das

kranke Frankreich! — und wohl ihm, wenn es sie rechtschaffen lernen kann. Wenn nicht, so wird es eine andere erhalten und noch eine andere; lernen muß es die Lection."

Solch ein Lehrer war Bismarck; wie viel mehr aber war er seinem Volke, das er politisch geschult, das er politisch hat denken und handeln gelehrt, dem er ein politisches Dasein gegeben: so lange er die Gewalt in Händen hatte, die Autorität, gegen die kein Zweifel aufkam, und später, in der Einsiedelei noch, zu der das deutsche Volk in ehrfurchtsvoller Scheu blickte, sein mahnendes Gewissen. Wer wird einen solchen Mann jemals auch nur in den allgemeinsten Zügen seiner Größe mit all' ihrem Licht und all' ihrem Schatten schildern können? Wir versuchen es nicht in dieser ersten Stunde der Trauer. Bismarck ist todt! Aber sein historisches Leben hat begonnen, und möge sein Geist, nunmehr vereint mit dem seines ersten Kaisers, schützend über dem Reiche walten, das sie geschaffen!

Berlin, 31. Juli 1898. **J. K.**

Der Sitter.

Novelle

von

Ilse Frapan.

[Nachdruck untersagt.]

„Isch es net do?"

„Nei!"

„No net?"

„Nei!"

„Ja, aber, Herr Poschtmeischter, wie denn?"

„Ja, aber, Herr Amtsschreiber, i weiß es ja auch net."

„Begreifet Sie's, Herr Poschtmeischter?"

„Nei, i begreif's net." — —

„Also — net mehr für heut'?"

„Freilich — ischt mer leid, Herr Amtsschreiber."

„Ja, dann — lebet Sie wohl, no gang i."

„Lebet Sie wohl, Herr Amtsschreiber."

Aber nach einigen zögernden, langen Schritten kehrte der Frager noch einmal um.

„Meinet Sie net, mer sollt' telegraphiere?" sagte er mit tiefen, ängstlichen Falten auf der von schwarz-grauem Haar umbuschten Stirn; er hatte den grünlich-schwärzlichen Schlapphut abgenommen; der Schweiß stand ihm auf dem dunkeln, borstigen Gesicht, rathlos rückte er an seiner Brille.

„Telegraphiere? Jo, jo, wie Sie meinet, Herr Amtsschreiber, hingegene — wohin?"

Die Abendsonne schien noch heiß auf die zwei Männer, die im Posthof neben Fässern und Kisten auf den strohbestreuten Steinen standen: der Amtsschreiber in mühsam unterdrückter Aufregung, der Postmeister wie auf dem Sprung; denn er hielt einen schweren, grauen Briefbeutel in den Händen.

„Wohin? Nach Rottenburg eppe," sagte der Schreiber, der Sonne ausweichend, die auf seinen gebeugten Rücken brannte.

„Wenn's in Rottenburg wär', no wär's mitkomme, i mein', Sie gedulde sich halt bis morge früh auf de erschte Zug." Er grüßte und bewegte sich gegen das Haus, den Briefbeutel wägend.

„Jo — dann — also! Lebet Sie wohl, Herr Poschtmeischter."

„Lebet Sie wohl; e guets Nächtle, Herr Amtsschreiber."

Aber die Unruhe war zu groß; — als der Amtsschreiber das Wirthshaus zum „Weißen Wind" passirt hatte, wo der große, blühende Oleander vor der Thür stand, kehrte er noch einmal um; der Postmeister war aber schon drinnen, am Sortiren der Sendung, sein Kopf bewegte sich in schnellen Rucken nach rechts und links, und laut, aber gemessen schallte seine Stimme durch das offene Fenster.

„Herr Poschtmeischter!" rief der Amtsschreiber vor dem Fenster, „hänt Sie noch e Minütle Zeit?"

„Ach so, der Herr Amtsschreiber! Womit kann ich noch dienen?"

Eine etwas unzufriedene Miene erschien im Fensterrahmen.

„Meinet Sie net, mer sollt bis nach Hamburg telegraphiere?"

„Nach Hamburg!" wiederholte der Beamte und riß die Augen auf, als hätte man gesagt nach Australien; „erlaubet Sie, Herr Amtsschreiber, zu was?"

„No, weil's net kommen ischt!"

„Hingegene, e Telegramm bis Hamburg ischt köschtlich, wissel Sie."

„Ja — no — dann —"

„I mein' immer, Sie geduldet sich halt bis morge früh."

„Auf de erschte Zug, jo — no! Um die siebene, achte, gelte Sie."

„Sieben Uhr fünfunddreißig, präcis, Herr Amtsschreiber."

Der Amtsschreiber lächelte säuerlich, widerwillig.

„Jo, jo, e Poschtgaul ischt kei Eisebahn! Ha, no — adie!"

„Adie." Der Kopf des Postmeisters verschwand; mit auf dem Rücken gefalteten Händen schlenderte der Amtsschreiber mißmuthig die Straße hinunter, guckte gedankenlos die rothe Oleanderkrone vor dem „Weißen Wind" an, um die ein paar Schmetterlinge spielten und beobachtete die alte Rosine, die einäugige Magd, die eben ein großes Schaff voll schaumigen Seifenwassers heraus schleppte und es dann platschend in den Oleanderkübel leerte.

„Obacht!" machte der Amtsschreiber, die aufspringende nasse Erde erreichte ihn fast.

„Ui weger!" schrie die Rosine, „isch mer arg leid, Herr Amtsschreiber! ganget Se e bißle schpaziere?" Eine Welt von Neugier spiegelte sich in ihrem einzigen Auge.

Mit einem halblauten Gegrunze schritt der Begrüßte weiter, er war nicht in der Laune, der Schwätzerin Rede zu stehen.

Da war das Haus vom Schultheiß Enderle, breit und stattlich, mit den zwei Brunnen, der prachtvollen Dunglegete vor den Fenstern der Wohnstube, aufgemauert und sicher wie eine Burg, und mit den drei Perlhühnern unter dem gewöhnlichen Geflügelvolk.

Lisele stand am unteren Brunnen, das Kleid aufgestreift, und tauchte mit einer Erquickung, die deutlich auf ihren runden, rothen Backen zu lesen stand, die bloßen Arme bis zum Ellbogen in den Brunnentrog, indeß die großen, hellgrünen Salathäupter ruhig auf dem spiegelnden Wasser schwammen.

„Grüeß Gott, Herr Amtsschreiber!" rief sie mit heller Stimme.

Aber das hübsche Mädchen erreichte fast weniger noch als die alte Rosine; kaum ein Gemurmel kam zurück. Mit hängendem Nacken stapfte der Amtsschreiber vorwärts — fast hätte ihn die mausfarbene Kuh, die ihm gleichfalls mit gesenktem Genick entgegen kam, angerannt, hätte nicht der Führer des Futterwagens ihm zugerufen. Murrend ging der Amtsschreiber auf die Seite: „Isicht eppe die Schtraß' net breit g'nueg?"

Ja, da war er doch nun endlich über die Häuser hinaus, wo ihn Alles anrief und grüßte. Gerade in die Sonne hinein ging er — sie spiegelte sich blendend in seinen Brillengläsern, aber das war ihm gleich, er blickte doch nicht um sich. Die tiefe Enttäuschung erpreßte ihm einen Seufzer nach dem andern. Hatte er nicht seit zwei Wochen die Tage gezählt und war allmorgendlich mit dem Gedanken erwacht: wieder ein Tag näher! Seit zwei Wochen! Aber wenn er bedachte, was diesen zwei Wochen voran gegangen war! Er blieb stehen und sah sich zerstreut um. Auf einem schmalen Wege stand er, zwischen zwei blühenden Mohnfeldern. Unabsehbar bewegten sich schaukelnd im Abendwinde die großen, weißen, rosa und violetten Glocken auf den hohen Stielen, und ein seltsamer betäubender Duft schwebte darüber.

„Zwei Jahr', gradaus," sagte er nickend, „die Oelmagen hänt blühet, wie ich's beschlossen hab', de Tabak zu verschpare."

Und langsam stieg wie aus dem schläfrigen Duft der damalige Tag vor ihm auf: Arg unbehaglich ist's ihm und so fremd und unheimlich in der Welt. Er sagt es oft ganz laut vor sich hin: „Mir ist's schon lang' unheimlich in der Welt." Solch' eine Versetzung aus einem guten, herrlichen Städtchen, wo man geboren ist, hinaus aufs Dorf unter die Bauern — das ist „halt e schwierige Lag'," und wenn man's noch einmal durchmachen sollt', man sagte nein, einfach nein. „Desicht vom Geiz, von dere schmierige Habsucht!" denkt er voll Selbstverachtung, „hundert Mark mehr im Jahr, desicht die heillose Verlockung gwe!" Ja, aber was soll Einer machen, wenn er noch Schulden hat von der Universitätszeit her und keine Aussicht, sie je zu bezahlen? So ist er halt vor vier Jahren aufs Dorf gangen, „unter das Vieh," sagt er hohnlachend, als Gemeindeschreiber, und wirklich — er hat seine Schulden abgetragen. Aber hier draußen, wo Alles so freudig wächst und gedeiht, in diesem gesegneten Boden — er ist nicht angewachsen, er hat fort und fort das Heimweh gehabt. Ja, wer's nicht kennt, das liebe Urach, der begreift's vielleicht nicht; aber wer's kennt? Wer dort geboren ist? Die heimlichen Gassen, die schönen, alten Brunnen, die kunstreichen Gitter, die geschmückten Giebel — und die Berge ringsum, auch wie von Künstlerhand entworfen und bekleidet mit dichtem Hochwald, mit quellenreichen Wiesen, mit felsigem Gestein von bunten Farben; — und die guten Freunde — nicht vom Sprechen kennt er sie, aber ihre Gesichter sind ihm vertraut seit Kindertagen — das trauliche Herrenstüble und die zwei, drei alten Bekannten und ewigen Widersacher — und der Heimathduft, der goldige Heimathduft über dem Allen. Hier, zwischen den Mohnfeldern, wo das schwäbische Salatöl wächst, ging er vor zwei Jahren und dachte an Urach. Zurück kann er jetzt nicht, seine kleine Stelle ist besetzt; von den drei Freunden ist nur noch einer

dort, dazu verheirathet mit einem fremden Frauenzimmer! „So eppes Wildes wär ihm net beigefallen, wann i dabliebe wär." Und schließlich — ist's nicht begreiflich? „Wemmer kei Anschprach, kei Unterhaltung, kei Gesellschaft hät, so verfällt mer auf so dommes Zügs!" Er lächelt, wie er vorwärts schreitet. Ja, das war der Gedankengang von vor zwei Jahren. In dieser grünen Frische, in dieser schläfrigen Dorfluft conserviren sich die Gedanken. Er hat dann „an die Kindheit gesonnen", an die frühe, von der man nur so wie durch die plötzlich reißenden Spalten in einer dichten Nebelwand gelegentlich ein buntes, helles Stück wieder erblicken kann. Da geht er an der Mutter Hand über den tiefen, engen, von spitzen Giebeln eingefaßten Uracher Marktplatz. Aber in dem Licht von damals ist der Platz unendlich weit, und er wimmelt von zahllosen Menschen. Es ist Kilbe[1]), und er hat einen Batzen in der Hand, mit der er seiner Mutter Hand fest hält, zwischen den beiden heißen Handflächen klebt das viele, viele Geld. Ueberall auf dem Boden liegen die grün-gelben Hopfenbibbele[2]), auch große, grüne Blätter, die man zertritt, wenn man geht. Es riecht so sonderbar, ein schwerer, würziger Duft füllt das ganze Städtchen. Vor den Häusern sitzen alte Frauen, lange, grüne Ketten zwischen sich, und zupfen die Bibbelen herunter, die hoch aufgeschichtet auf Tüchern und in offenen Körben liegen und duften und dörren in der Sonne. Aber die Kinder sind so ausgelassen! Da gerade über den Platz kommt ein kleines Mädchen mit einem dichten, grünen Hopfenkranz auf den langen, weißlich blonden Locken. Purpurroth glühen die Backen, und stolz und fröhlich blickt es allen Leuten gerade ins Gesicht. Mit einem Freudenschrei ist er auf das Mägdlein zugelaufen und hat's bei der Hand gefaßt. Aber das schöne, kleine Ding: „Schieb![3]) Du wüeschter Bub!" ruft's schrill und patzig. Schnell hat er das Händchen fahren lassen und den Kopf in der Mutter Schurz versteckt vor übergroßer Schande. Jemand hat laut gelacht — er hat den Kopf fast nicht wieder in die Höhe bringen, hat nichts weiter sehen wollen — nur heim! heim! Bitter und ironisch lächelt der Amtsschreiber, ihm ist, als fühle er noch heut' nach so viel Jahren den Nadelstich in jenem Kinderwort. Aber dann ist ja die Mutter dagewesen. „Nein aber! nein aber!" hat sie auf einmal gerufen „jetzet, Bertheli, schämscht Di net? do guck auch den an! do guck, was der kann." Und zugleich hat er so etwas Sonderbares gehört, halb ein Lachen, halb ein Krähen — es hat ihm die Augen aufgerissen und da — ist er hingestanden, stumm vor Staunen und Freude. Was war's denn? Nun, ein Vogel! ein Vogel muß es ja sein, denn zwei Beine sind da und Federn, aber Federn so blau wie der Himmel, und gelb ist es auch und hat eine allmächtig lange, schwarze Nase, und es nickt damit und dreht sich und verbeugt sich und plötzlich klappt's die große Nase auf und schnarrt ihn an: „Hut ab!" Hui! hat er seine Kappen herunter gerissen und haben die Leut' rundum gelacht! Der blaue Hahn hat aber auch gelacht und getanzt wie närrisch und sich verbeugt bis auf die Füße und hat die langen Flügel ausgebreitet,

[1]) Kirchweih.
[2]) Zapfen.
[3]) Mach' fort!

als wollt' er wegfliegen, aber er hat sich nur vor Gelächter geschüttelt und dazu geschrien: „Eins, zwei, drei, hurrah!"

Die Mutter war zuletzt ärgerlich geworden, denn von dem Vogel hatte er nicht weggehen mögen. Hat ihn auch für seinen Silberbatzen kaufen wollen, aber man hat ihn nur ausgelacht. Und Tage lang ist er nicht heraus gekommen aus der ungeheuren Verwunderung, daß es also doch sei, wie in den Märchen, daß die Thiere also doch reden können! Und wie gern hätte er gewußt, wo das Märchenland sei, drin die sprechenden Thiere wohnen; oder ob vielleicht alle Thiere an bestimmten Tagen eine Sprache bekämen? — —

Der Amtsschreiber blieb plötzlich stehen und sah sich um: er hatte sich doch deutlich und dringend rufen gehört? Richtig, da kam es ja auf dem schmalen Feldweg vom Dorf herangesprungen, ein rothes Wämsle und ein paar nackte, braune Füße, die leicht über den weißen, aufstiebenden Staub huschten, und eine durchdringende Knabenstimme, die in Zwischenräumen schrie:

„Hollaheh! hollaheh! G'moindschreiber!"

„Was wottscht?" [1]) trompetete er zurück durch die vorgehaltenen Hände.

„Kömmet! kömmet! 's ischt eppes ko' [2]). 's ischt eppes ko' für Sie mit der Poscht!"

Der Amtsschreiber war plötzlich hell wach. Eilig setzte er seine langen Beine in Bewegung, und da der Bub gleichfalls lief, so kamen sie bald zusammen, aber auch dann hielt der Amtsschreiber keine Minute still.

„Wer hat Di g'schickt?" fragte er athemlos, das Gesicht brennend vor unruhiger Erwartung.

„Mei Vatter!" der Bub sprang jetzt lustig neben ihm her, „der Poschtmeischter hat en g'fraget, ob er net sage könnt, wo der G'moindschreiber hingange sei, es sei eppes ko', im — e Extriwage: no seggt d' Schweschter, er ischt donumzue!" [3]) Der Bub machte eine weite Handbewegung über die Mohnfelder, deren große Blüthen sich zu schließen und aufzurichten begannen, indeß ein weißlicher Duft sich in den hellblauen Himmel erhob. Die Sonne sank hinter ihnen; im Dörfchen, auf das sie zueilten, brannten alle Fenster, und der kleine Wiesenbach plauderte lauter; — ein dichter Staarenschwarm flog plappernd und pfeifend über die Felder dem Nachtquartier im Walde zu, der wie eine dunkelblaue, wellige Linie ganz fern und undeutlich verdämmerte.

Am Armenhaus saß und stand Alles vor der Thür, und auf verkümmerten alten und kränklichen Kindergesichtern glänzte die Abendsonne im Verein mit lebhafter Neugier:

„Ihr hänt eppes! 's ischt en Extriwage ko' von Rottenburg! der Poschtmeischter hat nach Ihni froge la'n!" schrie es durch einander, während sie vorbeiliefen. Aber der Amtsschreiber gab keine Antwort, und das Schultheißenbüble machte ihnen eine lange Nase und scheuchte neidisch ein paar der Kinder zurück, die ihnen folgen wollten.

---

[1]) Willst Du?
[2]) Gekommen.
[3]) Dort herum.

Lisele kam, ein Büschel gelber Rüben in der Hand, vom Brunnen herab mitten in den Weg: „Herr Amtsschreiber, wisset Ihr's scho? 's ischt e Hahn komme ineme Extriwage für Sieee, von Rottenburg! der Poschtmeischter hat's g'seggt. En schöne Hahn, seggt er!"

Freude und Verdruß stritten auf dem Gesicht des Amtsschreibers. „En Hahn! das wär' mir e theurer Hahn!" sagte er, hastig grüßend, „guete Nacht, Jungfer Lisele, i bin arg pressirt, wie Sie sehet!"

Aber nun stand da breitbeinig der Wirth zum „Weißen Wind" und rief ihn von Weitem an:

„Herr Amtsschreiber, wisset Sie's schon? Er ischt ko'! er ischt do! kömmet Sie g'schwind, er laßt sich bereits höre!" Er strich sich über den weißen Metzgerschurz, der ein wohlgerundetes Bäuchlein bedeckte, hielt die dickfingerige Hand an das Ohr und horchte mit lachendem Gesicht.

„Hätt' i 's g'wußt! hätt' i 's g'wußt!" kopfschüttelte der Amtsschreiber, beide Hände zum Himmel hebend, „i bin ja schier verzwazelet [1]) vor Ungeduld und derweil" — —

Er lief in den Posthof, wohin ihm Alles folgte, was Beine hatte; der Extrawagen — ein niederes Wägelchen mit einer ziemlich großen, rohen Holzkiste darauf — war bereits abgeschirrt, aber so von neugierigen Gesichtern umdrängt, daß der Amtsschreiber sich mit den Ellbogen Zugang verschaffen mußte. Eh' er noch ganz an die Kiste gelangt war, ertönte ein sonderbares Gluckſen, Krächzen und dann eine Art Wort, das plötzlich ein donnerndes Gelächter erweckte; die Nächststehenden fuhren mit den Köpfen zurück von der Kiste — der Postmeister, äußerst erregt, winkte aus Leibeskräften:

„Kömmet! kömmet! auf d' Seite, ihr Bube — do ischt er jo, Herr Amtsschreiber! da hänt mer en jo!" Und die Brille auf die Stirn hinaufschiebend, las er von einer Begleitadresse mit lauter Stimme: „Herrn Amtsschreiber Berthold Schwemmerle".

„Schtimmt!" schrie der Amtsschreiber mit voller Lungenkraft; das Gitter der Kiste war ihm immer noch verdeckt, er mühte sich vergebens, es zu finden.

„Per Nachnahme: zweihundertundzwanzig Mark, unter Garantie lebender Ankunft" — — las der Postmeister unter dem Wundern und Staunen der Zuhörer, die laut die Summe wiederholten.

„Schtimmt! Richtig!" wiederholte auch Schwemmerle, und dann, mit einem unerwarteten Satz, wobei die Hauptbedränger mit Sand und Staub überschüttet wurden, schwang er sich auf den Wagen neben die Kiste und blickte hinein. Abermals tolles Gelächter. Der Amtsschreiber auf den Zehen, indem er die Kiste mit unendlicher Behutsamkeit packte und langsam auf die andere Seite wendete, lachte nicht: „Jo, sehet denn Ihr net, daß 's Gitterle oben gwe ischt? So kann er jo net sitze!" schalt er, ängstlich durch die Stäbe äugelnd.

„Herr G'moindschreiber, i wott auch sehe!" schrien die Kinder und kletterten auf den Wagen.

[1]) verzweifelt.

„Aber g'schehe ischt em net, oder?" fragte der Postmeister voll Theilnahme.

„Mer wollet 's net hoffe! Ha, do ischt e Thürli." Aber eh' er das Gitterthürchen aufthat, scheuchte er die Kinder aus der Nähe, und der Wirth und der Postmeister halfen, um sich selber so nah' wie möglich heran zu schieben.

Dann öffnete Schwemmerle mit feierlichem Lächeln die Thür der Kiste, die eigentlich ein Käfig war, und hielt prüfend die linke Hand hinein. Es war ein Augenblick athemloser Spannung. Drinnen klirrte ein Kettchen, eine tiefe Baßstimme sagte: „Na? na?" und langsam streckte sich eine schwarze Kralle heraus, umklammerte Herrn Schwemmerle's Finger, ein Ruck — ein großer, schwarzer Schnabel guckte aus der Kiste, es rauschte, es flatterte, und — „aah! ooh!" ging es durch den Kinderschwarm auf dem Posthof — auf des strahlenden Amtsschreibers Hand saß ein wundervoller großer, blauer Vogel mit langem Schweif und goldgelbem Bauch, der langsam den Kopf drehte nach rechts und links, als sei ihm der Hals eingerostet und müsse nun behutsam wieder in Gang gebracht werden. Aber auf einmal schüttelte er zwei mächtige Flügel, wobei die Kette, die von seinem linken Fuß zurück in den Käfig ging, leise klirrte, dehnte sich wohlig in der Freiheit, warf den Kopf in den Nacken und rief: „Ein zwei zwei zwei hurrah!"

Schwemmerle lächelte, froh und stolz wie ein König; der Jubel der Kinder, das Lachen und Wundern der Erwachsenen war ihm wohlthuend und schmeichelhaft, heut' war er der erste Mann im Dorfe. Aber unendlich mehr als der allgemeine Beifall beglückte ihn die endliche Erfüllung seines Wunsches. Da saß er nun auf seiner Hand, der Märchenvogel der Kindheit, um den er zwei Jahre lang jetzt sich Tabak und Zucker versagt hatte, nicht gerechnet die manchen einsamen Abende, da er für sich allein gewesen, um den Wirthschaftsbesuch zu sparen; da saß er, für den er Nickel um Nickel zusammengelegt und zwanzig Erkundigungsbriefe nach allen größeren Städten geschrieben hatte! Er hielt ihn auf seiner Hand, freiwillig und zahm war das prächtige Thier im ersten Augenblick ihrer lang ersehnten Bekanntschaft — lang ersehnt wenigstens seinerseits — auf seine Finger geklettert, hatte ihn furchtlos und hellängig angeblickt und mit „hurrah!" begrüßt. Augenblicklich war in dem einsamen zurückgezogenen Junggesellen ein warmes Gefühl erwacht, zugleich mit der Berührung dieser warmen, großen Kralle, die sich voll Vertrauen auf seine Finger gelegt. Eine ungewohnte Zärtlichkeit, eine dankbare Liebe für so viel Entgegenkommen erfüllte sein Herz und preßte ihm fast eine Thräne ins Auge.

Sagte doch Brehm, sagten doch Ruß und die anderen Papageiengelehrten, daß man beim Empfang eines neuen Vogels fast immer enttäuscht werde, weil man zu viel erwarte! Er war auf Wildheit und Flügelschlagen, auf Schnabelhiebe und Ungebärdigkeit für die ersten Tage gefaßt gewesen, und nun saß da ein sanfter, blauer Seraph, der sogleich mit ihm Freundschaft geschlossen. Etwas von dem Taumel der „Liebe auf den ersten Blick" war in Schwemmerle — ohne die Leute, die da herum standen, hätte er den schönen Vogel küssen mögen. Mit einem um Verzeihung bittenden Seufzer entschloß

er sich endlich, ihn zu einem Rückzug in den Käfig einzuladen. Aber der Papagei bog immer wieder den Kopf heraus, und erst nach längerem Widerstreben bequemte er sich von der warmen Hand zurück auf die kalte Stange. — —

„Wie sagt man ihm?“ fragten die Kinder, die Herrn Schwemmerle heim begleiteten, als er, seine Kiste mit beiden Händen tragend — den Beistand des Briefträgers hatte er energisch ausgeschlagen — mit der Miene eines wahrhaft glücklichen Mannes nach Hause eilte.

„Man sagt ihm Arara!“ der Name klang ihm seit heute wie der eines lieben Kindes.

„Ra — ra — ra!“ jubelten die Kinder, „aber was muß er ha'?[1]) Und da Schwemmerle hierauf nicht antwortete, so wiederholten sie die Frage, bis endlich eine Art Gesang daraus wurde, eine Marschmelodie, mit der sie hinter ihm her trotteten, die Kleinen angefaßt zu Zweien, die Buben mit den Händen in den Hosentaschen:

„Ra — ra — ra!
Was muß er ha'?“

Und immer so von vorn, bis der Amtsschreiber endlich vor seinem Hause stand, das heißt vor dem Hause, wo er eine Stube bewohnte. Er verjagte die Kinder, als sie Miene machten, hinter ihm die Treppe hinauf zu steigen, die wacklig und geländerlos aus dem Gaisenstall auf den oberen Boden führte. Dort wohnte er fast allein, denn die Wirthin, die sich ein Kämmerlein und eine Küche nur behalten, betrieb einen Hausierhandel mit im Dorf gewobenem Linnen und war selten daheim; seinen einsiedlerischen Gewohnheiten hatte dies stille Logis, in dem es Sommer und Winter nach Heu roch und höchstens das Meckern der Gaisen seine Ruhe zuweilen störte, vor allen anderen im Dorf gefallen. Auf dem Wege hatte der Papagei keinen Ton von sich gegeben, und der Lärm der Kinder, die zudringliche Neugier der Erwachsenen, zusammen mit dem Gewicht der Kiste hatten dem Amtsschreiber den Angstschweiß auf die Stirn getrieben. Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung setzte er die Kiste auf den großen, runden Tisch vor dem Sopha, zog sich einen Stuhl heran und wollte eben das Gitter aufthun, als ein Geräusch auf der Stiege wie von schleichenden Kindertritten ihn erschreckte. Eilig sprang er an die Thür, um den Riegel vorzustoßen, und nicht zu früh, denn: „Ra — ra — ra! Was muß er ha'?“ brüllte es plötzlich mit verdoppelter Stärke auf dem Treppenabsatz. Es war, um den Kopf zu verlieren. Die kleinen Plagegeister drängten sich draußen gegen die Thür, klapperten mit dem Messinggriff, der ohnehin lahm war, drehten den Schlüssel heraus, der noch außen stak und versuchten durch das Schlüsselloch zu gucken und zu singen.

„Heiligs siedigs Donnerwetter!“ Schwemmerle öffnete die Thür und fuchtelte mit dem dicken, grünen Regenschirm, der ihm gerade in die Hand gefallen war, um die Köpfe der kreischenden Mädchen, die Buben hatten sich sofort geflüchtet. Ein Glück, daß ein Jaköble nach dem andern zum Nachtessen gerufen ward, und daß der hungerige Magen die Uebrigen heim springen

[1]) haben, d. h. zu essen bekommen.

ließ — so bekam denn Schwemmerle endlich Ruhe. Eine Ruhe freilich, die noch mit viel Sorge und Aufregung gemischt war!

„Was muß er ha'?" Natürlich, er war auf Alles vorbereitet, er hatte die nothwendige, die zweckmäßigste Ernährung der Papageien ja schon monatelang aus Büchern studirt; und die Post hatte ihm schon gestern ein Säckchen Mais und ein anderes voll Hanf für den Gast und Kostgänger gebracht. Aber der Mais wurde von einigen dieser gefiederten Herren lieber in heißem Wasser gequellt, von anderen gar gekocht gegessen, während er allerdings trocken am zuträglichsten sein sollte — da galt es nun also des Arara's Geschmack zu studiren. Und dann — die Wasserfrage! die Trinkfrage überhaupt!

Schwemmerle betrachtete sorgenvoll den großen prächtigen Ankömmling, der jetzt, nachdem das Gitter geöffnet worden, gewandt, aber äußerst bedächtig oben auf die Kiste geklettert war und die Schultern heraufzog, wie ein Mensch, der auch nicht weiß, was er sagen soll, und den es obendrein etwas fröstelt. Jetzt, in der halben Dämmerung war der Glanz der Farben erloschen, nur der Kopf mit den weißröthlichen, gepuderten Wangen, aus dem die schwarzen, dunkelgeränderten Augen melancholisch ruhig hervorblickten, war deutlich vom Fenster her beleuchtet.

Schwemmerle streichelte ihm mit dem Zeigefinger den warmen Nacken. Der Vogel ließ es geschehen, seine Federn knisterten leise; er beugte ein wenig den Hals und murmelte in schwermüthigem Baß: „Arara, Ararauna."

„Was muscht ha'? Willscht Hanf, Arara?" machte Schwemmerle liebkosend, als könne der Vogel die richtige Antwort wissen.

„Ararauna! dacca un pé, Ararauna," murmelte der Papagei noch liebkosender. Der Amtsschreiber horchte: „Sag's noch emal, Arara, sag's!" Er wurde unruhig.

„Dacca un bejó," — machte der Vogel noch leiser und steckte ihm den Kopf in die Hand. Schwemmerle's Herz klopfte zwischen Freude und Verwunderung, solch eine Zahmheit hätte er nie zu hoffen gewagt. Er hielt die Hand ganz still und fühlte den warmen Athem des zutraulichen Thieres, das fast ohne den Schnabel zu öffnen, vor sich hin plauderte.

„Dacca un pé," — como canta el — como canta."

„Jessas," sagte der Amtsschreiber, „jetz han i's, der redet Welsch! jetz han i'n Papagei, wo i net verschtah!" Er wußte nicht, sollte er sich darüber ärgern oder freuen. Nein, ärgern, das war unmöglich, es war ja aller Anerkennung werth, daß Arara so gelehrt war. Sechzig Wörter könne er, so hatte es in dem letzten Briefe geheißen, — nun, unter sechzig mochten immerhin einige fremde sein, das bewies ja nur um so schlagender, was er für ein talentvoller Vogel und wie gelenkig seine Zunge war! Etwas von der alten Kinderstimmung kam doch über ihn, wie er da in der Dämmerung das sonderbare Thier mit der Menschenstimme und der sanften Betonung in der fremden Sprache mit sich selber plaudern hörte. War es nicht doch ein Wunder? Und in der Einsamkeit des stillen Zimmers stiegen Bilder vor seinen Augen auf, nie gesehene: farbige südliche Bäume mit ungeheuren Blüthen;

schaukelnde Cocospalmen und braune fratzenschneidende Affen, die von Krone zu Krone springen, Löwen mit stolzer Haltung, die wie Fürsten die großen Locken schütteln oder gnädig nicken, Indier, die ungeheure, unbegreifliche Zauberkünste treiben, eine schöne perlengeschmückte dunkle Frau in weißer Schleierseide, die den Arara, seinen Arara, auf ihrer goldenen Armspange sitzen läßt und mit ihm wie mit einem Menschen plaudert. Das kleine enge Dorf mit der hübschen eintönigen Umgebung von Feldern und Wald, in dem er nun vier Jahre lang ausgehalten, das geliebte Urach selber, ja die ganze deutsche Heimath, von der er nur ein winziges Stückchen kannte, — wie klein war das Alles gegen die große bunte Erde, und wieviel Merkwürdiges und Schönes gab es eigentlich doch, von dem man niemals hörte. Es war sonderbar, aber dachte wohl er, Schwemmerle, jemals früher daran, daß jetzt, in diesem Augenblick, im amerikanischen Urwald Indianer vielleicht einen Kriegstanz ausführten, wirkliche lebendige Indianer mit Federkrone und tätowirt wie bunte Shawls?

Oder daß gerade jetzt eine Karawane durch die Wüste zieht da unten in Afrika, wo der gelbe Sand vom Samum zu hohen Säulen aufgewirbelt wird? Und doch war es sehr unterhaltend, so etwas zu denken in dem einsamen Stübchen über dem Gaisenstall; Schwemmerle fühlte, wie die Wände sich weiteten, wie seine Augen durch sie hindurch sahen, und es dünkte ihn bald, als sei er dort fern, fern draußen und blicke zurück auf das kleine langweilige schwäbische Dorf. Aber nun war es nicht mehr langweilig, es war ein Stück der großen bunten Mannigfaltigkeit, in die der Mensch hineingeboren wird und vor der er seine blöden Augen fast verschließt, um mit gebeugtem Rücken und keuchend unter dem Tagesjoch seiner Arbeit nachzugehen.

Da sitzt nun dieser Mensch, dachte er, dieser Amtsschreiber Berthold Schwemmerle, dieser verdorbene Theologe, der nicht predigen konnte, weil ihm in der Erregung jedesmal die Stimme überschlug, und der nicht gewählt ward, eben weil er nicht predigen konnte, da sitzt er nun, wie eine lahme Schnecke, Jahr für Jahr am gleichen Ort und langweilt sich und seufzt: „zu was bin ich auf der Welt?“ — und derweilen rauschen die großen Ströme, brüllen die Meere, stürmen geschwänzte Chinesen wider ungeschwänzte Japaner, — es braust in den Weltstädten, da rast London, da rasselt Paris, da steigen die Ballons auf, da arbeiten — arbeiten — arbeiten Millionen von Maschinen, und er denkt nicht einmal daran! Er sitzt und hält ein einzig fremdes Thierchen auf der Hand und träumt wie ein Siebenschläfer, und das Thierchen hat kommen müssen, um ihn zu erinnern, daß auch da draußen eine Welt ist, daß hinter den Bergen auch Leute wohnen, und daß die Welt kein bißchen langweilig, sondern ein brennend interessantes Land ist, hier wie dort, dort wie hier, — ist das nicht seltsam? — —

Es war ganz dunkel geworden, als Schwemmerle sich aufrichtete und schüttelte, um die Lampe anzuzünden. Der Hunger regte sich, er hatte wahrhaftig über dem Papagei sein Nachtmahl vergessen.

„Hoffentlich fliegt er nicht auf,“ dachte Schwemmerle, indeß er eins der Näpfe aus der Kiste, das halbzerbissene Maiskörner und Samenschalen enthielt.

leerte und mit frischem Hanf gefüllt auf die Kiste stellte. „Ahaaa!“ sagte Arara erfreut und begann sogleich zu picken, aber auf eine übermüthige, verschwenderische Art, die den andächtig danebenstehenden Amtsschreiber lachen machte. Stets schien er ein besonders großes fettes Korn im Auge zu haben und es mit dem zangenartig gebogenen Schnabel fassen zu wollen, aber es versank zwischen den anderen darüberrollenden Körnern, die nun lustig von dem großen Schnabel rechts und links hinaus und weit in die Stube hineingeschleudert wurden; es war mehr ein Wühlen im Ueberfluß, als ein Essen.

„Wie wir Mensche, wenn wir's haben“, sagte Schwemmerle tiefsinnig, „ja ja, die Thierle hänt sicherlich gewirthschaftet wie die Protze, bevor daß d' Mensche auf der Erde erschiene sind.“

Er holte sich ein Stück Brot und einen Wurstzipfel aus dem Wandkasten, — zu einem regelrechten Nachtessen hatte er doch nicht Ruh, — und so speisten die Beiden ganz behaglich miteinander.

„Wenn ich jetzt einen Kaffee machte, so hätten wir alle beide etwas,“ dachte der Amtsschreiber. Sonst ging er Abends in den „Weißen Wind“ zu einem Glase Bier, aber heut wäre er lieber verdürstet, als von seinem Liebling weggegangen.

„Na?“ machte Arara, als die Spirituslampe in blauen Flammen brannte; ein Zittern ging durch sein Gefieder, er watschelte unruhig. Schwemmerle trug kopfschüttelnd den Apparat hinter den Bettschirm. Dieser alte Kocher, aus dem immer die Flammen nach allen Seiten herausschlugen, war wirklich unbrauchbar und sogar gefährlich, besonders seit Arara's Anwesenheit. Man sollte einen neuen kaufen, aber das Geld war knapp, so knapp wie nie, und jedenfalls mußte doch eine Art Ständer für den Vogel beim Schmied bestellt werden.

Als der Kaffee getrunken war, — Arara hatte auch zwei Theelöffel voll anzunehmen geruht und dazu den Löffelstiel schön in der „Hand“ gehalten, hörte Schwemmerle es von dem Kirchthum Mitternacht schlagen. So schnell und unmerklich war ihm lange kein Abend vergangen, und auch jetzt war es ihm fast leid darum, schon schlafen zu gehen. Aber der Philister in ihm gewann die Oberhand. Auch Arara hatte schon ein paar Mal gegähnt und die Flügel geschüttelt.

Als der Amtsschreiber sein Bett aufsuchen wollte, fing die Anwesenheit des fremden großen Thieres, das sich von Zeit zu Zeit murrend und federnsträubend hören ließ, ihn plötzlich an zu beunruhigen. Die Kette sollte doch irgendwo befestigt sein! Arara konnte ja im Schlaf von der Kiste fallen, oder im Traum aufflattern.

Er hob die Kiste vom Tisch und lud Arara ein, sich auf den Boden zu bemühen: die Kette band er an einen Tischfuß. Langsam stieg der große Vogel von der Kiste herab und begann auf den teppichlosen Dielen umherzupatschen, der prächtige Schweif fegte wie eine Schleppe hinter ihm drein. In seinen weit offenen Augen spiegelte sich der Mond. „Guets Nächtle,“ murmelte Schwemmerle und sprang ins Bett, er schämte sich seiner Unterhosen vor diesen fremden und — wie es schien — vorwurfsvollen Augen.

„Ja ja," dachte er, „in deiner Heimath da ist mehr Natur, wir sind eben die traurigen Sclaven der Sitte." Er fühlte sich ganz verwandelt in seinen Gedanken. Und kaum schloß er die Augen, so tanzten wieder rothe Indianer und blankschwarze Neger durch seinen Traum.

Aber er wachte bald auf. Das ganze Zimmer war voll Mondschein, und durch den mit grünem Stoff bekleideten Bettschirm bemerkte er deutlich Arara's hockende Figur, den langen Schwanz auf dem Boden, den kleinen Kopf mit dem mächtigen Schnabel; er saß starr, und doch hörte man ihn.

„Er schläft nicht!" dachte der Amtsschreiber unruhig, „warum schläft er nicht?"

„Ararauna — Ararauna," murmelte der Vogel mit weicher liebkosender Frauenstimme, „dacca un pé."

„Er schlafredet," sagte Schwemmerle zu sich selbst, „oder — vielleicht hat er's Heimweh, er welscht so vor sich hin."

Aber nun hörte er auch deutlich das Patschen der hornigen Krallen auf dem Boden. Schwemmerle setzte sich im Bette auf: „Arara!" rief er mit unsicherer Stimme.

„Na — a — a?" antwortete es in gewissermaßen angenehm überraschtem Ton. Es klang so menschlich, daß den Amtsschreiber neben aller Freude ein Fröfteln überlief.

„'s ischt gleichwohl eppes geischterhafts mit dene Papageie," sagte er halb erschrocken, „e Menschenschtimm' und e Vogelleib — wer kann wisse, ob sie net eppes denket? der denkt jetzet g'wiß an sei' Heimathland."

Die ganze Nacht schien der Mond, und alle Augenblicke fuhr Schwemmerle aus einem phantastischen Traum in die Höhe, und immer hörte er dann den Arara leise murmeln in der fremden Sprache oder auf dem Boden auf- und abwandern. Schwemmerle hatte seit Jahren nicht so viel Mitgefühl mit einem Menschen, wer es auch gewesen, empfunden, wie er jetzt mit dem Vogel empfand.

„Wenn's auch bald Morgen wär'," dachte er, „daß i zum Schmied gehe und em e guete Sitzplatz herrichte könnt'!"

Plötzlich ertönte es im tiefsten Baß: „Ku — ku — ru — ku! ku — ke — ru — ku!" Es war, als ob der Urgroßvater aller Hähne seine Stimme erhöbe, hier, neben dem Bette.

An allen Gliedern zitternd sprang Schwemmerle aus den Kissen, verstört sah er sich in der Stube um; das Krähen war doch so nah, so dröhnend laut und tief erklungen!

Wie ein Steinbild saß der Arara da, den Kopf seitwärts unterm Flügel. „Ich muß geträumt haben," dachte der Amtsschreiber und blickte gähnend nach dem Fenster. Der Tag graute eben. Er kroch wieder ins Bett und fiel abermals in Schlaf.

„Ku — ku — ru — ku!" krähte es abermals dumpf und tief, dicht an seinem Ohr, ein furchtbarer Baß.

Nein, das war Arara, solch eine Stimme hatte nie ein Dorfhahn in Dußlingen besessen. Aber es mußte im Schlaf geschehen, denn er saß wie vorhin, in der gleichen, sonderbar ausgestopften Stellung.

Der Amtsschreiber stand auf, — der Himmel war auch schon von gelben Streifen überschossen, und drunten knarrte die Thür des Gaisenstalles: die Nachbarsfrau, der die Thiere gehörten, lockte sie heraus und führte ihre kleine Herde auf den Brachacker. Arara hatte sich gleichfalls gereckt und aufgerichtet. Wie ein Mensch dehnte er jedes Glied, aber sobald das Meckern begann, erstarrte er gleichsam in der Bewegung und blieb mit hocherhobener und gespreizter rechter Kralle wie ein Wappenadler stehen. Er lauschte, und dann, auf einmal, öffnete er den Schnabel und begann: „Mäh — häh — häh — häh!" aber wie? Es war die Kraft von zwanzig Ziegen, alten und jungen, es war ein gewissermaßen concentrirtes Gemecker.

Schwemmerle stand, halb eingeseift und ganz verdutzt, vor seinem Waschtisch und hörte die erstaunliche Leistung an.

Es kam ihm vor, als habe er die Nacht im Urwald zugebracht, und auch jetzt war ihm etwas wirr zu Muthe. Das war ja viel überraschender, diese neue Gesellschaft, als irgend ein menschlicher Gast hätte sein können! Seit er zu meckern aufgehört, saß Arara wieder ernst und würdevoll da, und sein tadellos schönes Gefieder schimmerte in märchenhaften unwahrscheinlichen Farben. Auf dem Blau der Flügel lag ein satter Sammetglanz, und wenn er den Kopf neigte, dann stieg das Blut in die weißen gepuderten federlosen Wangen und färbte sie zart rosenroth.

Schwemmerle betrachtete ihn mit Stolz und Entzücken; in diese Gefühle mischte sich etwas wie Vaterfreude, Vaterzärtlichkeit. Arara beugte den Kopf zu ihm, so oft er in seine Nähe kam. „Köpfchen krauen," sagte er mit stark fremdländischem Accent.

Sein Herr gehorchte mit Begeisterung, aber sobald Schwemmerle die ganze Hand nach ihm ausstreckte, zog sich Arara zurück, und sah ihm gewissermaßen zurechtweisend, erstaunt in die Augen.

„Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit,"

seufzte Schwemmerle und lachte über sich selbst. Er fühlte sich so glücklich, daß ihm Alles schön vorkam: der frühe Sonnenschein, der Duft um die ferne Berglinie, sogar das weiße kahle Doctorhaus drüben zwischen den Wiesen mit der einzigen schmalen Fichte davor, starr und dunkelgrün wie aus einer Spielzeugschachtel.

Aber nun kam ein schwerer Augenblick: es fiel ihm ein, daß er jetzt zum Schlosser gehen und den Ständer besprechen müsse, hernach aber kamen die Amtsstunden, das Mittagessen im „Weißen Wind", dann nochmals Bureauzeit — er würde also fast für den ganzen Tag fortgehen müssen! Unschlüssig stand er da. Wenn er sich krank meldete? Aber das litt sein Pflichtgefühl nicht, auch hielt ihn der Aberglaube ab. Man darf den Teufel nicht an die Wand malen, dachte er kopfschüttelnd. Und doch — sich den ganzen Tag, den ersten Tag von seinem Schatze trennen — ganz abgesehen von dem armen Schatz selbst, hier allein in dem fremden Zimmer! In den ganzen zwei Jahren, da er für den Papagei gespart, war ihm diese schlimme Sachlage nicht eingefallen. Denn so wie heut würde es alle Tage sein, mit Ausnahme

der Sonntage. „Aber er wird sich ja bei mir zu Tode langweilen!“ murmelte der Amtsschreiber, „er wird sich nach mir sehnen, vielleicht mir rufen, und ich? werde ich denn meine Sach' machen können, wie ehedem, wenn ich daheim Jemanden hab', wo gänzlich allein ischt?“

Er blickte jammervoll den Vogel an, der nichts ahnend und fröhlich Morgentoilette machte, indem er, Feder um Feder, sein ganzes Gefieder sorgfältig durch den Schnabel zog und glättete. Ein junger Ehemann, der seine geliebte Frau am ersten Morgen verlassen muß, hätte nicht niedergeschlagener sein können, als der Amtsschreiber, da er nach wiederholtem, zärtlichem Abschied seine Thür verschloß und die Treppe hinunterging. Es kränkte ihn fast, daß Arara die Sache so leicht zu nehmen schien und gerade, als er unter seinem Fenster vorbeiging, ein schmetterndes „hurrah“ hinausschrie. Zum Glück war es noch früh; das kornblumenblaue Zifferblatt der Kirchenuhr mit den goldnen Zeigern meldete dreiviertel auf sechs: wenn der Schmied sich verständig zeigte, so konnte man immerhin vor der Amtszeit noch ein Stündchen für Arara erübrigen.

Aber der Schmied war schwer von Begriff, und endlich, als Schwemmerle den ganzen Apparat mit Kreide auf die Drehbank gezeichnet hatte, erklärte er, den Papagei sehen zu müssen, eher könne er sich auf das Geschäft nicht einlassen. Schwemmerle nahm ihn also mit sich hinauf, obwohl ungern.

„So, Sie beschlüesset[1]) Ihre Thür?“ sagte der Schmied verwundert; es war in Dußlingen nicht Gebrauch, die Häuser zu verschließen. Als er Arara in der Steinbilderstellung auf dem Tisch hocken sah, schrak er zurück, schob sich die Zipfelkappe in den Nacken und begann vorsichtig um ihn herum zu gehen. „Hat das e dommes Gefries![2])“ sagte er kopfschüttelnd. Schwemmerle gerieth in Zorn, er fühlte sich persönlich beleidigt. Mit kurzen Worten erklärte er dem Meister, wie er sich die Sache gedacht, und daß der Ständer jedenfalls morgen fertig sein müsse, es könne ja nicht schwer halten, eine aufrechte und eine quer darüber liegende Stange zusammen zu setzen.

„Hingegene, sell[3]) ischt e Schlosserg'schäft“, sagte der Meister, den Kopf kratzend — „und was denket Sie, auf was das aufrecht' Schtängle befeschtiget werde soll?“

„Ja — so!“ machte der Amtsschreiber unschlüssig.

„Und was ischt das?“ der Schmied stieß mit dem Fuß an etwas Gelbliches auf dem Boden, dann hob er es auf und hielt es Schwemmerle hin. Es war ein Holzspahn.

„'s ischt von der Kischte,“ sagte der Amtsschreiber achselzuckend.

„Sell net, 's ischt vom Tischfueß, da lueget Se!“

Wahrhaftig, aus dem alten Mahagonitischfuß war ein derber Spahn herausgemeißelt.

„Desch aber en arger Kerle,“ lachte der Meister, „lueg auch, wie der umenand' schlotteret[4]), so eine' möcht i net!“

---

[1]) verschließen.

[2]) häßliches Gesicht.

[3]) solches.

[4]) wankt.

Der Amtsschreiber bedeutete ihm, daß er den Ständer in Tübingen bestellen werde, aber darauf ging der Schmied auch nicht ein; er wolle sich's überlegen, zu machen sei die Sache schon, und wenn es etwa viel Geld kosten sollte — der Herr Schwemmerle hab' 's ja dazu. „So viel wie der wüeschte Bursch da koschtet's net." Mit verbissenem Gesicht wünschte er einen guten Morgen.

Aber er nahm einen schönen Theil von Schwemmerle's froher Laune mit die Treppe hinunter.

„'s ischt der lautere Neid," sagte der Amtsschreiber, sein Auge an Arara's Farbenpracht weidend, aber — ein wenig hatte dieser Glanz eingebüßt, so schien es, seit die scheelen Blicke darauf geruht. Und dann der Mahagonitisch, den er aus dem elterlichen Hause mitgebracht, und der solid und gut, wie für die Ewigkeit gemacht schien!

„Arara, Arara!" seufzte er, den Spahn in den Fingern drehend, „machscht du so Sache'?" Und er lockte ihn vom Tisch auf die Kiste, drehte den Haken um die Sitzstange und stellte die ganze Anstalt mitten in die Stube, von den Möbeln möglichst entfernt.

„Köpfchen krauen," sagte Arara zutraulich, aber dann, da er die Verkürzung der Kette bemerkte, beschäftigte er sich angelegentlich mit dem gefesselten Fuß.

„Adie, Arara!" grüßte ihn Schwemmerle bekümmert von der Schwelle, „adie bis Mittag."

Die Arbeit erschien ihm heute unendlich lang, die Stunden dehnten sich zu Ewigkeiten. Von Zeit zu Zeit ertappte er sich darauf, daß er den Federhalter im Munde hielt, und, statt zu schreiben, an Arara dachte.

Da brachte Postmeisters Magd ihm einen Brief herein, einen Brief aus Hamburg. Er war von dem Vogelhändler und enthielt noch einige interessante Nachrichten über Arara. Er war im Besitz einer indianischen Fürstin in der Nähe von Parnahyba gewesen, daher hatte die Firma ihn für den Vogelfreund und ausgezeichneten Kenner, Herrn Dr. Schwemmerle in Dußlingen, reservirt. Sollte Herr Dr. Schwemmerle zufrieden sein, so würde es die Firma sehr gern sehen, wenn er ihr seine Anerkennung aussprechen wollte; die Firma besaß allerdings ungezählte Anerkennungsschreiben, aber aus Dußlingen hätten sie noch keins, und es würde sie besonders freuen u. s. w.

Schwemmerle fühlte sich stolz, der Firma diesen schuldigen Anerkennungsbeweis zu geben. Er war unendlich froh, mit Jemandem, der ihn ganz verstand, über Arara zu sprechen. Das Schreiben wurde sofort entworfen. Es begann: „Habe die Ehre, Ihnen zu bezeugen, daß der Papagei Ihrer Durchlaucht, der indianischen Fürstin aus Parnahyba nach längerer sehnsüchtiger Erwartung wohlbehalten gestern Abend hier eingetroffen ist und über alle Erwartung zufriedenstellend" — — hier stockte er, „zufriedenstellend"? nein, das war zu wenig! Er strich das Wort aus und setzte „überraschend", so, das entsprach mehr der Wahrheit, aber der Satz war schwierig zu beenden. Und während er über ihn nachsann, schlich sich das Bild der indianischen Fürstin verstohlen da in die verräucherte, fliegendurchsummte Amtsstube herein und blickte Schwemmerle von der beklexten Kalkwand, wo der alte Fahrplan mit

den umgebogenen Ecken hing, aus großen schwarzen Augen schmachtend an. Dabei sollte nun Einer arbeiten! Natürlich, diese fürstliche Besitzerin hatte er dem Arara schon gestern Abend angesehen; es war ihm fast leid, daß er nicht wußte, wie sie hieß, und einen Augenblick vergaß er sogar so weit Arara's Zugehörigkeit zu dem Thierreich, daß er daran dachte, ihn nach der indianischen Fürstin zu fragen. Es schien ihm, als sei er um zehn Jahre verjüngt; etwas Unternehmungslustiges, Flottes und Träumerisches zugleich spürte er in seinem sonst schon halb schlafenden Blute. Wie ein Schüler aus der Schule, so sprang er um elf Uhr nach Haus.

„Ra — ra — ra!
Was muß er ha'?"

sangen drei Kinder, so wie sie ihn erblickten.

Beim Mittagessen im „Weißen Wind" würzte die Erinnerung an Arara die fette fade Fideli[1]suppe[1]), — beim Sauerkraut aber ging das Befragen an vom Wirth und der Wirthin und von den zwei jungen Technikern, die in Landvermessungsübungen von der Hohenheimer Schule daher geschickt worden. Schwemmerle konnte nicht umhin, ein Wort, allerdings vag und geheimnißvoll, über die indianische Fürstin einfließen zu lassen und brachte damit einen außerordentlichen Effect hervor. Er kam fast um das Sauerkraut, weil er gegen seine Gewohnheit beim Essen eifrig erzählte, und die Spätzle[2]) wurden kalt und hart auf seinem Teller.

„Esset Sie doch!" schalt die dicke Wirthin und schob ihm mit beleidigtem, vom Küchenfeuer glühenden Gesichte die Schüssel so ungestüm zu, daß sie einen Theil ihres Inhalts über die Wachstuchdecke ergoß, „'s ischt ja net der Werth zu koche, wenn Sie die guete Sach' kalt werde lo'n!"[3])

Aber was kümmerte den Amtsschreiber heute das allbeliebte Sauerkraut! Je mehr er sprach, die Schönheit, die Zahmheit, die Sprechkünste Arara's schilderte, desto mehr gerieth er in eine Herzensbewegung hinein, die ihm seit seiner schwärmerischen Jugendzeit fremd geworden. Die beleidigte Wirthin betrachtete ihn mit halbgeschlossenem Auge und verglich ihn mit ihrem grauen schläfrigen Alten, der gleich nach der Mahlzeit vor dem leeren Teller einzunicken begann.

„I kenn' Sie doch schon lang, aber so happelich[4]) han i S' nie noch g'sehe", sagte sie langsam, und dann puffte sie ihren Mann in den Rücken, daß er auffuhr: „Jessas, du alter Schliffel, schlafschst schon wieder?"

Was ging Schwemmerle die Wirthin mit dem ewig schmutzigen Schurz und dem breiten gemeinen Gesicht an?

„I komm denn emol zu Ihne! i mueß das Wunderthier auch in Auge'schein nehme," rief sie ihm in der Thür stehend nach, indeß sie ihm mit den Blicken folgte, wie er eilig, fast laufend, mit gekrümmtem Rücken und fuchtelnden Händen die sonnige Straße hinabstürmte.

---

[1]) Nudeln.
[2]) Mehlspeise.
[3]) lassen.
[4]) lebhaft, ausgelassen.

„Grüß Gott, Arara!“ sagte er schon unter seinem Fenster, „was machschst? wie geht's? gelt, dir ischt die Zeit arg lang worden?“

Arara begrüßte ihn, wie er den Schlüssel drehte, mit lebhaftem Rufen. Als er ihn sah, breitete er fächerförmig den langen Schwanz aus und begann sich zu drehen, bald nach rechts, bald links herum, indeß er fortwährend krähende Töne, mit Wortbrocken untermischt, ausstieß. Man konnte nicht ausdrucksvoller Freude an den Tag legen, ohne zu sprechen. Schwemmerle war gerührt. Er fand in seinem Gedächtniß Kosenamen, die er Anfangs nur leise und fast vor sich selber erröthend in der Einsamkeit seiner Stube Arara zurief, indeß er ihm Speise und Trank bereit stellte. Er erzählte ihm von dem Schmied, von den Schulkindern, als ob er selbst mit einem Kinde plaudere, und Arara begann eine Art Gesang mit taktmäßigem Flügelschlagen:

„Caréco paï,
Caréca maï
Caréco toda — — — la ha ha — —“

Bei diesem Wort stockte er und fing von Neuem an.

Plötzlich fiel dem Amtsschreiber ein Häufchen Kalk, das an der Wand lag, und ein Stück zerrissener Tapete in die Augen. Arara verbeugte sich mit großem Gelächter, die Kette klirrte lose auf dem Boden, nun begann er gemächlich daher zu spazieren.

„Hammele! Hammele!“ [1]) rief der Amtsschreiber, das Loch in der Wand beäugelnd, „was haschst nu than? So eppes macht mer net, du Butschele!“ Aber er mußte doch lachen, was für Streiche der im Kopf hatte, um sich die Langeweile zu vertreiben. Also die Kette losgemacht, durch die Stube gewandert und die Wand angebissen — es war genial! Heut Nacht der Tischfuß, heut Morgen die Wand, — das konnte noch gut werden!

„Nein Butschele, Papageile, so han mer net g'wettet“, sagte er und suchte nach einem Platz, um die Kette zu befestigen. — —

Und dann lachte er über sich selbst und dieses neue Verhältniß. „Ich hab's wie meine Mutter selig,“ dachte er, „recht wohl fällt mir's ein, wie sie oft gesagt hat: wo ich jung und allein gewesen bin, hab' ich allen Unsinn an meine Katz' hingeschwatzt; wie ich dann kleine Kinder gehabt hab', hab' ich an die hingeschwatzt, was mir in den Sinn kommen ist, und wie die Kinder größer worden sind, so daß sie mich verstanden hätten, da hab' ich mich geschämt und wieder an die Katzen hingeschwatzt.“ Und das Bild der guten, lachlustigen, ein wenig schüchternen und schwerfälligen Mutter stand vor ihm, wie sie im ledernen Großvaterstuhl am Fenster saß und mit den weichen warmen Händen den großen Angorakater auf ihrem Schoß streichelte, daß er vor Behagen schnurrte. Dieser Kater hatte „Wonneklos“ geheißen und war auch ein Prachtexemplar gewesen. „'s ischt halt so bei dene Schwemmerle, sie hänt alle e Katzeherz,“ hatte seine Mutter oft gesagt. Ja, wenn die Arara gekannt hätte!

---

[1]) Namen für Kinder.

Es versteht sich von selbst, daß der Amtsschreiber auf seinen täglichen Abendspaziergang verzichtete, um mit dem Papagei zusammen zu sein, nicht nur am ersten, sondern auch alle folgenden Tage. Arara behielt immerhin noch Muße genug, um das Loch in der Wand bedenklich zu vergrößern; es gelang nicht, die Kette so zu verhaken, daß er sie nicht beliebig gelöst hätte, sobald er Lust hatte.

„Butschele, Butschele!" drohte der Amtsschreiber jeden Tag, bis Arara das Wort lernte und es eines Tages in tiefem warnenden Baß seinem Herrn zurief. Wenn nur der Schmied die Sitzanstalt endlich gebracht hätte! Aber er hielt Schwemmerle von Tag zu Tag hin, und die Nächte wären gleich der ersten unruhig und unbequem verlaufen, wenn nicht der erfinderische und zutrauliche Vogel selbst einen Ausweg gefunden hätte.

Eines Abends hatte sich sein Herr eine Viertelstunde lang mit Bohrer und Kneifzange gemüht, ihn anzuketten — möglichst weit vom Tischfuß, möglichst weit von der Wand und fern von den Stühlen, als Schwemmerle auf seinen Gutenachtruf vom Bette her keinen antwortenden Ton erhielt, wohl aber ein Klopfen und Scharren hörte, das von einem emsigen Arbeitsmann herzukommen schien. Und dann, auf einmal trappte es über die Dielen, nicht hin und her, sondern zielbewußt vorwärts, und ehe sich der Amtsschreiber recht besann, stand es vor seinem Bette, arbeitete es sich mit Schnabel und Krallen an der Bettlade hinauf und — ließ sich auf dem Kopfkissen, gerade oberhalb der Stelle, wo sich Schwemmerle's keimende Glatze befand, nieder. Der Amtsschreiber athmete kaum; er freute und fürchtete sich zu gleicher Zeit, denn Nachts war der große Tropenvogel mit dem beilscharfen Schnabel und der dumpf raunenden Melancholie seiner Stimme, ja mit der fremden Sprache sogar nach wie vor ein wenig unheimlich. Und nun so nah, daß er deutlich die Körperwärme und den Athem Arara's spüren konnte. Er wagte sich nicht zu bewegen, aus Furcht, ihn zu erschrecken. Könnte ihn nicht ein Urwaldtraum beängstigen? Erinnerungen an Tigerkatzen und Riesenschlangen, an nestraubende Indianerkinder oder Federnjäger? Arara murrte leise, aber so nah an Schwemmerle's Ohr, daß die Luft durch seine Haare fuhr und sie langsam zu Berge stehen machte. Niemand würde es hören, Niemand würde es merken, — die Thür bliebe morgen verschlossen, und die Wirthin käme schwerlich. Später nur, wenn er sich nicht auf dem Amt einfände, nicht zum Mittagessen erschiene, würde man vielleicht nachsehen, die Thür sprengen; — dann — „Arara!" sagte er zitternd, „gelt du — du bischt wach und — und — du kennscht mi doch, i ben doch dei Tattele?" [1])

Aber an Schlafen war nicht zu denken, bis ihm auf einmal wieder die indianische Fürstin einfiel. „Er ist es so bei ihr gewohnt worden," dachte er, ganz erleichtert, „wer weiß, ob er nicht auf ihrer Schulter eingeschlafen ist." Und Schwemmerle begann wieder einzuschlummern und zu träumen von Purpurdecken und schneeigen Pfühlen, auf welchen sich schlanke braune Glieder dehnen. — „Kleopatra," sagte er schläfrig, „war scheint's auch so eppes Aehn-

[1]) Väterchen.

liches wie die meinige Indianische, sie ischt als ebenfalls mit Papageie abgemalt." Und seine Träume wurden immer köstlicher, phantastischer, aufregender. Wahrhaftig — die schöne Fürstin lächelte ihm zu und sagte — —? Was sagte sie nur? Sie sprach ja nicht deutsch, es waren dieselben Laute wie Arara's! Aber ihr Lächeln war auf ihn gerichtet, und sein Herz fing an zu klopfen, schneller und schneller, und nun wußte er, was sie sprach: „löse mein Räthsel," sagte sie, „löse mein Räthsel!" und ihre Gazellenaugen lockten verheißungsvoll. Er stöhnte im Schlaf, denn er konnte das Räthsel nicht lösen, er konnte kein Wort sagen, auf seiner Brust lag eine große Schlange, die ihn niederdrückte, während ihr Schweif ihn aufpeitschte, deutlich fühlte er die brennend heißen Schläge auf seiner Haut hinstrahlen. Mit einer übermenschlichen Anstrengung schrie er auf, und an diesem eigenen rauhen Schrei erwachte er. Er war glühend und fröstelnd zugleich und konnte sich lange nicht besinnen, wo er war. Plötzlich hörte er hinter sich lange friedliche Athemzüge. Nun erwachte er völlig, entsann sich Arara's, der hinter ihm auf dem Kissen saß. Er rieb ein Streichholz an. In dem bläulich aufflackernden Lichte sah er sich um. Der Vogel hockte mit leise im Schlafe wackelndem Kopf, aber seine Augen waren offen: „Araraúna, daccá un bejo," murrte er vor sich hin. In dem steifen Dasitzen, dem bebenden Kopf mit den starren Augen, den wieder und wieder gemurmelten Worten war etwas Automatenhaftes, Lebloses, das Schwemmerle veranlaßte, mit einem Ruck aus dem Bette zu springen und sich hinter den Bettschirm zurück zu ziehen.

Es war sehr schwül, eine richtige Julinacht, sehr dunkel, bedrückend, lautlos. Der Amtsschreiber sehnte sich nach einem Athemzuge frischer Luft, aber er fürchtete sich, des Vogels wegen, ein Fenster zu öffnen. Wenn er ihm nun in Nacht und Nebel davon flog! Arara's Selbständigkeit war immer noch im Wachsen begriffen, ihm war Vieles zuzutrauen. „Einquartirung und Belagerungszuschtand," dachte Schwemmerle verwundert, als er sich auf dem kurzen, roßhaarbezogenen Kanapee ausstreckte. Er war müde und konnte doch nicht schlafen. „Was der Mensch alles erleben kann," dachte er; „gut, daß mich Niemand von Dußlingen sieht, die würden lachen! Aber es kommt alles von dem Krott, dem Schmied her. So e Thierle muß doch sei' Plätzle han, so guet wie—n—en Mensch. Morgen muß er daran gehen."

Er legte sich zurück und gähnte laut. Irgend eine Antwort kam vom Bette her, dann rauschten Federn, Krallen tappten, und auf einmal war ein stärkeres Geräusch auf dem Boden, wie ein Plumps, — Arara kam gelaufen, Arara suchte ihn, Arara wollte bei ihm sein! Er setzte sich aufrecht und wartete mit groß aufgerissenen Augen und trocknem Gaumen, es war so wunderlich, wieder wie ein Märchen.

Der Vogel kam gemächlich daher; das Schleppen des langen Schweifs auf dem Boden war deutlich vom Geräusch der Füße zu unterscheiden in der lautlosen Nacht. Er wird mich nicht finden, dachte Schwemmerle erwartungsvoll, und ganz leise rief er: „Arara?"

„Si, Senhora!" sagte es schon dicht vor ihm. Der Amtsrichter fühlte etwas Raschelndes, fühlte die Krallen des Vogels scharf aber leicht, und plötz-

lich ließ er sich schwer und warm und weich mit einem tiefen, zufriedenen „brava!“ zwischen seinen Schenkeln nieder, und dann saß Arara zusammengeduckt wie ein Schwan, die Füße unter sich heraufgezogen, den Kopf im Flügel auf Schwemmerle's Schoß. Deutlich unterschieden jetzt die an die Dunkelheit gewöhnten Augen seinen Umriß und die hellen Wangen. Von dem einen, nicht ganz bedeckten Augapfel ging ein leises Glühen aus. Schwemmerle, beide Arme vom Körper abgestreckt, glich einer sitzenden Statue der Verwunderung. „Desch e Kerle!“ sagte er halb ungläubig zu sich selbst, „der denkt an sein' Kleopatra, allweg! allweg!“

Vorsichtig streichelte er ihm den Kopf, Arara duckte sich tiefer und murrte behaglich. In Schwemmerle's erregtes Gemüth kehrte volle Sicherheit, volles Vertrauen ein. Nun saß er da mit dem Papagei, wie die Mutter mit dem Kater; nun hatten sie sich erst wirklich und vollständig gefunden.

„Hascht Heimweh g'habt nach der Kleopatra, gelt du?“ sagte er. „Wirscht denn auch z'friede sein mit dem arme schwäbische Amtsschreiber, wo di dei' Schicksal hin g'führt hat? Ja, Vogelschicksal — Menschenschicksal!“ philosophirte er weiter, „'s hat die allergröscht' Aehnlichkeit, und so e Thierle, wo hundert, hundertfünfzig Jahre lebe kann — wie oft mag sein Schicksal wechsele in so einer langen Exischtenz.“

Wenn nur die fremden Leute nicht gewesen wären! Die Neugier des Dorfes wurde wach gehalten durch den Amtsschreiber selbst, der jedes Gespräch auf das liebenswürdige, talentvolle Thierchen zu lenken wußte, aber auch durch die Nachbarn, die es lachen, rufen, singen hörten. Der Schmied, der den Ständer inzwischen geliefert, hatte eine böswillige, die Wirthin zum „Weißen Wind“ eine neidische Hartnäckigkeit, den Amtsschreiber zu besuchen, um den Vogel zu sehen. Sie brachten stets Jemanden mit, alte Frauen, die die Hände vor Furcht zusammen schlugen und sich bekreuzten, wenn Arara an zu sprechen fing, oder Kinder, die ihn zu reizen, zu necken versuchten, ihm einen Papierfetzen oder etwas anderes Ungenießbares vorhielten, das er mit heftig hackendem Schnabel in aller Eile zerriß, während sie plötzlich mit lärmendem Lachen zurückfuhren, daß er die großen Flügel ausbreitete und aufgeregt mit dem Schwanz fächerte. Er schrie nicht, aber er gab Töne des Unmuths, der Wuth von sich, ein dumpfes Grollen, und mit aufgesperrtem Schnabel schien er irgend einen groben Angriff zu erwarten, den er bereit war, abzuweisen. Zuweilen aber gerieth er durch die Neckerei in eine ganz verrückte Beweglichkeit, kletterte planlos am Ständer auf und ab, hängte sich bald am Schnabel, bald an einer Zehe auf wie ein Trapezkünstler, warf den Kopf in den Nacken, knickste und kratzfüßelte und schrie dabei einzelne gelle drohende Silben hinaus mit zuckendem Kehlkopf und knisterndem Gefieder. Oder er rasselte wie besessen an dem blechernen Futternapf, warf die Körner heraus und den Umstehenden ins Gesicht, stieg dann, den Kopf zu unterst, an der Stange hinab, warf sich in dem Kasten dort auf den Rücken und wälzte sich darin, indeß er den Sand über sich kratzte und athemlos Alles durcheinander schrie, was er wußte. Meist Schimpfwörter.

Mit peinlicher Genauigkeit mußte der Amtsschreiber seine Thür verschließen, sobald er fortging, denn auch ohne seine Erlaubniß versuchten die Neugierigen, voran die Kinder, in seine Stube zu dringen. Besonders jetzt in der Ernte, wo die meisten Häuser tagsüber verlassen standen, ward er oft eine quälende Unruhe nicht los. Seine Wirthin, die Linnenhändlerin, war heimgekommen mit dem „Flug“ [1]), den sie sich auf der Alb droben in einem kalten Regen geholt. — — Allerlei Leute kamen zu ihr mit Tränken und Salben und Sprüchlein, denn die Leokadia Lochstampferin hatte viel Freundschaft in den Nachbardörfern. Die fremden Gesichter vor seiner Stubenthür, die da horchend hinstanden und dann am Schloß rappelten, um das sprechende Thier zu sehen, belästigten und ängstigten ihn. Er fing an, sich mit Arara einzuschließen, wenn er draußen Schritte hörte und auf keinen Ruf zu antworten.

Die langen Stunden der Muße — nun vergingen sie dem Amtsschreiber schnell und aufs Angenehmste. Kaum hatte er Lust, sein „Blättle“ [2]) zu lesen, während Arara auf seinen Knieen saß und das Papier beknabberte. Die Vorgänge im Dorf bekümmerten ihn nicht im Geringsten mehr, obgleich gerade jetzt ein zum Glück ungewöhnliches Ereigniß vorgekommen war. Bei der Sichelhenkete [3]) im „Weißen Wind“ war unter den betrunkenen Gästen Streit ausgebrochen, der später, beim Heimgehen, auf einem Feldweg mit Fäusten, Knitteln und Steinen seine thätliche Fortsetzung fand, und endlich war ein Hirrlinger von einem Dußlinger erschlagen worden. Beide, der Todtschläger wie der Getödtete waren Familienväter, hatten sich an jenem Abend zum ersten Mal gesehen und wurden als Leute bezeichnet, die friedliebend und ordentlich dahinlebten, außer wenn der Neckarwein über sie Meister ward: dann verwandelten sie sich in sinnlose Wütheriche, die nicht wußten, womit und wohin sie schlugen. Die Dußlinger Weiber brachten die Lippen nicht mehr zu, seit die That geschehen war, die Mannen [4]) zuckten die Achseln und steckten die Hände in die Hosentaschen, womit sie einander und besonders den aufgeregten Frauen zu verstehen gaben, daß solche Ereignisse sowohl in der Natur der Mannen wie des Neckarweins lägen und nicht vermieden werden könnten, noch sollten, während die „Ledigen“ das Anrecht auf derartige Raufereien ihnen einfach absprechen und ganz allein für sich in Anspruch nehmen wollten. Fast wäre es darüber zu einer neuen Schlacht zwischen Mannen und Ledigen gekommen.

All' das ward Schwemmerle täglich neu erzählt; besonders die Wirthin vom „Weißen Wind“ und ihre Magd, die Rosin', konnten kaum einen Löffel Suppe hinunterschlucken, ohne auf den Malefizkerl, den Hirrlinger, zu schimpfen, der sich rein aus heimtückischer Niedertracht hatte todtschlagen lassen, nur damit ein Dußlinger jetzt ins Zuchthaus komme. Aber Schwemmerle hörte kaum hin. Er kannte den erschlagenen Hirrlinger nicht, den gefangenen Dußlinger nur, da er ihm seit Jahren die Prügelwellen [5]) für den Ofen geliefert hatte;

[1]) Grippe.
[2]) Zeitung.
[3]) Erntemahl.
[4]) Verheirathete.
[5]) Reisigbündel.

im vergangenen Herbst entsann er sich, der Frau begegnet zu sein, wie sie mit dem Büblein auf dem Arm unter heftigem Weinen vor ihrem Stubenfenster die Stücke eines Crucifixes zusammen las, das der Bauer im Rausch zerbrochen und auf die Dorfgasse geschleudert hatte. Zwei größere Kinder suchten mit ihr, ängstlich schluchzend wie die Mutter, deren verzweifelte Mienen sie mit den weichen Kindergesichtern unwillkürlich nachahmten; — der Anstifter dieses häuslichen Elends kam nun also wohl ins Zuchthaus? Warum nicht? Es ist gut, wenn immer einmal wieder ein Exempel statuirt wird. Dafür hat man ja die Zuchthäuser, daß man solche Raufer aus der menschlichen Gesellschaft beseitigt; nur viel zu gut haben sie 's dort.

Ein paar Wagen voll Tübinger Studenten kamen durch den Ort gerasselt; schon von Weitem blinkte das Roth der Cerevisköppchen und der Schärpen durch den weißen Wegstaub hindurch, schon von Weitem erscholl ihr dröhnender Gesang:

„'s gibt kein schönres Leben
Als Studentenleben,
Wie es Bacchus und Gambrinus schuf —"

„Guten Abend, meine Herren!" grüßte Schwemmerle, stehen bleibend und den Wagen nachsehend; auf dem ersten saßen vier ungeheuer dicke junge Leute, rund wie Tonnen, mit Köpfen wie Kegelkugeln, heiß und heiser vom Lachen und Singen. Schwemmerle lachte auch. Seine ganze frohe Studienzeit kam ihm ins Gedächtniß zurück, wo sie dies schöne Lied gesungen, im Wirthshaus an der Neckarbrücke, und während die Singenden in einer Staubwolke verschwanden, brummte er wie ein Echo vor sich hin:

„In die Kneipen laufen
Und sein Geld versaufen
Ist ein hoher, herrlicher Beruf!"

Jawohl, das war auch ihr Leiblied gewesen, und bei was für einem Bier hatten sie es gesungen! Einem reichen, vollen, süffigen Bier, auf dem feinperliger, fetter Schaum stand wie geschlagener Rahm. Vierzehn Seidel davon hatte er einmal geleistet und wäre fast trotzdem Bierbruder geworden an dem Abend.

Goldene Zeiten, golden wie der Abendnebel, in dem die singende Jugend verschwunden war! Freilich, das Elend mit dem Ueberschlagen der Stimme hatte schon damals begonnen, er war eigentlich nie aus dem Stimmbruch herausgekommen, und die Commilitonen hatten ihm Extras bezahlt, damit er nur nicht mitsänge. Ja, die Studenten, die ihn da eben so herablassend gegrüßt hatten, ahnten natürlich nicht, daß er einmal ihres Gleichen gewesen war und es sogar bis zum Vicar in Heidenheim gebracht hatte. Hätte er die unglückselige Stimme nicht gehabt, und hätte das nette Luisle ihn genommen, so wäre er ihres Vaters Nachfolger geworden anstatt des Zuberbühler's, der sich wie eine Raupe im Kraut in Luisles Herzen und dem Pfarrhause eingenistet.

Je nun, mochte es so sein; Schwemmerle hatte heut kaum mehr eine Erinnerung an die Leiden jener Jahre. Das nette Pfarrerstöchterlein mit den Vergißmeinnichtaugen war heut eine stattliche Mama mit sieben Töchtern, und der Amtsschreiber lächelte erleichtert bei dem Gedanken, daß er sie nicht bekommen hatte. Sieben Töchter, für die man sieben Schwiegersöhne brauchte, wenn alles gut und befriedigend werden sollte! War es nicht unendlich viel leichter und einfacher, statt sieben Töchtern einen Arara zu haben, der einem Unterhaltung, Gesellschaft, Zärtlichkeit gewährte, ohne den Ausblick durch Zukunftssorgen zu verengen? Schwemmerle schnalzte mit den Fingern, er kam sich so schlau vor, daß er sich über sich selber freuen mußte — —

„Como canta el papageio?
Como canta el papageio?
El papageo, el papageo, el papageo
Canta siñ:
Rrrrrroä! Rrrroa!"

So sang ihm Arara entgegen; er war bereits von der Stange herabgeklettert und stand mit steil aufgerichtetem Kopfe vor der Thürschwelle. Sein türkisch blauer Sammtmantel mit den dunkleren Schatten über dem hochgelben Unterkleid schillerte weich in der Sonne, die grüne Stirn funkelte wie die Flügeldecken des Juwelenkäfers. Sowie Schwemmerle sich auf einen Stuhl gesetzt, klomm der Vogel an seinem Bein hinauf und machte sich's bequem, während der Amtsschreiber mit der freien Hand etwas aus der Tasche zog: „Lueg auch da, Arara," rief er, „was ischt auch das?" Sogleich ließ der Papagei den Erkennungsruf hören und packte mit der Kralle die große welsche Nuß, die Schwemmerle unterm Baum des Schultheißen aufgehoben hatte. Ein Schnabelhieb auf die Nahtstelle, und die zwei Hälften lagen da; der Vogel hielt die eine, sein Herr die andere, und sie schäkerten und lachten zusammen wie zwei Schulbuben über den weißen milchigen Kern.

Plötzlich ging die Thür auf, nur spaltenweit.

„Lochschtampfere?" fragte eine furchtsame Stimme.

„Die Leokadia Lochschtampfer wohnt gegenüber!" rief Schwemmerle erschrocken aufspringend. Die Thür war schon wieder zu. Nichts hatte er gesehen, als ein blasses runzeliges Gesicht mit funkelnden Augen, — ein Weibergesicht. Aber so blitzartig schnell und lautlos war sie gekommen und verschwunden, Schwemmerle fühlte sich beunruhigt. Er hatte also wieder einmal seine Thür offen gelassen. Fast unwillkürlich ging er auf den kleinen Treppenabsatz hinaus und horchte: die Besucherin mußte doch jetzt bei der Lochstampferin sein. Kein Laut drang durch die Thür.

„Lochschtampferin!" rief er.

Niemand antwortete.

Er klopfte und öffnete zuletzt.

Auf dem Sopha lag eingewickelt und mit einer großen weißen Haube auf dem Kopfe die Linnenhändlerin, abgemagert und abgeblaßt von der Stubenluft.

„Ischt Niemand bei Euch?" sagte er.

„Niemand; 's ischt aber schön von Ihne, daß Sie auch emal da hereinkommet."

„'s hat aber Jemand Euch nachgefraget, justement im Augenblick!"

„I han g'schlofe," gähnte die Frau, „'s ischt Niemand do gwe."

„Allweg! allweg! sie ischt ja in mein' Schtub' komme und dann zu Euch."

„Nä, nei! i han Niemand g'sehe, i han g'schlofe."

„Seid Ihr noch nicht bald g'sund?" fragte unwirsch der Schreiber, der ein unangenehmes unsicheres Gefühl nicht los wurde, und auch jetzt wieder mit Schrecken sich entsann, daß er seine Thür abermals unverschlossen gelassen. „Ach, du mein Heiland, wir wollen's hoffen!" Sie seufzte und klagte, wie arg ihr sei. „Was sagt mer vom Hörle? wann kommt er vor Schwurg'richt?"

Schwemmerle wehrte mit der Hand. „I bin froh, wenn i emal von der G'schicht nimmer höre mueß, aber rede, davon rede — nein, i dank beschtens, 's gaht mi net an," damit ging er wieder hinüber. — —

Es war Anfang Septembers, und die Kälte machte dem Amtsschreiber Sorge: Arara saß oft fröstelnd und unbeweglich, schauerte zusammen und nieste. Wenn das Thermometer nicht stieg, so mußte man ans Heizen denken, zwei Monate früher als andere Jahre. Er ist eben ein Tropenbewohner, dachte Schwemmerle, aber beklommen ward ihm doch: sein Zimmer müßte also den ganzen Tag jetzt geheizt werden, das würde einen Haufen Geld kosten! Er hatte gehofft, nach den zwei mageren Jahren, da er jetzt für den Vogel gespart, würde er sich wieder einen Tabak, einen Zucker zum Kaffee, einen Abend die Woche im „Weißen Wind" gestatten können. Aber nun war der Ständer noch nicht bezahlt und ihm blieb kein Pfennig in der Hand, wenn er Holz kaufen mußte. Ja, so ein Thier — das ist eben ein Luxus, den sich ein Armer nur mit allerlei Opfern erkaufen kann!

„Aber 's reut mi doch net!" sagte Schwemmerle, sich aufs Knie schlagend, obgleich Niemand seine Bekräftigungen anhörte, „das hat schon der Schiller g'sagt, daß 's Herz an irgend eppes hänge mueß! I möcht nimmer meine Schtub' betrete ohne dem Arara sein' freundliche Grueß! Kann's fascht net begreife, wie=n=i 's als ausg'halte hab' all die Jahr'." — —

Es war um die Mitte des Septembers, der seinen regnerischen sonnenlosen Charakter beibehalten hatte und auf einen frühen rauhen Herbst hinzudeuten schien. Das Fenster der Amtsstube war sehr undicht, und Schwemmerle's Platz befand sich unmittelbar daneben. Der Wirthin im „Weißen Wind", die ihn mißbilligend gefragt: „Ja, was ischt Ihne? Hänt Sie e böse Trunk tan oder Schpinne g'fresse?" hatte er stirnrunzelnd erzählt, sein Rheumatismus im linken Arm melde sich bereits an für den Winter, aber wenn er in diesem Jahr nicht endlich das Vorfenster im Amtslokal erhalte, um das er nun schon drei Jahre lang eingekommen sei, dann suche er sich einmal eine andere Statt als das Windloch Dußlingen.

In Wirklichkeit aber war es etwas ganz Anderes, was ihm das Gemüth verdüsterte: gestern Abend hatte Arara ihn gebissen, ihn mit dem Oberschnabel so in den Finger gehackt, daß Blut geflossen war. Ach, die paar Tröpfchen

Blut, auf die kam es ja nicht an, aber die gekränkte Empfindung — das war es! Eine eigenthümliche Enttäuschung hatte sich Schwemmerle's bemächtigt, als er, sprachlos vor Ueberraschung und Schmerz, die kleine blutende Wunde betrachtete, während Arara, unschuldsvoll krächzelnd auf seiner Stange umherkletterte.

„So! so — so! jetzet weiß i 's dann! die Thierle sind präcis so unzuverläßig wie die Menschen," hatte sich Schwemmerle mit Bitterkeit gesagt. „Oh, Arara, jetzt hascht dei' Tattele ins Herz 'nein bisse, wo di so arg gern hat! . . ."

Die Regengüsse der letzten Woche hatten die Dorfstraßen in Sümpfe verwandelt, von den Wäldern am Berge floß es in zahllosen Rinnsalen gelb und schlammig ins Thal. Schwemmerle mußte von Stein zu Stein springen, um zu seiner Hausthür zu gelangen, und die Treppe, — zweimal acht Stufen, — war so schmutzig, als wäre die ganze Gaisherde darauf auf- und abspaziert. Seit die Wirthin krank lag, befand sich die Wohnung in unbeschreiblich vernachläßigtem Zustande, und der Amtsschreiber überlegte, ob es nicht doch besser wäre, der Lochstampferin das Logis aufzukündigen, während er seinen Schlüssel ins Schloß stieß. Aber heute schien Alles sich verschworen zu haben, ihn zu ärgern: das Schloß leistete Widerstand, der Schlüssel wollte sich nicht drehen, er bog sich krumm unter den wiederholten Versuchen. Das nasse Wetter machte alles Holzwerk verquellen, — wenn der Regen nicht bald nachließ — —

Plötzlich ging die Thür auf.

„Arara!" rief Schwemmerle, „grüß Gott, Arara! wo bischt?"

Er blickte auf den leeren Ständer neben dem Fenster, überschaute mit einem schnellen suchenden Rundblick das ganze Zimmer bis an den Bettschirm und rief während der ganzen Zeit: „Arara! Arara! Wo bischt?"

Mit verstörtem Gesicht schlug er die Thür hinter sich zu, lief zu dem Schlafraum, warf die Kissen auseinander, legte sich auf die Knie, um unters Bett zu gucken, riß den Vorhang von der Garderobe in der Ecke, um dahinter zu spähen, stieg auf einen Stuhl und blickte auf den Schrank, warf die Hutschachtel mit dem alten Cylinder und die Stiefel aus dem Waschtisch mitten in die Stube und wiederholte immer lauter, immer angstvoller: „Arara! Arara! wo bischt?"

Keine Antwort, kein Laut; nur unten meckerten kläglich und ungeduldig die Ziegen; es klang so nahe, so deutlich — —

Schwemmerle's erschrockene Augen hafteten plötzlich auf dem Fenster neben dem Ständer: die obere Scheibe war offen!

Er rief nicht mehr, die Stimme versagte ihm. Wieder stieg er auf einen Stuhl und nahm den Haken in Augenschein — er war wohl aufgegangen, oder — Arara hatte ihn geöffnet, so gut, wie er die Kette zu lösen verstand.

„Kopflos! kopflos!" murmelte der Amtsschreiber und schlug sich vor die Stirn. Er hatte Lust zu weinen. Aber dann ermannte er sich. Wohl waren Arara's Flügel in den letzten Monaten beträchtlich gewachsen, aber er hatte sie nur zur Unterstützung bei weiten Sprüngen gebraucht, zum Fliegen schienen sie doch nicht wieder tauglich. Wenn er zum Fenster hinaus war, konnte er noch nicht weit sein! Zumal in dieser Näsſe: schon wieder hatte es zu regnen

angefangen. „Er hat ebe lange Zeit, wann i net daheim bin!“ sagte Schwemmerle gerührt, und das Wasser schoß ihm in die Augen. Seit seiner Mutter Tode hatte er nicht geweint, selbst beim Abschied von Urach nicht. Eine unbändige Sehnsucht ergriff ihn nach dem geliebten gefiederten Freunde, eine schwere Angst um sein Wohlbefinden, sein Schicksal. Ohne Hut, ohne Schirm lief er hinunter und begann in der Nähe des Hauses zu suchen und zu rufen. Er sprang nicht mehr von Stein zu Stein, er platschte rücksichtslos in alle Pfützen, an den tieferen Tümpeln neben der Stallthür blieb er stehen und prüfte sie erst mit den Blicken, dann mit abgewehten Zweigen des Nußbaums. „Arara! Arara!“

„Nähähähä! hier ist er auch nicht!“ meckerten die Gaisen und drängten die langbärtigen Köpfe zusammen, als der Amtsschreiber den Stall aufmachte. Er kümmerte sich nicht um ihre Antwort, ungestüm drang er hinein, warf die Streu auseinander, aber er fand nichts; mit verzweifeltem Seufzen eilte er zurück in den Regen und begann aufs Gerathewohl über die Wiesen zu laufen, die sich weit gegen den Wald hin erstreckten; jeder Ameisenhaufen, jeder Maulwurfshügel gab ihm einen freudigen Herzstoß; die langen, tiefen, jetzt ganz wassergefüllten Abzugsgräben brachten ihn fast in Verzweiflung. Das weiße Kurhaus zur Rothwand und die Spielzeugschachtelfichte standen vor ihm, und dahinter begann in gleichförmig nebelgrauer Linie der Wald. Fast ohne recht zu wissen, was er that, zog er die Glocke in der Heilanstalt, und da Niemand kam, drang er bis in den Speisesaal vor, wo etwa zwanzig Personen an der Table d'hôte saßen. Als diese Leute den verwirrten Mann erblickten und sein aufgeregtes Gestammel von dem verlorenen Papagei vernahmen, erschraken sie außerordentlich, denn sie meinten, irgend einen entsprungenen Irren vor sich zu sehen. Mehrere Damen flüchteten vom Tische, und der leitende Direktor, sehr zornig, sehr hochfahrend, ersuchte Schwemmerle, sich zurückzuziehen.

Jetzt eilte Schwemmerle dem Dorfe zu und begann von Thür zu Thür, von Haus zu Haus zu fragen. Ueberall verwunderte Gesichter, Händezusammenschlagen, Neugier und Spott, aber nirgend eine Spur. In einem kinderreichen Hause fing eine kleine scharfe Mädchenstimme an zu singen: „Ra — ra — ra“ und eine andere übermüthige fuhr fort: „Ischt nimmer da!“ Als Schwemmerle dieses Haus verließ, schlossen sich drei Kinder mit heimlichem Kichern, Hand in Hand, seinen Schritten an, und bald klang es hinter ihm in klapperndem Rhythmus:

„Ra — ra — ra!
Ischt nimmer da!“

Und es half nicht, daß er eine Faust machte und ihnen drohte, der kleine Zug wuchs und wuchs, die Kinder sprangen überall aus den Häusern, um sich anzuschließen, und alle sangen mit großem Vergnügen und lachendem Gesicht:

„Ra — ra — ra!
Ischt nimmer da!“

Endlich stürmte er wie ein verzweifelter Flüchtling in das Amtslocal und auf den alten Polizeidiener Klüpfer los, der sich gemächlich die Pfeife stopfte.

„D' Schelle! d' Schelle!“ keuchte er athemlos, „er ischt verlore gange, der Papagei ischt fortfloge, i mueß en ausschelle' la'n.“

Den großen rothen Regenschirm mit dem dicken kurzen Stock in der einen Hand, in der andern die Schelle, erschien denn auch bald Klüpfer mit wichtigem Gesicht auf der Dorfstraße, hinter ihm Schwemmerle, den Hut über die Augen gezogen, in der Haltung eines Menschen, der hinter einem Sarge dahinwankt.

Die Schelle ertönte dreimal, und es ward still. Klüpfer schrie, so laut er konnte: „Den Einwohnern von Dußlingen wird hiermit kund und zu wissen 'tan, daß es sich ereignet hat, daß ein Sitter oder Papagei abhanden komme' ischt! Dieser Sitter oder Papagei war ein köschtlicher Vogel, von Farbe blau und gelb. Man bittet Jedermann, auf diesen köschtlichen Vogel ein wachsames Auge zu üben und denselben lebendig oder todt an den rechtmäßigen Eigenthümer, Herrn Amtsschreiber Berthold Schwemmerle auszuliefern!“

Der Amtsschreiber erhob angstvoll die Augen und ließ sie von einem Gesicht zum andern gleiten, aber keiner trat vor, keiner meldete sich, — die kurze Stille war schon zu Ende, und das Lachen und Durcheinandersprechen hatte von Neuem begonnen.

Der Postmeister, als er vernahm, was geschehen, schüttelte den Kopf und meinte, „es sei doch schad' dafür, wenn der Vogel, der so ein heidenmäßiges Geld gekostet, wirklich fortgeflogen sei,“ und Walterle, der kleine Bub', der sich noch sehr wohl entsann, wie er vor fast drei Monaten hinter dem Amtsschreiber her durch die Mohnfelder gelaufen war, steckte die Hand in Schwemmerle's schlaff herabhängende und sagte: „Mer mö'nt e bitzle luege[1]), wo der Rara hinkomme ischt! i g'seh 'en denn schon, wann er irgendwo sitzt; er wird scho' fürekommen“[2]). Mechanisch hielt Schwemmerle die kleinen derben Finger fest, während er so im Blauen herumirrte.

„Hat en de alt' Lochschtampfere fortfliege sehe?“ fragte der verständige Bub'.

Schwemmerle blieb plötzlich stehen und schöpfte tief Athem: es fiel ihm ein, daß er ja die Wirthin, die allernächste Person, nicht befragt hatte. Ein Freudenschein erwärmte sein Herz. Wortlos zog er den Buben mit sich, aber er hielt die Kinderhand fester als zuvor. Seine Hoffnung wuchs; er glaubte so deutlich, ihn rufen zu hören, und er selbst rief wieder: „Arara! Arara!“ sobald er sich seiner Wohnung näherte.

„Rara!“ rief auch der Bub, eifrig und hülfbereit, indeß er vor ihm die wenigen Stufen hinauf sprang. Und er rappelte an der Thür der Wirthin; aber die Thür gab nicht nach.

„Sie hat zug'schperrt,“ sagte der Bub, „sie ischt net daheim! Oder?“ —

Er bückte sich ein wenig und sah mit seinen scharfen Knabenaugen in das Schlüsselloch. „Net daheim!“ wiederholte er enttäuscht; Schwemmerle sagte nichts — seine letzte Hoffnung war zerstört; er lehnte sich an die Wand und starrte rathlos vor sich hin. Aber der Bub gab keine Ruh. Er packte ihn am

[1]) Wir müssen ein bißchen nachsehen.

[2]) Zum Vorschein kommen.

Rock: „Kömmet Sie! Mer mö'nt überall luege! i g'seh' en denn schon, wenn er irgendwo sitzt!" wiederholte er nach eifriger Kinder Weise.

Er trat mit Schwemmerle in dessen verwüstete Stube. „Ischt der Rara mit sammt der Kette fortfloge?" fragte plötzlich der Bub, der sich an dem Ständer zu schaffen machte.

Der Amtsschreiber stutzte. Wahrhaftig, die Frage war berechtigt! Die Kette wog nicht leicht, oft genug hatte ihn der Gedanke gequält, daß sein lieber Vogel an dem dürren Beine solch eine ewige Last tragen müsse.

„No ischt er aber net weit komme," fuhr der Bub fort, „no mö'nt mer nur luege!"

Also wieder hinaus in den Regen! In der grauen Trostlosigkeit über die Wiesen bis an den Wald, zurück zu der kleinen krüppelhaften Friedenseiche von 1870 mit dem Dorfbrunnen, an dem heut Niemand zu sehen war. Eine schnatternde, zischende Herde junger Gänse verfolgte Schwemmerle wie vorhin die Kinder. Walterle warf mit Steinen nach ihnen, und eine kollerte in den tiefen Tümpel am Wegrand. Die Leute hatten sich wieder alle unter die schützenden Dächer zurückgezogen, von den Wasserspeiern stürzten ganze Wildbäche.

„G'moindschreiber! jetzt ischt sie do!" schrie der Bub, ihn am Aermel zerrend. „Do! 's gaht Rauch vom Kamin usse, d' Lochschtampfere ischt daheim!"

Sie hasteten zurück, Walterle voran. Es währte eine Weile, bis die Lochstampferin ihre Thür aufthat. Sie war gerade heimgekommen und sehr ermüdet. Seit der Krankheit hatte sie alle Kräfte verloren, und auf Schwemmerle's Fragen achtete sie kaum. „Ja! ischt es möglich!" machte sie kopfschüttelnd und dann: „So isch es halt! Das Thierle hat sei' Freiheit g'suchet! Sie müesset das Ding in Geduld annehme — i glaub's net, daß er fürekommt! i glaub's net."

Damit schloß sie ihre Thür und ihre Rede.

„Fertig! also fertig!" murmelte der Amtsschreiber, überwältigt von Kummer. Er fühlte sich unfähig, etwas Weiteres zu unternehmen. „Gang heim, Walterle!" sagte er mit gepreßter Stimme, „'s hat ja keinen Werth weiter."

Schwemmerle fiel aufs Sopha und lag dort in schweren, trostlosen Gedanken, bis es ganz dunkel war. Ein Regensturm erschütterte die Fenster, und der Amtsschreiber fuhr auf und starrte in die tiefe Finsterniß. Da draußen, in dieser kalten Herbstnacht, ging er irgendwo zu Grunde, sein Liebling, sein Schützling! Er konnte nicht sitzen bleiben, er mußte wieder hinaus. Im Dorfe war er nicht, also mußte er ihn im Walde suchen, der jetzt wie eine schwarze Mauer sich vom wenig helleren Himmel abhob.

Aber in der gleichförmigen Finsterniß unterschied er nicht einmal die Bäume. Durchnäßt bis auf die Haut, watend in den kleinen Bergwässern, mußte er bald rechts, bald links ausbiegen, weil große Hindernisse, Felsblöcke und Baumstämme den Weg versperrten. Nun wußte er nicht mehr — ging er vorwärts oder zurück? Er strauchelte, er stieß sich, und völlig in Verwirrung rief er sogar um Hülfe.

Am nächsten Morgen fanden ihn Holzschläger, bewußtlos und mit einer tiefen Kopfwunde in einem seichten, steinigen Bachbett. Wieder einmal lief ganz Dußlingen zusammen, als man den Amtsschreiber so übel tractirt auf einer Holzschleife daher brachte. Der Arzt, unter dessen Händen er flüchtig erwachte, um bald aufs neue zu versinken, sprach von Gehirnerschütterung und begleitete den Kranken selbst nach Tübingen ins Spital. — —

Es war schon Anfang December, als der Amtsschreiber endlich geheilt und gekräftigt entlassen wurde. Der Postmeister holte ihn im Wagen von der Station, und dann lud er ihn ein, bei seiner Frau „'s Kaffeele" zu trinken.

Schwemmerle, dem es vor seiner Stube sonderbar graute, war gern dazu bereit; der Postmeister und seine Familie hatten wie Freunde zu ihm gestanden.

Andern Tags fand Schwemmerle im Hause des Doctors ein freies Zimmer, kleiner zwar und weniger einsam gelegen als sein früheres, aber ihn verlangte jetzt eher nach Gesellschaft, denn nach Einsamkeit. Als er ging, um seine Habseligkeiten aus der alten Wohnung zusammen zu räumen und aufzuladen — die Lochstampferin hatte sie ‚in einem schlechten Kämmerchen aufgestapelt, sie wohnte nun selbst in seiner ehemaligen Stube — sprang Walterle hülfbereit neben ihm her. Klüpfer, der in diesen Monaten wenig zu thun hatte, stand mit einem Karren vor dem Haus unten; sein Sohn half die schwersten Stücke, Schreibtisch, Bett und Sopha mit hinab tragen. Jetzt war alles drunten; der Amtsschreiber, in einer Hand die Lampe, in der andern eine alte, messingbeschlagene Familienbibel, bereitete sich vor, die Stiege hinab zu purzeln, da kam der Bub vom Ofen hergelaufen und rief: „G'moindschreiber, ischt das auch Ihre?"

„Thu's auf, daß mer sieht, was drin ischt!" sagte Schwemmerle zwischen Thür und Angel. Der Bub entfaltete das flüchtig zusammengedrehte Papierchen: Schwemmerle stieß einen Schrei aus und griff nach dem Inhalt — drei blauen Federn! Die schwere Bibel entfiel seiner Hand.

„G'moindschreiber, sind die net von Ihrem Rara?" schrie gleichzeitig Walterle . . .

Schwemmerle hatte längst alle Hoffnung begraben, seinen gefiederten Liebling wieder zu sehen; er hatte sich mit schmerzlichem Mitleid vorgestellt, wie er vor Hunger, Kälte, oder durch Füchse und Marder sein Ende gefunden, aber als er diese drei langen blauen Federn so plötzlich erblickte, erneute sich der Schmerz des Verlustes mit solcher Schärfe, daß er mit zitternden Gliedern sich gegen die Wand kehrte, um dem Buben sein Gesicht zu verbergen.

„Isch es von Ihrem —" begann der Kleine.

„Gang, und sag, der Herr Klüpfer sollt emal da herauf komme," sagte der Amtsschreiber, ganz heiser und undeutlich, aber der Walterle schoß geschwind treppab.

Im gleichen Augenblick ging Schwemmerle mit starken polternden Schritten an die Thür der Lochstampferin und trat nach kurzem Klopfen ein. Die Alte saß am Fenster und trank einen Kräuterthee, dessen starker Geruch die Hitze noch unerträglicher machte. Erschreckend bei des Amtsschreibers plötzlichem Erscheinen, setzte sie ihre Tasse klirrend nieder und guckte vom Lehnstuhl auf.

„Da!“ schrie Schwemmerle mit überschlagender Stimme, „das han i g'funde!“ und er hielt ihr die Federn so dicht unter die Augen, daß sie ihr Gesicht streiften.

Die Lochstampferin fuhr zurück, als habe sie etwas Fürchterliches erblickt. Aber dann glättete sie ihre Runzeln zu einem gleichgültigen Lächeln.

„Wisset Sie net, was das ischt?“ schrie er abermals im höchsten Falsett.

„Nein!“ sagte die Linnenhändlerin verwundert, „i weiß es net!“

Verächtlich lachte er ihr in die Augen, dann hielt er ihr die Federn zum zweiten Mal hin. Eingeschüchtert ließ die Alte die Blicke rund um gehen, das Blut stieg ihr ins Gesicht, ihre Lippen öffneten sich zu einem Hülferuf, da hinkte mit scharrenden Sohlen der Polizeidiener Klüpfer herein, und sie sank auf ihren Sitz zurück.

Klüpfer hatte zur Feier des Umzuges eine kräftige Herzstärkung zu sich genommen; seine unsicheren Füße wankten mehr denn je; er war ziegelroth im Gesicht, hatte die Aermel aufgestreift und machte wilde Armstöße in die Luft. Hinter ihm kam sein Sohn, noch wackeliger und raufluſtiger, und Walterle mit starren Augen drängte sich nach.

Die Lochstampferin sah sich umringt und abgeschnitten. Sie fing laut an zu stöhnen, und ihr Stöhnen ging in Beten über.

„Bekennet Sie! bekennet Sie!“ tobte Schwemmerle, „Sie hänt mir de Vogel g'schtohle! Sie hänt en umbrocht! Sie hänt das arm unschuldig Thierle verdruckt! Die Federe, desch e corpus delicti! Sie hänt sich selber verrathe! Sie mönt ins Loch!“

„Ins Loch! ins Loch!“ grollte Klüpfer und wetzte kriegerisch die Fäuste.

„Nei, nei, nei!“ jammerte die Alte, „i han em net than! i net! i g'wiß net! mei Ehr und Seligkeit! Ach du mei Heiland, hätt' i 's doch — hätt' i 's doch“ — —

„Bekennet Sie!“ wiederholte der Amtsschreiber, er packte die Hausirerin hart am Handgelenk. . . .

„Hollah, nei — so gaht das Ding net! Amtsschreiber, Herr Schwemmerle, die Lochschtampfere desch en unbescholtenes Frauenzimmer!“ sagte eine starke ruhige Stimme in den Streitlärm hinein; es war die des Postmeisters.

„Hier ischt das corpus delicti!“ rief Schwemmerle, bebend vor Rachsucht, das Papier mit den Federn raschelte hoch über den Köpfen, aber er gab es nicht aus der Hand.

Die Lochstampferin, eigentlich eine große, feste Person, saß in sich zusammen gekauert wie eine Katze, auf die ein Hagelwetter herunter prasselt.

„Ja, woher hänt Sie die Federe?“ sagte nun auch der Postmeister argwöhnisch, und die Männer machten Miene, die alte Frau an den Armen zu ergreifen.

Da rief sie, die Hände faltend und die Augen zum Himmel aufschlagend: „Ach, du mein Heiland, i darf's ja in Gottesname' net sage, i han ja mein' Eid gebe, i han 's ja g'schwore!“

Diesen Worten folgte eine athemlose Stille. Endlich sagte Schwemmerle mit von Seufzern beschwerter Stimme: „No ischt es also e Complott gwe? Oder hänt mer e Räuberbande da zu Dußlinge?“

Der Postmeister hatte sich zu der Händlerin durchgedrängt, er stellte sich breit und gewichtig vor sie hin: „Lochschtampfere, Ihr seid en unbescholtenes Weibsbild bis jetzet, aber descht e sehr — e höchscht verdächtige G'schicht! Wisset Ihr, was es heißt, in so eme Verdacht z'schtehe? I glaub, Ihr wisset 's net, sonst würdet Ihr de Verdacht abschüttele! Wer ischt es, wo Euch so en unhaltbare Eid überbunde hat?"

Die Alte sah ihn an, ihre Lippen bewegten sich bebend.

„Wer isch es?" drängte der Frager und hielt die Hand ans Ohr, während er gleichzeitig dem Amtsschreiber abwehrte.

„Aber — aber — aber —" stotterte die Frau.

„Wer isch es?" donnerte der Amtsschreiber und stieß den Anderen zurück.

„'s ischt — de — de — de — Sie — Sie — Sieberlies!" stammelte die Alte händeringend.

„Wer?"

Fragende, verdutzte Blicke fuhren von Einem zum Andern. „Wer ischt d' Sieberlies? In Dußlinge hat's kei' Sieberlies! Oder? Nei, g'wiß net! Sieberlies? Wo ischt se daheim?"

„Z' Hirrlinge," seufzte die Lochstampferin.

„Z' Hirrlinge?" wiederholten die Männer alle. Seit der Dußlinger den Hirrlinger erschlagen hatte, klang ihnen der Name des Nachbardorfes unheimlich, wie eine böse Vorbedeutung.

„Und was hat d' Sieberlies von Hirrlinge mit 'em Thierle g'macht?" Die Stimme des Amtsschreibers war völlig übergeschlagen, in seinen Zügen hatte der Kummer die Oberhand gewonnen, er sah jammervoll drein. Aber die Linnenhändlerin gab keine Antwort weiter; stumm und wie betäubt über ihren Verrath, hockte sie mit eingeducktem Nacken im Stuhl, ihre Kiefer waren in ewig kauender Bewegung.

Plötzlich erfaßte den Amtsschreiber eine unabweisbare Hoffnung! „Wie weit ischt es bis auf Hirrlinge?" fragte er sprungbereit, verwirrte Blicke um sich werfend, „i gang auf Hirrlinge, adie!"

Der Postmeister wollte ihn zurückhalten: „'s ischt ja net der Werth, drei, vier Stunde weit z' laufe" — —

Aber Schwemmerle fuhr ihn heftig an: „Net der Werth? Was wisset Sie? Was wollet Sie mi z'rückhalte? Drei — vier Schtunde? und wenn i de ganze Tag laufe müßt." — —

Damit rannte er in die Kammer hinunter und polterte die Treppe hinab.

„G'moindschreiber! G'moindschreiber!" rief Walterle, ihm nachsetzend, „i lauf denn auch auf Hirrlinge! mer mönt luege wegen em Rara bei der Sieberlies! mer mönt luege!"

Der Bub war nicht abzuschütteln. — —

„'s ischt zum Bedauere," sagte heimkommend der Postmeister zu seiner Frau, „zum Bedauere mit dem Schwemmerle! Seit er auf Tübinge im Schpital g'lege ischt, ischt er e Narr worde! aber was für e Narr! Er hätt' d' Lochschtampfere an d' Wand g'schlenkeret, wann i net dazu komme wär'! Wann er nur kei' Mord und kei' Todschlag vollführt z' Hirrlinge!"

„Mer wollen 's net hoffe," antwortete die Frau andächtig, „'s wär' mir leid um de Schwemmerle."

Es begann schon Abend zu werden, als der Amtsschreiber mit müden Füßen und zitternden Knien in das Wirthshaus zum Löwen eintrat; er hatte sich's unterwegs überlegt, daß er mit List zu Werke gehen, die Leute im Dorf ausforschen müsse. Aber als sich der Wirth neugierig ihm gegenüber setzte und ein einleitendes Räuspern hören ließ, platzte Schwemmerle heraus:

„Ischt Ihne e Frauezimmer do bekannt, wo Sieberlies heißt?"

Der Wirth und Mastochsenmetzger nickte von oben herab: „Warum net? 's ischt e Wittfrau, geltet Sie."

„So, so, e Wittfrau," murmelte der Amtsschreiber und guckte in sein leeres Bierglas.

„'s ischt e Webere," sagte der Mastochsenmetzger über die Schulter weg, „ihr Mann ischt e Reicher gwe, aber er ischt um Hudel und Hab komme. I weiß net, wie 's gange ischt — — nachher hat er e böse Trunk than und hat sich —" er fuhr mit den kurzen, dicken Fingern über seine Gurgel.

„'s Weibsbild wird ihn dazu triebe han," bemerkte Schwemmerle verächtlichen Tones.

„Nei, sell net, 's ischt e rechte Frau; nei, so eppes könnt mer net sage. Sie hat sogar Schulde z'rückzahlt, wo der Sieberlies bei mir do hinterlasse hat. Nei, sie ischt recht. — — So so, zur Sieberlies wollet Sie! Sind Sie eppe verwandt zu ihr? Oder kömmet Sie von Amerika? Ihre zwei Bube sind in Amerika, die hänt auch Alles verlochet, was ihre Muetter zusamme g'haschpelet hat."

„Ha, die Weibsbilder! die hänt's fauschtdick hinter d' Ohre!" sagte Schwemmerle in dem gleichen verächtlichen Ton; — all' das Gute, das er von der Sieberlies gehört, wurmte ihn, forderte seinen Spott heraus. Kaum hielt er zurück mit seiner Anklage; und ohne auf weitere Fragen zu antworten, ließ er sich von dem Wirth das Haus der Sieberlies beschreiben — es lag am Ende des Dörfchens.

Ein kleines, röthliches Licht fiel auf den Schnee unterm Fenster, und eine leise summende Frauenstimme sang da drinnen.

„Jetzt! jetzt!" dachte Schwemmerle. Sein Athem ging kurz und gepreßt; er griff nach dem Buben und schob ihn vor sich her in die nicht ganz geschlossene Hausthür, wie zum Schutz gegen seine eigene Heftigkeit.

Eine junge, blasse Frau mit einem Kinde in den Armen ging drinnen eintönig singend auf und nieder. Als sie den Mann und den Buben sah, hielt sie den Schritt an und öffnete Mund und Augen weit. Aber der Amtsschreiber konnte kein Wort heraus bringen, die Aufregung erstickte ihn. So standen sie alle Drei und sahen einander an, bis das Kind zu schreien anfing und die Frau ihr Auf- und Abwenden wieder begann; der Raum dazu war eng, den größten Theil der Stube füllte der Webstuhl aus; aber es saß Niemand dran.

„Bin i hier bei der Weberin Sieberlies?"

„Jo . . ."

„Sind Sie die Sieberlies?"

„Nei . . ."

„Wo ischt die Sieberlies?"

„Net daheim ischt sie."

„Sind Sie die Tochter?"

„Jo . . ."

„I mueß mit der Mutter rede." — —

„Kann i 's ausrichte?"

„Nei . . . kommt sie net bald heim?"

„Sie ischt auf Rottenburg natürlich, sie kommt erscht morge."

Schwemmerle ließ unschlüssig die Augen hin- und hergehen — es schien ihm unerträglich, daß er den Weg nutzlos gemacht haben sollte.

Plötzlich kam ihm ein verzweifelter Einfall. „Arara! Arara!" schrie er, und dann fügte er eine ganze Reihe Locktöne hinzu, die er oft mit dem Vogel getauscht hatte.

Aber vergebens horchte er auf eine Antwort. Er seufzte schwer, lehnte sich an die Wand und schloß die Augen, ganz überwältigt von der neuen Enttäuschung.

Diesen Augenblick benutzte die erschrockene Frau, um hastig mit ihrem Kinde aus der Thür zu schlüpfen. Walterle zog den Versunkenen am Rock: „G'moindschreiber, mer mönt heim!"

Da kam ein bartloser, groß gewachsener Bursche eilig herein und auf Schwemmerle zu: „Sie! was wöllet Sie?" Er hatte die Hände in den Hosentaschen, aber an seiner Hast und der aufsteigenden Stirnröthe sah der Amtsschreiber, daß er diese Hände sehr schnell herausziehen und gebrauchen würde, wenn's sein müßte. Da machte Walterle ganz dreist einige Schritte vor. „Mer mönt ab dem Rara luege." Der junge Bauer schüttelte den weißblonden Kopf, er verstand nichts.

„Mueßt düetsch rede! mueßt net so daher welsche!" [1])

„Ischt der Rara net do?"

„Nei, d' Mutter ischt auf Rottenburg; die —" er zeigte über die Schulter, „hat's Ihne jo g'sagt."

Argwöhnisch und halb aufgebracht begleitete er die beiden hinaus durch das Dorf, bis an den Löwen. Unterwegs hatte er sich beruhigt und dem Amtsschreiber noch einige Auskunft gegeben. Seine Frau war ein Kostkind der Sieberlies, aber sie hatte es allein in Gottesnamen aufgezogen, weil die Eltern „so Lompezüegs" keinen Rappenheller Kostgeld bezahlt hatten. Und seiner Frau und ihm ging's jetzt wieder so: ihr eigen Kind war gestorben, nun hatten sie dieses in der Kost, aber Niemand hatte je einen rothen Heller dafür bezahlt.

„'s macht net; mir möchtet 's jetz nimmer hergebe, wann i heimkomm, ischt immer 's Erschte der Bub, und die Frau hat's auch so. Ja no, er wird schon mit groß werde . . ."

---

[1]) fremd reden.

Schwemmerle ließ ihn reden, er hörte kaum hin. Ein Holzschlitten, der gegen Dußlingen fuhr, nahm ihn und den Walter eine große Wegstrecke mit gegen kleine Bezahlung. Halb im Traum, erschöpft und gedankenlos fuhr der Amtsschreiber hin durch die mondhelle Nacht.

Er war irre geworden an der Wahrheit der Anklage. In seinen Ohren klang das leise Wiegenlied der jungen Frau, gedämpft wie das Rieseln des kleinen Baches, an dem sie hinfuhren. Der war voll träumerischen Lebens unter seinen weich mit Schnee behangenen Erlen. Dann hörte er das Lallen des Kindes und das unbeholfene Gestammel des jungen Pflegevaters, der dem Fremden sogar von dem „braven Büble" zu erzählen gewußt. Eine Gutwilligkeit, ein ungewöhnlicher Friede schien unter dem Dach der Sieberlies zu walten, ein Friede, der auch über ihn gekommen war, seit er zwischen den weißen Feldern und schwarzen Wäldern dahin fuhr.

Aber am anderen Tage machte er doch die Klage anhängig gegen die Weberin Sieberlies von Hirrlingen, und eine Woche darauf wurden sie beide in Rottenburg vors Amtsgericht geladen. —

Und nun war es halb neun Uhr Morgens und der Zeitpunkt da. Längst war die friedliche Stimmung jener Nacht wieder von Schwemmerle gewichen.

In dem kleinen, gangartigen Warteraum mit den gelb gestrichenen Holzbänken und dem thauenden Eis an den undurchsichtigen Scheiben, von dem schon über die Dielen lange Wasserlachen geronnen waren, tappte er hin und her, immer die Uhr im Auge, deren Zeiger nicht vom Fleck kam, und zugleich die gelbe Thür mit dem Messingdrücker, die ins Gerichtszimmer führte. Und endlich ging sie auf.

„Ischt der Herr Berthold Schwemmerle, Gemeindeschreiber von Dußlingen, ehemals Amtsschreiber in Urach, anwesend?" fragte eine strenge, laute Stimme.

Schwemmerle stellte seinen Regenschirm aus den zitternden Händen, nahm den Hut ab und trat hastig über die Schwelle. Aber heftig zusammenfahrend blieb er dort stehen.

Von einem Stuhl in der Ecke hatte sich eine große hagere Frau erhoben, deren Gesicht ihm angstvoll und gespannt entgegen starrte. Im Augenblick erkannte er es wieder; wohl an den funkelnden schwarzen Augen in ihren bleichen, von vielen Runzeln zerschnittenen Zügen. Dies Gesicht war einmal wie eine Erscheinung an seiner Thür gewesen und hatte ihn erschreckt. Es war das Gesicht der Sieberlies und — jetzt zweifelte er keine Minute länger — das Gesicht der Diebin.

Wie in einer Betäubung gehorchte er der Aufforderung, vorzutreten, und in demselben Zustande beantwortete er die ersten Fragen. Als die Beklagte die Lippen öffnete und leise und gedrückt, mit halb schluchzendem Ton ihre Antwort gab, schlug sein Herz so hastig, daß ihm schwindelte. Unverwandt hatte er sie ansehen wollen, während der Untersuchungsrichter die Anklage verlas, aber er konnte nicht. Ihr Anblick erbitterte ihn zu sehr. Bei aller Aengstlichkeit war doch keine gemeine entstellende Furcht in ihrem klugen blassen Matronengesichte, das wenig von einer Bäuerin hatte. Etwas Frommes,

Ergebenes prägte sich darin aus, wie sie, die mageren Hände gefaltet, den Kopf mit dem schwarzen Knüpftuch zu dem Lesenden erhob.

Und neben diesem viel zu feinen, viel zu einnehmenden Gesichte erbitterte ihn der Wortlaut der Klage. Wie schwach das klang, wie ganz ohne Ernst und Bedeutung! Wegen Entwendung eines Papageies aus dem verschlossenen Zimmer des Klägers — pah! Das gab ja nicht den geringsten Begriff von dem, was ihm angethan worden. Nun las der Beamte die Werthangabe vor, „zweihundert und zwanzig Mark". Die Angeklagte stieß einen schweren Seufzer aus.

„So viel?" klang es; ihre Hände krampften sich fester in einander, die Nägel wurden ganz dunkel dabei.

„So, desch die Anklag'. Haben Sie dem eppes hinzuzufüge, Herr Schwemmerle?"

Der Amtsschreiber trat vor: „Die zweihundertzwanzig Mark," stammelte er, „desch nur der Kaufpreis, aber der — der — Liebhaberwerth, desch in dem Fall die Hauptsach'! In der Anklag' ist bloß so ganz allgemein von eme Papagei die Red'! Ja — du lieber Gott, Papageie hat's viele! Papageie hat's ganz gemeine, aber natürlich, desch in dem Fall ganz eppes And'res. Ferner ist zu berücksichtige, daß mit dem Diebschtahl Einbruch verbunden isch. Mei' Schtubeschlüssel isch bei mir im Sack g'wese nach und vor, 's isch am Schloß eppes g'macht worde! Ferner ist Anklag' zu erhebe wege böswilliger Eigenthumsbeschädigung. In der Kammer von der Leokadia Lochschtampferin sind die Federn hier entdeckt worde!" Er zog mit glühenden Augen das Papierchen hervor. „Hinterem Ofen sind sie g'schtecket, 'sisch e tief schmerzliche Entdeckung g'wese! Die Federe sind von meinem unvergeßliche" — — Nun war ihm richtig die Stimme umgeschlagen, und er sah den Blick des protokollführenden Schreibers mit spöttischem Lächeln auf sich her gewendet. Die Wuth übernahm ihn. „Desch e verfluchte Sauerei!" kreischte er und warf die Federn auf den Tisch, „en unschuldig's Thierle, wo in der ganzen civilisirten Welt für seine G'scheitheit und mehr als menschliche Verschtand geachtet und geschätzt wird, so zu behandle! Desch Vandalismus! Wer so eppes macht, desch e Furie! e Furie!" Und in seinem Toben erhob er drohend die Faust gegen die ganz an die Wand zurückweichende Frau. Er hatte gar nicht vernommen, daß ihn der Untersuchungsrichter schon zweimal zur Ruhe verwiesen hatte. Nun schlug dieser derb mit einem Lineal auf den Tisch: „Kläger! mäßigen Sie sich! Es isch jo noch net bewiesen, Sie haben kein Geschtändniß von der Frau Barbara Sieberlies, oder?" Schwemmerle schüttelte jetzt stumm den Kopf, mit drohend zusammengezogenen Augen, als ob er gleich wieder losbrechen wollte. Aber auch Barbara Sieberlies hatte schon ein paar Mal eine Bewegung gemacht, wie wenn sie zu sprechen wünsche.

Allein es dauerte lange, bevor die Beweisaufnahme beendet war, und der Beamte nun mit unwirschem Ton nach der Ecke hin rief:

„Sind Sie die Barbara Sieberlies, Weberin von Hirrlingen?"

„So isch mein Name," erwiderte sie schnell; sie war abermals aufgestanden und schien reden zu wollen. Zum ersten Mal drehte der Beamte seinen Kopf ihr zu.

„Also! also! Sie, Barbara Sieberlies haben also Kenntniß, wie die Federe hier in die Kammer von derrr —" er suchte auf dem Papier.

„Lochschtampfere," half ihm Schwemmerle.

„Von der Lochschtampfere komme sind. Ischt es so?"

Barbara Sieberlies, grade aufgerichtet und die Hände eng verschränkt, erwiderte: „Ja."

Schwemmerle trat einen Schritt zurück. Es war ihm, trotz all' des Wartens, trotz allen Kummers, als habe er mit diesem „ja" einen Schlag gegen die Brust bekommen. „Sie hänt also meine Arara geschtohlen?" ächzte er.

„Ja."

„Was hänt Se mit em g'macht?"

Der Beamte schlug auf den Tisch, daß die Papiere herumflogen.

„Wartet Sie! wartet Sie!" ertönte seine rollende Stimme, „Sie mönt net vorgriefe! zu was bin i denn do? — — Barbara Sieberlies, bekennet Sie sich schuldig?"

„Ja," sagte die alte Frau.

„Sie hänt de — — Papagei g'schtohle? Jo worum?"

Mit einem tiefen Seufzer begann die Weberin: „Liebe Herre, i wills ja Alles sage und geschtehe, wie 's gangen ischt, und daß mi kein böse G'lüscht und Meinung zu dem Diebschtahl verleitet hat! I bin en alte Frau und bin unbescholten in mein achtundsechzigschtes kommen, no darf i wohl bitte, daß Sie mir Glaube schenket. I han viel z' leiden g'habt im e lange Lebe. Mein Mann selig hat e bösen Wein trunken, und wann er so heimkommen ischt, im Rausch hat er sich selbscht net kennt, und mi net kennt und seine Bueben net kennt — i will net mehr von em rede, sein Hudel und Hab ischt im Wirthshaus bliebe, und was i noch gerettet hab, das hänt meine zwei Buebe fertig g'macht, — sie hänt 's halt von ihm g'lernt, wie er's triebe hat. No — —"

Schwemmerle zappelte vor Ungeduld mit Händen und Füßen; er blickte flehend den Untersuchungsrichter an, er stieß allerlei Töne aus, aber der Beamte hatte behäbig die Arme aufgestützt und hörte andachtsvoll der Sieberlies zu. Sie sprach weiter.

„No han i emal g'hört, epper zwanzig Jahr mögen 's her sein, daß mer e Mittel hat, wo gege die Trunksucht unfehlbar helfe kann, wemmers ohne Vorwissen von dem betreffenden Mann in sein' Wein oder Bier schüttet. Zwanzig Jahr han i das Mittel kennt und han auf das Mittel plangt und han's net anwende könne."

Der Amtsschreiber wand und krümmte sich, trotz des strafenden Stirnrunzelns, mit dem der Beamte ihn zuweilen ansah. „Was ischt das?" schrie er jetzt, seiner nicht mehr mächtig, „i will wisse, was Sie mit dem Papagei g'macht habet. Ischt er noch lebendig?"

Barbara Sieberlies schüttelte den Kopf, indeß der Richter wieder auf den Tisch hieb: „No wartet Sie! wartet Sie! d' Sach ischt ja no net fertig!"

Aber Schwemmerle ließ sich nicht halten: „Furie! Megäre!" kreischte er, „wozu? warum hänt Se ihn umbracht?"

Barbara Sieberlies war wieder zurückgewichen. „Hänt Sie noch en Augeblick Geduld, Herr, nur en Augeblick, daß i's Ihne sage kann, warum. Lueget Sie, mein Mann ischt g'schtorbe, meine Buebe sind verdorbe, mei Hab' und Gut ischt alle worde, und i bin alt worde. Aber die böse Sucht, die Trunksucht ischt net g'schtorbe im Dorf! Den Eine' hat's packt, den Andre hat's packt, und elend, elend sind Weiber und Kinder z' Grund gange. Und i han das Mittel kennt, und i han auf das Mittel plangt und han's net könne anwende."

„No, was isch es denn für e Mittel? Isch es epper die Federe von e Papagei?" höhnte der Amtsschreiber.

„Die Federe net — 's ischt die Leber voneme Sitter!"

„Huh!" schrie Schwemmerle auf und stopfte sich die Finger in die Ohren, indeß ein unsäglicher Abscheu sein Gesicht verzerrte. Er fühlte nach seinem Herzen, es war ihm, als wühle ein Messer in seinen Eingeweiden, ein ganz neuer, ganz unbezwinglicher Schmerz. Sein Wehgeschrei machte die Frau noch mehr erbleichen. Sie hob die gefalteten Hände empor: „Ach, lieber Herr, Sie wisset's net, was andre Leut' für Schmerze habet!" sagte sie bittend.

Schwemmerle stampfte und schäumte: „Andere? Andre Leut'? Was gehn mi andre Leut' an? Wer bekümmert sich um mi, und um wen han' i mi bekümmeret? Um e Trunkebold! Um e Saufaus! Um e nichtsnutzige Aberglaube ischt das Thierle hinopfert worde! 's ischt schändlich! o, 's ischt schändlich! Zwei Jahr' han i g'schpart; den zwei lange Jahr' net ins Wirthshaus gange außer am Samschtag! kei Tabak! kei Zucker zum Kaffee, und Alles vorbei! Und auf dere Art! Nei, nei, nei — i kann's net denke! Was für e Tigerherz so e Weibsbild hat!"

Der Beamte, der schon das Lineal zerbrochen hatte, ohne Ruhe zu erlangen, bog sich jetzt mit seiner kurzen Figur über den Tisch und packte Schwemmerle am Rockärmel: „Die Angeklagte soll rede! Sie mönt schweige! Mäßige Sie sich! Angeklagte, Barbara Sieberlies, fahret Sie fort."

„Am letzte Auguschttag ischt es gwe," begann seufzend die Alte, „wo sie zu Dußlinge Händel im Wirthshaus kriegt hänt, bis Einer tot dag'lege ischt. 's ischt der Hörle gwe von Hirrlinge, auch e Braver, wenn er net voll ischt! I han de Jammer von sei'm Weib g'hört und g'sehn; i han's g'hört, wie sie de lieb Heiland bittet hat, daß er möcht' andere Weiber vor eme gleiche Unheil bewahre. I han kein Tigerherz, lieber Herr, g'wiß net, 's ischt mer durch und durch gange! Und denn han i noch eppes g'sehe. Sell ischt der Weymer gwe, wo in der gleiche Woch' sei jungs Weib us em Kindbett auf de Bode zerret hat in sei'm Rausch und hat's trette und malträtirt, daß es g'schtorbe ischt de ander Tag! De Weymer han i sitze sehe bei sei'm todte Weib und heule wie e Thier! — — Das Mittel! das Mittel! han i denkt! de ganz' Nacht han i's net us'm Kopf bracht. Das Mittel! das Mittel! Und lueget Sie, auf einmal kommt de Lochschtampfere von Dußlinge wege der Webete[1]) und sagt: „'s ischt en ausländisch's Thierle im Haus, e Papagei!" 's hat mir e Schlag

[1]) Gewebe.

than, 's ischt e Fingerzeig vom liebe Heiland gwe. Seit dere Schtund han i kein Ruh' und Rascht g'habt; 's ischt, wie wenn 's mi hinzoge hätt' gege Dußlinge, daß i d' Sitter in mein' Gewalt bringe kann. Und wenn's mein' Ehr und Seligkeit koschte thät, han i denkt, de Sitter mueßt ha'." —

„Und so hänt Se den Einbruch verübt," nickte der Beamte.

Die Weberin schüttelte den Kopf. „Er ischt zum Fenschter use, zufällig; de Lochschtampfere hat mir ihren Schlüssel gebe, aber er hat net paßt, und zufällig kommt der Sitter zum Fenschter use, mir selbst in d' Weg. Ischt es net e Fingerzeig von obe gwe?" Sie spreizte ihre mageren Finger, die mit dunklen Narben über und über bedeckt waren. „Bis auf d' Knoche hat er mi bisse; i han vierzehn Tag' lang net schaffe könne." Ein Triumphblitz brach aus Schwemmerle's Augen, aber er sagte nichts mehr.

„Und das Mittel?" Der Untersuchungsrichter rückte neugierig hin und her, „hat doch nicht g'holfen!"

„Wohl! wohl! 's hat g'holfe! Schon zwei Manne sind vom Sause kurirt worde! Die Leber ischt dörret und pulveret, und soviel han' i bettet dabei und han mei' Ehr' dazu legt, denn — i weiß es ja guet — i han e Diebschtahl begange, i han mein' Ehr' verlore."

„Und Kurpfuscherei!" rief Schwemmerle, „Sie hänt doch jedenfalls Geld g'nomme?"

„Nein," sagte sie ruhig zu ihm hinsehend, „Geld han i net g'nomme, d' Sach' ischt ja net meine gwe."

„No ischt d' Anklag auf Kurpfuscherei hinfällig," bemerkte der Richter. „Aber ins Loch mönt Sie! Oder könnet Sie zahle? Zweihundertundzwanzig Mark und die Koschten. Wie schtaht's?"

„I han 's net, i will's denn ime — Gefängniß abarbeite."

Der Beamte fragte, ob sie die Strafe — zwei Monate — gleich antreten wolle. Sie bat, wenn es möglich sei, ihr zu erlauben, daß sie zuvörderst nach Hirrlinge zurückkehre, um ihre Pflegetochter zu benachrichtigen.

Mit festem Schritt ging sie hinaus. Aber als sie in dem Vorzimmerchen mit Schwemmerle zusammentraf, der mit ganz zerbrochener Miene seinen Schirm suchte, sank sie plötzlich lautlos in die Knie: „Verzeihet Sie mir!" flüsterte sie, „i han Ihnen arg weh than! i han's net bös g'meint."

„No — hm — hm!" machte Schwemmerle erschrocken, „also — also — nei, Sie mönt aufschtehe! Adie!" Er zog verlegen den Hut ab und stürmte schnell aus dem Zimmer. —

Und die alte Weberin Barbara Sieberlies wanderte heimwärts durch den Schnee, durch das Thal zwischen den weißen Feldern und schwarzen Wäldern, mit der schweren Botschaft, grübelnd und traurig.

Spanien im Lichte der Weltliteratur.

Von

E. Hübner.

[Nachdruck untersagt.]

Weniger als für irgend einen der alten Culturstaaten genügt für Spanien eine Reise in das Land, um sich ein wirkliches Bild davon zu machen. Von dem Besuch durch Reisende aller Art, von den zufälligen und bloß neugierigen bis hinauf zu den ernsthaft wißbegierigen, ist es freilich von Alters her so wenig verschont geblieben wie die anderen Länder Europa's. Allerdings werden Reisende von Beruf jetzt fast nur noch von den außereuropäischen Reisezielen angezogen, die immer mannigfaltiger und immer leichter erreichbar werden. Aber trotzdem ist auch an den näher liegenden in Europa das Interesse keineswegs erschöpft oder im Abnehmen begriffen. Wenig genug gehört dazu, um die abgespannten Nerven der Großstädter zu reizen oder den Strom immer weiterer Schichten des Mittelstandes nach neuen Zielen zu lenken. Die bequemen und billigen Gelegenheiten, die Saison- und Rundreisekarten, die Gesellschaftsreisen, die Excursionsdampfer thun das Uebrige. Erscheint dann ein „Baedeker", wie schon vor mehreren Jahren für den Orient, für Griechenland, Aegypten, Palästina und Syrien, so hält sich jeder, der es bezahlen kann, für berechtigt und hinreichend ausgerüstet, um mit dem nächsten internationalen Schnellzug die Fahrt in das Land anzutreten, das ihm bis dahin nur aus dem Unterricht in der Geographie oder aus Zeitungsnachrichten bekannt war. Daß auch auf solchen Reisen über den oberflächlichen Zeitvertreib hinaus Manches gelernt, die Anschauungen erweitert, das Urtheil über politische und wirthschaftliche Fragen geläutert wird, soll nicht bestritten werden. Es ist ähnlich wie mit dem Besuch der Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen. Von der unverstandenen Menge der Erscheinungen, die an dem blöden Blick der Massen vorübergleiten, bleibt doch hin und wieder ein richtiger Eindruck, eine fördernde Erkenntniß hängen. Aber das Meiste zieht vorüber wie eine bunte Wandeldekoration, jedes nächste Bild verwischt das vorhergehende. Als Ergebniß des Ganzen bleibt ein vom Zufall und äußeren Umständen, von der Gunst des Wetters und der Art der Reisegesellschaft abhängiger Gesammteindruck, je nach dem Temperament bei dem einen vorwiegend günstig, bei dem anderen das gerade Gegentheil, der diesem dann als unumstößliche Wahrheit gilt. Denn

der ihn mitbrachte ist ja da gewesen, hat Alles selbst gesehen und kann nun dreist seine Erfahrungen anderen als maßgebend aufzwingen. Es braucht nur an die Verschiedenheit der Urtheile erinnert zu werden, die selbst von Gebildeten alljährlich aus der Schweiz, aus Italien mitgebracht werden, Ländern, die seit Jahrhunderten bereist, in allen Einzelheiten beschrieben, nach allen Seiten hin besprochen worden sind.

Nach langen Vorbereitungen ist jüngst der sehnlich erwartete „Baedeker" auch für Spanien und Portugal erschienen[1]). Ueber die Vorzüge, wie über die Fehler und Mängel des Buches habe ich mich an einem anderen Orte ausgesprochen[2]). Die Einrichtung der Baedeker'schen Handbücher ist so bekannt und bewährt, daß, wer eines kennt, mit Zuversicht sich jedes neuen bedient. Die übersichtliche Anordnung, die praktischen Winke, die genaue Beschreibung aller Oertlichkeiten und Wege, nicht zuletzt die vortrefflichen Karten und Pläne darin werden es bald zum unentbehrlichen Begleiter aller wißbegierigen Reisenden machen. Daß große Theile der Halbinsel, Asturien und Galizien, das westliche Andalusien und Algarve sowie die Balearischen Inseln darin vorläufig ganz übergangen sind — für spätere Auflagen werden sie versprochen —, wird nicht daran hindern, daß sich mit seiner Hülfe nach und nach auch für diese unter den europäischen Ländern am wenigsten besuchten die genauere Bekanntschaft verbreitet und das Urtheil klärt. Die Hülfe, die es dafür bietet, kommt zu gelegener Zeit. Denn der unverkennbare politische und wirthschaftliche Aufschwung, den das Land in den letzten dreißig Jahren genommen hat, nachdem die Bürgerkriege und die inneren Krisen nach und nach zum Abschluß gekommen sind, ist im Begriff, auf die härteste Probe gestellt zu werden. Die größte und werthvollste der ihm aus dem früheren Besitz noch gebliebenen Colonien, Cuba, droht den Weg Mexiko's, der centralamerikanischen Staaten, Chile's, Argentiniens und der übrigen Länder und Inseln spanischer Zunge in Amerika zu gehen. Er wird vielleicht wie in jenen erst nach langer Entwicklungskrankheit zu gesunder Selbständigkeit führen. In der schönsten der spanischen Colonien, den philippinischen Inseln, sind die Versuche der eingeborenen Bevölkerung, einen bescheidenen Grad von Selbstverwaltung zu erlangen und die geistliche Herrschaft abzuschütteln, erst in ihren Anfängen wie aus den jüngst in dieser Zeitschrift gegebenen Schilderungen hervorgeht[3]). Jetzt stehen mit Cuba auch die philippinischen Inseln auf dem Spiel; mit verhaltenem Athem verfolgen die Deutschen in Manila und die Vertreter ihrer weitverzweigten Interessen in Europa die Anschläge der amerikanischen Union auf den kostbaren Besitz jenes reichen, von der Natur ganz besonders begünstigten Archipels.

---

[1]) Spanien und Portugal, Handbuch für Reisende. Von K. Baedeker. Mit 6 Karten, 31 Plänen und 11 Grundrissen. Leipzig, Karl Baedeker. 1897. Auch eine englische Uebersetzung ist inzwischen erschienen.

[2]) Deutsche Literaturzeitung 1897, S. 1821.

[3]) Jacobo Zobel de Zangróniz. Ein Lebensbild aus der jüngsten Vergangenheit der philippinischen Inseln. Deutsche Rundschau, 1897, Bd. LXXXX, S. 420 ff. und Bd. LXXXXI, S. 35 ff.

1. Reisewerke.

An Beschreibungen und Reisen ist für Spanien nicht solcher Ueberfluß vorhanden wie für Italien. Aber die jüngst veröffentlichte Bibliographie der Reisen in Spanien und Portugal vom zehnten Jahrhundert bis zum Jahre 1895 von einem französischen Kenner und Lehrer des Spanischen bringt es auf 858 Artikel; und dabei ist sie keineswegs vollständig[1]). Abgesehen von den älteren historisch wichtigen Reisebeschreibungen des Deutschen Georg von Ehingen (1457), des Böhmen Leo von Rozmital (1466), des Polen Nikolaus von Popplau (1484), des Erich Lassota von Steblau (1580), sowie verschiedener Italiener, besonders Venezianer im sechzehnten Jahrhundert, meist politischer Gesandten, wie Andrea Navagiero (1525), und abgesehen von den Reisen fürstlicher Personen und ihren amtlichen Beschreibungen, beginnen schon mit dem Jahr 1600 die Reisebeschreibungen spanischer, deutscher, französischer, englischer Autoren, die den allgemeinen Zweck geographischer und statistischer Belehrung verfolgen. Unter den Reisen Einheimischer im eigenen Lande ragen hervor im vorigen Jahrhundert Ponz und Villanueva durch die Fülle von thatsächlichen Mittheilungen künstlerischen und wissenschaftlichen Inhaltes, in unserem durch die Zahl ihrer Bände die verschiedenen Verfasser der „Erinnerungen und Schönheiten" Spaniens[2]). Auch hat die spanische Regierung nicht unterlassen, für die Erhaltung und die Kenntniß der hauptsächlichsten Werke der Kunst zu sorgen. In zwei großen Denkmälerwerken, den sechs prachtvoll ausgestatteten Foliobänden größten Formates der „Architektonischen Denkmäler Spaniens" und in den elf etwas kleineren des „Spanischen Museums der Alterthümer", ist eine Fülle der verschiedenartigsten Kunstwerke in meist vortrefflicher Weise zur Anschauung gebracht. Die geographisch-statistischen Sammelwerke von Madoz (16 Bände, Madrid 1845—1850) und R. del Castillo (4 Bände, Barcelona 1889—1893) umfassen einen großen, aber nicht überall gesichteten Stoff.

Die gelehrten Reisen von Deutschen beginnen gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Plüer (1784), Volkmann (1785), Fischer (1797) gehen voran. Link, unser trefflicher Botaniker — nur wenige Berliner wissen wohl noch, daß nach ihm die Linkstraße ihren Namen führt —, behauptet durch seine in den Jahren 1797 bis 1800 ausgeführte Reise nach Spanien und Portugal noch heute eine angesehene Stelle unter allen seinen Vorgängern und Nachfolgern. Auch Philipp Joseph von Rehfues, der spätere erste Curator der Universität Bonn, hat in seinem zuerst französisch, von Guizot übersetzten, dann deutsch erschienenen Werke „Spanien nach eigener Ansicht im Jahre 1808" (vier Bände von zusammen 1400 Seiten) die Hauptstadt und den Weg zu ihr von der französischen Grenze in sorgfältiger, immer noch lehrreicher Weise beschrieben. Unter den übrigen deutschen Reisenden stehen Wilhelm von Humboldt, Victor

[1]) R. Foulché-Delbosc, Bibliographie des Voyages en Espagne et en Portugal. Paris 1896. Einige Nachträge von mir in der „Deutschen Literaturzeitung" 1898, S. 25; weitere gaben A. Coelho in Lissabon, J. M. Macanáz in Madrid, A. Farinelli in Innsbruck.

[2]) Das Werk heißt in der neuesten Bearbeitung „Spanien und seine Denkmäler u. s. w.", und umfaßt bereits über zwanzig Bände, Barcelona 1884—1889, mit Meisenbach'schen Photogravüren.

Amadeus Huber und Moritz Willkomm allen übrigen weit voran. Wilhelm von Humboldt hat, als er, der Enge der Heimath müde, um große und neue Eindrücke in sich aufzunehmen, im Jahre 1799 mit seiner Familie von Paris aus die Reise nach Spanien antrat, alle seine Gedanken und Eindrücke wie in ununterbrochener Gewohnheit des Zusammenseins an Goethe gerichtet. Was es hieß, damals im Reisewagen mit Frau und kleinen Kindern dies Land zu bereisen, werden wohl seine erhaltenen Briefe lehren, wenn sie dereinst einmal aus ihrem Tegeler Gewahrsam ans Licht treten. Bisher liegen erste einzelne Stücke von dem vor, was er damals niederschrieb: der Aufsatz über den Monserrat, der über die baskischen Provinzen und der jüngst erst herausgegebene über das römische Theater von Sagunt[1]). Ihre umständliche Gründlichkeit entspricht nicht mehr dem, was wir jetzt von Reiseschilderungen erwarten. Aber gäbe es nur mehr ihresgleichen; sie stellen unsere Anschauungen auf eine solide Grundlage von bleibendem Werth. Sehr viel später, als ihn seine sprachwissenschaftlichen Studien auf das Baskische geführt hatten, schuf er in einer berühmten Schrift die noch heute gültige Auffassung von der frühesten ethnographischen Entwicklung der Halbinsel[2]).

Victor Amadeus Huber, bekannt durch die socialpolitischen Arbeiten seiner späteren Lebenszeit, die er auf seiner Besitzung bei Wernigerode verbrachte, in seiner Jugend ein eifriger Förderer des Studiums der romanischen Literaturen, hat in seinen Spanien gewidmeten novellistischen Erzählungen[3]), die mit Unrecht jetzt vergessen sind, das Land und seine Bewohner, die er in den Jahren 1821—1823 kennen gelernt hatte, in lebenswahren Farben zu malen verstanden. Mit geschickter Benutzung von selbst Gesehenem und von Anderen Erfundenem hat er, nicht überall gleichmäßig wahr, aber im Ganzen noch heute zutreffend den Charakter des Volkes mit seinen tiefen Schatten und grellen Lichtern geschildert. Seine Gestalten prägen sich, wie die Werke echter Dichtung, dem Gedächtniß ein; wer ihn gelesen, kommt wohl vorbereitet nach Spanien.

Moritz Willkomm, der verstorbene Prager Botaniker, hat außer in seinen fachwissenschaftlichen Werken in einer Reihe von Reiseschilderungen[4]) Land und Leute vieler Theile der Halbinsel mit der begeisterten Liebe des

---

[1]) Die beiden ersten in den Gesammelten Werken, Bd. III (Berlin 1843), S. 173 ff., der letzte in den von A. Leitzmann herausgegebenen sechs ungedruckten Aufsätzen über das classische Alterthum (Leipzig 1896), S. 67 ff. Soeben hat A. Farinelli in Innsbruck uns mit einer umfassenden Studie, Guillaume de Humboldt et l'Espagne, avec un appendice sur Goethe et l'Espagne. Paris 1898 (Extrait de la Revue Hispanique, Tome V), beschenkt. Ich gedenke darauf eingehend zurückzukommen.

[2]) Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der vaskischen Sprache (1821). Gesammelte Werke, Bd. II, S. 1 ff. Berlin 1841.

[3]) Skizzen aus Spanien. Vier Theile. Göttingen 1828—1835. Nur vom ersten Theile erschien, so viel ich weiß, 1845 eine zweite Auflage.

[4]) Zwei Jahre in Spanien und Portugal. Drei Bände. Leipzig 1847. Zweite Ausgabe 1856. — Wanderungen durch die nordöstlichen und centralen Provinzen Spaniens. Zwei Bände. Leipzig 1852. — Die pyrenäische Halbinsel. Leipzig 1856. — Spanien und die Balearen. Berlin 1876. — Aus den Hochgebirgen von Granada. Wien 1882.

intimen Kenners beschrieben. Man verzeiht dem trefflichen Mann gern die etwas umständliche und pedantische Gelehrsamkeit, von der seine Bücher triefen. Auch das rosenfarbene Licht, in dem er beinahe alles gesehen hat, bedarf einiger Dämpfung. Aber es bleibt der Eindruck, daß man es in ihm überall mit einem Manne von aufrichtigster Wahrheitsliebe und oft überquellender Herzensgüte zu thun hat.

Unter der nicht geringen Zahl späterer deutscher Reisenden ragen nur wenige über das Durchschnittsmaß flüchtiger Beobachtung hinaus. An erster Stelle Carl Otto Ludwig von Arnim (1838), obgleich seine Schilderungen, die zu ihrer Zeit Aufsehen machten, den Titel „flüchtige Bemerkungen eines flüchtig Reisenden" führen. Zu der gleichen Richtung vielseitig gebildeter und geistreicher Beobachter gehören die Politiker Baron von Vaerst (1844), A. L. von Rochau (1845), Julius von Minutoli (1854), die Kunstfreunde J. G. von Quandt (1850) und A. von Wolzogen (1857), der Botaniker Roßmäßler (1854), unser Historiker Wattenbach (1886). Sie haben hier und da einen Blick in verschiedene Seiten des Volkslebens gethan. Aber sie sind nur auf der großen Heerstraße des Allbekannten gewandelt; Neues wird ihren Aufzeichnungen nicht verdankt. Viel tiefer in das Wesen des Landes und die Seele des Volkes eingedrungen sind die sämmtlich durch Talent und Charakter hervorragenden preußischen Offiziere, die ihre Dienste mit ritterlicher Hingebung der Sache des Rechtes gewidmet haben, das heißt dem Don Carlos. Es gehört zu den Anomalien der neuesten politischen Entwicklung Spaniens wie Portugals, daß Fortschritt und Aufklärung, die constitutionelle Monarchie, ihre Voraussetzungen und Folgen nur durch den offenbarsten Rechtsbruch überhaupt möglich geworden sind. Niemand hat das schöner, wärmer und lebendiger empfunden und ausgedrückt als der vortreffliche General von Goeben, der nicht bloß ein ausgezeichneter Stratege, sondern, wie jene früheren und die jüngst bekannt gewordenen Aufzeichnungen aus dem französischen Kriege zeigen, zugleich ein Mann von einer fast dichterischen Feinfühligkeit des Empfindens war, ein Ritter ohne Furcht und Tadel im vollsten Sinne des Wortes. Sein Buch „Vier Jahre in Spanien" (Hannover 1841), worin er den Carlistenkrieg schildert, den die Spanier ihren siebenjährigen Krieg nennen (1833—1840), stellt ihn unbedingt in die erste Reihe der Kenner des Landes. Als solcher hat er im Jahre 1860 noch einmal an der Spitze einer Abordnung jüngerer Officiere, damals Oberst, Odonnell's und Prim's Feldzug gegen Marocco mitgemacht und diesen ersten Aufschwung des militärischen Geistes im Lande einem auswärtigen Feind gegenüber mit aufrichtiger Theilnahme begleitet für den, wenn auch nicht überwältigenden Erfolg und mit schonender Milde für viele Fehler der Führung, bei uneingeschränktem Lob der ihm längst bekannten vortrefflichen Haltung der Truppen; wie er in einem zweiten Reisewerk mit anschaulicher Lebendigkeit und voll soldatischer Freude erzählt[1]). Seinen Aufzeichnungen sind die denselben Kämpfen gewidmeten seines damaligen Vorgesetzten, des Generals W. von Rahden, gefolgt (1851 und 1859), sowie die den Halbinselkrieg betreffenden des Generals Heinrich von Brandt (1869).

[1]) Reise- und Lagerbriefe aus Spanien. Zwei Bände. Hannover 1863.

Zu dem Besten, was über Spanien geschrieben worden ist, gehören die wenigen Seiten, die der Feldmarschall Graf Moltke in seinem „Wanderbuch" dem kurzen Besuch des Landes gewidmet hat, den er im Jahr 1846 auf der Rückkehr von Rom im Fluge ihm abstatten konnte. In gewisser Weise reihen sich ihnen endlich die Reiseerinnerungen des bekannten militärischen Diplomaten Theodor von Bernhardi an (1886). Sie behandeln die denkwürdigen Vorgänge, die zur Erhebung und zum Sturz des savoyischen Prinzen geführt haben, den der unüberlegte Leichtsinn der liberalen Partei in jene unmögliche Lage versetzt hatte, und zu der Thronkandidatur des Prinzen von Hohenzollern und da mit zu dem großen Krieg von 1870. Aber selbst dem überaus schlauen Beobachter ist es hier nicht so wie in Italien gelungen, hinter die eigentlichen Gründe jener Vorgänge und ihre Leiter zu kommen. Er war nicht hinreichend vorbereitet und das Feld auch für seinen vielerprobten Scharfsinn zu neu.

Damit ist eigentlich erschöpft, was von Deutschen für Spaniens Kenntniß durch Reisen geleistet wurde. Denn der Caplanwitz von Alban Stolz (1853), obgleich sein oft gänzlich zielloses Gerede — er vertheidigt unter Anderem die Stiergefechte! — es bis zu einer achten Auflage gebracht hat (Freiburg i. B. 1885), und die in ähnlichem Sinn geschriebenen Expectorationen des Katholiken Lorinser (Regensburg 1855 und 1858) und des Protestanten Baumstark (Regensburg 1867 und 1869) verdienen kaum ernsthaft genommen zu werden. In ihren Köpfen malt sich das Bild des Landes in schiefer Beleuchtung; doch fehlt es ihnen nicht ganz an congenialem Verständniß für manche Seiten des Volkscharakters. Fast noch weniger ist aus den Büchern berufsmäßiger Zeitungsberichterstatter zu gewinnen, obgleich sie zum Theil von Trägern populärer Namen herrühren, wie Hackländer (1855), Wachenhusen (1856 57), G. Rasch (1869), Lauser (1872 und 1881), W. Mohr (1876). Ueber das Buch des Zuletztgenannten, der als Berichterstatter der Kölnischen Zeitung den Carlistenkrieg von 1874 geschildert hat, in dem der unglückliche Hauptmann Schmidt füsilirt wurde, habe ich vor Jahren mein Urtheil ausführlich begründet[1]). Den berufsmäßigen Berichterstattern sind in den letzten dreißig Jahren über zwei Dutzend Liebhaber und Liebhaberinnen gefolgt, — eine ungenannte „Sechzigerin" (1861), Bettina Ringseis (1875), und Rosa von Gerold (1879) sind darunter —, deren leichte Skizzen, Frühlingstage und Erinnerungen aller Art, für den Augenblick geschrieben und mit ihm vergessen sind. Foulché-Delbosc hat sie höchst vollständig verzeichnet. Ich habe sie nach Möglichkeit verfolgt und hier und da genauer angesehen, zuweilen um scharfe Mißbilligung schiefer Auffassungen und oberflächlicher Urtheile daran zu knüpfen[2]). Ueber einige von diesen deutschen Büchern, bis zum Anfang der siebziger Jahre, gibt es an ganz vergessener und schwer zugänglicher Stelle einen eingehenden und sehr verständigen Bericht von dem portugiesischen Kunstforscher Joaquim de Vasconcellos in Porto, dem Gemahl unserer gelehrten Landsmännin Caroline

[1]) In der Jenaer Literaturzeitung von 1877, S. 542.

[2]) Z. B. über die Schriften eines Herrn H. Parlow. Deutsche Literaturzeitung 1888, S. 1892.

line Michaëlis-Vasconcellos [1]). Es fehlt in ihnen nicht an einzelnen höchst verschrobenen Ansichten; wie wenn z. B. ein ostpreußischer Reisender (L. Passarge, 1884) die Entdeckung macht, daß die Spanier das den Deutschen ähnlichste Volk in Europa seien! Wenn Wilhelm von Humboldt zu bemerken glaubte, daß unter den südeuropäischen Völkern die Spanier bei aller Verschiedenheit einige uns ähnliche Charaktereigenschaften besäßen, so ist das natürlich ganz etwas anderes. Die Verfasser jener Bücher zeichnen sich fast durchgehends dadurch aus, daß keiner seine Vorgänger kennt oder auch nur ahnt, daß es solche gibt. Auch haben viele die schlechte Angewohnheit, die im Verkehr mit Wirthen, Lohndienern, Kellnern und Kutschern aufgelesenen Phrasen im Urtext anzubringen, ohne damit ihre meist völlige Unwissenheit auf sprachlichem Gebiet verdecken zu können. Im Großen und Ganzen aber stehen diese Schriften zwar an Zahl beträchtlich, an Bedeutung jedoch nur wenig denen nach, die gleichzeitig von französischen und englischen Verfassern ausgegangen sind. Alle verzeichnen sie, Moltke und Goeben eingeschlossen, einen vorwiegend günstigen Eindruck von Land und Leuten.

Frankreich hat von jeher durch seine Nähe und die uralten politischen Beziehungen in erster Linie die Bekanntschaft mit Spanien vermittelt. Die Nordabhänge der Pyrenäen, durch die stammesgleichen baskischen Urbewohner mit Spanien eng verbunden, haben auf der westlichen aquitanischen Seite in Arnaud Oihenart, auf der östlichen, der Provence, durch den bischöflichen Diplomaten Pierre Marca eine in ihrer Weise classische Beschreibung gefunden [2]). Der Letztgenannte bereiste und beschrieb das Grenzland in Richelieu's Auftrag behufs der Festsetzung der neuen Landesgrenze, nachdem der unglückliche Philipp IV. durch des Grafen von Olivares unheilvolle Politik sich in dem pyrenäischen Frieden von 1659 dazu verstehen mußte, die altspanische Grafschaft Roussillon mit Perpignan und Béziers an Frankreich abzutreten. Die alten und neuen Zwischenheirathen der spanischen und der französischen Könige haben wiederholt französische Diplomaten und Diplomatinnen nach Spanien geführt; wir verdanken ihrem Aufenthalt jenseits der Pyrenäen werthvolle, zum Theil höchst pikante Aufzeichnungen und Memoiren. Durch Frankreichs Vermittelung hat die picareske Literatur der Lazarillo de Tormes und der Gil Blas ihren Triumphzug durch Europa gehalten. Auch der unsterbliche Ritter von der traurigen Gestalt ist bei uns zuerst in französischem Gewande bewundert worden. Seit Voltaire den berühmten und oft wiederholten Ausspruch gethan hat, daß es jenseits der Pyrenäen un million de prêtres gebe, mais pas un cuisinier, und ihm später der, wie es scheint, nicht auf einen bestimmten Autor zurückzuführende gefolgt ist, daß Afrika gleich jenseits der Pyrenäen beginne, hat es nie an französischen Reisenden gefehlt, die Spanien ihren Landsleuten lebendig, aber stets etwas sarkastisch zu schildern

[1]) In Adolfo Coelho's Bibliographia critica, von der nur ein Band erschienen ist in Porto 1873—1875, S. 276—302.

[2]) Arnaldus Oihenart, Notitia utriusque Vasconiae. Paris 1638. 4. — Petrus de Marca, Marca Hispanica. Herausgegeben von Baluze, dem berühmten Urkundensammler. Paris 1688. Fol.

unternommen haben. Ich hebe aus der großen Zahl von 313 französischen Reisebeschreibungen, die Foulché-Delbosc verzeichnet, nur drei heraus: Prosper Mérimée, Théophile Gautier, Alexander Dumas den Vater.

Mérimée, den sein Aufenthalt in Madrid zu Anfang der dreißiger Jahre in die Tertulia in dem kleinen, aber eleganten Palast der Gräfin Montijo führte, hat dort die zu reizendster Jugendblüthe eben heranwachsenden Töchter des Hauses kennen und verehren gelernt, die spätere Herzogin von Alba und die Gräfin von Teba, der die Erhebung auf den damals glanzvollsten Thron in Europa an der Seite Napoleon's III. beschieden war. Was sie auch besonders uns Deutschen gegenüber verschuldet hat, wir ehren das Unglück der Frau, die nach dem erschütternden Sturz den Tod des Gatten und des einzigen Sohnes erleben mußte und im Greisenalter noch heute zu tragen hat. Es ist bekannt, wie Mérimée als Conservator der nationalen Alterthümer und zuletzt als Senator ihr die Treue bis an sein Ende bewahrt hat. Aber weniger bekannt ist, während alle Welt Corsica aus seiner Colomba kennt, daß er nicht bloß der Erfinder der Novelle ist, die Bizet's Carmen zu Grunde liegt, sondern daß er in seinen Briefen aus Madrid und in dem Théâtre de Clara Gazul (1825) — der schon von Goethe gepriesenen angeblichen Uebersetzung, die nicht minder original ist wie Le Sage's Gil Blas — Bilder des spanischen Lebens von noch heute unerreichter Feinheit geschaffen hat[1]).

Gautier, dessen Reiseerinnerungen zuerst in der Revue des Deux Mondes von 1842 und 1843 erschienen und seitdem, wie Foulché-Delbosc lehrt, in zehn Ausgaben (bis 1875) verbreitet sind, verleugnet zwar nirgends den Romantiker, zeigt aber Ansätze zu wirklichem Eindringen in das spanische Wesen und einige Bemühung, sich zu unterrichten.

Viel weniger gilt das von seinem Zeitgenossen Alexander Dumas. Er reiste im Gefolge des Herzogs von Montpensier auf dessen spanischer Brautfahrt (1846); Dumas der Sohn und fünf andere Künstler und Literaten gehörten außerdem zum Stabe des Prinzen. So hat er das Land vom höhern Standpunkt aus gesehen und in der pompösen Wortfülle beschrieben, die ihm eigen ist. Seine „Reiseeindrücke" erschienen sogleich in den beiden folgenden Jahren in fünf Bänden und sind nachmals noch fünfmal gedruckt, ins Deutsche und zweimal ins Spanische übersetzt worden. In Spanien haben seine grotesken Uebertreibungen viel böses Blut gemacht; von ihm rührt das halbe Glas Wasser her, das er dem Kellner in Madrid zum Manzanares zu bringen befahl, um dessen beständigem Wassermangel abzuhelfen. Aber er ist auch in diesem Buche ein so charakteristisches Specimen des französischen Geistes, daß man ihn gern wieder liest, obgleich die Tiefe und Zuverlässigkeit seiner Beobachtungen sehr gering sind.

Unter den zahlreichen Nachfolgern, die diese drei in Frankreich gefunden haben, ist keiner, dessen Werk einen wirklichen Fortschritt in der Kenntniß des Landes bedeutet. Populäre Berichte, wie die von Davillier mit Doré's Illustrationen (1832—1883), kurze und anmuthige Schilderungen einzelner

[1]) Carmen und die kleineren Erzählungen, wie die Venus von Ille, sind oft mit Colomba zusammen gedruckt worden; ebenso die Madrider Briefe.

Gegenden, nur wenige etwas eingehender, wie die von Poitou (1869), Léon de Rosny (1882) und Tissandier, sind darunter. Hingebende Versenkung in die Besonderheit eines fremden Volkes liegt dem französischen Genius im Ganzen fern.

Zwischen England und Spanien hat es zwar an politischen Berührungen niemals gefehlt, vor wie nach dem Heereszug von Philipp's Armada. Mit den Gazetten von Sir Francis Drake's Siegen beginnt die Reihe der englischen Berichte über Spanien (1587). Im siebzehnten Jahrhundert folgen weitere politische Berichterstatter: James Wadsworth (1609), James Howell (1620), Francis Willoughby (1664). Auch der spanische Erbfolgekrieg weist einiges der Art auf. Aber erst seit dem „Halbinselkrieg" ist das Land den Engländern greifbar nahe getreten. Der Ruhm Drake's und Stanhope's ist durch den Nelson's und Wellington's so weit überholt worden, daß sich an ihre Namen noch heute und mit Recht das Hauptinteresse jedes Engländers für Spanien knüpft. Es gibt eine Fluth von militärischer Literatur darüber, von den Depeschen Wellington's an bis zu den Aufzeichnungen und Memoiren vieler an den Feldzügen Betheiligter. Unter diesem Gesichtspunkt hat Richard Ford, der vielseitig gebildete Verfasser des alten „Murray", seinen Landsleuten die Halbinsel geschildert[1]). Trotz mancher Uebertreibung ist sein Urtheil über das Land und seine Bewohner überall gerecht, wenn auch streng. Es gründet sich auf umfassende Kenntniß der Sprache, der Literatur, der Geschichte. Nur in den Aeußerlichkeiten ist das Buch veraltet; im Ganzen aber ist es eine bisher unerreichte Leistung, noch heute für Jeden unentbehrlich, der Spanien wirklich kennen lernen will. Die englische Leidenschaft für das Reisen ist bekannt. Nur von den französischen werden die englischen Reisebeschreibungen Spaniens an Zahl übertroffen: auf 313 französische kommen nach Foulché-Delbosc 229 englische, 123 deutsche, 107 spanische. Diplomaten und Militärs, Seemänner, Kaufleute und Künstler, Männer und Frauen — ich zähle etwa zwanzig Verfasserinnen —, auch mit Cook reisende, haben ihre Eindrücke von langen und kurzen Reisen zu Pferd, zu Wagen, zu Fuß und jüngst auch auf dem Zweirad zu Papier gebracht. Auch amerikanische Autoren sind dabei; darunter einige der Gesandten der Vereinigten Staaten in Madrid. Ueber die flüchtigen Eindrücke dieser zahlreichen Wanderer hinaus geht, was einige der englischen Consuln aufgezeichnet haben, wie z. B. der in Menorca, Bidwell, oder der Geistliche der englischen Gemeinden in Cadix und Jerez, Hugh James Rose. Nur wenige dieser Schriften haben es durch die Bedeutung ihrer Verfasser oder ihren Inhalt zu einem gewissen Erfolg gebracht. Augustus J. C. Hare's Wanderungen (zuerst 1873) sind in vier Ausgaben verbreitet (bis 1883). H. W. Carley's „Spanien" (zwei Bände, London 1875) enthält den Ertrag dreijähriger Beobachtungen. Nur ein Werk aber aus neuester Zeit hat dauernden geschichtlichen Werth: ich meine die „Iberischen Erinnerungen" von Gallenga, dem

[1]) Murray's Handbuch für Spanien erschien zuerst 1845; vor mir liegt die dritte Ausgabe von 1855, die nachher oft wieder abgedruckt worden ist. Einen Auszug daraus bieten des Verfassers Gatherings from Spain, London 1846 und 1849, die zugleich seine in Zeitschriften erschienenen Essays über spanische Dinge enthalten.

italienischen Emigranten (zwei Bände, London 1883). Durch langen Aufenthalt in England — er hatte in eines der großen deutschen Kaufmannshäuser dort hineingeheirathet — und eine eminente schriftstellerische Begabung dazu wie wenige befähigt, hat er als Correspondent der „Times" allein fünfzehn Jahre (1865—1879) in Spanien und Portugal zugebracht, nicht ununterbrochen, aber in intimem Verkehr mit Prim und den Liberalen, sodaß er die wichtigen politischen Veränderungen, die sich seit 1868 vollzogen haben, aus nächster Nähe und mit vollem Verständniß beobachten konnte. Der Sturz Isabella's und die kläglich gescheiterte föderative Republik, die unglückliche Episode des savoyischen Königthums und endlich die Restauration der Bourbonen mit den viel versprechenden vier ersten Regierungsjahren Alfons' XII. haben in ihm einen nicht immer vorurtheilsfreien, aber höchst lebendigen Schilderer gefunden. Es gibt meines Wissens kein Buch über diese Ereignisse, das sich dem seinigen an Fülle und Genauigkeit auch nur annähernd vergleichen ließe. Außerdem kenne ich nur noch ein englisches Buch über Spanien, das einen mehr als ephemeren Werth besitzt: George Henry Borrow's „Bibel in Spanien". Die packende Schilderung seiner fünfjährigen Erlebnisse als Missionar der englischen Bibelgesellschaft unter den bis dahin fast ganz unbekannten Zigeunern in Spanien vermischt zwar in phantastischer Weise Wirklichkeit und Erfindung, ist aber von so großem Reiz, daß nach fünf englischen Ausgaben — die erste erschien 1842 — und Uebersetzungen ins Deutsche und Französische (1844 und 1845) noch jüngst eine Bearbeitung davon durch den Verfasser einer Geschichte Spaniens, U. R. Burke, erfolgt ist (zwei Bände, London 1896).

Italien hat vom fünfzehnten Jahrhundert an bis etwa zum siebzehnten in den Berichten venezianischer Gesandten und päpstlicher Legaten unschätzbare Materialien für die Geschichte Spaniens beigesteuert, von denen viele noch ungedruckt sind. Unter den etwa dreißig italienischen Besuchern Spaniens, die Foulché-Delbosc aufzählt — eine ganze Anzahl sind ihm unbekannt geblieben —, hat nur einer dauernde Aufmerksamkeit erregt: Edmondo de Amicis, dessen „Spanien" (zuerst 1873) bis 1890 zehn Auflagen, zwei spanische Uebersetzungen in vier Auflagen, eine französische in fünf Auflagen, eine deutsche und eine englische erlebt hat. Der innere Werth entspricht durchaus nicht diesem Erfolg des amüsanten Plauderers; seine Kenntniß des Landes und sein Verständniß für den Geist der Bewohner geht nicht über die Oberfläche hinaus.

Was in anderen Zungen über Spanien geschrieben worden ist — Foulché-Delbosc verzeichnet elf portugiesische, neun holländische, fünf dänische, fünf russische, drei polnische, vier schwedische und zwei tschechische Reisebeschreibungen —, wird man ohne Schaden bei Seite lassen dürfen.

Nicht ohne Interesse sind die Schilderungen des Russen Vasili Petrowitsch Botkin, der Spanien in den vierziger Jahren bereist und wunderbarer Weise einige Berührungen zwischen den halbgebildeten Völkern im äußersten Nordosten von Europa mit denen des äußersten Südwestens zu bemerken geglaubt hat. Auf sie aufmerksam gemacht zu haben, ist das Verdienst eines scharf urtheilenden, aber politisch verbitterten Balten, Bark, der für seine Reise durch die Halbinsel einige literarische Kenntnisse mitbrachte, aber nur wenig geschicht-

liche und politische; er sieht in der Verwirklichung des republikanischen Gedankens das einzige Heil des Landes und ahnt nicht, wie schnell dieser Gedanke, trotz seiner geistvollen und ehrlichen Vertreter, wie Pí und Salmerón, und trotz Castelár's überschwenglicher Beredtsamkeit, sich als ganz undurchführbar erwiesen hat[1]).

2. Wissenschaftliche Werke.

An wissenschaftlichen Beiträgen für die genauere Kenntniß des Landes fehlt es nicht ganz, obgleich hierfür noch sehr viel zu thun bleibt. Botanik und Pflanzengeographie haben, wie schon erwähnt wurde, in Willkomm, die Meteorologie neuerdings in Hellmann umsichtige Bearbeiter gefunden[2]). Ihnen sind ein paar Mineralogen und Ornithologen gefolgt. Für die wissenschaftliche, besonders die alte Geographie stehen, wenn man von den allgemeinen Lehr- und Handbüchern der Geographie absieht, noch immer die alten Werke von Mannert (1788) und Ukert (1821) allem voran, was in Spanien selbst und von anderen Nationen dafür geleistet worden ist. Als ein echter Schüler Karl Ritter's hat sich Graf Roon, damals Lehrer an der Kriegsschule, um Spanien verdient gemacht, als er in einem kleinen, aber auf sorgfältigen Studien beruhenden Buche die Grundzüge der Bodengestaltung der Halbinsel in lichtvoller Uebersicht darlegte[3]). Zu den geographischen Arbeiten gehört die vorzügliche Beschreibung der spanischen Küste von der Nordwestspitze an bis zur Straße von Gibraltar, die ein Officier der nordamerikanischen Marine in amtlichem Auftrag mit Benutzung aller alten und neuen Portulane verfaßt hat[4]): seine Angaben sind vollkommen zuverlässig und erwiesen sich mir überall als ein vorzügliches Hülfsmittel für wissenschaftliche Bestimmungen. Leider fehlen darin die Nord-, die Ost- und der östliche Theil der Südküste. Francisco Coello's große Karte von Spanien in 40 Blättern größten Formates (1: 200000), noch unvollendet, ist ein vorzügliches, aber Wenigen erreichbares Hülfsmittel.

Die spanische Literatur, vor allem die Dichtung, erfreute sich in den Zeiten unserer deutschen Romantik größerer Theilnahme als jetzt. Seitdem Herder die Romanzen des Cid in seiner weitverbreiteten Bearbeitung, Jacob Grimm eine Anzahl anderer der alten naiven Romanzen im Urtext wieder hervorgesucht hatte, sind nach und nach fast alle classischen Dichter des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, Lope de Vega, Calderon und Cervantes,

[1]) E. Bark, Wanderungen in Spanien und Portugal 1881—1882. Berlin 1883. — Botkin's, Briefe über Spanien aus dem Jahre 1845 sind in russischer Sprache in St. Petersburg 1857 erschienen.

[2]) H. M. Willkomm, Die Strand- und Steppengebiete der iberischen Halbinsel. Leipzig 1852. — Grundzüge der Pflanzenverbreitung auf der iberischen Halbinsel. Mit 23 Tafeln und 2 Karten. Leipzig 1896.

[3]) A. von Roon, Die iberische Halbinsel. Eine Monographie vom Standpunkte des Militärs. Berlin 1837.

[4]) George M. Totten, The North West and West Coast of Spain and the Coast of Portugal from Point Estaca to Cape Trafalgar, compiled by the United States Hydrographic Office. Washington 1874.

in mehr oder minder gelungenen deutschen Uebersetzungen erschienen. Ihre Wirkungen sind in der deutschen Lyrik bis zur Mitte unseres Jahrhunderts vielfach zu spüren, nicht bloß in Heine's spanischen Romanzen und seiner nach ihnen benannten letzten Gedichtsammlung. Aber sie sind jetzt fast vergessen; langsam beginnt die moderne Literatur Spaniens in Uebersetzungen einige Verbreitung zu gewinnen. Dilettantische Versuche, sie bei uns einzuführen, während zugleich deutsche Dichtungen ins Spanische übersetzt, ja eigene Versuche in spanischer Reimkunst ihnen beigegeben wurden, blieben ohne Erfolg. Die großen Schwächen in den zahlreichen und gutgemeinten Schriften des Kölner Fastenrath sind ihrer Zeit von dem langjährigen Herausgeber der damals noch Augsburger „Allgemeinen Zeitung", Dr. Otto Braun, scharf, aber mit großer Einsicht aufgezeigt worden (in einer Beilage der Zeitung vom Jahr 1873). Aber ganz abgesehen von dem allgemeinen wissenschaftlichen und dem speciell philologischen Interesse an der Entwicklung dieser hervorragenden unter den romanischen Sprachen ist eine allgemeine Bekanntschaft mit der spanischen Literatur für das Verständniß vieler Seiten des spanischen Lebens unerläßliche Vorbedingung. Denn mit seinen Dichtern von heute, wie mit denen früherer Jahrhunderte lebt noch jetzt, genau wie in Italien, auch in Spanien alles, was auf Bildung Anspruch macht, ohne Unterschied der Parteien. Wir sind für die Geschichte der spanischen Literatur noch immer, da die älteren spanischen Werke unbrauchbar sind, auf des Amerikaners George Ticknor großes Werk angewiesen, das auch in spanischer Bearbeitung von Gayangos vorliegt. Nur das spanische Drama hat in den Werken des Grafen Schack (1845) und J. Klein's (1860), der nur mit Uebersetzungen bekannt war, wiederholte Behandlung erfahren. Eine lesbare, aber zugleich auf zuverlässiger gelehrter Forschung ruhende Uebersicht über die gesammte spanische Literatur, wie sie für die catalanische und die portugiesische in Gröber's Grundriß der romanischen Philologie bereits erschienen ist, fehlt noch [1]). Unter den lebenden spanischen Literarhistorikern steht an erster Stelle Marcelino Menendez Pelayo, der mit gründlicher Kenntniß, treffendem Urtheil und einer nie versagenden Fülle erstaunlichster Beredtsamkeit bereits große Gebiete der spanischen Literatur aller Zeiten wieder lebendig zu machen verstanden hat, als wären sie eben erst erstanden. Seine Geschichte der spanischen Andersgläubigen und die Bändereihe der ästhetischen Ideen in Spanien, seine Studien über Calderon und sein Theater und über die Entwicklung der spanischen Lyrik, von der er eine große Sammlung herausgibt, sind in jeder Weise hervorragende Leistungen einer unverwüstlichen Arbeitskraft. Ueber seinen Plan zu einer Geschichte des Humanismus in Spanien und eine Probe davon, sein Buch über „Horaz in Spanien", habe ich anderswo berichtet [2]).

Nur ein Gebiet des spanischen Lebens hat hervorragende Beachtung gefunden: die bildende Kunst. Für die spanische Kunstgeschichte haben einige

[1]) Seitdem dies geschrieben, ist G. Baist's Uebersicht über die spanische Literatur in demselben Grundriß erschienen (1897, Bd. II, Heft 3, S. 383—466); sie reicht aber nur bis wenig über das sechzehnte Jahrhundert herab.

[2]) In der Zeitschrift „Nord und Süd", Bd. 46, 1888, S. 25—31.

einheimische Forscher, wie Cean-Bermudez, Caveda, Cruzada-Villaamil und Pedro de Madrazo, wenige auswärtige, wie der Schotte Sir William Maxwell Stirling und der Franzose Burger, Vorarbeiten geliefert. Erst in neuester Zeit hat sie in unserem Karl Justi in Bonn ihren classischen, alle älteren weit hinter sich lassenden Vertreter gefunden, der gleich bedeutend ist als Forscher wie als Darsteller. Sein „Velazquez" ist ein Werk, das Niemand ungelesen lassen darf, der über Spanien mitreden will[1]). Und doch ist es nebst zahlreichen kleineren Arbeiten, wie der über Murillo, nur ein Vorläufer des größeren Werkes über die gesammte spanische Kunst, das wir von ihm erwarten. Lefort's Werk über die spanische Malerei (Paris 1893) gibt nur eine kurze Uebersicht. Die Baukunst Spaniens, besonders die der arabischen Zeit, hat in den älteren Werken von dem Schotten Murphy und einiger Monographien über Granada, von dem Engländer Street über die gothische Architektur (1869), neuerdings in umfassender Weise in den schön ausgestatteten Werken von Uhde (Berlin 1892) und M. Schmid (Berlin 1896, mit Nachtrag von Pedro de Madrazo), die der Renaissance in dem des Engländers Prentice eine theilweis mustergültige und erschöpfende Darstellung gefunden; die photographischen Aufnahmen Junghaendel's (Dresden 1889—1893) gehören zu den schönsten der Art, die bisher gemacht worden sind. Auch populäre Bilderwerke, wie die von Cuendias (Leipzig 1847) und Theodor Simons (Berlin, Gebrüder Paetel, 1881), haben manche Seiten der spanischen Kunst und des spanischen Lebens unter uns zur Anschauung gebracht. Mit der vortrefflichen Uebersicht über die gesammte Entwicklung der modernen Kunst in Spanien, die Justi dem neuen Baedeker als besondere Zierde vorangestellt hat, ist dem Reisenden für dieses Gebiet eine ebenso zuverlässige wie vollständige Führung geboten, die dankbarer Anerkennung in den weitesten Kreisen sicher ist.

Für die allgemeine Geschichte Spaniens liegen Materialien in ziemlicher Fülle, wenige Vorarbeiten, zusammenfassende Darstellungen von bleibendem Werth nur in sehr geringer Anzahl vor. Um mit dem Anfang anzufangen: in allen Ländern alter Cultur begnügt sich die Forschung längst nicht mehr damit, von den durch Denkmäler oder Schriftwerke bezeugten Zeiten auszugehen. Ueberall gräbt man nach den Resten der ältesten Vorzeit. Höhlen, Gräber, Pfahlbauten werden untersucht und die Funde aus vorgeschichtlicher Zeit, Schädel und Knochen, Waffen, Werkzeuge und Geräthe, selbst Speiseüberreste, müssen Zeugniß ablegen. Für die iberische Halbinsel stehen diese Untersuchungen noch in den allerersten Anfängen; sie fehlen nicht ganz, aber ihre bisherigen Ergebnisse sind weit davon entfernt, einen klaren Einblick in die ältesten Völkerverhältnisse zu geben[2]). Für die Geschichte der iberischen

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1893, Bd. LXXVII, S. 288 ff. und 419 ff.: „Das Jahrhundert des Velazquez".

[2]) Was hierfür ebenso wie für die weiteren Epochen der alten Geschichte und Landeskunde bisher gedruckt worden ist, findet sich verzeichnet in meiner „Bibliographie der classischen Alterthumswissenschaft" (Berlin, Zweite Auflage. W. Hertz. 1889. S. 282 ff.). Seitdem ist nur wenig Neues hinzu gekommen. Jüngst hat der Lissaboner Bibliothekar und Museumsdirector José Leite de Vasconcellos den ersten Band eines großen Werkes erscheinen lassen, in dem er

Urbewohner, soweit sie auf Münzen und inschriftlichen Denkmälern, sowie auf Zeugnissen aus dem Alterthum beruht, für die der griechischen und phönikischen Kolonieen und für die der römischen Herrschaft ist der Verfasser dieser Zeilen seit mehr als einem Menschenalter bemüht, durch kritische Sammlungen und Einzeluntersuchungen, die noch der Zusammenfassung harren, eine feste Grundlage zu schaffen. Nirgends mehr als für diesen Abschnitt der alten Geschichte ist durch unmethodische Quellenbenutzung, ja durch absichtliche Fälschung die richtige Erkenntniß erschwert. Nur nach und nach gelingt es, an die Stelle der ganz confusen und vielfach durchaus falschen Ansichten einheimischer wie fremder Gelehrter sicheres, auf genaue Kenntniß des Landes und auf die Denkmäler und ihre richtige Erklärung gegründetes Wissen zu setzen[1]). Nicht viel besser steht es mit der späteren Geschichte des Landes, der westgothischen und arabischen Zeit, dem Mittelalter bis etwa zum fünfzehnten Jahrhundert. Die alten bändereichen Werke der Spanier, von Mariana bis auf Llorente und Lafuente, die Bücher des Schotten Robertson, des deutschen Lemcke und seines Fortsetzers Schäfer sind, was Quellenforschung und Urkundenbenutzung anlangt, gänzlich veraltet. Für die westgothischen Könige hat Dahn, für die arabische Herrschaft haben Gayangos, Dozy und Saavedra an die Stelle der älteren unzulänglichen Arbeiten von Conde und Aschbach einen Anfang zu kritischer Forschung gemacht. An den verwickelten dynastischen Kämpfen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts vermag auch die neueste Darstellung von Schirrmacher, dem letzten Fortsetzer von Lemcke, kaum Interesse zu erwecken, obgleich in diesen Kämpfen der Grund gelegt worden ist zu der unter Ferdinand und Isabella geeinigten Monarchie. Vor sieben Jahren hat die spanische Akademie der Geschichte, einer von Cánovas gegebenen Anregung folgend, begonnen, eine allgemeine Geschichte Spaniens, von ihren Mitgliedern geschrieben, zu veröffentlichen. Es sind bis jetzt etwa zwanzig Bände erschienen, die verschiedensten Epochen und Seiten der allgemeinen Entwicklung umfassend — z. B. die Marine — und von sehr ungleichem Werth. Der Abschluß des Werkes ist nicht abzusehen.

Mit dem Ende des fünfzehnten und dem sechzehnten Jahrhundert erst tritt Spanien durch die Unterwerfung der letzten maurischen Dynastie und durch die Entdeckung der Neuen Welt in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Während Prescott für Ferdinand und Isabella, „die katholischen Könige", wie sie nach spanischem Sprachgebrauch heißen — und hier erklärt der männliche Geist Isabella's die auch sonst übliche Uebertragung des Geschlechts — eine lesbare Erzählung gegeben hat (1837), tritt für das sechzehnte Jahrhundert Ranke's Darstellung (1827) in den Vordergrund, alles Bisherige weit hinter sich lassend. Es ist bekannt, mit welch' congenialer Meisterschaft er, vornehm-

die „Urreligion der Lusitaner" durch anthropologisch-ethnographische Forschungen zu ermitteln sucht (Lissabon 1898). Vergl. meine Anzeige in der „Deutschen Literaturzeitung", 1898, S. 930.

[1]) Was davon für größere Kreise ohne Weiteres verständlich ist, vereinigt die Sammlung von Aufsätzen, die in dem kleinen Buche „Römische Herrschaft in Westeuropa" (Berlin, W. Hertz. 1890) neben England und Deutschland Spanien gewidmet sind. Die „Deutsche Rundschau" hat zwei von ihnen zuerst gebracht; auch einige spätere sind in ihr erschienen.

lich aus den Berichten der venezianischen Gesandten, die Gestalten Karl's V., Philipp's II., Johann's von Oesterreich wieder zum Leben erweckt hat. Bis auf unsere Tage ist die ihm folgende Forschung über jene Zeit des höchsten Glanzes der spanischen Monarchie beschäftigt, die von ihm in raschen Zügen hingeworfenen Bilder bis ins Einzelne lebendig auszugestalten. Umfassende Veröffentlichungen von Urkunden und Briefen machen uns diese Zeiten wieder gegenwärtig; die große, unvollendet gebliebene Arbeit Hermann Baumgarten's über Karl V. erliegt fast der Fülle an Material. Selbst Philipp's Gestalt, die wir gewohnt waren, nur im Lichte der Dichtung Schiller's zu sehen, tritt uns menschlich nahe in seiner rastlosen Thätigkeit, in der zärtlichen Liebe zu seinen Töchtern. Das siebzehnte Jahrhundert Spaniens hat zwar Geschichtserzählungen genug, aber noch keinen Ranke gefunden; für die in allem Unglück königliche Gestalt Philipp's IV. hat Velazquez mit seinen Bildnissen die wahre Geschichte geschrieben. Zu dem Bedeutendsten, was über Spanien gesagt worden ist, gehört das Capitel in des Engländers Henry Thomas Buckle bekannter „Geschichte der Civilisation" (1860), das Spanien gewidmet ist. Mit ungemeinem Fleiß und großer Sachkunde hat er die Züge zu dem allerdings nicht schmeichelhaften Bild der Nation aus den entlegensten Winkeln der Memoirenliteratur zusammengesucht. Freilich ist seine Betrachtungsweise auch hier wie überall einseitig; aber in der Hauptsache ist sein strenges Urtheil über die Fehler und Schwächen des Volkes in seinen hohen wie niederen Schichten, nur zu richtig, und es wäre sehr nützlich, wenn es von den Führern aller Parteien in Spanien wie in Portugal gekannt und beherzigt würde.

Für das achtzehnte Jahrhundert liegt eine Jugendarbeit Baumgarten's vor, die nur leider, wie fast alles auf Spanien Bezügliche, so gut wie unbeachtet geblieben ist[1]). Von der großen Reformbewegung, die mit der Regierung des aufgeklärten Bourbonen Karl's III. einsetzt, von den vortrefflichen Staatsmännern, die, von den letzten Habsburgern, Philipp V. und Ferdinand VI., verkannt und verfolgt, nun eine große Wirksamkeit ausüben konnten, von Uztariz, Ulloa, Ensenada, Macanaz, Campomanes und Jovellanos, gibt Baumgarten ein anschauliches Bild. Dem muthigen Benedictiner Gerónimo Feijoó, der siebenundvierzig Jahre lang von seiner Zelle in Oviedo aus maßvoll und geduldig, aber mit überzeugender Kraft für Wahrheit und Recht seine Stimme erhoben hatte — die Spanier nennen ihn ihren Lessing —, hat Baumgarten ein schönes Denkmal gesetzt. Wie wenige unter uns haben den Namen des Mannes auch nur einmal gehört, geschweige denn eine Zeile von ihm gelesen! Nur ein paar seiner Abhandlungen sind ins Deutsche übersetzt worden, aber längst vergessen. Die acht Bände seines „kritischen Theaters" (1726—1739), von denen nach und nach, theilweis noch bei seinen Lebzeiten, fünfzehn Auflagen erschienen, und die fünf seiner „Gelehrten Briefe" (1742—1760), sind in

[1]) Hermann Baumgarten, Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution mit einer Einleitung über die innere Entwicklung Spaniens im achtzehnten Jahrhundert. Berlin 1861.

Deutschland so gut wie ganz unbekannt geblieben. Er starb, fast achtundachtzig Jahre alt, im Jahr 1764. Für die Revolutionszeit selbst war Baumgarten's Hauptquelle die reiche Sammlung der Berichte, die der preußische Gesandte am Hof des unseligen Karl's IV. nach Berlin erstattet hat, der Neufchateler Herr von Sandoz-Rollin, einer der hervorragendsten Diplomaten seiner Zeit.

Erst da, wo Baumgarten aufhört, beginnt der neueste Zeitraum der spanischen Geschichte, dessen allgemeine Kenntniß mehr als die aller früheren für das Verständniß der Gegenwart wichtig ist. Hierfür aber fehlt es durchaus an einer auf wirklicher Sachkunde beruhenden Erzählung. Zwar hat Gervinus in seiner „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" auch Spanien einige Abschnitte gewidmet; aber sie stehen so völlig unter der nivellirenden Phrase des politischen Calculs, daß selbst die Thatsachen nirgends plastisch hervortreten. Alfred Stern's „Geschichte Europa's seit den Verträgen von 1815" nimmt in den bisher erschienenen zwei Bänden (W. Hertz, Berlin 1894 und 1897) besonders im zweiten auf Spanien eingehend Rücksicht. Viele von den einzelnen Vorgängen in den endlosen Verfassungskämpfen und Bürgerkriegen, viele von den Staatsmännern und Generalen, deren Namen einst in Aller Munde waren, sind freilich so gut wie vergessen, und die Erinnerung an sie und ihre einst viel gepriesenen Thaten verblaßt mehr und mehr. Aber es bleibt ein gewisser Kern von Thatsachen, ohne dessen Kenntniß die gegenwärtige Stellung der Parteien zu einander unverständlich ist. Man darf, worauf ich schon hinwies (oben S. 367), nicht vergessen, daß Monarchie und Verfassung, Recht und Gesetz in Spanien eigentlich auf einer Umkehrung aller Rechtsbegriffe beruhen, die der Familienzwist der Bourbonen unter einander erzeugt hat. Aber Don Carlos und seine Nachfolger bis auf den künftigen „König" Don Jaime, genau wie ihre französischen Vettern, die auch dort legitimen Bourbonen, haben das Mögliche geleistet, um sich unmöglich zu machen. Der Enkel Christinen's und Sohn Isabella's, Alphons XII., und sein Sohn, der junge Alphons XIII., dieser unter dem Schutze seiner ungewöhnlich weisen Mutter, der Königin-Regentin Maria Christina, sind die Träger des nationalen Aufschwungs. Und wenn auch die Carlisten immer wieder ihr Haupt zu erheben versuchen, alle Parteien, Republikaner von verschiedener Färbung, „Possibilisten", das heißt solche, die trotz ihrer republikanischen Ueberzeugungen die Monarchie für möglich halten, wie Castelár, „Impossibilisten" oder Intransigente, wie Pí und Salmerón, Progressisten oder Liberale, wie Sagasta, Moderados oder gemäßigte Conservative, wie Cánovas und Silvela: sie alle mit einziger Ausnahme des schwärzesten rechten Flügels der Neukatholischen oder „Neos", wie sie dort heißen, werden sich jedem Versuche, die allerdings erst seit 1889 völlig überwundene Aera der militärischen Putsche oder „Pronunciamientos" wieder herauf zu beschwören, einmüthig widersetzen, getragen von dem gründlichen Ueberdruß der erwerbenden Klassen auch in den großen Städten an dergleichen sinnlosen, nur durch den Ehrgeiz einiger Führer möglichen und überaus kostspieligen Experimenten. Und nur in den großen Städten, vorab in Madrid, wird ja die Politik gemacht. Das „Volk" auf dem Land, das heißt in den kleinen

Städten, ist noch ebenso urtheilslos und apathisch wie von jeher und folgt bei den Wahlen geduldig der Regierungsmaschinerie. Eine halbe Meile vor den Thoren Madrids hört, wie man oft gesagt hat, jedes politische Verständniß auf; der Weizen, der Wein, das Oel, der Reis, der Zucker, die Orangen u. s. w., das sind die einzigen Interessen. Und es ist recht, daß es so ist, und das ist die Hoffnung des Landes. In der Wirthschaftspolitik liegt die Zukunft, in Spanien selbst wie in Cuba und auf den Philippinen und den canarischen Inseln, in Nordafrika wie in Fernando Po.

Hieraus erklärt sich auch die Stellung Spaniens gegenüber dem Ausland. Die Engländer, gerade weil sie die Befreier des Landes vom französischen Joche waren und sich berühmen, daß ohne sie die Spanier allein mit dem überlegenen Feinde nicht fertig geworden wären, werden von den höheren Klassen in der Seele gehaßt; wie es Wohlthätern zu gehen pflegt. Oft hört man die Patrioten sich hoch und theuer verschwören, daß Spanien nicht ruhen werde, bis die Engländer Gibraltar zurückgegeben hätten, wie sie Mahon und Fernando Po zurückgegeben. Doch das sind Worte, Worte. Das Volk hat einen tiefen Respect vor den guten Schiffen und vor dem guten Geld der Nordlandssöhne, deren Capitalien in Bergwerken, wie in Rio Tinto und in Asturien, und anderen Industrieen auch für Spanien nutzbringend angelegt sind, und die die Weine von Jerez, wie die Cigarren der Habana besser bezahlen als irgend eine andere Nation.

Dagegen haßt das Volk die Franzosen, die „Gavachos", zumal die aus Frankreich nach Spanien verschlagenen nicht zu den edelsten Vertretern ihrer Nation zu gehören pflegen. Die Napoleonische Eroberung, in der lächerlichen Figur des Königs „Pepe Botella" verkörpert, wird sobald nicht ganz in Vergessenheit gerathen. Goya's Radirungen, der Obelisk und die Statuen der Befreier Daoiz und Velarde im Prado zu Madrid sorgen dafür. Aber die vielseitigsten Interessen der Gebildeten gravitiren doch in Spanien, weit mehr noch als in Italien, nach Frankreich hin. Paris ist und bleibt Ziel und Maßstab ihres höheren Strebens, vielleicht in manchen Dingen zum Schaden des Landes, aber doch mit einer tiefen und natürlichen Berechtigung, die selbst die höchsten gegenseitigen Schutzzölle nie beseitigen werden. Denn Spaniens Ueberschuß an gewöhnlichen Weinen bleibt auf Frankreich angewiesen, und ohne Zola und die Pariser Moden kann man in Madrid nicht leben.

Italien dagegen und die Italiener genießen geringe Sympathie. Das Volk kennt sie nur als Gastwirthe, Sänger und Künstler. Die Gebildeten gewöhnen sich schwer daran, den maßgebenden Einfluß zu verschmerzen, den sie vordem in Italien besaßen. Wie groß die Verbreitung spanischer Sitten einst war in Neapel und Sicilien, ist mir erst deutlich geworden, als ich Spanien nach Italien kennen lernte. Von dem den Namen vorangestellten „Don" und der großen Straße in Neapel, die bis 1870 Toledo hieß, nach dem Herzog von Alba und Toledo, bis herab zu den Wasserverkäufern und vielen schlechten Angewohnheiten und niedrigen Ausdrucksweisen des neapolitanischen Volkes tritt sie zu Tage. Der unglückliche Versuch, Pius IX. im Verein mit den neapolitanischen Bourbonen gegen das neue Italien durch

eine militärische Intervention zu schützen, ging von der Elite der Bildung und von der „historischen" Partei in Spanien aus. Diese, die hochgebildeten, kennen zwar die Sprache des Dante und lesen ihn. Aber das Vorbild der italienischen Dichtung, dem ihre größten Dichter bis auf Cervantes gefolgt sind, wie von italienischen Gelehrten immer bestimmter erwiesen wird, gestehen sie nur halb widerwillig zu. Die wirthschaftlichen Beziehungen zwischen Spanien und Italien sind gering oder die der Concurrenz im Auslande, besonders in Südamerika.

Zu Deutschland hat Spanien eigentlich noch gar kein Verhältniß. In der Zeit vor 1870, als noch die bunte Musterkarte aller Flaggen von den Häusern der Consuln wehte, von der preußischen, sächsischen, hamburgischen bis herab zur mecklenburgischen, war Deutschland den meisten Spaniern identisch mit Oesterreich; die Habsburger sind über den Bourbonen nie ganz vergessen worden. Preußen war nicht einmal ein geographischer Begriff; Prusia und Rusia wurden oft verwechselt, und zuweilen bin ich gefragt worden, was für eine Sprache man bei uns in Preußen spräche. Der Krieg von 1870 hat in diese Nacht wie ein greller Blitz geleuchtet. Jetzt kennt auch fast jeder Spanier den Namen Bismarck; jetzt gibt es deutsche Clubs, Singvereine, Turnvereine in Madrid und Barcelona. Auch mit deutschen Schulen ist ein Anfang gemacht worden. Und das that Noth. Denn wem von den zahlreichen in Spanien ansässigen Deutschen die Verhältnisse es nicht erlaubten, seine Kinder in Deutschland erziehen zu lassen, der sah sie, zumal wenn die Mutter eine Spanierin war, in kürzester Zeit sich völlig hispanisiren. In der Assimilationskraft des Volkes liegt ja ein Zeichen seiner Stärke. Aber vielfach war es nur Unbildung und sträfliche Gleichgültigkeit unserer Landsleute, wenn sie dem fremden Volksthum gegenüber so geringe Widerstandskraft zeigten. Diese Erfahrung in Betreff der Deutschen im Auslande ist ja aber leider eine allgemeine. Waren diese Zustände bis zum Jahre 1870 erklärlich und entschuldbar, so verdienen sie jetzt, wo man sie noch findet, scharfe Mißbilligung. Noch ist freilich der protestantische Ausländer dem spanischen Gesetze gegenüber exlex. Kaum daß es seit 1868 gelungen ist, dem protestantischen Gottesdienst in Madrid und Barcelona Eingang zu verschaffen. Denn noch ist die Ueberzeugung von der nothwendigen Einheit des katholischen Bekenntnisses bei allen Parteien die herrschende. Die Versuche der englischen Bibelgesellschaft, durch massenhafte Gratisvertheilung spanischer Bibeln, der deutschen evangelischen Mission, durch Kirchenlehre und Jugendunterricht Propaganda zu machen, haben nur geringfügige Ergebnisse gehabt. Die verheißungsvollen Anfänge der kirchlichen Reformation, die Spanien im sechzehnten Jahrhundert gesehen hat, sind trotz ihrer geistvollen und bedeutenden Vertreter so gründlich durch die Inquisition beseitigt worden, daß den neuen Anläufen in dieser Richtung noch auf Menschenalter hinaus wenig freundliche Aussichten blühen. Es gibt eine Macht in Spanien, die sich dem protestantischen Gedanken gegenüber bisher als unüberwindlich erwiesen hat: die Frauen. So lange über sie der Beichtstuhl herrscht, ist an die Möglichkeit einer größeren Ausdehnung des evangelischen Glaubens nicht zu denken. Doch dies ist ein überaus schwieriges

Gebiet, auf das näher einzugehen hier nicht der Ort ist. Aber der wirthschaftliche Einfluß Deutschlands ist in erfreulichem Wachsthum begriffen. Auf diesem Wege, und auf ihm allein, wird nach und nach trotz der Schutzzölle die Achtung vor Deutschland in Spanien zunehmen. In den Bergwerken, im Weinhandel, vor Allem in der Einfuhr aller Art von Industrieerzeugnissen, Textilwaaren, Eisen-, Silber- und Glaswaaren, Spielsachen, nimmt Deutschland einen sehr hervorragenden Platz ein. Oft bin ich in kleinen Orten in die gute Stube geführt worden, um über dem Sopha in Glas und Rahmen aufgehängt eine „Stickerei aus Berlin", z. B. einen lebensgroßen weißen Pudel oder dergleichen, als aus meinem Lande kommend, zu bewundern.

Von alle dem, was hier besprochen worden ist, sich für eine Reise nach Spanien vorher auch nur einen Ueberblick zu verschaffen, wird, so erwünscht es wäre, selbst deutscher Gründlichkeit kaum gelingen. Die deutsche Reiseliteratur über Spanien läßt, mit sehr wenigen älteren Ausnahmen, von einem solchen Ueberblick wenig oder nichts erkennen. Aber es gibt noch mancherlei, was aus Büchern nicht gelernt werden kann, wenigstens nicht ohne sehr umfängliche Lectüre, aber für eine genußreiche Bereisung des Landes fast wichtiger ist als die doch auch nicht wohl zu entbehrenden gelehrten Kenntnisse.

3. Landessitten.

Zum Verständniß eines Volkes gehört in erster Linie, daß man die Formen des Verkehrs im fremden Lande einigermaßen kennt. Ford hat im Murray'schen Handbuch darüber allerlei mit scharfer Satire gepfefferte Winke gegeben. Baedeker läßt sie nicht ganz außer Acht; aber einiges nicht Unwesentliche fehlt.

Zunächst ist es ein Irrthum, wenn man glaubt, wie ich es oft gefunden habe, ohne Kenntniß der Literatur und Geschichte des Landes auskommen zu können, und sich darauf verläßt, durch mündliche Information an Ort und Stelle richtige Anschauungen und Urtheile zu gewinnen oder auch nur eine einzelne Auskunft zu erhalten. Denn in noch weit geringerem Maße als in allen anderen Ländern reichen hier, nach allgemeiner Erfahrung, die im Eisenbahnwagen, auf dem Schiff oder an der Wirthstafel angeknüpften Gespräche dazu aus, Genaueres über die Dinge, nach denen man fragt, zu erfahren. Die oft liebenswürdigen und gescheiten Menschen, die man auf solche Weise kennen lernt, sind in den Urtheilen über ihre Heimath meist sehr zurückhaltend, aus Furcht, sich und ihrem Lande Blößen zu geben. Oft ist ihnen auch, was über den nächsten Kreis ihrer Interessen hinausgeht, selbst nur ungenau bekannt. Nicht selten kommt es vor, daß die sehr gewitzigten Eingeborenen dem Fremden mit unbefangenster Miene allerlei unglaubliche Dinge aufbinden. Andalusien steht ganz besonders im Rufe solcher zuweilen nicht angenehmen Scherze; in eingeweihten Kreisen werden ergötzliche Beispiele davon citirt. Auch das ist ja übrigens anderwärts nichts Unerhörtes, Lanzelot Gobbo's gibt es überall.

Nur wer die Besten des Landes persönlich kennen gelernt hat, darf seine Meinung nach ihren Mittheilungen bilden. Ich rechne dazu nicht ausschließ-

lich Minister und Diplomaten oder die Aristokratie der Geburt und des Reichthums, die meist einen internationalen Charakter zeigt. Auch unter diesen „Oberen" gibt es in Spanien sehr gebildete, weit gereiste und vorurtheilslose Beurtheiler ihres Landes. Sie sind in ihrer Weise den entsprechenden Elementen anderer Länder durchaus ebenbürtig, an Feinheit der Umgangsformen sogar oft überlegen. Auch in den mittleren Schichten des Volkes finden sich nicht bloß Talente aller Art — Dichtung und Künste legen Zeugniß dafür ab —, sondern gescheite Köpfe und menschlich fühlende Herzen genug; der Fremde lernt sie nur zu selten kennen. Häufig sind noch heute unter den echten Castilianern Beispiele jener unerschütterlichen, schweigsamen Ruhe, durch die spanische Staatsmänner und Krieger des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts dem gesammten Europa imponirten. Häufiger noch begegnet man jener unnachahmlichen Feinheit und Fülle des Ausdrucks, der reich und voll strömenden und doch nicht überladenen Beredtsamkeit, woran der unsterbliche Don Quijote so reich ist. Die etwas umständliche und alterthümliche Art des Redens ist vielen der Gebildeten so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie zur Erfindung verlorener Schriften des Cervantes und zu absichtlicher Täuschung mißbraucht worden ist, wie von Adolfo de Castro in Cadix, oder zu virtuoser Nachahmung zum Zweck unschuldigster Ergötzung, wie von dem verstorbenen Estébanez Calderón und von Mariano Pardo de Figueroa in Medina-Sidonia, der unter dem allbekannten Pseudonym des „Doktor Thebussem" als berufsmäßiger Ehrenbriefschreiber die Verehrer des Cervantes — und wer ist es in Spanien nicht? — mit seinen humorvollen Briefen an die Autoren erfreut, die in den Vorreden ihrer Bücher abgedruckt zu werden pflegen. Der Genuß des Redens und Redenhörens ist, so schien es mir, den Spaniern fast noch unentbehrlicher wie den Italienern. Besonders dem Fremden gegenüber, sobald er sich solches Vertrauens würdig gezeigt hat, thut man sich darin selten genug.

Ein anderer Genuß fast jedes Spaniers ist königliche Freigebigkeit — eine in Italien weniger verbreitete Neigung —; stünden ihm nur immer die Mittel dafür zu Gebot. Aus dem zwiefachen Genuß am Reden und am Geben geht die viel besprochene und viel bespottete Sitte hervor, dem Fremden Haus und Hof, alles, was ihm darin gefällt und was er lobt, zur Verfügung zu stellen. Freilich ist das nicht au pied de la lettre zu verstehen; wie man behauptet, daß es z. B. von vornehmen Damen der Diplomatie verstanden worden sei, wenn ihnen die Königin Isabella oder diese oder jene Herzogin einen Schmuck, ein Kunstwerk oder dergleichen anbot. Der Anbietende will damit sagen: „Für ein liebenswürdiges Compliment ist mir kein Dank groß genug," und er erwartet mit Fug, daß der Angeredete mit derselben Höflichkeit antworte: „Ihr Haus, oder was Sie mir sonst anbieten, kann nicht in besseren Händen sein als in den Ihren". Geht man am Haus des Freundes mit ihm vorbei, so wird er nie verfehlen zu sagen: „Hier haben Sie Ihr Haus, wollen Sie nicht eintreten und ein wenig ausruhen?". Man datirt seine Briefe mit allgemein gebrauchten Abkürzungen „von diesem Ihren Hause". Und diese Höflichkeitsformen beschränken sich nicht auf die sogenannten höheren Classen, wie ja überhaupt der Unterschied zwischen Hoch und Niedrig, zwischen Herrn und

Diener geringer ist als bei uns. Wenn sich zwei Maulthiertreiber mit ihrem langen Zug von Lastthieren auf der Landstraße begegnen, so brauchen sie, wie man zu sagen pflegt, eine Viertelstunde, um die üblichen Complimente auszutauschen, nach dem Befinden der Familie zu fragen u. s. w., während sie vielleicht zugleich hitzige Concurrenten sind und sich wohl hüten, für das Geschäft auch nur durch eine Miene sich bloßzustellen. Sehr hübsch ist die allgemeine Sitte, dem Nachbarn bei jeder Mahlzeit, die in Gesellschaft eingenommen wird, am Wirthstisch, auf der Eisenbahnfahrt, die Theilnahme mit einem freundlichen „ist's gefällig mit mir zu essen?" anzubieten. Kein Arbeiter unterläßt es, wenn er sein Frühstück vor Anderen hervorholt. Dies ist durchaus nicht immer nur pro forma gemeint; ich habe bei nächtlichen Fahrten auf weiten Strecken, für die sich die Einheimischen vorsorglich mit Mundvorrath versehen, oft genug, wo ich Gleiches unterlassen, herzhaft zugegriffen, zur unverstellten Freude und Genugthuung der Geber. Tritt man Abends in das Café, in dem Bekannte sitzen, so haben sie, ohne daß man es merkt, dem wohlbekannten Kellner zugezwinkert und die Zeche, die ja freilich gering zu sein pflegt, für den Fremden bezahlt, als ein kleines Zeichen von Höflichkeit und Gastfreundschaft. Und wenn das auch nur Formen sind: ist denn unser „Adieu" und „Behüt dich Gott" u. s. w. im Grunde ernster gemeint, als wenn man sich in den spanischen Briefformen am Schluß unweigerlich die Hände küßt oder den Damen zu Füßen legt? In den Briefformen herrscht dazu eine gewisse mißtrauische Umständlichkeit, halb mittelalterlich, halb orientalisch. Man darf nie unterlassen, am Kopf die Adresse zu schreiben — denn der Umschlag ist nicht rechtsverbindlich —, und die Anrede ist so genau vorgeschrieben wie der Schluß. Wer diese kleinen nationalen Eigenthümlichkeiten kennt und sie passend zu erwidern versteht, der hat aller Herzen leicht gewonnen; man sagt von ihm, „er ist so höflich — tan formal — wie wir". Manches davon könnte arabischem Vorbild entlehnt sein, wie die stehenden Parenthesen nach dem Namen des Souverains: „möge Gott ihn erhalten", oder nach dem eines Verstorbenen: „er ruhe in Frieden", oder in den Unterschriften amtlicher Schreiben: „Gott erhalte Euch viele Jahre". Sie erinnern an das arabische „möge sein Schatten niemals kürzer werden" und ähnliches, was wir alle aus Abu-Seid's Makamen kennen. Bei Unterschriften wurde unlängst noch außer dem Namen die „Firma" verlangt, das heißt der besondere Schnörkel, den sich jeder junge Spanier aussinnt, wenn er zu Jahren kommt, mit irgend einem geheimen Zug, den Niemand so leicht nachmachen kann. Ich habe Schnörkel der Art gesehen, besonders von geistlichen Herren, zu deren Ausführung mindestens fünf bis zehn Minuten nöthig sein müssen. Die täglich hundert Mal gebrauchte Anrede „Euer Gnaden" — vuestra merced, gekürzt in usted —, und all die Wendungen der Sprache, die unserem „geruhen" entsprechen — spanisch „sich bedienen", servirse —, sind durch Jahrhunderte lange Uebung gefestigte Ergebnisse nationaler Cultur; in den Formen und Formeln des Verkehrs steckt überall die Frucht nationaler Erziehung. Es ist höchst wohlfeil, sie zu verspotten und sich besser zu dünken: wer in Spanien reist, wird ihre sänftigende Kraft bei gelegentlicher Reizung des Affects, in

den kleinen Conflicten wegen der Höhe von Zahlungen u. s. w. oft zu erfahren Gelegenheit haben. Also, ein Land mit so fest ausgeprägten und eigenthümlichen Sitten will gekannt und verstanden sein.

Wer ruhig und ohne Hast zu reisen liebt, der rechne in Spanien auf den großen Stationen, zumal zur sommerlichen Reisezeit, etwa eine Stunde vor der Abfahrt für die Besorgung der Fahrkarten und des Gepäcks. Denn die Bahnhöfe und ihre Einrichtungen sind noch viel unzureichender als die italienischen. Dabei vollzieht sich alles mit der größten Gemüthlichkeit und nicht ohne einen gewissen Humor, unter Gesprächen und Scherzen zwischen Publicum und Beamten. Der strenge Amtsterrorismus, aber auch die wohlthuende Ordnung unserer Verkehrsanstalten ist unbekannt. Nur darf man nicht auf Reglementsbestimmungen wie auf Menschenrechte pochen. Dafür fehlt jedes Verständniß. Doch muß man oft genug selbst anfassen und seinen Koffer schleppen, wenn man überhaupt fortkommen will. Das Reisen ist, obgleich für den, der die alten Zeiten der Diligencen und Reitthiere gekannt hat, unendlich erleichtert und verbessert, doch auch auf den Bahnen langsam und unbequem genug. Die Gasthöfe lassen mit wenigen Ausnahmen Vieles, oft Alles zu wünschen übrig. Es ist bekanntlich etwas ganz Anderes, wenn Herren allein und wenn sie mit Damen reisen. Damen allein, wie sie ja jetzt in Italien scharenweis zu treffen sind, werden, außer in seltenen Ausnahmefällen, in Spanien es kaum wagen dürfen, allein zu reisen. Mir sind einige völlig mißglückte Versuche der Art bekannt, und doch handelte es sich dabei um Damen, die Italien wiederholt allein bereist hatten. Nicht als ob die sprichwörtliche spanische Galanterie nicht auch einzelnen Damen gegenüber zum vollen Ausdruck käme, vorausgesetzt immer, daß sie die Sprache verstehen. Aber allein stehende und selbständig auftretende Frauen sind der darin sehr natürlich empfindenden Mehrzahl etwas Fremdes und Unverständliches, das man geneigt ist, nicht für ernst zu nehmen. So gut, wie alle Mädchen heirathen — dafür sorgen ihre Mütter —, so gut wird für die Wittwe, die Schwester, die Tochter überall ein männlicher Beistand als vorhanden vorausgesetzt. Erst in allerjüngster Zeit hört man von der „Frauenfrage" auch in Spanien hier und da reden. Aber selbst für Damen in Begleitung ihrer Gatten, Väter oder Brüder sind nur die ganz großen Städte und die ersten Hôtels darin möglich, wie das Hôtel de la Paix in Madrid; und selbst diese entsprechen kaum unseren gesteigerten Anforderungen an intimen Comfort. Von englischen und amerikanischen Familien werden Madrid, Granada, Sevilla seit langer Zeit besucht; in den letzten Jahrzehnten sind ihnen deutsche Gelehrte und Künstler mit ihren Frauen gefolgt. Es versteht sich dabei, daß man weder in der Zeit noch durch die Mittel gezwungen ist, sich Beschränkungen aufzuerlegen. Im Fluge ist in Spanien, dem Lande des „mañana (Morgen!)", nichts zu erreichen, und das Reisen ist an sich theuer, viel theuerer als in Italien, weil bisher die Concurrenz so gut wie ganz fehlt, und die spanischen oder eigentlich italienischen Wirthe es noch immer, wie in alten Zeiten, gewissermaßen als Gewährung von Gastfreundschaft ansehen, wenn sie gestatten, daß man in ihren Hôtels oder Fondas und Posadas für theueres Geld wohnt. Auch sind alle

Spanier, zumal auf Reisen, von Knauserei und ängstlicher Vorausberechnung weit entfernt; sie lieben es, überall die großen Herren zu spielen und wenigstens so zu thun, als brauchten sie nicht auf das Geld zu sehen.

Wer die iberische Halbinsel auch nur so weit kennen lernen will, wie heut zu Tage Italien der großen Mehrzahl der Gebildeten bekannt ist, wird gut thun, nicht Alles auf einmal sehen zu wollen. Wenn schon in Italien die Gefahr vorliegt, daß ungleichartige Eindrücke, die zu schnell auf einander folgen, der eine den anderen erdrücken, trotz der unvergleichlichen Steigerung, die Genua und die Riviera, nachher Florenz, Rom, Neapel, Sicilien und zuletzt wieder Venedig und Mailand bieten, so gilt das in weit höherem Maße von Spanien. Noch gelangt man freilich nicht ganz so schnell und leicht dort hin und zurück wie nach und von Italien. Aber nur wer es aus irgend welchem Grunde muß, wird sich der körperlichen und geistigen Strapaze aussetzen, die weit entlegenen Theile des großen Landes alle hinter einander aufzusuchen. Die große Masse der auswärtigen Reisenden begnügt sich mit vollem Recht, Barcelona und Madrid, Granada und Sevilla, und was auf dem Wege liegt, zu sehen. Cadix, Gibraltar und Malaga stehen schon in zweiter Linie; der ganze Norden und Nordosten in dritter und vierter.

Mit Rücksicht darauf sind meine Aufzeichnungen gemacht. Sie berücksichtigen überall, was dem besonderen Studiengebiet ihres Verfassers am nächsten liegt, die älteste Geschichte des Landes und Volkes, aber durchaus nicht allein; während für die Kunst an Justi ein vorzüglicher Lehrer und Führer der Reisenden gewonnen ist, fehlt es für die landschaftliche Besonderheit, wie für die meisten anderen Erscheinungen des Volkslebens noch sehr an zuverlässiger Handweisung[1]).

[1]) Die obigen Ausführungen waren ursprünglich dazu bestimmt, den „Reisebildern aus Spanien" voranzugehen (Deutsche Rundschau, 1898, Bd. XCV, S. 407 ff.). Aeußere Gründe haben die Aenderung veranlaßt. Die am Schluß gegebenen Winke für das Reisen im Lande werden auch an dieser Stelle der Schilderung von Madrid zu Gute kommen. Das ersehnte Ende des beklagenswerthen Krieges mit den Vereinigten Staaten tritt ja jetzt in absehbare Nähe. Genaue, auf literarischen Studien wie auf Anschauung beruhende Kenntniß des Landes und Volkes sind mehr als je nothwendig, um beurtheilen zu können, wie weit es ihnen gelingen wird, in langsamer Arbeit die tiefen Wunden zu heilen, die dieser Krieg geschlagen hat.

Baden im alten Bund und neuen Reich.

Zur Erinnerung an Julius Jolly.

Von

Adolf Hausrath.

[Nachdruck untersagt.]

(Schluß.)

X.

Die letzten vier Jahre von Jolly's ministerieller Thätigkeit galten wesentlich den inneren Angelegenheiten Badens, wobei ihm die Fragen des Unterrichtes und des Cultus in erster Reihe standen. Das Gymnasium zu Karlsruhe, das sich unter Hebel, Kärcher und Vierordt eines gerechten Ansehens erfreut hatte, war im Laufe der sechziger Jahre stark zurückgegangen, und wie in der Residenz, so hatten auch an den anderen Anstalten die Leistungen nachgelassen. Das Publicum verlangte immer lauter Einschränkung der classischen Sprachen; die Einen wollten Naturwissenschaften, Chemie, Physik, Mathematik, Englisch und Französisch an Stelle des Griechischen setzen, die Anderen träumten von Rechtsgeschichte und Verfassungskunde, und wieder Andere empfahlen bei der Verbreitung der photographischen Nachbildungen eine größere Berücksichtigung der Kunstgeschichte, Archäologie und Aesthetik. Auf der einen Seite klagten Alle darüber, daß die Schuljugend überbürdet sei, auf der anderen Seite verlangte doch Jeder Einführung seiner Lieblingswissenschaften in den Schulunterricht. Jolly's Verdienst ist es, daß er diesem Unverstand kein Gehör gab. Ihn hatte Nüßlin auf der Schule mit Freude an dem classischen Alterthum erfüllt, und er blieb dabei, daß die Beschäftigung mit der glänzendsten Epoche des Menschengeschlechts allein jenes Verständniß der Vergangenheit eröffne, das den gebildeten Mann ausmache, und daß das Erlernen der alten Sprachen eine logische Schulung gewähre, die bildender sei als das Zählen von Staubfäden und Einübung mathematischer Formeln. Daß die Sprachstudien so in Mißcredit gekommen seien, leitete er lediglich von den eingerissenen Mängeln des Betriebs her. „Man muß den Leuten nur erst wieder zeigen, wie man das macht," sagte er. So berief er eine Reihe norddeutscher Schulmänner, vor Allem für Karlsruhe selbst den Director des

Gymnasiums zu Hamm, Wendt, der Jolly's Erwartungen glänzend rechtfertigte. So lange ein auf die neue Methode nicht eingeübter Lehrerstand die vermehrten Ansprüche, namentlich im Griechischen, bewältigen sollte, hatten die Schüler freilich zunächst harte Zeiten. Nicht immer und nicht überall entsprangen die Klagen über die zu große Belastung der Schüler nur der Weichlichkeit und Schwäche der Eltern, wie Jolly geneigt war anzunehmen. Ja, diese Klagen wurden eine Weile so allgemein, daß sie den Charakter eines öffentlichen Nothstands annahmen und der evangelische Prälat sie sogar in der ersten Kammer zur Sprache brachte. Die Rauhheit aber, mit der Jolly den geistlichen Herrn mit seinen Beschwerden abwies, legte den Grund zu einer Verstimmung in der höheren evangelischen Geistlichkeit, die sich dann auch auf andere Gebiete übertrug und Jolly seine Stellung noch sehr erschweren sollte. Lamey, der ähnliche Beschwerden auch bei dem alten System mit dem Rathe an die Schüler beantwortet hatte, sie sollten eben nicht lernen, was zu viel sei, stand auch hier auf der Seite der Opposition, und es erregte große Heiterkeit, als er erklärte, jeder Minister halte sich einen großen Mann, der ihn ruinire: „Ich habe mir den Knies gehalten, Jolly hält sich den Wendt." Schließlich stellten sich die Dinge doch wieder in ihr Niveau. Die Philologen thaten etwas Wasser in ihren Wein, die Schüler gewöhnten sich an die höheren Anforderungen. Gerade die Residenz aber söhnte sich so sehr mit ihrem Gymnasium aus, daß sie Wendt's siebzigsten Geburtstag wie ein öffentliches Fest beging und eine Straße nach seinem Namen benannte.

Ein Schmerzenskind, dem schwerer zu helfen, war die Universität Heidelberg. Das preußische Abgeordnetenhaus hatte zur Erhöhung des Glanzes der Universität Berlin erhöhte Mittel bewilligt, und der Blick des preußischen Cultusministers wendete sich nach Heidelberg, das unter der liberalen Verwaltung während der Zeiten der Reaction in Preußen die besten Kräfte an sich gezogen hatte. Jetzt hatte dagegen Berlin, als Mittelpunkt des Deutschen Reichs, eine ganz andere Anziehungskraft als früher, und mit den neu gewährten Mitteln konnte Baden nicht concurriren. Das Uebrige that ein akademischer Streit an der Hochschule, durch den sich die Angehörigen selbst ihre sonst so beneidenswerthe Existenz verbitterten. Lediglich über kindische Formalien, wie man auswärts erzählte, war der Gegensatz allerdings nicht entstanden. Die eine Gruppe an der Universität war im Jahre 1866 großdeutsch, augustenburgisch und bismarckfeindlich gewesen, die andere war scharf für Preußen eingetreten. In gelehrter Reizbarkeit war man hart aneinander gerathen. Die beiden Schweizer, Schenkel und Bluntschli, hatten in ihrem kräftigen Dialekt der eine die Bismarck'sche Politik eine Affenpolitik, der andere die Schenkel'sche eine Ochsenpolitik genannt. Solche Scenen pflegen eine gereizte Stimmung zu hinterlassen, und diese war der eigentliche Grund des Zerwürfnisses. An der Spitze der Bismarck-Gegner hatte Gervinus gestanden, und weil Knies auf der andern Seite stand, glaubte dieser bei Gervinus' Tod als Prorector um so mehr jeden Wunsch der Wittwe ohne Weiteres gewähren zu müssen. Da diese nun begehrte, es solle für die Beerdigung ein Marsch von Händel eingeübt werden, waren Mehrkosten erwachsen, die Knies auf die

Universitätskasse anwies. Nun aber waren solche Decreturen von der Oekonomiecommission zu ertheilen, deren Vorsitzender Schenkel war. Als dieser dem Prorector Uebergriffe vorwarf, erschien Knies selbst in der Commission und wollte als Prorector, wie ihm das Universitätsstatut erlaubte, den Vorsitz an sich nehmen. Schenkel aber erklärte, er gebe den Vorsitz nicht ab. So entstand der berühmte Streit, von dem sogar der „Kladderadatsch" Notiz nahm, ob der Schenkel oberhalb oder unterhalb des Knies seinen Sitz habe? Im Grunde setzte sich doch nur die alte Abneigung der Großdeutschen gegen die Preußenfreunde Bluntschli, Treitschke, Holtzmann, Hofmeister, Herrmann in diesen Streitigkeiten fort. Jolly meinte den Streit zu schlichten, indem er das Streitobject, die Oekonomiecommission, aufhob, da er aber die Streitsubjecte nicht gleichfalls beseitigen konnte, ging die Fehde fort. In diesen Moment fiel nun der Auftrag an den preußischen Cultusminister, die besten Kräfte Deutschlands für Berlin anzuwerben. Die Folge war, daß Heidelberg der Reihe nach Helmholtz, Kirchhoff, Wattenbach, Zeller und Treitschke verlor, ein Verlust, der von den Gegnern nun Jolly's Eingriffen in die Selbstverwaltung der Universität zur Last gelegt wurde.

Weit gefährlicher für Jolly's Stellung war aber die Verstimmung, die die Durchführung der Militärconvention je länger, je mehr in Baden erregte. Jolly hatte sich darüber nie die geringste Illusion gemacht, daß ihm aus dieser Uebereinkunft eine Saat von Gegnern erwachsen werde, aber er hatte erklärt, im Interesse der badischen Armee selbst schließe er diese Convention, auch wenn er vermuthlich darüber früher oder später fallen werde. Sie hatte zwar dem badischen Kriegsministerium vorgelegen und war von einem badischen Generale, von Neubronn, mit unterzeichnet, dennoch machte man auch für das militärische Detail ihn verantwortlich. Ungefähr ein Drittel der badischen Officiere war allmählich nach Preußen versetzt worden, die alle das Parquet im Theater zu Karlsruhe den Freuden von Ostrowo, Tilsit und Lublinitz entschieden vorgezogen hätten. Auch durch die Einschaltung höherer preußischer Officiere war den badischen ihr Vorrücken verschlechtert. Manche Härte wurde auch erst in der Ausführung fühlbar. So erzählte man, wenn der Landesherr seiner Schloßwache einen Befehl zugehen lasse, sei die Antwort des wachthabenden Lieutenants, er wolle bei dem commandirenden General anfragen. Die nach Preußen commandirten Officiere sollen sich bei ihrem Landesherrn gelegentlich mit den Worten abgemeldet haben, sie thäten es als Landeskinder, obwohl nach der neuen Einrichtung es nicht mehr Vorschrift sei. Dem commandirenden General von Werder, der im Oberland überall als Vertheidiger der badischen Termopylen empfangen wurde, legten sie den Beinamen „Leonidas" bei. Erst als Kaiser Wilhelm dem Großherzog die Inspection von zwei Armeecorps übertrug, wurde das Mißverhältniß beseitigt, daß der Landesherr nicht auch Vorgesetzter des preußischen commandirenden Generals war, und mancherlei Verdrießlichkeiten wurden damit aus dem Wege geräumt. Daß bei diesen Händeln auch der Gegensatz von Norddeutschen und Süddeutschen gelegentlich wieder zum Vorschein kam, ist nicht verwunderlich. Einer der badischen Minister fragte bei Hof einen Lieutenant, der ihm vorgestellt wurde,

ob er für längere Zeit hierher commandirt sei und erhielt zur Antwort: „Ja, Majestät haben mir hierher jeschickt, daß ik den süddeutschen Schlappschwänzen etwas die Köppe uffrichte." Ein Anderer rühmte sich, seine Vorfahren seien schon in der Mark gesessen, „als die Bismarcks noch Affen waren und uf de Beeme kletterten." Die Officiersgattinnen aber trösteten uns, daß die Badenser nur äußerlich ruppig seien, innerlich aber seien sie „weech wie Butter". Auf Klagen eines badischen Abgeordneten meinte Bismarck: „Ja, wir Preußen meinen es gut, aber wir haben rauhe Hände." Ganz hat der badische Adel dem Minister die Militärconvention nie verziehen, und gerade in diesen Kreisen wurde die Nachrede immer wieder hervorgeholt, er habe gegen eine Dotation die Militärhoheit seines Herrn verschachert. Andererseits waren die hohen preußischen Officiere Jolly's einflußreiche Fürsprecher, die ihm auch nach seinem Sturze die treueste Freundschaft bewahrten.

Die eigentliche und letzte Schwierigkeit blieb doch die Kirchenfrage, und wenn Jolly diesen Streit wieder aufnahm, konnte er mit dem Sklaven bei Plautus sprechen: „Ich weiß es, daß ein Kreuz mein harrt, dort ruhen meine Väter." Marschall, Wechmar, Stengel waren der Reihe nach über den Kirchenstreit gestrauchelt und gefallen, und dieser Streit hat auch ihn verbraucht. Für eine Weile hatten die großen Ereignisse des Jahres 1870 und 1871 die kriegerische Stimmung der Curie gedämpft. Der Erzbischof hatte seiner Zeit den Pfarrern verboten, in den Ortsschulrath einzutreten, in der Hoffnung, die Institution werde dann überhaupt keine praktische Bedeutung gewinnen. Begründet hatte er sein non possumus damit, daß er nicht dabei mitwirken wolle, daß die Kirche die Leitung der Schule verliere. Der Eintritt in den Ortsschulrath würde die Geistlichen für das aus der neuen Schule hervorgehende Unglück verantwortlich machen, und es sei daher priesterliche Gewissenspflicht, dieser Schule fern zu bleiben. Trotzdem waren die Ortsschulräthe überall gebildet worden, hatten sich in ihre Aufgabe eingelebt, und bei dem Zusammenwirken von Bürgermeistern und Kreisschulräthen hatte man den Pfarrer nirgend vermißt. Nach siebenjähriger Enthaltung sah die katholische Kirche ein, daß sie nur sich selbst durch ihr Fernbleiben schade, und so trat an Stelle des seitherigen non possumus plötzlich ein stricter Befehl des Ordinariats an die Pfarrer, in den Ortsschulrath einzutreten. Niemand verlangte hier nach ihnen, und etliche Führer der liberalen Majorität wollten sogar nur diejenigen Pfarrer zulassen, die sich von dem neuen Dogma der päpstlichen Infallibilität lossagten. Allein Jolly erklärte, die Schule sei dazu da, daß die Kinder erzogen würden, nicht dazu, kirchliche Machtfragen an ihr auszufechten. Viele Pfarrer würden dem Ortsschulrath gute Dienste leisten, und die Andern könnten durch gesetzliche Mittel unschädlich gemacht werden. Das Einlenken der Curie bewies, daß sie einsah, sie habe einen taktischen Fehler gemacht; die Maßregel hing aber auch mit ihrer Furcht vor der Ausbreitung der Altkatholiken zusammen, die in Baden einen besonders wohl vorbereiteten Boden gefunden hatten. Der Altkatholicismus war für das Papstthum kein Todesstreich, wie manche enthusiastische Freunde der Bewegung damals meinten, aber doch immer eine kleine Wunde, die den Vormarsch der Ultramontanen eine Weile

aufhielt. Als der Bisthumsverweser zu Freiburg am 14. September 1870 die vaticanischen Beschlüsse auch für die Erzdiöcese verkündete, hatte Jolly erklärt, ohne staatliche Genehmigung seien diese Beschlüsse ungültig, und bürgerliche Wirkungen könnten darum aus ihnen weder für Cleriker noch für Laien abgeleitet werden. Da auch in Baden einige katholische Pfarrer geneigt waren, sich von der vaticanischen Kirche loszusagen, wurde Jolly in der Kammer im Januar 1872 interpellirt, ob das Ministerium bereit sei, altkatholische Priester im Genusse ihrer Pfründen zu schützen und altkatholischen Gemeinden ihre Kirchen zu erhalten, und ob die Kinder von Altkatholiken gezwungen werden würden, den römischen Religionsunterricht zu besuchen. Jolly begnügte sich darzulegen, daß er zu dem Ersteren nach dem geltenden Rechte verpflichtet sei, und daß er, wenn sonst die gesetzlichen Bestimmungen eingehalten würden, auch zu dem Anderen kein Recht habe. Aber auf die dogmatische Streitfrage ging er nicht ein und beschwor die Kammer, ein Gleiches zu thun. Auch einem neuen Kampfe gegen die Lehrinstitute, die notorisch unter geistlicher Leitung standen, wich er aus, indem er die Kammer zu der Concession veranlaßte, daß die Regierung im einzelnen Fall Dispense von dem Lehrverbot für Ordensleute ertheilen könne. Jolly wollte wegen einiger Schulschwestern nicht wieder einen aufregenden Kampf entzünden, in einem Augenblick, in dem die Curie mit Rücksicht auf den bevorstehenden preußischen Kampf in Baden zum Frieden geneigt schien. In Sachen des Schulgesetzes hatte der Bischof bereits eingelenkt, jetzt ließ er sich auch auf commissarische Verhandlungen über das Culturexamen ein. Die beiderseitigen Commissäre vereinbarten, daß der Bischof die Ablegung des Examens gestatten, der Staat aber die Prüfungsordnung ändern solle. Statt einer gemeinschaftlichen Prüfung für die Candidaten beider Confessionen sollte künftig für jede Confession eine besondere Prüfung stattfinden; ein erzbischöflicher Commissär sollte ihr beiwohnen; sie sollte schon nach dem vierten Semester, nicht nach Schluß der Studienzeit angesetzt, das Staatskirchenrecht aus der Reihe der zu prüfenden Fächer gestrichen werden und die Zulassung zu der Prüfung nicht durch das Hören von Vorlesungen über die Prüfungsfächer bedingt sein. Die Abiturienten des Knabenseminars in Breisach sollten in Breisach selbst das Abiturientenexamen machen und nicht mehr in Karlsruhe. Jolly war bereit, in alle diese Abschwächungen zu willigen, um zunächst wenigstens die formelle Unterwerfung unter das Staatsexamen zu erreichen. Allein im letzten Momente wich die Curie zurück. Im Juli 1872 schrieb der Bisthumsverweser, er habe die Entscheidung der Frage dem heiligen Stuhle überlassen. Er fand also für richtig, zunächst einmal die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten. Als dann aber eine nur nach den Wünschen des evangelischen Oberkirchenrathes modificirte Prüfungsordnung erschien, wiederholte der Bisthumsverweser den katholischen Theologen einfach sein früheres Verbot, sich dem Examen zu unterziehen.

Inzwischen hatte auch Preußen sich entschlossen, mit dem seitherigen System des steten Zurückweichens vor den römischen Forderungen zu brechen. Bismarck, entrüstet über die Gründung einer katholischen Fraction im Reichstage, beschloß den Kampf aufzunehmen. Es gereichte Jolly nicht zu geringer Genugthuung,

daß ein Schreiben des gewaltigen Kanzlers ihn ersuchte, den Inhalt der badischen Kirchengesetze und die mit ihrer Handhabung gemachten Erfahrungen darzulegen. Die Denkschrift, an der er mit großem Eifer arbeitete, stellte den von Anfang an von ihm vertretenen Satz in den Vordergrund, daß die Geltung der kirchenpolitischen Staatsgesetze durch Strafbestimmungen geschützt werden müsse, daß aber andererseits ein tieferer Einfluß des Staates auf die nationale und wissenschaftliche Erziehung des Clerus Noth thue, wozu er dringend die Einführung des Culturexamens empfahl. Bismarck dankte in artigster Weise, und die Maigesetze Falk's, die die staatliche Schulaufsicht, das Culturexamen, eine Controle der Ernennung der Geistlichen, Beschränkung der kirchlichen Disciplinargewalt und die Civilehe einführten, bewiesen ihm, daß die preußischen Staatsmänner in vielen Punkten seine Schüler geworden waren, nur daß man in Preußen weitere und schärfere Strafbestimmungen gegen die Uebertreter hinzugefügt hatte. Auch bei seinen Besuchen in Berlin begegnete er jetzt dem wärmsten Interesse für seine Erfahrungen und Rathschläge. Bald aber sah er sich genöthigt, alle jene Verschärfungen, durch die Falk über das badische Gesetz hinausgegangen war, auch in die badische Gesetzgebung einzuführen. Der Hauptgrund dazu war die Ungeduld der Kammer, die nicht abwarten wollte, bis der Bischof durch die Unzufriedenheit seiner nicht anstellbaren Pfarrverweser zum Nachgeben gezwungen werde, sondern Zwangsmaßregeln gegen die renitente Freiburger Camarilla verlangte. Daß Jolly diesem Drängen nachgab, ist der Anlaß zu seiner Entlassung geworden. Der große Rufer im Streite war dieses Mal „Ajax" Kiefer. Dieser beredte und allezeit kampflustige Parlamentarier war für alle Regierungen, die er erlebt, eine rechte Heimsuchung gewesen. Stabel nannte ihn den badischen St. Just, für Mathy war er „der leberkranke Fanatiker". Jolly ließ ihn stets als ehrlichen Radicalen gelten, aber als einen Theoretiker, mit dem keine praktische Politik zu machen sei. Großes Talent, eisernen Fleiß und die lautersten Absichten sprachen ihm auch seine Gegner nicht ab, aber er stand durchweg im Banne der Partei. Aus einem Schulhause hervorgegangen, war für Kiefer der Gegensatz zwischen Lehrer und Pfarrer der Rahmen, in dem sich ihm von Jugend auf Alles eingliederte. Sein Ideal war, die Autorität des Pfarrhofes auf das Schulhaus zu übertragen, dem Regimente des Pfarrers und seiner Köchin die Leitung der Gemeinde durch die Lehrerfamilie entgegenzustellen, die die Gemeindeglieder von Kindesbeinen an unter den Augen habe und darum zu dieser Stellung vor Allem berufen sei. Den evangelischen Pfarrern war er freundlich gesinnt, doch betrachtete er es auch als ihre Aufgabe, gute Wahlen zu Stande zu bringen. Nach dem Kriege hatte er seiner früheren Bismarckfeindschaft entsagt. Er war ein eifriger Preußenfreund geworden, aber während des preußischen Culturkampfes war seine alte Gambetta-Natur wieder zum Durchbruch gekommen. Als er die Culturkampftrompete jenseits der Grenze so hell schmettern hörte, ging der Agitator wieder mit dem Politiker durch. Wie er in den sechziger Jahren im Land umherreiste und das Volk durch Reden und Vorträge bekehrte, während er als Rath des Justizministeriums doch an der Esse saß, bei der er viel nachdrücklichere Geschosse hätte schmieden können, so wollte er auch jetzt

nicht mit dem Ministerium zusammen arbeiten, sondern neben demselben als Führer der Volksvertretung etwas bedeuten. In dieser Stellung lag es, daß er die Maßregeln der Regierung alle halb und schwächlich finden mußte. Ueberhaupt fürchteten die Liberalen im Lande nichts mehr als den demokratischen Vorwurf, sie seien Jaknappen des Ministers, sie sagten zu Allem ihr Amen. So kam auch Kiefer auf seinen alten Satz zurück, nur ein wahrhaft volksthümliches Ministerium, ein Ministerium der Majorität habe die Kraft, den clericalen Widerstand zu brechen. Gleich bei der Adreßdebatte 1873 sprach er unter dem lebhaften Beifall des Hauses dem Ministerium seine Unzufriedenheit darüber aus, daß Jolly so lange die Umgehung seiner Examenverordnung dulde, so daß man frage, ob das Land von Freiburg aus regiert werde oder von Karlsruhe? Freilich wußte auch er nicht anzugeben, was nach Lage der Gesetzgebung das Ministerium Anderes thun könne, als den nicht Examinirten die Pfründen zu verweigern. Um aber dem Vorwurfe der Kammermajorität die Spitze abzubrechen, entschloß sich Jolly zu einer Verschärfung der Strafgesetze im Sinne Falk's. Wer sein Culturexamen nicht abgelegt hatte, sollte künftig auch als Pfarrverweser nicht verwendet werden dürfen. Die geistlichen Knaben- und Studentenconvicte wurden verboten und sofort geschlossen. Geistliche, die die Kirchengesetze übertraten oder in staatlichen Dingen ihre geistliche Autorität zur Wahlagitation oder sonstiger Nöthigung mißbrauchten, sollten gesetzlich strafbar sein. Der Bischof suchte der Wirkung der erst genannten Bestimmung vorerst dadurch zu entgehen, daß er noch rasch vor Veröffentlichung der Gesetze den Zöglingen seines Priesterseminars die Weihen ertheilte, damit sie wenigstens als Capläne verwendet werden konnten. Aber Jolly verweigerte den auf diese Weise Geweihten die Ausübung kirchlicher Functionen, und als sie dieselben dennoch übten, wies das Ministerium die Staatsanwälte an, Klage zu erheben, und die Betreffenden wurden zu Geld- oder Freiheitsstrafen, der Bischof aber zu einer empfindlichen Geldstrafe verurtheilt. So hatte denn die diocletianische Christenverfolgung auch in Baden begonnen. Die Verurtheilten ließen sich pfänden, gewaltsam in das Gefängniß abführen und nachher im Triumph in ihre Gemeinde zurückgeleiten. Ihre Presse verherrlichte sie als Märtyrer und beschuldigte die Regierung, sie wolle die katholische Kirche ausrotten. Als freilich der höchste Gerichtshof die freisprechenden Erkenntnisse einiger Gerichte aufgehoben hatte und feststand, daß fortgesetzte Renitenz den Bischof selbst ins Gefängniß bringen würde, stellte dieser im Frühjahr 1875 die Verwendung der Neupriester wieder ein. Jolly hatte also auf diesem Punkte gesiegt. Andererseits gelang es der Regierung nicht, den ersten und einzigen katholischen Geistlichen, der wenigstens um staatlichen Dispens von dem Culturexamen gebeten hatte, in der Patronatsstelle, die sie ihm übertragen hatte, zu erhalten. Zwar gestand das Ordinariat nicht zu, daß der Bischof ihm die kirchliche Einsetzung wegen seiner Erfüllung der staatlichen Verordnung verweigere, sondern suchte andere canonische Hindernisse hervor, die es zuvor nicht entdeckt hatte; aber die Gemeinde selbst, die ihm vom Staate zugewiesen worden war, boycottirte den Eindringling mit solchem Erfolg, daß er schließlich in den Schuldienst übertrat.

Während der badische Kirchenstreit sich in dieser Weise fortspann, wünschte man in Rom seine Beilegung, um Preußen zu isoliren. Man wollte dem Könige von Preußen zeigen, daß nur er und sein Kanzler die Kirche verfolgten. So erhielt Jolly zu seiner großen Ueberraschung Ende 1873 ein Schreiben des Cardinalstaatssecretärs Antonelli, das die definitive Besetzung des erzbischöflichen Stuhls wieder in neue Anregung brachte. Jolly verlangte eine neue Candidatenliste, und jetzt gab Rom nach. Eine neue Liste wurde vereinbart, aber Bischof Hefele von Rottenburg, der in erster Reihe vorgeschlagen war, meinte, seinen dortigen Stuhl nicht verlassen zu können und die vier andern Candidaten erklärten, sie könnten die von ihnen verlangte Verpflichtung auf die Staatsgesetze nicht übernehmen. Die Verhandlungen waren also zum zweiten Mal gescheitert. Da Jolly im Grunde auch der Meinung war, nur ein selbständiger Kirchenfürst, wie Cardinal Hohenlohe, werde die Autorität besitzen, sowohl dem Vatican, wie der Freiburger Camarilla gegenüber durchzugreifen, bedauerte er diesen Ausgang nicht. Der Staat hatte es ja mit der Besetzung in keiner Weise eilig. Dazu hatte die Kammer die Dotation für den erzbischöflichen Stuhl für 1875 nur von dem Tage an bewilligt, an welchem ein neuer Erzbischof ernannt sein würde. Da dieses System sich auch auf andere Staatsbeiträge ausdehnen ließ, war auch das ein Mittel, auf die Freiburger Curie zu wirken. Ein weiterer Grund für das Ordinariat, sich mit der Regierung etwas besser zu stellen, lag in dem großen Erfolg, den der Altkatholicismus gerade in Baden hatte. Da die Regierung die Altkatholiken als Katholiken anerkannte und sie im Besitze ihrer Pfründen und Kirchen schützte, bildeten sich eine Reihe altkatholischer Vereine. Jolly hielt aber mit der Ertheilung von Corporationsrechten zurück. Als die Kammer selbst die Initiative zur Erlassung eines Altkatholikengesetzes nahm, stellte er sich in den Verhandlungen auf die Seite der ultramontanen Abgeordneten, die den Ton, in dem das Infallibilitätsdogma besprochen wurde, beleidigend fanden und die Sitzung verließen. Er selbst verweigerte die weitere Theilnahme an den Verhandlungen, ehe die beleidigenden Aeußerungen zurückgenommen waren. Auch nach Erlaß des Gesetzes, das die Modalitäten der neuen Gemeindebildung regelte, empfahl er den Beamten Zurückhaltung und Unparteilichkeit. Seine Stellung erklärt sich daraus, daß er selbst an der Zukunft des Altkatholicismus zweifelte und keine Stellung einnehmen wollte, die ihn von vornherein mit jedem neuen Erzbischof verfeinden mußte. Alle taktischen Gründe hätten sonst dafür gesprochen, der Curie diese Verlegenheit nicht abzunehmen, die sie in der Gegenwart jedenfalls hemmte, mochte man über die Zukunft denken, wie man wollte. Aber die Begünstigung eines Schisma schien vielfach unwillkommen, und eine weitere religiöse Zerklüftung war ja in der That für die ohnehin von so vielen Meinungen hin- und hergerissene Bevölkerung nicht zu wünschen.

War mit den neuen Strafgesetzen in der Kirchenfrage ein kleiner Stillstand eingetreten, so warfen sich die Juristen der zweiten Kammer, der jetzt auch Bluntschli angehörte, auf die Revision der badischen Verfassung. Verfassungsrevisionen waren für Bluntschli eine Art von Lebensberuf, und welche

Fülle von Vertrauensfragen, Cabinetskrisen und parlamentarischen Siegen stand da in Aussicht! Mit Mühe wurde der Schweizer Staatsmann abgehalten, den zartesten Punkt der Constitution, das Verhältniß der Civilliste und des Domänenfiscus, in die Verhandlungen hereinzuziehen und Baden mit einem ausgiebigen Domänenstreit zu beglücken. Daran aber war er nicht zu hindern, daß er mit Kiefer und den Demokraten einen Antrag auf Gesammtrevision der Verfassung stellte, die nach seiner Meinung sich überlebt hatte. Er griff das Zweikammersystem, die Dauer der Budgetperioden und das indirecte Wahlverfahren an, und man hatte die angenehme Aussicht, nicht auf einen, sondern auf ungezählte Kammerconflicte. Aber Jolly's ausführliche Widerlegung der eingebrachten Anträge machten, wenn auch nicht auf Kiefer und Bluntschli, so doch auf ihren Anhang Eindruck und gaben der ersten Kammer den Muth, die geplante Verfassungsrevision, die Baden in langjährige parlamentarische Kämpfe gestürzt hätte, kurzer Hand abzuweisen. Darauf hin regten sich auch in der zweiten Kammer die vernünftigen bürgerlichen Elemente, die Nöthigeres zu thun hatten, als ihre Zeit in politischen Klopffechtereien zu verderben. Der angesehenste Abgeordnete des Oberlands sagte den beiden Antragstellern geradezu: „Was Sie wollen, das wissen wir, aber das wollen wir nicht!" Der Antrag wurde darauf mit der Erklärung zurückgezogen, die Kammer werde in der nächsten Session die Initiative zu einem Revisionsgesetze nehmen. Da dieser Initiativantrag dann aber unterblieb, hatte Jolly gesiegt und den Leuten, die, wie ein demokratischer Abgeordneter sich ausdrückte, keinen Stein auf dem andern lassen wollten, den Fischzug verdorben. Unter den positiven Erfolgen war die Einführung der Einwohnergemeinde für die sieben großen Städte Badens der wichtigste, während die vorgelegte Steuerreform auf Grund einer Einkommensteuer von der ersten Kammer verworfen ward.

Für Jolly selbst bedeutete dieser Landtag mit seinen heftigen Kämpfen eine starke Erschütterung seiner Stellung. Je mehr er dem Vordringen der liberalen Führer Raum gegeben, um so mehr hatte er nach oben Boden verloren. Aber ungewarnt durch die Anzeichen eines in ganz Deutschland sich vollziehenden Umschwungs, traten die Führer der Liberalen in die Wahlagitation mit Programmen ein, die nur den Zweck hatten, sich nur ja von den Demokraten nicht überbieten zu lassen. Kiefer verlangte in seinen Wahlreden Abschaffung der ersten Kammer und Einführung einjähriger Budgetperioden, das officielle Wahlprogramm der Partei verleugnete zwar Kiefer's Forderungen, aber heiße Kämpfe sah Jolly trotzdem voraus. Dazu bedeutete es für ihn eine neue Schwierigkeit, daß nun auch Lamey sich entschloß, seine Kammerthätigkeit wieder aufzunehmen. Im Lande wurde ganz ohne Grund gesagt, er sei dazu veranlaßt, da man durch ihn den mißliebig gewordenen Jolly ersetzen wolle. Hatte Jolly nach Meinung vieler Badenser schon durch den Postvertrag und die Militärconvention die badische Selbständigkeit geschädigt, so hatte er in jüngster Zeit ein anderes Project befürwortet, dem aus ähnlichen Gründen die Bureaukratie widerstrebte. Als das beabsichtigte Reichseisenbahngesetz gescheitert war, wollte Bismarck die Verwaltung der deutschen Eisen-

bahnen durch Ankauf in die Hand des Reiches bringen. Jolly war im Interesse des Verkehrs und der Einheit des Reichs dem Plane geneigt, aber der Handelsminister Turban zog vor, Herr im eigenen Hause zu bleiben. Jolly unterlag, was nicht nur eine Einbuße an Autorität im Staatsministerium bedeutete, sondern er hatte mit diesem Projecte auch seinen Gegnern aufs Neue den Beweis geliefert, daß er für die Selbständigkeit seiner Heimath keinen Sinn habe. Als die Kammer im Herbste 1878 wieder zusammentrat, legte ihr Jolly zunächst ein Gesetz über die Reform der Oberrechnungskammer vor, um ihren Wünschen nach Verfassungsrevision wenigstens auf diesem wichtigen Punkte entgegenzukommen. Um ein Haar hätte Bluntschli wegen einer Nebenfrage die Vorlage zu Fall gebracht, aber die erste Kammer stellte sich auf Jolly's Seite. Eine zweite Vorlage bezog sich auf die Einführung der gemischten Volksschule. Nach dem Gesetze von 1868 waren alle Schulen an sich confessionell, wenn nicht beide Theile in gesonderter Abstimmung ihre confessionellen Schulen in gemischte zusammenlegten. Die Kammer hatte aber schon auf dem vorigen Landtage die gesetzliche Verwandlung aller Volksschulen in gemischte verlangt und dieses Verlangen damit begründet, daß die Unterhaltungspflicht der politischen Gemeinde obliege und diese durch getrennte Confessionsschulen stärker belastet werde. Thatsächlich wollte man den Confessionsgegensatz abstumpfen, indem man die Kinder von Anfang an in einer gemeinsamen Schule erziehe. Allein nicht nur die Ultramontanen, auch die entscheidenden evangelischen Geistlichen lehnten die Communalschule ab. In diesen Kreisen war seit den Conflicten Jolly's mit dem Prälaten über die Gymnasialreform eine gereizte Stimmung zurückgeblieben. Daß das Ministerium behauptete, kein Recht zu haben, die Versäumnisse der Christenlehre als Schulversäumnisse zu strafen, erschwerte auch den evangelischen Pfarrern die Aufsicht über die heranwachsende Jugend. Die ohne Zweifel zunehmende Verrohung der so emancipirten Bauernburschen legte man der Principienreiterei des Staatsministers zur Last, der sich nicht das Recht zuschreibe, einen Buben nach erreichter Religionsmündigkeit in seine Christenlehre zu zwingen. Die zunehmend üble Entwicklung der Fabrikbevölkerung sollte die neue Gesetzgebung verschuldet haben, und Jolly klagte, daß man nun auch in Karlsruhe „bei der Pastorenweisheit der Berliner Hofprediger angelangt sei". So verstärkte sich der kirchliche Widerstand, während die Doctrinäre der zweiten Kammer schlichtweg ihr Princip zwischen die Beine nahmen und geradeaus ritten. Im Grunde war Jolly ein Gegner der gemischten Schule. Er fürchtete, in Schulen mit einem Lehrer müsse der Religionsunterricht Noth leiden, wenn er nur durch einen auswärtigen Lehrer oder Pfarrer versehen werden könne. „Der Religionsunterricht ist aber," so hatte er auf dem vorigen Landtage schon gesagt, „wenn nicht die einzige, so doch die wichtigste Quelle des Idealismus des Volks. Das bißchen Aesthetik, das verschwindend kleine Minimum von Geschichte, das in der Volksschule gelehrt werden kann, reicht nicht hin, um Geist und Gemüth der Kinder fest und dauernd zu dem Höheren zu erheben. Die Volksschule darf und wird es gewiß nicht versäumen, ihre Schüler mit einzelnen der leichter verständlichen Lieder und Gesänge unserer großen

Dichter bekannt zu machen und ihr Denken und Fühlen dadurch zu bereichern; sie wird auch in einigen allgemeinen Zügen die Geschichte und die Größe des Vaterlands ihren Schülern vorführen, um sie zu warmen Patrioten heranzubilden. Aber bei dem Allen ist für die Kinder der Volksschule die kräftigere Kost der ernstesten religiösen Unterweisung durchaus unentbehrlich." Er predigte tauben Ohren. Nach der grenzenlosen Erbitterung, die sich der liberalen Partei gegen die clericalen Umtriebe bemächtigt hatte, blieb die Kammer bei ihrem Entschluß, das Uebel an der Wurzel anzugreifen und der Confessionsschule überhaupt ein Ende zu machen. Jolly suchte denn auch hier einen Mittelweg. Sein Entwurf ordnete an, daß in gemischten Gemeinden die getrennten Confessionsschulen mit einander zu vereinigen seien, so jedoch, daß bei Ernennung der Lehrer auf die Confession der Schüler thunlichst Rücksicht genommen werde.

Im Grunde war die ganze Sache unerheblich und sollte eben nur eine Abschlagszahlung darstellen, damit Kiefer seinen Antrag auf obligatorische Einführung der Communalschule unterlasse. Von 1600 badischen Schulen wurden nur 153 von der Bestimmung betroffen; und von diesen behielt die große Mehrzahl je einen katholischen und evangelischen Lehrer für die Ertheilung des Religionsunterrichts, so daß sich am Schulbetrieb auch bei ihnen nichts änderte. Aber wie eine Partei oft ohne Schwertstreich die wichtigsten Positionen preisgibt, dann aber für eine nebensächliche ihre ganze Kraft einsetzt, so war hinter den Coulissen über diesen weiteren Schritt zur Entkirchlichung der Schule in übertriebenster Weise geklagt worden. Die evangelische Gruppe, die in der zweiten Kammer über keine, in der ersten allenfalls über zwei bis drei Stimmen verfügte, brachte es fertig, daß der Landesherr die vom Oberschulrath und Ministerium des Innern ausgearbeitete und im Staatsministerium gut geheißene Vorlage zurückwies. Jolly erklärte darauf, nachdem die letzte Kammer die Einführung der Communalschule unverhohlen ins Auge gefaßt, sei seine Vorlage das Minimum, was er der Kammer bieten könne, und bat für den Fall, daß seine Ansicht nicht gebilligt werde, um seine Entlassung. Diese konnte nur angenommen werden, falls zugleich die Kammer aufgelöst wurde. Mit diesem äußersten Mittel hatte er die Vorlage erzwungen; aber in Beamtenkreisen stand jetzt schon fest, daß er lediglich noch diese Kammersession abwickeln werde, daß dann aber seine Entlassung beschlossene Sache sei. Dennoch bestand die liberale Majorität auf einer Verschärfung des Gesetzes, indem sie die Bestimmung beseitigte, daß in gemischten Schulen für eine größere confessionelle Minderheit ein zweiter Lehrer dieser Confession angestellt werden müsse. Jolly stimmte als Abgeordneter nach dieser Verschärfung selbst gegen das ganze Gesetz. Die erste Kammer stellte seinen Entwurf wieder her. Die zweite aber beschränkte nun die Bestimmung auf solche Gemeinden, die bisher eine confessionelle Schule für die betreffende Minderheit gehabt hätten und binnen fünf Jahren die Anstellung eines zweiten Lehrers verlangen würden. Da die Mehrzahl der in Frage kommenden Gemeinden in diesem Falle war, hatte diese Aenderung geringe Bedeutung. An der so zusammengeschwundenen Differenz konnte das Ministerium das Gesetz nicht scheitern lassen. Jolly

nahm das Amendement also an, bot aber seinen Gegnern hinter den Coulissen dadurch neue Gelegenheit zu dem Vorwurf, er habe die Interessen des Religionsunterrichts preisgegeben. Eine weitere Vorlage bezog sich auf die Aufbesserung der geistlichen Gehalte, die aber an die Unterzeichnung eines Reverses geknüpft wurde, der den Empfänger zum Gehorsam gegen die Staatsgesetze verpflichtete. Auch dieser Vorlage machte Kiefer Opposition, indem er beide Kirchen für Aufbringung ihrer Bedürfnisse auf Kirchensteuern verweisen wollte. Während Jolly hoffte, den evangelischen Oberkirchenrath durch das Dotationsgesetz über das Schulgesetz zu trösten, verdarb ihm Kiefer auch hier das Spiel. Der Minister griff selbst zur Feder, um der Agitation gegen das Dotationsgesetz in der Presse entgegen zu treten. Aber er mußte in der Kammer einfach die Vertrauensfrage stellen, um das Gesetz durchzubringen. Da er wegen seines Eintretens für die Besserstellung der Geistlichen schwerlich wäre entlassen worden, gab die Kammer nach, aber anderseits erreichte Kiefer, daß das Dotationsgesetz nur für sechs Jahre Geltung haben sollte. Nun aber focht Lamey auch den Revers an, der für den evangelischen Pfarrer eine Beleidigung, für den katholischen eine Unmöglichkeit sei. Man verglich sich schließlich dahin, daß der Revers der einzelnen Geistlichen durch einen solchen des Kirchenoberhaupts ersetzt werden sollte, womit das Gesetz nur den evangelischen Pfarrern zu gute kam. Aber Jolly's Absicht, die katholischen durch das Angebot einer Aufbesserung auf die Seite des Staates herüber zu ziehen, wurde damit zu Schanden. So mußte man schließlich den Eindruck gewinnen, daß die Kammer Jolly durch Zerpflücken seiner Vorlagen discreditiren wolle, statt ihn gegen die beginnende conservative Strömung zu stützen.

Das Gerücht, daß Jolly's Sturz bevorstehe, hatte schon im December Bismarck veranlaßt, Schritte zur Verhinderung dieses Ereignisses zu thun. Auch Gelzer, wie er mir selbst sagte, griff damals vermittelnd ein. Jolly aber klagte mir mit Bitterkeit, auch wenn er bleibe, werde er Jahre brauchen, bis die Einbuße an Autorität wieder eingebracht sei, die er in dieser Session erfahren habe. Als die Kammer im Juli 1876 auseinander ging, schickte Jolly die durchberathenen Gesetzentwürfe nach der Mainau. Alle kamen rasch vollzogen zurück, mit Ausnahme des Schulgesetzes. Endlich wurde auch dieses vollzogen, da kein neuer Minister sich mit Verwerfung des Schulgesetzes einführen wollte. Aber mit der Sanction des Gesetzes verlangte der Großherzog am 19. September eine Veränderung in der Leitung des Staatsministeriums, da die Vorgänge auf dem Landtage bewiesen hätten, daß eine Harmonie zwischen den einzelnen Factoren der Gesetzgebung nicht mehr bestehe, während eine erfolgreiche Wirksamkeit der Regierung nur bei einer Uebereinstimmung ihrer Glieder und bei einem offenen Vertrauensverhältniß der Regierung mit dem Landtage möglich sei. Jolly bat darauf natürlich um seine Entlassung, die er sofort erhielt.

Die Entscheidung läßt sich heute verstehen, so sehr sie damals überraschte. Stand bei dem Berliner Hofe bereits der Entschluß fest, den Culturkampf abzubrechen, so war es besser, Baden machte schon zuvor seinen Frieden mit der Curie, den es nach Falk's Sturz doch hätte suchen müssen. Daß die bestehende Regierung die fortgesetzte Kammerfronde nicht bewältigen werde, hatte die letzte Session

gleichfalls gelehrt. Nicht nochmals, sondern noch zweimal mußte die Regierung ohne Berücksichtigung der Aspirationen der Kammermajorität gewechselt werden, ehe ein vernünftiges Gleichgewicht der tribunicischen und consularischen Gewalt sich herstellte. Auch mußte den Liberalen erst durch das Anwachsen des Centrums nahegelegt werden, daß nach ihrer Schablone Baden eines Tags ein ultramontanes Majoritätsministerium haben könnte, bei dem ihnen Hören und Sehen vergehen dürfte. Die neue Regierung gab dann in einem officiösen Artikel sofort zu erkennen, daß auch sie liberal regieren werde, aber nicht im Sinne derjenigen, denen es bei dem Culturkampf weniger um die Cultur als um den Kampf zu thun sei. Nach dem nächsten Anlaß des Ministerwechsels, dem Gesetze über die gemischte Schule, erschien derselbe als Sieg der evangelischen Gruppe, die die Bedeutung der vorgenommenen Aenderung am Meisten übertrieben hatte, und die in der neuen Regierung eine Annäherung an ihre Grundsätze sehen durfte. Gerade die beiden leitenden Persönlichkeiten des neuen Ministeriums genossen in den evangelischen Kreisen als Mitglieder der Synode und der Kirchengemeindevertretung große Verehrung, und die Pathenrolle, die man bei den früheren Veränderungen Roggenbach zugeschrieben hatte, wurde dieses Mal von der Karlsruher Fama dem Schwiegersohn Bunsen's, dem kirchlich gesinnten Freiherrn von Ungern-Sternberg, zugetheilt. So war die Befriedigung über den Wechsel in den evangelischen Pfarrkreisen eine allgemeine. Die Kammerführer dagegen waren ganz gegen ihre Erwartung wiederum leer ausgegangen, und Lamey sprach mit Geringschätzung von der neuen Combination, die er das Ministerium Unstern-Gernberg zu nennen pflegte. Aber die Freude der evangelischen Freunde der neuen Regierung dauerte nur kurz. Der neue Minister des Innern, Ludwig von Stößer, erlag bald dem Ansturm der zweiten Kammer, und die dann folgende Gestaltung der Dinge war der protestantischen Geistlichkeit bald weniger sympathisch als das Ministerium Jolly, über das man nur aus pastoraler Neigung zum Bejammern der Zustände geklagt hatte. Auch die neue Regierung machte die Christenlehrpflichtigen nicht pünktlicher und konnte den Schäden nicht steuern, die die Umwandlung von Ackerbaugemeinden in Fabrikdörfer nach sich zu ziehen pflegt. Man kann eben Vieles aufrichtig bedauern, was auch der bestgesinnte Minister nicht zu ändern vermag. „Der ganze Geist der Regierung" war anders geworden, aber die Verhältnisse blieben, wie sie waren.

Wäre Lamey Jolly's Erbe gewesen, so hätte die liberale Partei den Ministerwechsel gut geheißen und vermuthlich ein strenges Gericht über den gefallenen Staatsmann gehalten, der die Herrschaft der Kammermajorität niemals hatte tragen wollen. Nun aber war Stößer im Departement des Innern gefolgt, der zwar nationalliberal war, aber nicht zu den Führern gehörte und als straffer Verwaltungsbeamter gegen Lamey's Methode ähnliche Einwendungen zu machen pflegte, wie sie Jolly vom Standpunkt der politischen Consequenz erhob. „Das offene Vertrauensverhältniß zu dem Landtag" war darum mit ihm noch weniger vorhanden als mit Jolly. Die Folge war, daß sich in der liberalen Presse aller Farben ein gewaltiger Lärm „gegen den Rückfall in das persönliche Regiment" erhob, weil in dem neuen Ministerium

die Führer der Kammermajorität so wenig berücksichtigt waren wie in dem früheren. Die ehrenden Nachrufe an den abgegangenen und die zornigen Mißtrauenserklärungen an den neuen Minister wollten nicht aufhören. Jolly sah dem ganzen Treiben mit verhältnißmäßiger Heiterkeit zu. Daß er bald in die politische Arena zurückkehren werde, stand damals seinen Freunden fest. Aber die Stelle eines Präsidenten der Oberrechnungskammer war zu besetzen, und der neue Staatsminister bot sie zunächst Lamey an. Da dieser unter den in Frage kommenden höheren Beamten der Aelteste war, war gegen diese Vocation nichts zu erinnern. In der Kammer freilich wurde der Antrag dahin gedeutet, daß man der Majorität ihren Führer entziehen wolle; denn der Präsident der Oberrechnungskammer durfte der Kammer nicht angehören. Das war denn auch der Grund, warum Lamey ablehnte. Auch Jolly erbat sich Bedenkzeit. Seine Freunde waren gegen die Annahme, da sie ihn gern dem politischen Leben erhalten hätten. In der That schwankte er anfänglich. Aber die aufregenden und anstrengenden Landtagssessionen hatten seine Gesundheit erschüttert. Er fühlte sich parlamentarischen Aufregungen nicht mehr gewachsen. Auch schien ihm die Opposition eines zurückgetretenen Ministers keine erfreuliche Rolle zu sein. Daß er aber in eine solche Opposition werde gedrängt werden, sah er voraus. So nahm er nach einigem Besinnen das angetragene Amt an, das ihn von dem parlamentarischen Leben in Baden ausschloß. Noch blieb ihm der Reichstag. In der That stellte der nationalliberale Parteiausschuß in Pforzheim ihn im December 1876 als Candidaten auf. Aber nun sollte er erfahren, welche Blüthen das allgemeine Stimmrecht treibt. Sein Sieg über den conservativen Gegencandidaten, einen Holzhändler aus Gernsbach, schien sicher; da erhielten in letzter Stunde die Socialdemokraten Pforzheims die Weisung, „jedenfalls gegen den Minister" zu stimmen. So siegte der conservative Candidat mit den Stimmen der Socialdemokraten. Ein Heidelberger Volksmann aber — vielleicht wieder jener „Rudolf vom eisernen Bund", der ihm schon früher sein Todesurtheil zugeschickt hatte und Beamtenfrauen durch Schmähbriefe gegen ihre Gatten ängstete — machte das Wahlresultat durch große Placate bekannt mit dem geschmackvollen Zusatz, daß Herr Jolly nun auch von Volkes wegen seine Entlassung habe. Große Neigung, in den Reichstag zu gehen, hatte indessen Jolly überhaupt nicht gehabt, und als die Nationalliberalen in Breslau ihm die, wie sie glaubten, völlig sichere Candidatur in ihrer Stadt anboten, lehnte er ab. Hatte er schon vor Antritt seines Ministerpostens die Durchführung des englischen Parlamentarismus in einem kleinen Staate für unmöglich erklärt, weil derselbe nothwendig in diesen kleinen Verhältnissen in persönlichen Intriguen ende, so hatte die Erfahrung der letzten zehn Jahre sein Urtheil noch abfälliger gestaltet. Daß ein kleiner Landtag alle höchsten Fragen der nationalen Rechtsordnung und bürgerlichen Wohlfahrt in letzter Instanz entscheiden wolle, führe nur zu einem zwecklosen Kräfteverbrauch und ziehe die Leute von ihren eigentlichen Aufgaben ab. Das Einzige, was den Kleinstaaten tauge, seien Provinzialstände; die großen politischen Fragen behielt er dem Reichstag vor. Eine schonende Auseinandersetzung dieser Ergebnisse gab er im November 1880 in der Schrift „Der Reichs-

tag und die Parteien". Gegenüber der pessimistischen Behauptung der Freisinnigen, daß Bismarck den Reichstag zur Ohnmacht verurtheilt habe, wies er aus den Verhandlungen nach, welchen Einfluß im Gegentheil das Parlament auf die Fassung der Gesetze und auf den Etat geübt habe. Dabei aber gibt er zu, daß eine parlamentarische Regierung nicht bestehe und auch in Deutschland nicht möglich sei, weil alle Majoritäten aus zufälligen Coalitionen zusammengeronnen sind. So will er dem Parlamente wohl Einfluß auf die Regierung zugestehen, die englische Sitte aber, daß ein Ministerium zurücktreten müsse, wenn es im Parlamente unterliegt, paßt nach ihm nicht für Deutschland. Das war das Ergebniß seiner Erfahrungen, zu dem er sich bis zuletzt bekannt hat.

Kaum bessere Resultate als in Sachen des parlamentarischen Systems hatte Jolly schließlich in Sachen des Kirchenstreits zu verzeichnen. Sein Heidelberger Freund Scheffel hatte einst auf den ersten Feldzug des badischen Ministers Wechmar gegen die Freiburger Curie die köstliche Satyre vom Kämmerer Spazzo gedichtet, der gegen Reichenau reitet mit der Losung: „den landesherrlichen Rechten soll durch klösterliche Anmaßung kein Eintrag geschehen", und den die Mönche in bekannter Weise heimschickten. Nicht viel schöner schnitt der zweite Kirchenstreit ab. Jolly war in dem Augenblick entlassen worden, als das Ordinariat sich ernstlich anschickte, seine Candidaten dem Cultureramen zu unterwerfen, da bereits hundert Stellen wegen Priestermangels nicht besetzt werden konnten. Da machten die Entlassung Jolly's und Bismarck's Rückzug in Preußen der Curie neuen Muth. Die Kammer aber, die Jolly so oft Mangel an Energie und Schwäche gegen die Uebergriffe des Bischofs vorgeworfen hatte, stimmte jetzt nicht nur der Aufhebung des Cultureramens zu, sondern sie verschlechterte noch die Bedingungen, die die Curie in den Vorverhandlungen bereits zugestanden hatte. Das Interesse des Staats an dem theologischen Examen sollte nach diesen Stipulationen durch einen Regierungscommissär gewahrt werden, der sich zu überzeugen habe, was und wie hier geprüft werde? Die Kammer, auf Lamey's Befürwortung, strich auch dieses letzte Recht des Staates, weil es werthlos sei und nur schwierige Streitigkeiten schaffe, falls der Commissär einmal Widerspruch gegen das Verfahren der Examinatoren einlege. Um also sich Verwickelungen zu ersparen, überließ der Staat ohne alle Controle die Ausbildung der Priester völlig dem Bischof, während er doch seine Unterthanen zwang, zu diesen Priestern ihre Kinder in den Religionsunterricht zu schicken, während er denselben als Vorsitzenden des Ortsschulraths seine Schulen auslieferte und Einsprache gegen ihre Kanzelvorträge unter das Strafgesetz stellte. Es war das freilich eine bequeme Art, sich Kämpfe zu ersparen, um alle bösen Folgen auf die Schultern der Nachfahren abzuladen. Mit dem Commissär bei der Prüfung verzichtete der Staat auf die letzte Erinnerung daran, daß auch er für die Ausbildung der Religionslehrer verantwortlich sei. Seit man aber angefangen hatte zu weichen, begann überhaupt ein noch immer nicht zum Stillstand gelangter Rückzug. Namentlich nachdem auch Preußen sich unterworfen hatte, war Jolly's Meinung, die Generation, die diese Niederlage des Staats erlebt, werde überhaupt nicht

mehr den Muth finden, die Unterwerfung der Kirche unter den Staat zu versuchen. Der Staat hatte wiederum die Rolle des Kämmerers Spazzo gespielt. Jolly war über diesen Ausgang so erbittert, daß er gegen das Verhalten der Kammerführer eine Streitschrift ausarbeitete. Aber schließlich siegte bei ihm die Erwägung, daß Einsprache nun nichts mehr ändern könne und weitere Spaltungen in der liberalen Partei nur den Ultramontanen zu gut kämen. So legte er das Manuscript zurück. Es ist nie gedruckt worden. Dagegen gab er in einer Abhandlung der „Preußischen Jahrbücher" im Augustheft 1882 seinen Bedenken über den Bismarck'schen Rückzug vor der katholischen Kirche Ausdruck. Bismarck sehe in dem Kirchenstreit nur einen politischen Streit wie Andere, in dem auch einmal vorübergehend nachgegeben werden könne, während thatsächlich, was der Staat der Kirche nachgebe, nicht vorübergehend, sondern für immer verloren sei.

Die, schrieb er, die es jetzt verleugnen oder bedauern, an einem „Culturkampf" Theil genommen zu haben, haben seine Bedeutung nicht erkannt, und wer da meinte, einen Streit mit einer Institution wie der katholischen Kirche in ein paar Jahren durchzufechten, der hätte besser gethan, diesen Streit nie zu beginnen. Auch im Freundeskreise sprach er es oft aus, wie seltsam ihn die Fragen der Berliner Politiker anmutheten, mit welchen Mitteln er denn glaube, daß der Streit beizulegen sei? Als ob es ein Recept gebe, zwei Mächte zu versöhnen, von denen jede dasselbe Object begehrt, die volle Herrschaft über das Volk. Das einzige Mittel sei, daß der Staat von Generation zu Generation fest bleibe, bis die Clerisei einsehe, daß sie nichts ausrichte, und sich dem Staate unterwerfe, den sie trotz aller Anstrengung nicht zu beugen vermochte.

Von da an ist Jolly politisch nicht mehr hervorgetreten. Sein Amt nahm ihn wenig in Anspruch, und die politischen Führer waren ihm nach den vorangegangenen Kämpfen entfremdet, so daß er nach dieser Seite über völlige Isolirung klagte. Die höheren preußischen Officiere, die norddeutschen Freunde, Wendt, Putlitz, Hardeck, Fischer und Bernays, auch einige dankbare jüngere Mitarbeiter seines Ministeriums bildeten seinen Umgang. Vor Allem aber fand er ein volles Glück in seiner Familie, der er den ganzen Reichthum seines Talentes und seines Herzens von nun an widmen konnte. Aber Ende September 1891 erkrankte er, und eine Verkalkung der Aorta setzte am 14. October ganz plötzlich seinem reichen Leben ein Ziel.

Mit ihm ist einer der letzten Staatsmänner der Aufklärung dahin gegangen, die ihren Beruf nicht nur in der guten Verwaltung suchten, sondern Ziele der Politik und der Cultur verfolgten. Er war ein Kämpfer, der sich selbst nicht schonte und wußte, daß man nicht Minister ist, um Ruhe zu haben. Welche Arbeit er aufwendete für die Einheit Deutschlands und die Herrschaft des Staates, das soll ihm niemals vergessen sein. Der Staat, wie er ihn verstand, war ein Hammer; aber wir sehen nicht, daß der Friede größer geworden wäre, seit er überall in Deutschland zum geduldigen Amboß geworden ist.

Zarathuſtra.

Von

Hermann Oldenberg.

[Nachdruck unterſagt.]

Von den indogermaniſchen Völkern, die in unberechenbar fernem Alterthum weit oſtwärts in Aſien vorgedrungen ſind und ſich dort jenſeits der Sitze der Semiten eine Heimath erkämpft haben, ſind zwei große religiöſe Literaturen auf uns gelangt: der Veda der Inder, das Aveſta der Iranier. Beide Literaturen ſtammen aus wohl nicht allzu weit von einander entfernten Gegenden zu beiden Seiten der mächtigen Gebirgsmaſſen des Hindukuſch. Die Völker, denen ſie angehören, ſind eng mit einander verwandt. Sie müſſen durch viele Jahrhunderte, von den europäiſchen Brudervölkern längſt getrennt, als ein einheitliches Volk in Oſtiran geſeſſen haben, bis Theile dieſes Volks ſich abſonderten und die nach Indien führenden Päſſe überſchritten. Auf das Deutlichſte ſpiegelt ſich die Verwandtſchaft, die einſtige Gemeinſchaft der Inder und Iranier in den nahen Beziehungen der beiden Literaturen wider, in dem gleichen Klang und Bau der Sprachen, in der eng verwandten Technik der Verskunſt und der Farbe des poetiſchen Stils, in der Uebereinſtimmung vieler religiöſer Ideen, mythologiſcher Geſtalten, cultiſcher Gebräuche. Während aber die Religion und die religiöſe Poeſie des Veda das Werk ſozuſagen eines unperſönlichen Bildners, eines ganzen Volkes oder wenigſtens eines ganzen Prieſterſtandes iſt, knüpft das Aveſta, das hierin, wie in anderen Beziehungen, eine jüngere Phaſe der geſchichtlichen Entwicklung repräſentirt, ſeinen Urſprung an den großen Namen eines Mannes, an den Namen des Zarathuſtra.

Ein Name, den dichte Nebel der Sage und Legende von Alters her umhüllen. Antike Autoren laſſen bald Zoroaſter den Magier fünftauſend Jahre vor dem trojaniſchen Krieg oder ſechstauſend Jahre vor Platon leben. Bald erzählen ſie von ſeinen Kämpfen mit Ninus und der fabelberühmten Semiramis. Syriſche und arabiſche Quellen berichten, daß er kein Anderer als Baruch, der Schreiber des Propheten Jeremias geweſen ſei. Da ihm die Prophetengabe nicht gewährt ward, wurde er abtrünnig, und unter fremden Völkern ſchrieb er das Satanswerk des Aveſta.

Wie ſich dieſe Legendennebel für die Wiſſenſchaft der beiden letzten Jahrhunderte gelichtet haben, wie man das Aveſta kennen und, wenn auch zum Theil nur unvollkommen, verſtehen gelernt hat, wollen wir hier darzuſtellen verſuchen. Wir wollen dann auf Grund dieſer Quelle von dem geſchichtlichen Bilde des Zarathuſtra die wenigen Linien zeichnen, die uns, wenn auch unbeſtimmt und verſchwimmend, erkennbar ſcheinen. Wir wollen den Glauben beſchreiben, der ſich auf jenen Meiſter zurückführt, und wollen verſuchen, in den charakteriſtiſchen Zügen dieſes Glaubens und in der Vergleichung der ihm nächſtverwandten Religion des vediſchen Indien etwas von den Spuren ſeiner Entſtehungsgeſchichte zu entdecken. Ein Weg durch ferne Gegenden der Geſchichte, die von dem trüben Licht ungewiſſer Ueberlieferungen und noch ungewiſſerer Vermuthungen nur ſpärlich erhellt werden.

I.

Zuerſt im 17. Jahrhundert wurde der wiſſenſchaftlichen Welt von Reiſenden, die aus Perſien und Indien kamen, die erſtaunliche Kunde überbracht, daß es in jenen Ländern noch Bekenner der altberühmten Lehre des Zoroaſter gebe, und daß ein Religionsbuch jenes Glaubens erhalten ſei, welches die Gläubigen zwar leſen, aber, wie man meinte, nicht verſtehen konnten. Es dauerte nicht allzulange, bis ein Manuſcript eines der zarathuſtriſchen Texte nach Europa, an die Bodleian Library zu Oxford gelangte (1723). Dort lag dies erſte greifbare Document jener uralten Religion, mit einer eiſernen Kette an die Wand angeſchloſſen, für Niemanden lesbar, geſchweige denn verſtändlich. Aber doch ſollte dies Manuſcript keine unfruchtbare Curioſität bleiben; von ihm ſollte die Bewegung ausgehen, die zu der Erſchließung jener Geheimniſſe, zu der Eroberung jenes neuen Gebiets für die Wiſſenſchaft geführt hat.

Im Jahre 1754 kam zu Paris einem Schüler der École des langues orientales, einem zwanzigjährigen jungen Mann, Anquetil Duperron, die Nachzeichnung einiger Blätter jener Oxforder Handſchrift zu Geſicht. Es war einer jener Zufälle, wie ſie bisweilen für die Richtung eines Menſchenlebens und für weite Linien der wiſſenſchaftlichen Entwicklung entſcheidend geworden ſind. „In dem Augenblick," erzählt er ſelbſt, „erwachte in mir die Begierde, mein Vaterland mit dieſer Seltenheit zu bereichern ... Ich ſah kein anderes Mittel, meine Abſicht zu erreichen, als die Kenntniß der Sprache bei den Parſen ſelbſt zu holen." Parſen gab es in Indien wie in Perſien. Für Anquetil's Wahl war die Ausſicht beſtimmend, neben den zoroaſtriſchen Texten auch „die vier Vedam, die heiligen Bücher der Inder, in der alten Samskretaniſchen Sprache" verſtehen zu lernen. So ging er nach Indien: halb ein Forſcher, halb — und vielleicht nicht zur kleineren Hälfte — einer jener Abenteurer, wie ſie ſich damals aus Frankreich überallhin in der alten und in der neuen Welt ergoſſen, von tollem Wagemuth, unverwüſtlicher Lebensluſt, ſtählerner Energie. Nach endloſen Verzögerungen und Fährlichkeiten gelang es ihm, einige parſiſche Daſturs (Doctoren) als Lehrer zu gewinnen und alle Winkelzüge und Täuſchungsverſuche dieſer Männer zu vereiteln. So konnte er, geſtützt auf ihre Erklärungen, eine Ueberſetzung der heiligen Texte entwerfen und damit

sich den Ruhm erwerben, den ersten großen Schritt zur Erforschung der zarathustrischen Religion gethan zu haben. Wohl durfte er sich mit diesem Ruhm begnügen und darauf verzichten, auch in die Geheimnisse der Veden einzudringen. Er kehrte mit den von ihm gesammelten Manuscripten nach Europa zurück, sich dessen bewußt, „einen Schatz von alten und raren Denkmälern mitzubringen, wie man sonst nirgends in Europa antreffen wird.“ In drei Bänden veröffentlichte er 1771 die Geschichte seiner Reise, die Beschreibung seiner Handschriften und, was das Wichtigste war, seine Uebersetzung der heiligen Avestabücher.

Diese Uebersetzung war keineswegs eine jener mächtigen Leistungen sprachwissenschaftlicher Genialität, wie sie später den hieroglyphischen und keilschriftlichen Forschungen die Bahn gebrochen haben. Es gab hier keine Schwierigkeiten zu bewältigen, welche den unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten jener unbekannten Sprachen, jener unbekannten, complicirtesten Schriftsysteme irgend an die Seite gestellt werden konnten. Einheimische Lehrer, die ein wenn auch mangelhaftes Verständniß der Texte besaßen, waren vorhanden und hatten zu Anquetil's Verfügung gestanden; und sich selbständige, tiefere Sprachkenntniß zu erarbeiten war er nicht der Mann. Als entschlossener Reisender, durch Unternehmungslust, Ausdauer, Geschick im Behandeln der Orientalen hat er der Forschung unvergängliche Dienste geleistet; ein wirklicher wissenschaftlicher Denker ist er nicht gewesen.

Das Werk Anquetil's mußte in einem Zeitalter, dessen brennendes Verlangen eben darauf gerichtet war, von der Jugendzeit des Menschengeschlechts, den fernen Anfängen der Cultur Kunde zu erhalten, eine ungewöhnliche Bewegung hervorrufen. Viele freilich — auch dies ist begreiflich — lehnten es in der schärfsten Form ab, die neuen Offenbarungen gelten zu lassen. Sie waren nicht darauf vorbereitet, statt erhabener Poesie oder der aufgeklärten Philosophie, deren Stimme man so gern aus jener Vorzeit vernommen hätte, das zu finden, was durch den größten Theil der Anquetil'schen Texte in der That allein zu finden war: eintönige Litaneien oder kleinliche Reinigungsvorschriften. Voltaire fand, man könne nicht zwei Seiten von dem abscheulichen Zeug, das dem Zoroaster zugeschrieben werde, lesen, ohne Mitleid mit der menschlichen Natur zu empfinden. Und Jemand, der später, als einflußreichster Begründer der Sanskritstudien, selbst ein nicht geringerer Bahnbrecher der Wissenschaft werden sollte als Anquetil, William Jones, damals Student in Oxford, erklärte es in einem ebenso glänzend geschriebenen wie verkehrten Pamphlet für unmöglich, daß Zoroaster derartige Dummheiten verfaßt habe; der leichtgläubige Reisende habe sich von Charlatans hinter das Licht führen lassen und sein Werk verdiene nur Verachtung.

Andere freilich urtheilten anders. Ein deutscher Uebersetzer von Anquetil's Reisebeschreibung sah in dessen Entdeckungen „der Geschichte der morgenländischen Weltweisheit ein Licht aufgehen, wovon man bisher nur einen kleinen Schein durch dicken Nebel gesehen hat.“ Vor Allen aber erhob seine Stimme der, der gewohnt war, „der Denkart der Nationen nachzuschleichen,“ „überall redende Züge zum Bilde des menschlichen Geistes und Herzens“ zu sammeln: Herder. Sein heller Blick durchdrang die Hüllen des priesterlichen Formelwerks, des

ganzen Wustes von Kleinlichkeiten, die in den zarathustrischen Texten den Kern umschleiern. Er verspottete unbarmherzig die Verkleinerer der großen Entdeckung: „Frankreich hoffte an dem großen Zoroastre einen Legislateur voll hoher Orakelsprüche nach Pariserfuß und einen Directeur des ephemerides des citoyens zu finden, und da 's den nicht fand, nichts als Formeln, Gebete, Liturgien und krause Figuren sah — und gar noch ein unwissender Schreier einen Thierlaut dagegen wagte — da lag's und liegt." In Worten, aus denen die ganze brausende Jugendfrische jener einzigen Zeit und jenes einzigen Mannes spricht, feierte er die Herrlichkeit des alten, neuerschlossenen Glaubens, wie sie seiner Begeisterung erschien: „Es kann kein veredelnder Kommentar der Worte gefunden werden ‚der Mensch soll als sichtbares Bild Gottes herrschen! walten! leben! Gutes würken' als das System dieser Religion; nur alles Idealisch, im Geisterreiche, in Licht und Flammen!"

Solch ein Versuch der stürmenden Phantasie, den innersten Gehalt der Zarathustralehre, alle ihre „Wirkenskraft und Samen" mit einem einzigen, mächtigen Blick zu erschauen, eilte nun freilich den unscheinbaren, ruhigen Bemühungen der Wissenschaft um die sichere Feststellung der Thatsachen, um die Ermittlung des wirklichen, genauen Inhalts der zarathustrischen Texte weit voraus. Diese Bemühungen entwickelten sich recht langsam. Man kann sagen, daß etwa sechzig Jahre — die Hälfte der Zeit zwischen dem Erscheinen von Anquetil's Werk und der Gegenwart — verstrichen, ohne der sprachlichen und geschichtlichen Erschließung des Avesta direkten Gewinn zu bringen. Indirect freilich war diese Zeit doch höchst fruchtbar: sie rief andere Forschungen hervor, die dann mit entscheidender Macht auf die zarathustrischen Studien einzuwirken bestimmt waren. Zunächst und vor Allem: das Sanskrit wurde der europäischen Wissenschaft erschlossen. Damit hatte man von einer Sprache Besitz ergriffen, welche insonderheit in ihrer ältesten, im Veda vorliegenden Gestalt — der Sprache der zarathustrischen Texte kaum ferner stand, als etwa das Italienische dem Französischen. Es konnte nicht anders sein, als daß die Wissenschaft von hier aus ihre Brücken schlug, welche das bis dahin isolirt liegende Gebiet des Avesta an bekanntes Terrain anschlossen und dadurch mit ganz anderer Sicherheit als vorher zugänglich machten. Jene Brücken bauen konnte man freilich nur, sobald man die Kunst gelernt hatte, eine Sprache mit einer anderen methodisch zu vergleichen. Eben diese Kunst aber wurde auch im Laufe gerade der Jahrzehnte, von denen wir sprechen, gefunden und rasch zu staunenswerther Höhe ausgebildet. Sie ist ihrem Ursprung nach eine wesentlich deutsche Kunst. Ihr Schöpfer, der große Begründer der vergleichenden Grammatik, Franz Bopp, zeigte, wie man nicht nach äußeren Aehnlichkeiten, zwischen bloßen Muthmaßungen hin und her schwankend Sprachen mit einander vergleichen darf; man muß die festen Gesetze ermitteln, nach denen sich die Laute der einen und der anderen entsprechen; man muß in die Tiefen des grammatischen Baues, in die innere Structur der Systeme von Declination und Conjugation hinabsteigen, um die feste Richtschnur in der Hand zu haben, ohne welche sich alle Vergleichungsversuche in den chaotischen Massen der sprachlichen Materialien rettungslos verirren.

So hatte sich die Forschung ganz anderer Grundlagen bemächtigt, man hatte eine völlig neue, die bedeutsamsten Aufschlüsse versprechende Methode handhaben gelernt, als man gegen 1830 zu den Manuscripten zurückkehrte, aus denen einst Anquetil geschöpft hatte. Wieder stand ein Franzose an der ersten Stelle, aber nicht wie vor sechzig Jahren ein wissenschaftlicher Abenteurer, sondern einer der tiefsten sprachlichen und geschichtlichen Forscher, welche Frankreich hervorgebracht hat, Eugen Burnouf, derselbe, dessen sichere Hand die Grundlagen gelegt hat, auf denen alle Erforschung des Buddhismus nur weiterbauen kann. Burnouf combinirte die beiden Wege, welche der Untersuchung der Avestatexte offenstehen: er gewann den Manuscripten Anquetil's mit ganz anderer Genauigkeit als Jener die Kenntniß der in den Parsengemeinden erhaltenen traditionellen Auffassung der heiligen Texte ab, und zugleich betrachtete er die Worte und Formen jener Texte im Lichte des Sanskrit. Beständig ergänzte und controlirte er mit glänzendem Scharfsinn die Feststellungen der einen Art mit Hülfe der anderen. So ist er der Erste geworden, der einen Theil des Avesta wirklich wissenschaftlich erklärt hat, mit einer Methode, die nicht mehr, wie die Anquetil's, auf uncontrolirte und uncontrolirbare Aeußerungen fragwürdiger orientalischer Gewährsmänner angewiesen war, sondern auf Schritt und Tritt, im Großen wie im Kleinen, von den Gründen ihres Vorgehens Rechenschaft ablegen konnte.

Ich darf nur in den äußersten Umrissen ein Bild davon zu geben versuchen, wie die Forschung nach Burnouf das von ihm begonnene Werk weiter geführt hat. Es bildete sich ein leidenschaftlicher Gegensatz zwischen den beiden Richtungen heraus, welche der große Franzose so vollendet zu vereinen gewußt hatte. Auf der einen Seite die Anhänger der orientalischen Tradition, zum Theil Gelehrte, die selbst in Indien unter Parsen gelebt, in ihre Anschauungen sich hineingewöhnt, das ganze concrete Bild ihrer Existenz in sich aufgenommen hatten. Für sie konnte es keinen Zweifel daran geben, daß das wahre Verständniß der zarathustrischen Texte allein bei den Zarathustriern selbst zu finden sei. Nur hier hatte sich eine Fülle von Wissen und Anschauungen, hatte sich die ganze Denkweise erhalten, welche allein den Schlüssel zu jenen Texten geben zu können schien. Sehr anders urtheilte ein anderer Kreis von Forschern, die Männer des Studirzimmers, der vergleichenden Sprachforschung, der philologischen Methode. Mit Mißtrauen und Geringschätzung betrachteten sie die Behauptungen der heutigen oder auch die Ueberlieferungen der mittelalterlichen Orientalen über den Sinn dunkler, Jahrtausende alter Urkunden. Ihnen schien allein die Grammatik, das Sanskrit, die altgefestigte Auslegungskunst, wie man sie seit Jahrhunderten an den Texten des classischen Alterthums üben gelernt hatte, im Stande, die Schwierigkeiten zu überwinden. Manche Kraft ist im Kampfe dieser beiden Schulen vergeudet worden, von denen jede eine Seite des Richtigen vertrat, und die in der That vereint, sich gegenseitig ergänzend und befruchtend zu wirken berufen sind. Aber es darf doch ausgesprochen werden, daß die Jahrzehnte nach Burnouf neben solchen Kämpfen auch eine Reihe bedeutender, dauernder Erfolge gebracht haben. Durch die verschärften und verfeinerten Methoden, welche die Sprachforschung insonder-

heit in den letzten zwanzig Jahren entwickelt hat, iſt es möglich geworden, die Grammatik der Sprache Zarathuſtra's in der Hauptſache feſtzulegen. Ja, es iſt ſogar gelungen — zum großen Theil gebührt dies Verdienſt dem Scharfſinn Chriſtian Bartholomae's — die vorgeſchichtliche Grundlage jener Sprache in ihren weſentlichen Zügen zu reconſtruiren: die Sprache, welche die Vorfahren der Inder und Iranier, die Vorfahren der vediſchen und der zarathuſtriſchen Poeten in der Zeit ihrer Gemeinſchaft geſprochen haben. Wir können die Vorgänge bis ins Einzelne namhaft machen, in welchen jene Sprache, von der doch kein einziges Wort uns in directer Ueberlieferung erhalten iſt, ſich ſüdöſtlich vom Hindukuſch in den Dialect des Veda, weſtlich von dem Gebirge in den Dialect des Aveſta verwandelt hat. Weiter beſitzen wir Textausgaben des Aveſta, von welchen die neueſte, vor wenigen Jahren vollendete Karl Geldner's mit ihrer Sammlung geradezu unabſehbarer handſchriftlicher Materialien aus Indien wie aus Perſien es wohl verdient, ein monumentales Werk genannt zu werden. So darf man hoffen, daß das Gebiet des Ungewiſſen im Verſtändniß der zarathuſtriſchen Texte wie der zarathuſtriſchen Lehre raſch immer mehr eingeengt werden wird.

Eine weſentliche Schwierigkeit allerdings, welche ſich dieſen Bemühungen entgegenſtellt, beruht auf den Mißgeſchicken, welche im Alterthum und im frühen Mittelalter die Ueberlieferung der zarathuſtriſchen Texte betroffen haben. Die Parſen erzählen, Alexander habe die große, mit goldenen Buchſtaben auf Kuhhäuten geſchriebene Handſchrift des Aveſta, welche im Archiv der Perſerkönige aufbewahrt worden ſei, verbrannt. Darauf ſei Unglaube und Unkenntniß der heiligen Schriften im Schwange geweſen, bis nach langen Jahrhunderten unter den Saſanidenfürſten die zerſtreuten Reſte der Texte wieder geſammelt ſeien. Wir können nicht anders, als dieſe Tradition der Hauptſache nach für zutreffend halten. Gleichviel ob die große Kataſtrophe unter Alexander ſich in der That ſo zugetragen hat: daran läßt ſich kaum zweifeln, daß in den Zeiten des Niederganges, die von der makedoniſchen Invaſion an über Iran und ſein nationales Leben hereinbrachen, in dieſen Zeiten übermächtigen Einfluſſes griechiſcher Cultur, die Kunde des Aveſta tief daniedergelegen hat. Neues Leben gewann ſie erſt ſpäter wieder, vor Allem als im dritten Jahrhundert nach Chr. der große Umſchwung eintrat, der den Saſaniden die Herrſchaft in die Hand gab, den Erneuerern des Reichs der alten Perſerkönige, den Rächern des Mordes, welchen Alexander an Dara (Darius) verübt hatte. Das waren die Fürſten, die auf ihren Münzen den Titel der Philhellenen mit dem der Anbeter Ahura Mazda's vertauſchten, die den Einfluß des zarathuſtriſchen Prieſterthums auf eine Höhe hoben, auf der er nie zuvor geſtanden hatte. Es ſteht feſt, daß der erſte Saſanidenkönig Ardeſchir in der That eine große Neuredaction des Aveſta, eine neue Fixirung des heiligen Kanon auf Grund der alten Materialien veranlaßt hat (um 230 n. Chr.): und dieſe Geſtalt des Kanon allein iſt es, welche uns vorliegt, oder vielmehr, von welcher uns Bruchſtücke vorliegen. Denn was wir beſitzen, iſt nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil — wahrſcheinlich ungefähr ein Viertel — jenes Aveſta, wie es damals redigirt worden iſt. Der größere Theil iſt in den Verfolgungen des zarathuſtriſchen Glaubens durch den Islam zu Grunde gegangen.

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob eine Textsammlung, die solche Verluste erlitten hat, und deren erhaltene Trümmer durch solche Schicksale hindurchgegangen sind, als Geschichtsquelle kaum in Betracht kommen könne. Ich glaube doch, daß man sich hier nicht allzu pessimistischen Anschauungen hingeben sollte. Die Textordner der Sasanidenzeit haben, wenn auch nicht durchweg, so doch ganz überwiegend alte Ueberlieferung vor sich gehabt und sie getreu weiter überliefert. Jene Verluste aber, von denen wir sprechen, haben glücklicher Weise gerade die wichtigsten Bestandtheile der Sammlung verhältnißmäßig milde getroffen oder ganz verschont. Die ältesten Elemente des Avesta, gewisse allem Anschein nach aus Zarathustra's nächstem Kreise, wenn nicht von ihm selbst stammende Dichtungen — wir werden eingehender auf sie zurückzukommen haben — sind, scheint es, ganz so vollständig wie das Alterthum sie besessen hat, auch heute erhalten. Und wenn man die Sprache, in der sie uns vorliegen, mit dem Prüfstein der vergleichenden Sprachwissenschaft auf ihre Echtheit und ihr Alter untersucht, verschwindet jeder Verdacht. So haben keine Nachahmer oder Fälscher, keine Redactoren aus der Sasanidenzeit schreiben können. Wir dürfen das Vertrauen haben, daß wir auf haltbarer Grundlage bauen, wenn wir uns jetzt zu dem Versuch wenden, darzustellen, was jene Texte uns von Zarathustra's Person und von seiner Lehre zu erkennen erlauben.

II.

Das Zeitalter Zarathustra's läßt sich nicht auch nur annähernd bestimmen. Wenn antike Autoren für ihn jene schon erwähnten Daten geben, wie fünftausend Jahre vor dem trojanischen Krieg, so charakterisirt ein solcher Reichthum an Jahrtausenden sich selbst zur Genüge. Vielleicht ist es der Contrast mit derartigen Ziffern, welchem die mittelalterliche Tradition oder vielmehr Pseudotradition der Zoroastrier selbst, die das entgegengesetzte Extrem sehr niedriger Zahlen repräsentirt, es verdankt, wenn sie neuerdings Gläubige gefunden hat. Für die Dauer der Regierungen zwischen dem Erscheinen der zarathustrischen Lehre und dem Tode des Sikandar, d. h. Alexanders des Großen, geben die Parsen Ziffern, deren Summe 272 Jahre beträgt; für jenes erstere Ereigniß würde man also auf etwa 600 v. Chr. geführt werden. Das ganze chronologische System aber, auf Grund dessen jene Ziffer für die zeitliche Entfernung zwischen Zarathustra und Alexander berechnet ist, kann nur für ein durchaus klägliches Machwerk gelten, zusammengesetzt aus handgreiflichen Fictionen und allem Anschein nach von der wohl auf gewissen theologischen Rücksichten beruhenden Tendenz beherrscht, die Zeiträume möglichst klein erscheinen zu lassen. Aus einer solchen Zahlenreihe eine einzelne Summe herauszuheben und in ihr etwas zu finden, das historischer Erinnerung auch nur von fern ähnlich sehen soll, muß ich für durchaus willkürlich halten. Mir scheint die Erwägung, wenn auch nicht unbedingte Sicherheit, so doch Wahrscheinlichkeit zu besitzen, daß, wenn das Leben Zarathustra's so nah, wie man auf Grund der erwähnten Angabe glauben müßte, der Zeit des großen Kyros benachbart gewesen wäre, die Griechen über diesen Sachverhalt offenbar

wenigſtens ſo weit orientirt hätten ſein müſſen, daß jene Zurückverſetzung des Propheten um viele Jahrtauſende undenkbar geweſen wäre. Ich meine alſo, daß aller Wahrſcheinlichkeit nach Zarathuſtra nicht unerheblich früher gelebt hat, als die Zarathuſtrier behaupten. Aber ich möchte doch auf der andern Seite auch wieder Anſätze, die in allzu hohes Alterthum zurückgreifen, kaum für wahrſcheinlich halten. Die Lehre des iraniſchen Propheten iſt, bemeſſen nach inneren Kriterien, nach der Entwicklungsſtufe, auf der hier das religiöſe Denken ſteht, ſehr weſentlich jünger als die alten, auf der Vergötterung der großen Naturmächte beruhenden Religionsformen; dieſer Glaube iſt nur in einem Zeitalter denkbar, welchem ein von ethiſchen Potenzen beherrſchtes, reich und tief entfaltetes Innenleben nicht mehr fremd iſt. Man bedenke ferner, daß es ſich hier nicht um eine Schöpfung etwa ägyptiſcher oder chaldäiſcher, ſondern ariſcher Cultur handelt. Allem Anſchein nach ſind die aſiatiſchen Arier, dieſe aus weiteſter Ferne kommenden Wanderer, die Brüder der Völker, welche Europa beherrſchen, viel ſpäter wie zu ſeßhaftem Daſein, ſo auch zu geiſtiger Reife gelangt als jene uralten Culturvölker am Nil und Euphrat. Wie wenig freilich allgemeine Erwägungen dieſer Art uns in den Stand ſetzen können, unſere Anſicht über das Zeitalter Zarathuſtra's zu einer noch ſo unbeſtimmten Jahreszahl zu verdichten, liegt auf der Hand. Und ſo darf es nicht mehr als der Ausdruck einer gänzlich ſubjectiven Schätzung ſein, die ich vielleicht Unrecht thue auch nur in dieſer Form auszuſprechen, wenn ich perſönlich mich zu der Meinung bekenne, daß ein Anſatz des großen Religionsſtifters auf etwa 900 oder 800 v. Chr. ſich wohl nicht allzu weit von der Wahrheit entfernen würde. —

Etwas beſſer als über das Zeitalter des Zarathuſtra, freilich noch immer unſicher genug, ſind wir über den Schauplatz ſeines Wirkens orientirt. So viel ſteht feſt, daß er kein Perſer geweſen iſt, und daß es nicht Perſien war, wo er ſeine Lehre gepredigt hat. Ueberlieferungen, deren Glaubwürdigkeit zu leugnen kein entſcheidender Grund vorliegt, bringen ſeine Herkunft mit Oertlichkeiten in Verbindung, die den nördlichen und nordweſtlichen Theilen Irans, Medien und Atropatene angehören, nahe dem Kaſpiſchen Meer. Aber entſchiedener als jene Gegenden tritt in den Aveſtatexten der Oſten Irans in den Vordergrund, deſſen heutige Sprache man auch als den Abkömmling der alten Aveſtaſprache erkennen will. Die heiligen Texte wiſſen von dem „indiſchen Gebirge", das Afghaniſtan von Indien trennt; ſie kennen die Landſchaften zu beiden Seiten der afghaniſchen Berge, wie Seiſtan, Merv, „das ſtarke und fromme", und Bakhdhi, das alte Baktra. Auf das öſtliche Iran führt die Beſchreibung des Arierlandes, welche einer der heiligen Texte gibt, des Landes,

Wo reiſige Fürſten
Zahlreiche Heerſcharen ordnen,
Wo hohe Berge,
Weidereich und waſſerreich,
Dem Vieh Nahrung ſchaffen,
Wo tiefe Seen,
Breitfluthige, liegen,

Wo schiffbare Gewässer, breite,
Mit ihrem Wogenschwall eilen
Nach Ishkata und Pouruta,
Nach Mouru und Haroyu,
Nach Gava und Sukhdha, nach Hvairiza[1]).

Den königlichen Patron des Propheten, Vishtaspa, macht die Ueberlieferung zu einem Herrscher von Baktra, „dem schönen Baktra mit den erhobenen Bannern", wie das Avesta es nennt. So dürfen wir es meines Erachtens in der That für wahrscheinlich halten, daß das östliche Iran, etwa die Landschaft Baktra, der vornehmste Schauplatz des alten Zarathustrismus gewesen ist. Von den Centren der damaligen Cultur, den großen Weltreichen von Babylon und Assyrien, waren diese Gegenden weit entlegen; sie waren wenig berührt von dem mächtigen Hauch der Weltgeschichte, wie er von jenen Reichen ausging. Hier hatte die Natur staatliches und geschichtliches Leben von vorn herein in enge Dimensionen gebannt. Zwischen dem Gebirge und den Wüsten, die den mächtigen Oxusstrom umgeben, lag bald da, bald dort, in plötzlichem Wechsel sich von der Wüste abhebend, ein Ländchen, dem günstige Wasserverhältnisse Fruchtbarkeit gewährten. Auf beschränktem Raum bewegte sich hier das Leben der arischen Bauern und Viehzüchter. Sie bewohnten Dörfer; Städte gab es schwerlich. Das Volk war fest nach Stämmen und Familien gegliedert. Schon hoben sich Adlige und wohl auch Priester aus der Masse hervor. An der Spitze standen Fürsten, schwerlich bedeutender als jenseits der Berge die kleinen Radschas der indischen Hirtenstämme. Unter dem schroffen Wechsel glühender Sommer und eisiger Winter baute der baktrische Bauer sein Feld und weidete er seine Herden, darauf bedacht, jeden Tropfen Wasser, den die Frühlingsregen und im Sommer die schmelzenden Schneemassen des Gebirges hergaben, in kunstvollen Bewässerungsanlagen auszunutzen. Er pflegte seine Reichthümer an Rossen und Kamelen, beständig gerüstet, Besitz, Freiheit und Leben in hartem Kampf zu vertheidigen. Denn ihm, dem Vorposten seßhaften Culturlebens, drohte jeden Augenblick der Ueberfall durch die Reiterstämme der benachbarten Wüste. Das Avesta schildert, wie der Feind „das Heer von tausend Rossen gegen die Dörfer der Frommen führt, die Männer erschlägt, die Herden fortschleppt", und wie „des gläubigen Mannes Frau und Kind wehklagend den Weg der Gefangenschaft zieht, den staubigen und dürren". Unter solchen Gefahren hielt sich das Volk stark und wehrhaft. In den Berichten über die Kriege Alexander's wird der hartnäckige Widerstand hervorgehoben, den die wohlberittenen Baktrer dem Eroberer entgegenstellten; es ist von ihrer energischen Natur und ihrem rauhen Sinn die Rede, von der Einfachheit, die sie sich im Gegensatz zu den üppigen Sitten der Perser bewahrt hatten.

In diesem Lande, in der Umgebung des Königs Vishtaspa, scheint Zarathustra[2]) seine Lehre gepredigt zu haben.

[1]) Einige dieser Namen sind nicht identificirbar. Mouru ist das heutige Merv, Haroyu Herat, Sukhdha das Sogdiana der Alten (Bokhara, Samarkand), Hvairiza Kharizm.

[2]) Der Name bedeutet wohl „Besitzer alter Kamele".

Die Sage hat das Leben des Propheten mit einer Fülle von Wundern jener Art geſchmückt, ohne die für das Bewußtſein der Orientalen die Herrlichkeit eines Heilsverkünders nicht vorſtellbar iſt. Vor ſeiner Geburt zeigen wunderbare Träume der Mutter die unvergleichliche Größe des Sohnes an. Als er geboren wird, weint er nicht wie andere Kinder, ſondern er lacht — das altberühmte, auch den antiken Autoren bekannte Lachen Zarathuſtra's, das nicht erſt die Phantaſie Nietzſche's hat erſchallen laſſen. Unter Zeichen und Wundern, in der Einſamkeit auf einem Berge, ähnlich wie das Alte Teſtament es von Moſes berichtet, empfängt er von Ormazd die Offenbarung der heiligen Lehre. Schon das Aveſta ſelbſt gibt dieſen Zug der Legende. Es ſpielt auf den „Berg der heiligen Geſpräche" an und ſpricht davon, „wie Ahura Mazda den Zarathuſtra gelehrt hat, in allen den Unterredungen, bei allen den Begegnungen, wo ſich Mazda und Zarathuſtra unterredet haben". „Frage mich, o Reiner," ſagt der Gott, „mich, den Schöpfer, den Heiligſten, ſehr Wiſſenden, den beſten Antworter, wenn man mich fragt: dann wird dir gut werden, dann wirſt du der Heiligſte werden." So bewegen ſich große Theile des Aveſta in der Darſtellungsform des Geſprächs zwiſchen dem Gott und dem Propheten: dieſer fragt und jener antwortet. Auch der böſe Gott naht Zarathuſtra leibhaftig. Wir begegnen im Aveſta einer Verſuchungsgeſchichte. Angra Mainju (Ahriman), der Todbringer, der Dämon der Dämonen, ſtürzt von den Fernen des Nordens herbei und ſchickt einen böſen Geiſt aus, den Propheten zu tödten. Aber vor der Herrlichkeit Zarathuſtra's und ſeinem heiligen Wort muß der Geiſt fliehen. Da redet Angra Mainju ſelbſt zu ihm: „Vernichte nicht meine Schöpfung, heiliger Zarathuſtra. Du biſt des Pouruſhaſpa Sohn, und von deiner Mutter bin ich angerufen worden. Schwöre dem guten Geſetz des Mazda ab. Du ſollſt die Gnade erlangen, die Vadhaghana, der Herr der Lande, erlangt hat" — ein böſer König der Sage, der tauſend Jahre lang die Erde beherrſchte. Aber Zarathuſtra weiſt den Verſucher ab: „Nein, ich werde nicht dem guten Geſetz des Mazda abſchwören, ſollte auch mein Gebein, Leben und Geiſt ſich auflöſen." Die kleine Erzählung iſt farblos, wie das Meiſte in den Aveſtatexten, aber intereſſant als Exemplar des deutlich ausgeprägten Typus einer Geſchichte, die ſich faſt mit Naturnothwendigkeit in den Religionen zu bilden pflegt, welche auf der Perſönlichkeit und der Lehre eines Stifters, eines Propheten und Heilsverkünders beruhen. So finden wir es in der chriſtlichen, ſo finden wir es auch in der buddhiſtiſchen Tradition[1]): dem großen Spender von Heil und Segen muß der ſchwer von ihm bedrohte Feind, der höchſte Herr alles Böſen, nahen und muß verſuchen — vergeblich, wie ſich von ſelbſt verſteht — ihn ſeinem Erlöſerberuf abtrünnig zu machen.

Den Verkehr Zarathuſtra's mit ſeiner irdiſchen Umgebung läßt die ſpätere Sage natürlich auch ſich von Wunder zu Wunder bewegen. Unter den Aveſtatexten ſelbſt ſprechen inſonderheit jene älteſten Poeſien, die uns am nächſten

[1]) Man vergleiche meinen Aufſatz „Der Satan des Buddhismus", Deutſche Rundſchau, 1896, Bd. LXXXV, S. 473 ff.

an das Leben des Propheten heranführen, von einzelnen Persönlichkeiten jener Kreise, wenn auch leider meist nur in flüchtigen Andeutungen, so doch in einem unbefangen natürlichen Ton, der meiner Ueberzeugung nach keinen Verdacht dagegen aufkommen läßt, daß wir es hier mit geschichtlicher Wirklichkeit zu thun haben.

Zarathustra selbst erscheint als Priester. Ein jüngerer avestischer Text beschreibt ihn „das Feuer — natürlich das heilige Feuer — besorgend und Hymnen singend." Dazu stimmt es, daß in einer jener alten Dichtungen, ähnlich wie es sehr viel häufiger und mit einer für unser Gefühl viel verletzenderen Angelegentlichkeit im Veda geschieht, von dem Lohn gesprochen wird, welchen der Dichter, der für einen frommen Auftraggeber ein Opfer ausrichtet, von diesem zu beanspruchen hat: „Werde ich, wie sich's gebührt, jenen Lohn gewinnen, zehn Stuten sammt dem Hengst und ein Kamel?" — und es wird auf die Strafen hingedeutet, die im Jenseits den treffen, der solch schuldigen Lohn nicht gibt.

Nicht selten sprechen die alten Hymnen von dem Patron des Propheten, dem König Vishtaspa. Es ist von ihm in einem Ton die Rede, der in Nichts an die Unterwürfigkeit erinnert, wie man sie dem persischen „Großkönig, König der Könige" entgegenbrachte; dies Bauernkönigthum ist eben dem Ort nach und, wie ich meine, auch der Zeit nach von der Welt der Achämeniden weit entfernt. „Wer ist dir ein reiner Freund, Zarathustra, daß er hehre Güte gegen dich üben möge?" heißt es. „Oder wer trägt Verlangen nach Ruhm? Das thut er, König Vishtaspa, an dem Tage der Entscheidung, und die du, Mazda Ahura, in demselben Hause vereinigt hast. Die will ich anrufen mit des guten Geistes Worten." Vishtaspa ist „Arm und Stütze des Glaubens": wie ein leidenschaftlicher Zug des Hasses gegen Irrlehrer und Anbeter der bösen Götter dem zarathustrischen Wesen eigen ist, soll dieser König blutige Kriege für die Lehre des Propheten geführt haben. — Auch Vishtaspa's Gemahlin, die Königin Hutaosa, gehört zum Kreise der Gläubigen. Dem Zarathustra wird der Wunsch in den Mund gelegt, „daß ich Hutaosa, die Gute, Edle, dazu führe, daß sie nach dem Glauben denke, daß sie nach dem Glauben rede, daß sie nach dem Glauben handle, daß sie meinem Glauben an Mazda ergeben sei und ihn erkenne, daß sie guten Ruhm meinen Werken schaffe." Neben dem königlichen Paar sind es zwei vornehme Männer, die dem Propheten besonders nah stehen und deren die alten Dichtungen oft mit warmen Worten gedenken Jamaspa und sein Bruder Frashaostra, „der Wahrredende, der nicht dem Bösen Genossenschaft gewährt," „der mir," sagt Zarathustra, „den geliebten Körper gegeben hat" — seine Tochter, die er dem Zarathustra zur Gattin gab. Zuletzt sei hier die jüngste Tochter des Propheten erwähnt, Pouruciſta („die Weisheitsreiche"). Im Avesta findet sich ein Lied, das vielleicht von Zarathustra selbst als Hochzeitslied für sie gedichtet ist. · Dort heißt es:

Pouruciſta, du Enkelin des Haecataspa, von Spitama's Geschlecht, der Töchter Zarathustra's jüngste,

Diesen Mann gab dir Zarathustra zum Genossen, den Unterweiser über den guten Geist, über das Gute und über Mazda.

So geh zu Rath mit deinem Geiste: der Weisheitsgöttin gute, heilige Werke übe . . .
Geheime Worte künd' ich den Jungfrauen, die sich vermählen,
Und thue sie kund euch Jünglingen; richtet darauf euer Denken.
Erwäget in eurem Innern; übet des guten Geistes Leben.
In Tugend gewinne der Eine den Andern. Das wird euch zu Segen gereichen. —

Wir müssen das Bild dieses Kreises von Menschen mit der ganzen Unbestimmtheit seiner Umrisse hinnehmen, wie es uns von der Ueberlieferung gegeben wird. Aber das Wenige, was wir hier zu erkennen im Stande sind, ist doch werth, daß man nicht achtlos daran vorübergeht. Wir wissen nicht, wann es war in ferner Vergangenheit; wir wissen kaum, wo es war am Fuß asiatischer Berge — da heben sich aus tiefer Dunkelheit in dämmernder Beleuchtung diese Gestalten hervor. In der Mitte der Prophet, der sich als den Erwählten und Erleuchteten, als den verantwortlichen Träger der großen, heiligen Aufgabe fühlt. Um ihn ein Kreis von ernsten Männern und auch Frauen, ein Fürst und seine Umgebung, in Verwandtschaft und Freundschaft mit einander verbunden. Sie sind die Ersten und Nächsten, das, was den Meister erfüllt, in sich aufzunehmen. Das Denken, wie es in diesem Kreise lebt, ist voll von Resten, ja mehr als Resten alten, starren und dumpfen Aberglaubens, unaufgelöst von dem neuen Geist. Man glaubt alles Dasein erfüllt von verborgenen Zauberwirkungen. Neben dem Menschen kämpft das Gethier, voll geheimer Kräfte, für das Gute oder Böse. Kleinliche und peinliche Bannungen und Reinigungen müssen schädliche Mächte fernhalten. Da ist viel priesterliche Engheit und die alte, ungebändigte Heftigkeit von Glaubenseifer und Glaubenshaß. Aber hoch über dem allen leuchten groß gedachte Ideale und die Ehrfurcht des Aufblickens zur mächtigen Gestalt eines höchsten, ja einzigen Gottes. Für diese Menschen ist das alte Göttergewimmel, das in bunten Farben das ganze reiche Naturleben verkörpert hatte, verblaßt vor der erhabenen Geistigkeit des einen Gottes; für sie ordnen sich die kleinen Wünsche und Ziele des Augenblicks einem großen Weltziel unter, dem Sieg des Guten über das Böse, und die Seelen durchströmt der Wille, alle Kraft dem Erringen dieses Sieges zu weihen.

III.

Jener eine Gott heißt Ahura Mazda. Es ist derselbe Gott, den lange nach Zarathustra und fern von dem Land, über das Vishtaspa gebot, die Monumente eines Weltreichs verherrlichen, die Keilinschriften des Darius und Xerxes, wie wir sie noch heute an persischen Felswänden und auf den Trümmern der Königstadt Persepolis lesen: „Ein großer Gott ist Auramazda, der diese Erde schuf, der jenen Himmel schuf, der den Menschen schuf, der Glück schuf für den Menschen, der Darius zum König machte, zum alleinigen König über Viele, zum alleinigen Gebieter über Viele."

Aber so gewaltig man kann sagen in monotheistischer Erhabenheit Ahura Mazda dasteht, er ist es doch nicht, den eine Schilderung des zarathustrischen Glaubens allem Andern voranstellen muß. Ahura's Wesen liegt darin, daß er Schöpfer und Herr alles Guten und aller Güter ist. So darf die letzte

Grundlage jenes Glaubens allein in der Idee des Guten gefunden werden. Es versteht sich von selbst, daß, wenn wir uns so ausdrücken, es unsere eigne Sprache ist, in der wir das Facit der alten Gedanken ziehen. Doch kommen die Zarathustrier selbst der Nennung jener Idee mit ihrem Wort Asha wenigstens nah, einem der charakteristischen Ausdrücke, welche der Sprache des Avesta ihr Gepräge geben. Asha bedeutet Ordnung, Tugend, Heiligkeit. Mit dieser Seite der Idee des Guten aber, wie das Wort Asha sie ausspricht, verbindet sich auf das Engste die andere, die Vorstellung des Glücks, welches dem Anhänger des Asha gehört. Denn man ist hier weit entfernt von asketischem Entsagen oder von einer blassen Tugendlichkeit, die auf das Streben nach lebendigem Glück vornehm herabblickt. Das Glück, wie Zarathustra es versteht, ist auch keineswegs allein geistiger Natur. Wohl stehen unter den Segnungen des Asha die inneren Güter nicht im Hintergrunde, die Erleuchtung von oben, Erkenntniß und gutes Denken. Aber nicht minder kommt in diesem Glauben, wie er unter den iranischen Kriegern und Bauern gepredigt wurde, auch die ganze Fülle der greifbaren Güter, nach welchen das natürliche Glücksbedürfniß verlangt, zu ihrem Recht. Das zarathustrische Ideal, gewonnen nicht aus abstracten Begriffen, sondern aus der lebendigen Betrachtung des menschlichen Lebens, bedeutet das Dasein gesunder, kräftiger, thätiger, wahrer, von Seelenfrieden und Freudigkeit erfüllter Menschen, die siegreich gegen ihre Feinde, die Bösen, kämpfen und nach langem, glücklichem Leben über die Brücke des Gerichts zur Herrlichkeit der lichten Geisterwelt eingehen. Unter den Zielen, welchen der dem Asha Ergebene nachtrachtet, nennen die heiligen Schriften „Reichthum, Macht und Sieg, Seligkeit und Fülle des Asha, Ruhm und Wohlbefinden der Seele"; an einer andern Stelle „Gesundheit von Mensch und Vieh, Gesundheit von Allem, das vom Asha stammt." Das Reich des Asha mehrt, wer sich vermählt und verständige, wohlgewachsene Nachkommenschaft erlangt, welche Haus, Gau und Land fördert. Denn wer ein Haus, Kinder und Besitz hat, verdient den Vorzug vor dem, der kein Haus, keine Kinder und keinen Besitz hat. Vor Allem gehört wohlstandschaffende Arbeit zu den Pflichten dessen, der im Dienst des Asha steht; der tüchtige Bauer ist der Mensch recht nach dem Herzen des zarathustrischen Gottes. „Was ist die Ernährung der Religion des Ahura Mazda? Wenn man fleißig Getreide baut. Wer Getreide hervorbringt, bringt das Asha hervor." Die Erde selbst fühlt sich glücklich, wo der Mensch sie bebaut und bewässert, wo das Vieh gedeiht. Wie das Mädchen einen Gatten, so ersehnt die Erde den Ackersmann. Das Asha mehrt, wer Brücken baut, die den Verkehr erleichtern, wer schädliche Thiere, wie Schlangen, tödtet und ihre Wohnungen zerstört. Auf den Genuß der Güter aber, mit denen rüstige Arbeit dieses Leben erfüllt, folgt für den Frommen das Glück im jenseitigen Geisterreich, wenn der Sterbliche „den furchtbaren, grauenvollen Weg der Trennung von Leib und Seele" gegangen ist, den Weg „aus der vergänglichen Welt in die unvergängliche". Während die Uebelthäter in die Welt der Finsternisse eingehen, gelangt der Fromme in das Lichtreich, in welchem Ahura Mazda wohnt. Die himmlischen Geister kommen ihm entgegen; man führt ihn zu einem geschmückten Thron und bringt ihm die süßesten

Speisen. Die zarathustrischen Dichtungen weilen viel bei dem Jenseits und den letzten Dingen; die jenseitige Herrlichkeit ist „der Lohn, der für alles Wünschen voransteht". Aber doch ist man hier noch weit entfernt von jener Umwälzung in der Schätzung des Daseins, welche das Diesseits als werthlos, als eine bloße Stätte der Vorbereitung, das wahre Heil allein im Jenseits erscheinen läßt. Das Herz des Zarathustriers hängt mit allen Fasern an der Welt, die ihn hier umgibt, an Familie und Besitz, an der Arbeit, die er thun, an den Kämpfen, die er bestehen soll.

Denn als voll von Kämpfen stellt sich ihm diese Welt dar. Das Asha kann nur eine streitbare Macht sein, denn dem großen Reich des Guten steht feindlich ein Reich des Bösen gegenüber. Dort Licht, Wahrheit, Gesundheit; hier Finsterniß, Lüge, Krankheit, Tod. Dieser Gegensatz durchdringt alles Dasein, gibt jeder Handlung ihr Gepräge. Selbst der Wortschatz der heiligen Texte zerfällt — ein Zug von eigenthümlich kindlicher Nachdrücklichkeit — in ein Reich des Guten und des Bösen. Die Texte brauchen für Dinge, welche uns als durchaus indifferent erscheinen würden, verschiedene Ausdrücke, je nachdem von guten oder bösen Wesen die Rede ist. Kopf, Hand und Fuß des Guten und des Bösen werden verschieden benannt; wenn der Böse spricht, wenn er stirbt, wird er nicht derselben Ausdrücke gewürdigt, die das Sprechen, das Sterben des Guten bezeichnen, sondern es werden eigene Wendungen voll Haß und Verachtung gebraucht.

In das eine dieser beiden großen Heerlager gestellt, kann der Einzelne das Centrum des Daseins nicht mehr in sich selbst, in seinen persönlichen Wünschen und Zielen finden. Er ist nur ein Kämpfer neben zahllosen andern in dem ungeheuren Weltkampf. Dieser Kampf ist der vornehmste Inhalt alles Geschehens, der Sieg des Guten über das Böse das letzte Ziel der Dinge.

An der Spitze der beiden Reiche steht als Schöpfer und Herrscher hier ein höchster guter, dort ein höchster böser Gott, hier Ahura Mazda, dort Angra Mainju.

Die beiden Geister, die zuerst waren,
Die als kunstreiche Zwillinge bekannt sind,
Erwählten das Gute und Schlechte
In Gedanken, Worten und Thaten.
Zwischen beiden haben die Frommen,
Nicht die Unfrommen das Rechte erkoren.

Von den Geistern, den beiden, erwählte
Der Schlechte die bösen Werke,
Doch der heiligste Geist das Gute,
Er, der in der Himmel Stärke sich kleidet,
Und Alle, die durch rechte Thaten
Gott Mazda gerne befried'gen.

In Ahura Mazda, dem „weisen Herrscher", hat das Ideal des Guten sich zu einer der mächtigsten Göttergestalten, von denen die Geschichte weiß, verkörpert.

Als den Ersten habe ich dich erkannt —

heißt es in einer der ältesten Dichtungen,

Als den Erhabenen, Mazda, in meinem Geiste,
Als des guten Geistes Vater,
Da mit meinem Auge ich dich erfaßte,
Den wahren Schöpfer des Guten,
Der Welt und alles Thuns Beherrscher.

Und in einem jüngeren Gedicht fragt Zarathustra den Gott:

Verkünde mir deinen Namen,
Heiliger Ahura Mazda,
Der dein erhabenster ist,
Und der beste und schönste,
Der thätigste, siegreichste, heilendste,
Aller Geister- und Menschentücke
Mächtigster Bezwinger.

Und der Gott antwortet:

Hüter bin ich und Schöpfer,
Erhalter bin ich und Wisser,
Und ich bin der heiligste Geist . . .
Das sind meine Namen.

Dem Licht gleicht sein Körper, der Wahrheit seine Seele: so beschreibt ein griechischer Philosoph den zarathustrischen Gott. Die Sonne ist sein Auge, der Himmel sein Kleid. Er ist der Schöpfer der ganzen Welt des Guten, der geistigen wie der körperlichen, der Schöpfer auch der andern Götter. „Er hat das Rind geschaffen" — man erinnere sich der zu mystischer Höhe gesteigerten Bedeutung, welche der Glaube jener Hirtenstämme dem Rinde als der vornehmsten Quelle der Nahrung beilegte — „er hat das Asha geschaffen, die Wasser und die guten Pflanzen, und hat die Sterne geschaffen und die Erde und alles Gute." Er hat der Sonne ihren Weg gesetzt; er macht, daß der Mond wächst und abnimmt. Das ist ein anderer Gott als der Stärkste der vedischen Götter, jener überirdische Riese Indra, der bald gut gelaunt, bald zornig zwischen Kampfabenteuern und Trinkabenteuern hin und her tobt. Hier hat reineres und reiferes Denken die Gestalt eines höchsten Weltherrn gebildet, der frei von allen Zügen des Niedrigen oder der Willkür allein darin aufgeht, mit der Kraft und Herrlichkeit seiner leuchtenden Majestät das Gute zum Siege zu führen.

Dem großen guten Gott gegenüber steht Angra Mainju, „der böse Geist", der Geist der Finsterniß und des Todes, der Schöpfer und Erhalter alles Schädlichen, aller Plagen, Leiden und Laster. Auch seine Gestalt ist zu anderer Größe erhoben als die schädlichen Mächte des Vedaglaubens. Dort tummelt sich niedriges Geistervolk, Kobolde, Unholde, Krankheitsbringer, Blutsauger, neben denen die großen, überwiegend gnädigen Götter doch im Zorn auch Plagen aller Art über Mensch und Vieh verhängen können. Hier erscheint zuerst ein wirklicher Herrscher im Reich des Bösen, ein Gott, dessen ganzes Wesen eben dies ist, böse zu sein und Böses zu wirken. Aber er ist doch nur das ins Böse gekehrte Gegenbild des großen Guten, mehr ein logisches Schema als ein Wesen von Fleisch und Blut. Die ältesten Dichtungen sprechen

wenig von ihm. An Ahura Mazda's Größe reicht er nicht heran. Zur Gegensätzlichkeit beider gehört auch, daß wie Jener weise und vorausschauend, so dieser thöricht und blind ist. Noch war der Phantasie jener Zeiten nicht die Kraft und kühne Freiheit eigen, daß sie ein zu tragischer Höhe erhobenes böses Wollen und weltumfassendes böses Denken in düsterer Erhabenheit hätte verkörpern können.

Sollen wir nun, wie oft geschehen ist, den zarathustrischen Glauben mit dieser Gegenüberstellung des guten und des bösen Gottes als Dualismus bezeichnen? Der böse Gott ist in der That kein Geschöpf des guten, sondern anfangslos wie jener; die Schöpfung hat nicht einen, sondern zwei unabhängige Ausgangspunkte. So würde hier allerdings, wenn man das Wesentliche einer Religion in der Lösung sehen wollte, welche sie dem Problem vom Ursprung der Dinge gibt, die Bezeichnung als Dualismus nicht abgelehnt werden können. Aber jenes ist doch eben nur ein theoretisches Problem. Das wirkliche Leben einer Religion liegt anderswo. Und so ist es in Wahrheit doch Ahura Mazda allein, auf welchen Alles im zarathustrischen Glauben hinweist. An ihn und an die göttlichen Heerscharen, die ihn umgeben, wendet sich anbetend der Fromme. Als sein Geschöpf weiß er sich. Von ihm erhofft er Kraft und Segen für alles Thun. Sein Reich wird, wenn die Welt des Bösen überwunden ist, allein ewig bestehen. So gibt es hier in der That nicht zwei höchste Götter, sondern nur einen, den großen Guten.

An Ahura Mazda und Angra Mainju schließt sich ihr göttliches oder geisterhaftes Gefolge. Wir beschreiben hier nicht die Heerscharen der bösen Dämonen: einiger unter den guten Göttern muß in der Kürze gedacht werden. Vor allem der Ameśha śpenta („der unsterblichen Heiligen"). Sie sind sieben an der Zahl; Ahura Mazda selbst wird als der Erste in ihrem Kreise gerechnet. Sie tragen Namen wie „der gute Geist", „die heilige Weisheit"; auch das Aśha selbst erscheint hier personificirt als „das beste Gut" (Aśha vahiśhta). Die abstracten Namen dürfen nicht den Schein erwecken, als entspräche dieser Götterkreis einem klar gegliederten, in sich geschlossenen Begriffssystem. Solche Kunst in der Handhabung von Gedankengebilden fehlte den Zarathustriern. Es sind zu Göttern verkörperte Kräfte, Wirkungen, Segnungen des Guten und Ahura Mazda's, Wesenheiten, in denen das höchste Licht sich gleichsam in eine Vielheit von Lichtgestalten mit unbestimmt verschwimmenden Umrissen zerlegt hat —

Die Mächtigen, scharfen Blickes,
Die hehren, dringenden,
Kräftigen, herrscherhaften,
Die ewig und gut sind,
Die Sieben gleichen Gedankens,
Die Sieben gleicher Rede,
Die Sieben gleicher Thaten.

Greifbarere Gestalt, volksthümlicheres Wesen haben andere Gottheiten. So der alte Sonnengott Mithra, der sich hier in einen die Sonne begleitenden und über ihr waltenden Lichtengel verwandelt hat —

Der hehre Gott, der zuerst
Emporsteigt über den Haraberg,
Voran der unsterblichen
Sonne mit raschen Rossen —
Der zuerst goldgeschmückt
Die schönen Gipfel ergreift:
Von dort schaut er gnädig
Ueber der Arier ganzes Land.

Weiter das Feuer, der Sohn Ahura Mazda's, „der schnellste, gewaltige, der Erfreuer der Wesen, an Segen reich", der zu Tausenden die Dämonen der Finsterniß tödtet und am jüngsten Tage mit seiner Gluth das Gottesgericht zwischen Guten und Bösen vollziehen wird; die Wasser, die guten, von Mazda geschaffenen, reinen; die Seelen der Gerechten, die dem Gott helfen, den Weltlauf aufrecht zu erhalten. Ist der Winter vergangen, fliegen sie zu den Dörfern hin und gehen dort zehn Nächte lang um, indem sie Speise von ihren Nachkommen begehren: „Wer wird uns preisen? Wer wird uns geben?" In der Schlacht kommen sie den Ihren zu Hülfe. Sie spenden Wasser, Jeder seinem Haus, seinem Dorf, seinem Gau, indem sie sprechen: „Unser Gau soll wachsen und gedeihen".

Wie die Götter und Geister, so stellen sich auch die Thiere und alle Naturwesenheiten auf die beiden Seiten des Guten oder Bösen. Der Welt des Bösen gehört die Winterkälte an, „die von den Dämonen geschaffene", und der Nordost, der verderbliche Wind der Wüste. Von Thieren schädliches Gethier wie die Schlange, der Wolf, der unbemerkt zu den Hürden schleicht, die Ameise, die das Getreide raubt. Andre Thiere gehören zum Reich des Guten. So der Hund, der Behüter der Herden, der Besitzer zauberhafter Kräfte, vor denen die bösen Wesen fliehen, vom Menschen mit abergläubischer Sorgfalt umgeben, gegen alle schlechte Behandlung durch Strafandrohungen von phantastischer Höhe geschützt. Ferner der Hahn, dessen Ruf das Kommen des Tages verkündet: „Steht auf, ihr Menschen, preiset das beste Gute, flucht den bösen Geistern." Unter der Umhüllung der Lehre, welche alle Wesen auf die Reiche des Guten und Bösen vertheilt, treten hier die Spuren viel älterer Vorstellungsschichten zu Tage. Wir sehen hier noch etwas von dem Thier, wie es dem Wilden erschien, dem Menschen nicht wie eine Sache angehörend, sondern ebenbürtig, freundlich oder feindlich in sein Dasein verflochten, ein Träger verborgenen Zaubers und unergründlichen, weitreichenden Wirkens.

In der Menschenwelt endlich herrscht, wie sich von selbst versteht, derselbe Gegensatz von Gut und Böse. Auf der Seite des Angra Mainju verderbenbringende Menschen wie der Irrlehrer, der falsche Priester, der Zauberer, die Buhlerin. Auf der andern Seite die Guten, Reinen. Es sind nicht nur Angehörige des eigenen Volks. Wir hören auch von Frommen turanischen Stammes. Ein wichtiger Zug. Jenes Kindheitsalter des ethischen Denkens ist vorüber, für welches Gut und Böse so viel geheißen hat wie Stammgenosse und Fremder. Der alte Gegensatz ist durch einen neuen, mächtigeren abgelöst: jetzt ist ein Guter, wer auf der Seite des Asha steht, mag er auch turanischem Stamm angehören.

Der Vornehmſte unter den menſchlichen Freunden des Guten iſt Zarathuſtra ſelbſt. Seine Gläubigen ſehen in ihm keinen Halbgott, keinen Gottmenſchen; er iſt ein Menſch, das Kind menſchlicher Eltern. Aber um die Geſtalt dieſes Menſchen zog bald das Dogma ſeine Linien. In ſeinem Erſcheinen verwirklicht ſich das große Weltgeſetz; es iſt der Markſtein im Weltleben. In der genauen Mitte des ſechstauſendjährigen Zeitraums, in welchem ſich die Geſchichte der Menſchheit abſpielt, verkündet Zarathuſtra ſeine Lehre. Auf ſeine Zeit folgen noch drei Jahrtauſende und am Ende eines jeden Jahrtauſends ein neuer, dem Zarathuſtra ähnlicher und durch das Band geheimnißvoller Sohnſchaft mit ihm verknüpfter Prophet. Zarathuſtra iſt es, der „in beiden Welten am meiſten das Gute liebt“; er iſt „der Stärkſte, Gewaltigſte, der Rüſtigſte, Schnellſte, der Allerſiegreichſte geworden unter der beiden Geiſter Geſchöpfen“. Wenn die Seelen der frommen Verſtorbenen angerufen werden, betet man auch zum Genius des Zarathuſtra: „Zarathuſtra verehren wir, der ganzen körperlichen Welt Herrn und Meiſter und erſten Gläubigen, aller Weſen Weiſeſten, aller Weſen Königlichſten, Glänzendſten, Herrlichſten, den Würdigſten, daß man ihn verehre, anrufe, befriedige, den Geprieſenſten, den Mann, der erſehnt und der Verehrung und Anrufung würdig heißt, wie nur ein Weſen ſein kann, um des beſten Guten willen.“

Die Analogie mit den Anſchauungen des Buddhismus von der Stellung, welche Buddha im Weltleben einnimmt, drängt ſich hier von ſelbſt auf. Wie Zarathuſtra ſo iſt auch Buddha für den Glauben der Seinen ein Höchſter der Menſchen, aber nichts Anderes als ein Menſch. Wie Zarathuſtra ſo muß auch Buddha zu ſeiner Zeit, nach einer Ordnung, die in feſtbeſtimmten Zahlen, ſo zu ſagen im arithmetiſchen Rhythmus des Weltlebens begründet iſt, auf Erden erſcheinen. Wie nach Zarathuſtra andere Propheten von gleicher Natur kommen werden, um auch andere Zeitalter ſolchen Segens theilhaftig zu machen, ſo iſt auch Buddha nur Einer neben den Buddhas, die ihm vorangegangen ſind und die ihm nachfolgen werden. Man ſieht auch hier wieder — wir bemerkten das ſchon oben bei der Vergleichung der zarathuſtriſchen und buddhiſtiſchen Verſuchungsgeſchichte — wie weit die Aehnlichkeit der Vorſtellungen gehen kann, welche unabhängig von einander unter verſchiedenen Völkern durch dieſelben Motive ins Leben gerufen werden. Zugleich freilich drängen ſich nicht minder die Verſchiedenheiten auf. Zunächſt eine äußerliche und im Grunde doch nicht nur äußerliche: die weite Kluft zwiſchen den Dimenſionen der Zahlen und Zeiträume. Wie beſcheiden nehmen ſich neben den unzähligen, unabſehbaren Weltaltern des Buddhismus die wenigen Jahrtauſende der Iranier aus, neben der endloſen Schar der vergangenen und künftigen Buddhas die kleine Reihe der vier zarathuſtriſchen Propheten. Man fühlt den Abſtand, ich möchte ſagen, der Temperatur der Einbildungskraft. Und weiter, das Bild des Lehrers und Meiſters, wie es den Gläubigen vorſchwebt, die Ausdrücke, welche ſie brauchen, um ſeine allüberragende Herrlichkeit in Worte zu faſſen, wie verſchieden auf beiden Seiten! Bei den Zarathuſtriern — wir erinnern an jenes Gebet zum Genius des Propheten — die einfachen, man kann ſagen kindlichen Lobpreiſungen ſeines Glanzes, ſeiner königlichen Kraft, ſeiner Würdigkeit, angerufen zu werden

Bei den Buddhisten die Ehrfurcht von Denkern vor dem vornehmsten Denker, der aus eigener Kraft das Räthsel des Weltleidens gelöst hat, „dessen Sinne stille sind, dessen Seele still ist". Hier spiegelt sich in müden, weltabgewandten Geistern die Gestalt dessen, der durch die Macht des Gedankens, durch die Macht des Entsagens das Thor des Nirvana eröffnet hat, dort in den Seelen eines gesunden, thatenfrohen Volks das Bild des vom höchsten Gott erleuchteten, starken Bundesgenossen dieses Gottes, des großen Lehrers und Vorkämpfers aller Guten.

Ein Zug von Bundesgenossenschaft haftet für diesen Glauben nicht nur dem Verhältniß Zarathustra's, sondern dem des Frommen überhaupt zum Gott an. Der Gedanke der Freundschaft, des gegenseitigen Gebens und Nehmens zwischen Gott und Mensch ist ja uralt, und erst auf einer sehr jungen Stufe der geschichtlichen Entwicklung steigert sich die Erhabenheit des Gottes über den Menschen zu solcher Höhe, daß jener unbedingt nur der Herr und der Gebende, dieser ebenso unbedingt nur der Knecht und der Empfangende sein kann. Der vedische Fromme sagt zum Gott: „Gib mir; ich gebe dir", und wenn er geopfert hat: „Der Gott nahm das Opfer an; er ist erstarkt; er hat seine Kraft gemehrt." Dieselbe Vorstellung ist auch im Avesta keineswegs erloschen. Der regenbringende Sterngott Tishtrya (Sirius?), welcher der überlegenen Kraft des Dämons der Dürre unterliegt, erhebt die Klage:

Wenn die Menschen
Meinen Namen verehrten,
Wie der andern Götter
Namen sie verehren,
Würd' ich gewinnen
Die Kraft von zehn Rossen,
Die Kraft von zehn Kamelen,
Die Kraft von zehn Stieren,
Die Kraft von zehn Bergen,
Die Kraft von zehn Strömen.

Doch hat sich im Ganzen in der zarathustrischen Auffassung die Idee der Bundesfreundschaft zwischen Gott und Mensch bemerkbar vertieft. Es ist nicht mehr so sehr der rein äußerliche Austausch von Geben und Nehmen, so daß der Gott Opferkuchen oder Getränk, der Mensch Reichthum und langes Leben erhält. Sondern die Bundesgenossenschaft bedeutet jetzt gemeinsames Wirken und Kämpfen für das eine, große Ziel. Der gute Gott und der gute Mensch fördern sich gegenseitig im Werke des Guten.

Es kann danach, wenn wir die Gestaltung des Cultus im zarathustrischen religiösen Wesen betrachten, kein Zweifel sein, daß die Grundideen jenes Glaubens ihrer Natur nach, sofern nicht gröbere, unter den Massen herrschende Vorstellungen das Uebergewicht erlangten, einer besonders energischen Betonung des Opferwesens, der alten, rohen Veranstaltungen für Speisung und Tränkung der Götter kaum günstig sein konnten. Um das Reich des Guten und sich selbst im Reiche des Guten zu fördern, soll man das Land bauen und dem Vieh Pflege zuwenden: „Wir halten für das Beste," heißt es einmal, „Verehrung und Preis Ahura Mazda's und die Fütterung des Viehs." Man soll

Wahrheit und Treue bewahren, „dem Frommen Gutes erweiſen, mag er von nah oder von fern kommen“, gegen böſe Menſchen Feindſchaft üben und böſes Gethier ausrotten — kann ſich die Vereinigung hoher Ideale und kindlicher Gebundenheit des Denkens deutlicher widerſpiegeln als in der Geſtalt des Zarathuſtriers, der Ameiſen und Fröſche vertilgt, um das Reich des höchſten Guten zu fördern? Vornehmlich aber tritt in jenen Hymnen, welche die Gedanken Zarathuſtra's am reinſten ausſprechen, die Forderung innerlicher Gemeinſchaft des Menſchen mit Ahura weit vor allem äußeren Cultus in den Vordergrund. Sein ganzes Weſen ſoll man dem Gott zum Opfer bringen:

Als Gabe gibt Zarathuſtra
Des eignen Körpers Leben
Und guten Denkens Erhöhung
Dem Mazda. Dem Aſha gibt er
Des rechten Handelns Erhöhung
Und der Rede Gehör und Herrſchaft.

Aber ſo wahrſcheinlich es in der That iſt, daß dieſer Glaube aus den in ihm ſelbſt liegenden Antrieben nicht allzu viel von einem Opfercultus geſchaffen hätte, ſo ſelbſtverſtändlich bleibt doch, daß er dieſen Cultus, der nun einmal vorhanden war und unaustilgbar im Volksbewußtſein wurzelte, auf ſeine Weiſe bewahrte. In jenen älteſten Hymnen freilich wird der berauſchende Opfertrank Haoma, der Soma des Veda, mit keinem Wort erwähnt. Aber darum lebte der uralte Somacult doch wie in Indien ſo auch unter den Zarathuſtriern fort. Was in einem der populäreren aveſtiſchen Texte geſagt wird, könnte ganz ebenſo im Veda ſtehen, daß aus dem Hauſe, in dem man den Soma bereitet und preiſt, alles Uebel, das die böſen Geiſter hervorbringen, verſchwindet. Freilich fehlte dem aveſtiſchen Haoma-Opfer der vornehmſte Somatrinker der Vorzeit, der ewig durſtige, rauſchesfrohe Gewitterer. Die derbe Pracht des alten Göttergelages verblaßte ſo zu einem krauſen Gewirr von Weihungen und ſacramentalen Symbolen, zu einem abgeſtorbenen Ueberreſt vergangenen religiöſen Lebens, der ſich zum rechten und vollen Ausdruck der neu ins Daſein ſtrebenden Gedanken umzuformen nicht im Stande war.

Näher als der Somacult ſtand dem zarathuſtriſchen Weſen der alte Feuercult, die Pflege des Sohnes und irdiſchen Vertreters des Ahura Mazda, des nie ſchlummernden Gottes voll immerwährenden leuchtenden Lebens. Dem Feuer brachte man in der Morgenfrühe mit reinen Händen das wohlriechende Brennholz, „trocknes, darauf das Tageslicht geſchienen, mit heiligen Gedanken zubereitetes“. Dann ſegnete der Gott ſeinen Verehrer: „Zu dir möge ſich Herdenreichthum erheben und Reichthum an ſtarken Kindern. Zu dir erhebe ſich der Wunſch deines Geiſtes, der Wunſch deiner Seele. Lebe ein frohes Leben alle die Nächte, die du lebſt!“

Unter den Hauptrichtungen des zarathuſtriſchen Cultus iſt endlich, wenn man dieſen Ausdruck brauchen darf, der Cultus der Reinheit hervorzuheben: nicht, oder doch nicht in erſter Linie, ein Handeln, das ſich darauf richtet, die Gnade der Götter zu gewinnen, wie dies der Cultus im engeren Sinn durch Gaben und Verehrung zu erreichen ſucht, ſondern das Hinwegthun

schädlicher Substanzen durch wirkliche oder vermeintliche Beseitigungsmittel, ein Grenzgebiet zwischen dem Cultus und einer gewissen primitiven Hygiene. Eine vornehmste Quelle von Gefahren für den Menschen, ja für das ganze Naturleben ist dem Zarathustrier das von Leichen ausgehende Contagium. Der Leiche bemächtigt sich ein Todesdämon in Gestalt einer Fliege. Was der Leiche nahe kommt, wird von diesem Dämon berührt und unrein. So darf der Todte nicht begraben, nicht ins Wasser geworfen, nicht verbrannt werden; sonst wird die Erde, das Wasser, das Feuer durch die Todesunreinheit befleckt. Andere Verunreinigungen drohen von anderen Seiten: die Abfälle des menschlichen Körpers, z. B. die abgeschnittenen Haare und Nägel, sind unrein; die Luft, die man ausathmet, ist unrein. Der Abwehr solcher Gefahren gilt eine Fülle peinlich ängstlicher Vorsichtsmaßregeln: wie Waschungen mit Wasser und Kuhurin, Räucherungen, das Tragen eines Schleiers über Nase und Mund bei priesterlichen Verrichtungen, um das heilige Feuer vor dem eigenen Athem zu schützen, die Aussetzung der Leichen auf einsamen Höhen oder auf jenen Leichenthürmen, wo die Geier schnell die verderbendrohenden Stoffe beseitigen. Ueber das Alter der einzelnen Gebräuche in ihren Details mag man zweifelhaft sein. Aber es wäre verfehlt, den ganzen Typus solcher Reinheitsvorschriften um des Geistes der Kleinlichkeit willen, der ihnen anhaftet, dem alten, echten zarathustrischen Religionswesen absprechen und in ihnen nur die Schöpfungen eines degenerirten Priesterthums späterer Zeiten sehen zu wollen. Dieselben Geister, welche die erhabene Idee des Guten, die mächtige Gestalt des Weltherrschers Ahura Mazda schaffen konnten, waren doch über die Zusammenhänge von Ursachen und Wirkungen in den Naturvorgängen — vor Allem in denen, welche das menschliche Wohlsein beeinflussen — von Auffassungen sehr primitiver Art beherrscht, deren nothwendige Consequenz eben jener Reinheitscultus gewesen ist. Die geschichtliche Betrachtung muß Züge dieser Art an der Stelle stehen lassen, an der sie eben stehen. Wir dürfen sie nicht übersehen, aber ebenso wenig darf ihnen im Vergleich mit den Ideen, die wir als die wahrhaft wesentlichen in dieser religiösen Bewegung zu erkennen haben, eine übertriebene Bedeutung beigelegt werden.

Wir schließen unsern Ueberblick über die zarathustrischen Lehren, indem wir fragen, welches das Ende des weltumfassenden Kampfes zwischen Gut und Böse sein wird. Es ist schon berührt worden, daß Zarathustra den Glauben an Himmelslohn und Höllenstrafen, dessen Grundzüge er unzweifelhaft als längst feststehend vorfand, beibehalten hat. Aber die Grundgedanken seiner Weltauffassung drängten doch auf eine andere Beantwortung der Frage nach dem letzten Ziel alles Daseins hin. Das Problem, welches der Gegensatz des Guten und Bösen enthielt, blieb ungelöst, wenn jener Gegensatz sich in dem Gegenüberstehen hier eines Himmels, dort einer Hölle durch die unbegrenzte Zukunft des Jenseits verewigen konnte. Der Kampf mußte eine Entscheidung finden, und für den lebensfrohen Sinn der Zarathustrier war diese Entscheidung nur als Sieg des Guten denkbar. So lagerten sich über den Himmels- und Höllenglauben neue, anders geartete Vorstellungen. Sie sind den apokalyptischen Visionen vergleichbar. Ihren Anfängen nach lassen

sie sich bis auf die ältesten Hymnen zurückverfolgen: eine große Entscheidung, die man, wie es scheint, als nahe bevorstehend ansah, und das Kommen des Gottesreiches. Später schoben sich begreiflicher Weise diese Hoffnungen auf eine fernere Zukunft hinaus. Der letzte der Propheten wird erscheinen. Die Todten werden auferstehen und einen neuen, geistigen Leib empfangen. Ein ungeheurer Kampf wird gekämpft werden; er wird mit der Vernichtung des Bösen, mit der Begründung einer seligen Welt des Guten enden. „Er (der kommende Prophet) wird die Welt zum Ziele führen, daß sie frei von Alter und Tod sei, von Verwesung und Fäulniß, voll ewigen Lebens, voll ewigen Wachsens, ihrer selbst mächtig, wenn die Todten auferstehen, wenn den Lebenden Unsterblichkeit werden und die Welt nach Wunsch zum Ziel gelangen wird."

Das ist die letzte, große Zukunftshoffnung des zarathustrischen Glaubens.

IV.

Mehrfach haben wir jener Hymnen (Gathas) zu gedenken gehabt, welche im Avesta eine hervorragende Stellung einnehmen. Sie sind in alterthümlicherer Sprache als die übrigen Texte verfaßt und genießen bei den Gläubigen besondere Verehrung. An diesem vornehmsten Document der Zarathustralehre dürfen wir nicht vorübergehen, ohne es etwas eingehender zu betrachten.

Wir erwähnten schon, wie die Ueberlieferung das Bild Zarathustra's ausmalt, „das Feuer besorgend und Gathas singend", und so weist auch der Wortlaut selbst jener „Gathas des heiligen Zarathustra", wie sie einmal genannt werden, an vielen Stellen auf den Propheten in eigener Person als auf den Redenden hin. Der Zarathustra aber, welcher hier spricht, ist nicht jener Zarathustra der späteren Legende, dessen Gestalt Mythus und Dogma in übermenschlicher Größe fixirt haben. Es ist ein wahrer, lebendiger Mensch. Wir sehen ihn in Noth und Kampf; wir hören ihn von seinem Prophetenberuf mit den Sorgen, die er bringt, reden, und davon, wie er aus dem Vertrauen auf Mazda Kraft und Zuversicht schöpft. Ich glaube, daß das Alles nicht auf bloßer literarischer Fiction beruht, sondern daß uns hier wirklich — ein Denkmal von wundervollem Werth — Worte erhalten sind, in die der große Mann selbst seine Seele ergossen hat. Und wenn es neben ihm noch andere Dichter sein mögen, die an jenen Poesien geschaffen haben, dürfen wir in diesen doch Männer aus dem engsten Kreise des Propheten oder seine nächsten Nachfolger vermuthen und gewiß sein, auch bei ihnen dem echten Ausdruck der Gedanken und Stimmungen, wie sie um Zarathustra lebendig waren, zu begegnen.

Die Poesie der Gathas bewegt sich in gemessenem Schritt, ernst und schwer. Sie ist arm an allem Farbenglanz, an Bildern und Gleichnissen, an dem Schwung der Beredtsamkeit alttestamentlicher Propheten. Keine Vermittlungen und Uebergänge, kein Fließen, Gleiten, Sichschmiegen. In abgerissener Schroffheit, in immer gleicher Wucht, oft nur kurz, ja dunkel angedeutet, steht ein Gedanke, ein Gedankenfragment neben dem andern oder kehren dieselben Ideen in eintönigen Wiederholungen einmal über das andere

wieder. Immer dieselbe Richtung des Blickes nach oben und nach innen; dort liegen die vornehmsten Güter und Entscheidungen, von deren übergroßem Gewicht in echter und tiefer Ergriffenheit geredet wird. Immer dieselben gestaltlosen Gottheiten, das beste Gute, der gute Geist; dieselben Worte heftigen und feierlichen Zorns gegen die, welche der Verkündigung des Propheten widerstreben, das Reich des Guten befeinden. Ein enger Horizont; wenige, große Ideen und ernste, starke Empfindungen.

Bald wendet sich der Dichter im Gebet an seine göttlichen Schützer, bald redet er lehrend und ermahnend zur Gemeinde. Die Gottheiten und Genien des Volksglaubens, wie Mithra oder die Vorfahrengeister, sind für die Gathas nicht vorhanden. Es ist allein der eigenste, innerste Kreis der zarathustrischen Götterwelt, Mazda selbst und die Ameśha Spenta, bei denen hier alle Gedanken weilen, jene strahlende Schar der streitbaren Mächte des Guten, gleichsam eine Fluth durch einander schwebender, mit einander verschwimmender himmlischer Lichtwolken. Die Nähe dieser Götter fühlt der Dichter. Vor ihnen beugt er sich in Demuth. Ihnen schüttet er Sorgen und Hoffnungen, sein ganzes Herz aus. Er fragt sie; sie antworten ihm; von ihnen fließt ihm Kraft zu.

Welcher Hülfe ist meine Seele mächtig?
Für meine Herden, für mich wer wird als Schützer erfunden?
Wer anders als das Gute und als du, Mazda, du Herrscher,
Gewißlich ihr, die ich rufe, und als der beste Geist?

Von diesen himmlischen Herren der Wahrheit sich erleuchten zu lassen und dann dem Volk die Botschaft verkünden: das ist das Werk, zu dem der Dichter sich berufen fühlt. Er erzählt, wie der Höchste ihm erschienen ist und sich ihm offenbart hat:

Daß du heilig bist, Mazda, du Herrscher, hab' ich gesehen,
Als zu mir kam der beste Geist
Und mich fragte: „Wer bist du? Wem gehörst du?
Kannst du mir ein Zeichen setzen für die Tage,
Da wir uns befragen wollen über dich und die Deinen?

Und ich antwortete zuvörderst: „Ich bin Zarathuśtra!
Ein echter Feind, so viel ich vermag, dem Schlechten,
Aber dem Guten sei ich kräftige Freude,
Auf daß ich nach Wunsch des Himmels Genüsse erlange,
Indem ich dich, Mazda, lobe und preise.

Und daß du heilig bist, Mazda, hab' ich gesehen,
Als zu mir kam der beste Geist
Und mich fragte: Was begehrst du zu wissen?
Und als deinem Feuer Gebetes Gabe ich brachte,
Damit ich das Gute, so viel ich konnte, verstände.

(Der Gott redet:)

So sollst du mein Gutes sehen, wenn ich dich rufe,
Zu mir zu kommen, vereint mit der Göttin der Weisheit.
Und was du uns fragen willst, frage.
Denn wie mächtiger Herren Frage gilt uns die deine,
Da der Gebieter dir Macht gibt und dich befriedigt.

(Zarathustra spricht weiter:)

Daß du heilig bist, Mazda, du Herrscher, hab' ich gesehen,
Als zu mir kam der beste Geist,
Als ich zuerst durch eure Worte belehrt ward.
Leid erfährt bei den Menschen, wer sich dir hingibt.
Aber was ihr das Beste nennt, gethan soll es werden.

Von diesem Leid, das die Hingabe an Mazda bringt, reden die Dichtungen oft schlicht und ergreifend. Sie klagen, daß der Unterdrücker der Gebote Gottes der Stärkere ist, daß der Böse nicht als das, was er ist, erkannt wird. „Wann werde ich dich, o Asha, sehen?" fragt der Dichter, und er betet: „Wenn ihr in Wahrheit da seid, Mazda mit Asha und dem guten Geist, so gebt mir dessen ein Zeichen." Er klagt Gott seine Noth:

Zu welchem Lande soll ich mich wenden? Wohin soll ich gehen?
Von Verwandten und Freunden verstößt man mich.
Nicht sinnen die Nachbarn Gutes gegen mich
Noch des Landes böse Beherrscher
Wie soll ich dir, Mazda Ahura, was dir gebührt, erweisen?
Ich weiß, o Mazda, warum es mir schlecht geht,
Warum ich wenige Herden habe und wenige Mannen.
Das klag' ich dir. Sieh' du darein, Herr,
Gieb mir Freude, wie der Freund dem Freunde sie bietet.

Aber solche Zweifel und Klagen werden doch weit überwogen von dem Ausdruck gewisser Zuversicht. Vor des Dichters Geist steht die gottgegebene Erkenntniß. Sie ist nicht, wie so viele unter den Lehren der indischen Speculation, ein eifersüchtig gehütetes Geheimniß; er fühlt sich berufen, durch sie „die Welt zum Ziele zu führen", „die rechten Wege des Heils zu zeigen in dieser körperlichen Welt und in der des Geistes", „alle Lebenden für den Glauben zu gewinnen". Predigend tritt er vor die Menge:

Höret mit euren Ohren das Beste; betrachtet die Wahrheit mit dem Geiste,
Daß ihr den Glauben wählt, Jeder für sich, Mann für Mann,
Vor der großen Entscheidung, merkend auf unsere Lehre.

Und ein andres Mal:

Ich will reden. Nun lauscht mir, nun höret zu,
Die ihr von nah und die ihr von fern Verlangen tragt.
Nun bedenkt Ihn alle, denn Er ist offenbar.
Nicht soll zum zweiten Mal der Irrlehrer die Welt zu Grunde richten,
Der Schlechte, dessen Zunge böse Wahl gewählt hat.

Und verkünden will ich die beiden Geister, die im Anfang waren,
Von denen der Heilige also sprach zu dem Bösen:
Nicht kann sich unser Sinn vereinen, nicht Lehre noch Denken,
Nicht unser Wollen, nicht Worte noch Thaten,
Nicht unsre Satzungen, nicht können sich unsre Seelen vereinen.

Und verkünden will ich, was in dieser Welt das Erste,
Wie mir's gesagt der Wissende, Mazda der Herrscher:
Wer von euch nicht handeln wird nach dem Worte,
Wie ich es meine und wie ich es sage,
Dem wird das Ende der Welt zum Elend gereichen . . .

Und verkünden will ich den Größten von Allen,
Preis durch das Gute dem Weisen unter den Wesen bringen.
Durch seinen heiligen Geist höre es Mazda, der Herrscher,
Den ich anzubeten gelernt vom besten Geiste.
In seiner Weisheit mög' er das Beste mich lehren . . .

Ihn bring' ich herbei mit des Gebetes Lobpreis,
Denn jetzt möchte ich es vor Augen schauen,
Das Reich guter Gedanken und Werke und Worte,
Der durch das Gute ich Mazda, den Herrn, erkenne.
Anbetung wollen wir ihm weihen im Paradiese[1]).

Auf die Gegner solcher Verkündigung häufen die Gathas das volle Maß rechten Priesterhasses. Wenn es zwischen Priester und Priester, so lange die alte Einheit eines Volks in seiner Gottesverehrung noch bewahrt ist, nur rein persönliche Rivalität geben kann, so fließt da, wo jene Einheit sich aufgelöst hat, wo Glaube gegen Glaube steht, die persönliche Feindschaft mit der Feindschaft der Gedanken, der Feindschaft des Rechtgläubigen gegen die verderbenbringende Irrlehre zusammen. So weitet jener Haß sich aus: er vertieft und verbittert sich. Wer gegen den Schlechten gut ist, der ist selbst ein Schlechter. Wer ihm aber Böses thut mit Gedanken oder Worten oder mit seinen Händen, der erfreut Ahura Mazda. Der Gott wird wider den Feind angerufen: „durch den guten Geist wirke seinen Tod"; „hilf dem Gerechten, daß er den Bösen verwunde". Und die Gläubigen ermahnt der Dichter, nicht auf die falschen Lehrer zu hören, welche Haus und Gau und Land in Elend und Tod stürzen: „trefft sie mit dem Schwert!" Solche Ausbrüche der Feindschaft ziehen sich durch die Gathas vom Anfang bis zum Ende. Selbst in die festlichen Töne einer Dichtung wie jenes Hochzeitsliedes für die Tochter des Propheten klingen die Dissonanzen dieses Hasses hinein: die Schilderung des frommen Eheglücks schlägt dort zum Schluß in einen leidenschaftlichen Erguß gegen die Feinde des Propheten um. Die Uebelthäter sollen heulen; sie sollen bald in des Todes Schlingen gerathen. Wo ist der gerechte Gott, der sie um Leben und Freiheit bringen wird?

Wer möchte erwarten, in jener Zeit den Stimmungen moderner Toleranz zu begegnen? Wie Jesaias oder Jeremias, so wäre auch Zarathustra nicht gewesen, was er war, ohne diesen starken und harten Haß gegen seine Feinde, in denen er, die Seele geschwellt von dem Bewußtsein, der Kämpfer Mazda's zu sein, die Feinde Gottes und des Guten erkannte.

V.

Die Untersuchungen, welche dem Religionsforscher obliegen, sind Untersuchungen ähnlich, wie sie der Zoolog oder Botaniker zu führen hat. Wie dieser auf die thierischen oder pflanzlichen Organismen, so hat jener auf die

[1]) Es darf nicht verschwiegen werden, daß die vorstehenden Uebersetzungen in vielen Einzelheiten unsicher sind, wie überhaupt die Erklärung der Gathas fast durchweg voll von Problemen ist, deren sichere Lösung noch nicht gelungen ist und vielleicht nie gelingen wird. Ich muß mich hier besonders den Arbeiten von Bartholomae und Geldner zu Dank verpflichtet bekennen.

verschiedenen Species der Gattung Religion die Methoden, man kann sagen einer auf das geistige Gebiet übertragenen vergleichenden Anatomie anzuwenden. Und diese Methoden werden ihn beständig zu Ergebnissen führen, genau gleichartig denen, zu welchen sein naturwissenschaftlicher Mitforscher gelangt. Dieser ist gewohnt, neben den Organen, welche den gegenwärtigen Lebensbedingungen eines Thieres oder einer Pflanze entsprechen und aus ihnen erklärbar sind, auf Schritt und Tritt auch solche oder die verkümmerten Spuren solcher anzutreffen, die sich allein aus den längst vergangenen Verhältnissen erklären, unter welchen die Vorfahren der jetzigen Species den Kampf ums Dasein gekämpft haben. So erkennt auch unter den Vorstellungsmassen, wie sie in den heiligen Texten einer Religion meist mehr oder minder durch einander gehäuft vorliegen, ein geübtes Auge bald die Erzeugnisse weit von einander entfernter Zeitalter und Denkformen. Oft hat Uraltes sich in unveränderter Lebendigkeit inmitten jüngerer Umgebung bewahrt, indem die Bedingungen, aus denen es einst hervorgegangen, sich fortdauernd wirksam erhalten haben. Oft andrerseits ist das Alte stehen geblieben, trümmerhaft und ohne Leben, aber doch eben stehen geblieben: Vorstellungen oder Gebräuche, welche den veränderten Richtungen des äußern Lebens oder Seelenlebens nicht mehr entsprechen, die aber doch von der Vergangenheit her allzu tief in den Geistern festgewurzelt sind, um untergehen zu können. Oft endlich ist das Alte von neuen Strömungen erfaßt und mitgerissen, in den Dienst neuer Bedürfnisse und Tendenzen gestellt worden; dann hat es ebenso wenig seine ursprüngliche Gestalt unverändert bewahrt, wie es die Gestalt angenommen hat, welche jene Neuentwicklung einem frischen, aus ihr allein hervorgegangenen Product verliehen haben würde: vielmehr vermischen und verschlingen sich dann die Elemente des Alten und Neuen oft unauflösbar, oft doch nicht so fest, daß nicht geduldige Forschung sie zu entwirren im Stande wäre. Erst dann aber, wenn wir in größerer oder geringerer Annäherung ermittelt haben, was eine Religion als Erbtheil aus der Vergangenheit übernommen hat, werden uns, von diesem Hintergrund sich abhebend, die eignen, neuen Mächte des Denkens und Fühlens, welche jener ihr Gepräge geben und in denen ihr lebendigstes Leben sich ausdrückt, erkennbar werden, so viel hier eben unter den Dunkelheiten, die das Gesichtsfeld überschatten, an solche Erkennbarkeit gedacht werden kann.

Wir haben an einzelnen Punkten unserer Darstellung die Anwendung dieser Betrachtungsweise auf den Glauben des Zarathustra schon gestreift. Hier wird der Ort sein, ihre zusammenhängendere Durchführung zu versuchen.

Wie in jedem Glauben, so fehlt es auch in diesem nicht an Vorstellungen und Gebräuchen, welche aus den Zeiten fernster Anfänge des religiösen Wesens, aus den vor aller Geschichte liegenden Perioden der Wildheit und der Halbwildheit stammen. Dort sind gewisse Grundformen ausgeprägt worden primitiver Erfassung der in der Welt waltenden Geister oder Zaubermächte und kindlicher, wilder Kunst, diese Mächte sich zum Heil zu beeinflussen: Vorstellungen, von denen Reste und Spuren, ja ganze compacte Massen sich oft, wie bekannt, mit unverwüstlicher Zähigkeit bis in hohe und höchste Religionsformen hinein erhalten haben.

Aus dem zarathustrischen Glauben dürfen wir hierher z. B. die Rolle rechnen, welche die Verehrung der Vorfahrengeister spielt. Wir erwähnten, wie die Seelen der Hingeschiedenen in den Dörfern umgehen, um sich speisen zu lassen, wie sie ihren Nachkommen Regen für die Weiden und Sieg in der Schlacht spenden. Mit dem Glauben an das dem Erdenleben weit entrückte Dasein der Verstorbenen in Himmel und Hölle stehen diese Anschauungen im Grunde im Widerspruch. Wir treffen hier eben, vermischt mit Vorstellungen, die eine höher entwickelte Phantasie geschaffen hat, auf solche, die den ältesten Phasen religiösen Wesens angehören; über die ganze Erde verbreitet, auch bei den wildesten Völkern findet sich der Glaube an Seelen, welche die Wohnsitze der Lebenden umschweben und ihnen Gutes und Uebles zufügen, ein Glaube, der sich dann im letzten Grunde unverändert — man denke an die christliche Heiligenverehrung und an die Gebräuche des Allerseelentages — bis auf hohe Stufen von Religion und Cultur erhalten hat und noch erhält.

Aehnlich Altes liegt vor, wenn der zarathustrische Priester beim Opfer heilige Baumzweige mit geweihtem Wasser in mannigfache Berührung bringt: der Vegetation soll Wasser zugeführt werden — ohne allen Zweifel ein Regenzauber, wie er den Zauberern der Wilden so gut wie dem heutigen Volksglauben auch europäischer Völker überall in wesentlich gleicher Gestalt geläufig ist.

In denselben Zusammenhang gehören weiter jene von uns beschriebenen abergläubischen Abwehrmaßregeln gegenüber allen Verunreinigungen, d. h. gegenüber der Infection durch schädliche körperliche, luftförmige, geisterhafte Substanzen, insonderheit solche, die zu dem Tode und zu Todten in Beziehung stehen. Die zarathustrische Grundanschauung vom welterfüllenden Kampf zwischen Gut und Böse konnte, sobald sie sich ins Kleine und Kleinliche verfing, der Ausbildung dieses Reinheitscultus nur günstig sein. Ihrem Ursprung nach reichen aber auch diese Vorstellungen und Gebräuche, wie keinem Zweifel unterliegen kann, in die fernste Vergangenheit zurück.

Auf jene Vorzeit des Seelencultus, des dumpfen Treibens der Regenzauberer und Medicinmänner folgt dann die Periode des Glaubens an große, lichte, in unvergleichliche Höhe emporgehobene Götter und die Verehrung dieser Götter mit kunstvoll geordnetem Opfer und Loblied. Als die Vorfahren der Iranier und Inder ein Volk bildeten, war schon längst diese höhere und reinere Form von Glauben und Cultus zur Herrschaft gelangt. Ihr angehörige Gestaltungen dürfen wir von vornherein erwarten in besonderer Stärke unter dem ererbten Bestande vertreten zu finden, welchen der Zarathustrismus aus der Vergangenheit übernommen und auf dem er den Bau seiner eignen Ideenwelt errichtet hat. Um hier feste Ergebnisse zu gewinnen, sind wir aber glücklicher Weise nicht auf Schlüsse allein aus der inneren Wahrscheinlichkeit angewiesen. Wir besitzen greifbare Documente. Von der religiösen Poesie zwar, welche jenes vorgeschichtliche indoiranische Muttervolk schon in reicher Entwicklung besessen haben muß, ist uns auch nicht eine Zeile erhalten. Aber mit Hülfe der Zeugnisse, die uns das indische Brudervolk der Nation Zarathustra's bietet, können wir doch zu einem klaren und bestimmten Bilde

von der gemeinſamen geiſtigen Vergangenheit gelangen. Wie die beiden Dialecte, ſo ſtehen ſich auch — wir haben dies ſchon oben berührt — die religiöſen Literaturen von der einen und von der andern Seite des Hindukuſch, der Veda und die zarathuſtriſchen Bücher, unbeſchadet tiefgehender Differenzen, in vielen Beziehungen ſehr nah. Die Götter der beiden Nationen ſind zum nicht geringen Theil die gleichen. Und jenen Göttern tragen Prieſter, die mit denſelben Namen benannt ſind, Hymnen vor, welche in denſelben oder verwandten Versmaßen gedichtet ſind; ſie bringen dieſelben Opfergaben dar, vor Allem den heiligen Rauſchtrank, welcher Götter und Prieſter begeiſtert. So wird der Veda zu einem Document erſten Ranges, wie er es für die Erforſchung der zarathuſtriſchen Sprache iſt, ſo auch für die der zarathuſtriſchen Religion: er verknüpft ſie mit feſten Punkten, die außer ihr liegen; er macht es möglich, den Götterglauben und die Götterverehrung der indoiraniſchen Zeit, die nächſte, breite Grundlage des zarathuſtriſchen religiöſen Weſens, als eine vergleichsweiſe bekannte Größe in Rechnung zu ſtellen.

Ein erſtes und wichtigſtes Ergebniß nun, zu dem ſolche Unterſuchungen uns führen, iſt die wenigſtens unſern Vermuthungen erreichbare Herſtellung der Vorgeſchichte der mächtigſten unter den zarathuſtriſchen Göttergeſtalten. Der Weg oder doch wichtige Strecken des Weges ſcheinen uns erkennbar zu werden, auf dem Ahura Mazda zu ſeiner allüberragenden Hoheit emporgeſtiegen iſt.

Es läßt ſich erweiſen, daß es unter der Götterwelt des indoiraniſchen Volks einen Kreis von ſieben mit einander zuſammengehörigen himmliſchen Herren gegeben hat. Zwei von ihnen, die beiden Größten, bildeten ein beſonders eng verbundenes Paar; neben ihnen ſtanden fünf Kleinere. Von jenen beiden iſt der Eine der Gott Mithra, deſſen Verehrung ſich ſpäter vom Orient aus durch das ganze Reich der antiken Cultur verbreitet hat. Der Zweite iſt ein noch Größerer, allen Andern Voranſtehender. Er hat die Ordnungen der Welt geſchaffen, der Sonne den Weg gebahnt. Mond und Sterne wandeln nach ſeinem Gebot durch die Nacht; er läßt die Flüſſe zum Meere ſtrömen. Von ſeiner Himmelshöhe ſieht er ſchlaflos und untrüglich auf das Thun der Menſchen herab. Er durchſchaut auch ihre verborgenſten Thaten. Den Liſtigen, Zauberkundigen überliſtet er mit ſeiner noch größeren Zaubermacht: den Schlingen, die er ausgebreitet, entrinnt der Uebelthäter nicht. Im Veda heißt dieſer Gott Varuna. Er und überhaupt die Götter jenes ganzen Kreiſes werden dort beſonders häufig als asura, d. h. urſprünglich etwa „Beſitzer geheimer Zaubermacht," benannt. Das Wort asura lautet in der iraniſchen Sprache ahura; der Gott des zarathuſtriſchen Glaubens, welcher ſeinem Urſprung nach mit Varuna, dem großen Aſura des Veda, zuſammenfällt, iſt kein Andrer als Ahura Mazda.

Für die Indoiranier war dieſer große Gott doch nicht der einzig Große, vielleicht auch nicht der Größte. Andre Götter ſtanden neben ihm, vor Allen der gewaltige, ſtierkräftige Gewitterer, der ſiegreichſte Dreinſchläger, der immer durſtige Trinker des berauſchenden Soma, der Verleiher von Macht und Sieg an ſeine Freunde, die freigebigen Opferer. Aber man ſieht doch, daß gerade

in der Gestalt jenes Asura Elemente enthalten waren, aus denen die geschichtliche Entwicklung einen größten, ja einen einzigen Gott bilden konnte. Immer mehr ließ diese Entwicklung die Bedürfnisse geordneten socialen Lebens in den Vordergrund treten, die Tendenzen einer ihres eignen Wesens bewußten Cultur, und damit die Vorstellungen göttlichen Waltens über Recht und Ordnung, göttlichen Wohlgefallens an culturschaffender Arbeit. Das Alles mußte um so entschiedener betont werden, je mehr für das religiöse Wesen vor den unbeholfenen Ideen von Bauern oder Kriegern die geordnete, man kann sagen berufsmäßige geistige Arbeit eines Priesterstandes maßgebend wurde. Dem entsprechend mußte jener geistigere Gott, der Kluge, Kunstreiche, Ordnungen Schaffende und Erhaltende, immer größere Aussicht haben, gegenüber dem starken, plumpen Riesen das Uebergewicht zu gewinnen. Es ist begreiflich, daß zugleich mit diesem Größerwerden des Gottes sich auch eine gewisse Läuterung seines Wesens vollzog. In der alten Zeit, für welche das Ideal geistiger Macht und kunstvoll schöpferischen Gestaltens nothwendig zugleich die düsteren, verworrenen Züge des Zauberthums an sich trug, war dieser Gott ein größter Zauberer gewesen, auf dessen dunkel verborgener Kunst das Weltdasein beruht. Jetzt mußten diese Züge zurücktreten; immer siegreicher mußte der Charakter lichter, hoheitsvoller Weisheit durchbrechen. Und wie endlich die Potenz des Lichts, der Ordnung, mit einem Worte des Guten, in voller Bestimmtheit als die eine große Weltmacht erfaßt wurde, welche alle wahren Werthe des Daseins in sich schließt, mußte der Gott, in welchem jene Potenz ihren persönlichen Ausdruck fand, aus dessen Mund sie redete, mit dessen starkem Arm sie handelte, zu einer so unvergleichlichen Höhe emporrücken, daß neben ihm, dem Herrscher im Reiche des Guten, alle andern Götter nur als Gehülfen, als Diener gelten konnten.

In der Dämmerung vorhistorischer Zeiten, von denen kein Wort directer Ueberlieferung erhalten ist, scheint sich so die Spur der Vorgänge erkennen zu lassen, in welchen sich die Umgestaltung des großen Asura, des Zaubergottes der Indoiranier, zu dem zarathustrischen Ahura Mazda, dem höchsten Herrn alles Guten, vorbereitet und schließlich vollendet hat.

Ich meine aber, daß wir noch weiter gehen, die Vorgeschichte jenes Gottes noch durch ein weiteres Stück Weges, in noch entlegenere Fernen zurückverfolgen können.

Wir wissen, daß die meisten großen Gottheiten der alten Mythologien ursprünglich Verkörperungen von Naturwesenheiten waren. Zeus ist der Himmel gewesen, ehe er zum höchsten Lenker aller Geschicke wurde. Sind Spuren vorhanden, die ähnlich auch für die Gestalt des Ahura Mazda als allerletzte Grundlage einen Naturkörper oder eine Naturerscheinung ergeben?

Mir scheint eine sehr deutliche solche Spur in der erwähnten Stellung des Gottes an der Spitze von sieben einander ähnlichen Göttern zu liegen: er selbst der Größte; neben ihm, ein Paar mit ihm bildend, Mithra; die fünf Andern kleiner. Nun ist Mithra zweifellos ursprünglich ein Sonnengott gewesen und noch für das Bewußtsein späterer Zeiten ein Sonnengott geblieben; zahllose durch die antike Welt zerstreute Monumente zeigen sein Bild mit der

Inſchrift Deo Soli invicto Mithrae „dem Gott Sonne, dem unbezwinglichen Mithras.“ Iſt es da nicht klar, daß jene Sieben urſprünglich die ſieben himmliſchen Lichter, Sonne, Mond und die fünf dem Alterthum bekannten Planeten geweſen ſind? So erklärt ſich die Zuſammengehörigkeit der beiden Großen zu einem Paar und ihr Größenunterſchied gegenüber den fünf Kleinen; ſo erklärt es ſich, daß die Inder Mithra zum Herrn des Tages, Varuna — jenen Gott, welcher bei ihnen dem Ahura Mazda entſpricht — zum Herrn der Nacht machen. Befremden könnte nur, daß dem Mond und nicht der Sonne die erſte Stelle angewieſen iſt. Aber das Bedenken ſchwindet, wenn es uns gelingt, uns in die Denkweiſe der Culturſtufe, welche dieſe Götter geſchaffen hat, zurückzuverſetzen. An Anhaltspunkten hierfür fehlt es uns nicht. Mondgötter als höchſte Götter ſind nicht ſelten. Die Sumerier, die Begründer der chaldäiſchen Civiliſation, erkannten in Nannar, dem Mondgott von Ur, den „Herrn und Fürſten der Götter“; ſie beteten zu ihm: „Am Himmel wer iſt der Höchſte? Du allein biſt der Höchſte. Auf Erden wer iſt der Höchſte? Du allein biſt der Höchſte.“ In der Verehrung der Indianer Amerika's hat der Mond vielfach den Vorrang vor der Sonne, und zwar — dies iſt für uns von beſonderer Bedeutung — tragen die auf ihn bezüglichen Vorſtellungen oft einen böſen, unheimlichen Anflug. „Der Mond,“ ſagen ähnlich die Finnen, „hat ein ſonderbares, mannigfaltiges Ausſehen. Bald iſt er ſchmal, bald wiederum allzu breit in ſeinem Geſicht. Nachts iſt der Grauſe in Bewegung, Tags ruht er.“ Haben wir hier nicht den Schlüſſel zu jenem Hervortreten der Mondverehrung? Der himmliche Nachtwandler, der ſo bedenklich im Dunkeln ſein Weſen treibt, der mit ſolcher Kunſt ſeine Erſcheinung fortwährend zu verändern und ſich oft ganz unſichtbar zu machen weiß, iſt offenbar ein viel gefährlicherer Zauberer als die Sonne, welche in immer derſelben Geſtalt am hellen Tage waltet. Daß dann die fortſchreitende Entwicklung eben dieſem nächtlichen Gott die Herrſchaft über Recht und Ordnung der Welt beilegte, und daß weiter dieſe Vorſtellung ſich ſo zu ſagen der ganzen Lebenskraft des Gottes in dem Maße bemächtigen konnte, daß darüber ſeine urſprüngliche Mondnatur zurücktrat und ſchließlich völlig vergeſſen wurde, iſt ebenfalls begreiflich. Auf der einen Seite war der Mondgott als der größte Zauberer vornehmlich dazu befähigt, die kunſtvollen Bewegungen des Weltalls einzurichten und durch ſeinen Willen zu lenken; auf der andern mußte gerade er, deſſen Auge durch die Nächte blickt, vor allen andern Göttern eben die Sünden erſpähen, welche ſich im Dunkel verbergen und denen gegenüber darum das Bedürfniß nach einem göttlichen Wächter beſonders ſtark gefühlt wurde.

So glauben wir in entlegenſtem Alterthum als erſten, fernſten Vorläufer des Ahura Mazda einen Mondgott anzutreffen[1]). Langſam mächtige,

[1]) Man mißverſtehe dies nicht dahin, als ſolle Ahura Mazda hier für einen Mondgott erklärt werden. Als der Gott die Geſtalt des Ahura Mazda trug, war längſt vergeſſen, daß er einſt der Mond geweſen war. So konnte man denn jetzt ohne Widerſpruch von ihm ſagen, daß die Sonne ſein Auge iſt, daß er der Sonne den Weg geſchaffen hat u. dgl. m. — Ich bemerke noch, daß ich die nähere Begründung der hier entwickelten Auffaſſungen in meiner „Religion des Veda“ (S. 185 ff.) und in der „Zeitſchrift der Deutſchen Morgenländiſchen Geſellſchaft“

gewiß nach Jahrtausenden zu bemessende Wandlungen menschlichen Denkens und Trachtens spiegeln sich in der Geschichte dieses Gottes wider, in diesem Wege von der tückisch gefährlichen Gestalt des Zauberers Mond zu dem kunstvoll weltordnenden Asura der Indoiranier und weiter zu der leuchtenden Erhabenheit des höchsten Herrn alles Guten, den Zarathustra anbeten lehrte.

Was sich uns bei dem großen Asura ergeben hat, wiederholt sich in Bezug auf die meisten Hauptgestalten des zarathustrischen Glaubens: sie sind schon in indoiranischer Zeit vorhanden gewesen. Oder wenn dies nicht, so sind sie wenigstens in Stellen eingerückt, an welchen in entsprechender Gruppirung schon damals Gottheiten standen, die nun durch neugeschaffene Gebilde ersetzt wurden. Ueberall aber ist das Altgegebene, Ererbte — freilich, wie sich von selbst versteht, nicht an jeder Stelle gleich durchgreifend — in der Richtung umgeformt worden, welche durch die Worte Asha und Ahura Mazda bezeichnet wird. Nicht mehr wie vordem das unabhängige Nebeneinanderstehen hier eines Gottes, dort eines Gottes, wie in der Natur bald hier, bald dort die zur Vergöttlichung sich drängenden Erscheinungen auftreten. Sondern eine große Heerschar guter, lichter, streitbarer Helfer und Diener des Ahura Mazda. Das Feuer, sein Sohn, die Wasser, die er geschaffen hat, wirken an dem großen Werk des Guten mit. Am deutlichsten tritt der Charakter dieser Umformung da hervor, wo sie am freisten gewirkt, wo sie von dem alten Bestande nur so zu sagen den Grundriß übrig gelassen hat. An der Stelle jener kleineren Gefährten des großen Gottes, in denen wir nach ihrem ursprünglichen, früh vergessenen Sinn Planetengötter zu erkennen meinen, stehen im neuen Glauben die Ameśha Spenta, diese vergöttlichten Abstractionen, wie „die heilige Weisheit," „das beste Gute". Hier schöpft das zarathustrische Denken ganz aus sich selbst, und was es erschafft, sind jene Gestalten, in denen das reine Licht des Asha sich in eine Vielheit leuchtender Strahlen bricht. Aber auch hier bewahrt sich wenigstens in der Zahl dieser Gottheiten, in der Weise ihrer Zusammenordnung eine letzte, leiseste Spur davon, daß einst Gebilde andrer Art an dieser Stelle gestanden haben.

Die meisten der alten Götter treten natürlich im zarathustrischen Glauben als gute Wesenheiten auf. Wie wäre es anders denkbar bei dem lichtbringenden Feuer, dem Freunde und Wächter der menschlichen Wohnungen, oder den Wassern, den Spenderinnen der Fruchtbarkeit, dem unschätzbaren Segen für Weiden und Aecker, oder bei Mithra, dem Feinde der Lüge, dem Beschützer der Verträge und der Treue? An einigen Stellen aber erscheinen auch unter den bösen Wesen des Avesta, unter den Geschöpfen und Mitkämpfern des Angra Mainju, alte Götter oder vielleicht richtiger die bloßen, ihres Inhalts beraubten Namen jener Götter. Wie diese Verschiebung oder Degradirung vor sich gegangen ist, wird sich kaum mit Sicherheit aufdecken lassen. Hingen jene

(Bd. 50, S. 43 ff.) gegeben habe. Die dort vorgetragene Vermuthung, daß der Götterkreis von Mond, Sonne und Planeten dem indoiranischen Volk von einem fremden, in der Himmelsbeobachtung weiter fortgeschrittenen Volke, etwa aus Chaldäa, zugebracht worden ist, habe ich hier absichtlich bei Seite gelassen, obwohl ich sie trotz des vielfach gegen sie erhobenen Widerspruches nach wie vor für durchaus wahrscheinlich halte.

Namen mit irgend welchen anrüchigen Zauberpraktiken zusammen? War ihre Verehrung mit Persönlichkeiten verknüpft, welche den Zarathustriern feindlich gegenüberstanden? Das Befremdendste ist, daß sogar der alte allgemeine Name der Götter überhaupt, daiva — wörtlich „der Himmlische" — im Avesta zu einer Benennung der bösen Dämonen geworden ist. Wie ist diese Umwandlung, die so zu sagen aus den Göttern Teufel gemacht hat, zu erklären? Wahrscheinlich zum Theil eben aus der Feindschaft gegen die conservativeren Kreise, welche an der Verehrung der alten Götter festhielten. Zum andern Theil aber wohl auch aus der doppelseitigen Natur jener Götter selbst, welche, meist gnädig gegen den Menschen, sich doch auch feindlich und tückisch zeigen konnten. Der vedische Dichter betet um Errettung vom Zorn „der deva und der Sterblichen", von der Bedrängniß, „die von den deva und die von den Sterblichen bereitet ist". Ganz ebenso fleht der zarathustrische Beter, daß es ihm gelingen möge, alle Bosheit „der daiva und der Sterblichen" zu überwinden. Man sieht, wie hier die avestischen daiva, d. h. Teufel, im Grunde eben nur die Erbschaft der einen Seite des Wesens der alten daiva angetreten haben. Für die gnädigen Götter waren im Avesta andere Namen gebräuchlich geworden; es ist wohl begreiflich, daß man da nach dem Wort daiva, welches von Alters her wenigstens mit der Möglichkeit schädlichen Thuns verknüpft war, griff, um das Bedürfniß nach einer Benennung der feindlichen Wesenheiten zu befriedigen[1]).

Unter die Worte und Vorstellungen, welche der zarathustrische Glaube aus der alten Zeit übernommen hat, gehört endlich der centrale Begriff dieses Glaubens selbst, der Begriff des Asha. Die Vergleichung der ältesten indischen Literatur zeigt auf das Klarste, daß der iranische Prophet diesen Begriff nicht aus dem Nichts erschaffen hat. Wir finden das Asha im Veda unter demselben Namen, abweichend im Wesentlichen nur nach den stehenden Lautverschiedenheiten der beiden Dialekte, als Rita, d. h. „Ordnung", wieder[2]). Der vedische Dichter sieht das Wirken des Rita in der Natur wie in der sittlichen Welt; es kommt zur Erscheinung, wo immer feste Gesetzmäßigkeit den Naturlauf oder das menschliche Thun beherrscht. „Nach dem Rita strömen die Flüsse"; „nach dem Rita hat die Himmelstochter Morgenröthe aufgeleuchtet." „Nach dem Rita trachtet" der gerade und wahre Mensch im Gegensatz zu dem, der mit Lug und Trug Schaden stiftet. Wie Ahura Mazda der Schöpfer und Wächter des Asha, so ist im Veda der Gott Varuna, welcher dort, wie wir gesehen haben (S. 429), dem großen Ahura entspricht, der Begründer und Herr des Rita. Nach alledem ist kein Zweifel daran möglich, daß schon vor der Trennung der Inder und Iranier sich das Denken dieses Volks mit

[1]) Ich kann diese Sätze nicht niederschreiben, ohne zu erwähnen, daß ich hier Auffassungen von J. Darmesteter („Ormazd et Ahriman") wiedergebe, einem Forscher, dessen früher Tod vor wenigen Jahren den zarathustrischen Studien einen unersetzlichen Verlust zugefügt hat.

[2]) Die etymologische Identität von Rita (genauer Rta mit vocalischem r) und Asha wird trotz des so verschiedenen Aussehens der beiden Worte durch die vergleichende Lautlehre mit unbedingter Sicherheit erwiesen. Die Rolle des Rita in den altindischen religiösen Poesien habe ich in meiner „Religion des Veda" (S. 195—202 dargestellt.

der Idee des Rita als einer höchsten Weltordnung beschäftigt hat. Fragen wir, welche Wandlung diese Vorstellung auf ihrem Wege in den zarathustrischen Glauben hinein erlitten hat, so wird sich die Antwort natürlich nicht in vollkommen scharfen Begriffen ausdrücken lassen: wir dürfen eben den unbestimmten Lichtschein dieser Idee nicht in den geraden Linien einer mathematischen Figur wiedergeben wollen. Soviel aber wird man doch, meine ich, sagen können, daß das Asha Zarathustra's im Vergleich mit dem alten Rita etwas Volleres, Concreteres, Lebendigeres geworden ist. Die Vorstellungen von Ordnung, Recht, Wahrheit haben sich hier, scheint es, enger mit denen von Glück und gesundem Gedeihen, von Licht und Leben verbunden. Vor Allem aber steht das Asha unter den weltbeherrschenden Mächten in ganz anderer Höhe als das Rita, in einziger, absoluter Höhe da. Der vedische Dichter — und wir dürfen diesen mit Sicherheit als Zeugen auch über den Glauben der gemeinsamen indoiranischen Vergangenheit gelten lassen — blickt neben dem Rita mit nicht minderer Verehrung auf ganz andere Mächte als auf die entscheidenden, weltlenkenden hin: so auf den starken Arm eines Gottes wie Indra, der nicht nach ewiger Ordnung, sondern nach Lust und Laune, nach seiner Gunst für die, die ihm den Rauschtrank bereiten, und seinem Zorn gegen die, welche ihn nicht bereiten, die Menschen emporhebt und niederwirft. Für den zarathustrischen Glauben hat solches Spiel göttlicher Willkür aufgehört: das Asha, dem die Scharen der Guten im Himmel und auf Erden vom Gott bis zum Thier einträchtig dienen, drückt allein die Richtung und den großen Zusammenhang alles Geschehens aus, des welterfüllenden Kampfes und dereinst des Sieges des Guten über das Böse.

So hebt sich uns aus den Elementen, die der Vergangenheit entlehnt sind, der eigentliche und wesentliche Inhalt des zarathustrischen Glaubens selbst hervor. Wie weit das Erschaffen dieses Inhalts, das Fortschreiten vom Alten zum Neuen ein einheitlicher Vorgang gewesen ist, müssen wir unentschieden lassen. Soviel sieht man deutlich, daß bewußtes Wirken, die ausgeprägte und kräftige Subjectivität von Reformatoren und wohl vor Allem *eines* großen Reformators bestimmend hier eingegriffen hat. Aber daneben mag, vielleicht durch lange Zeiträume und eine Reihe verschiedener Phasen, die Vorarbeit und Mitarbeit menschlicher Vorgänger und unpersönlicher Mächte das Ihre gethan haben. In den ungeheuren Lücken der geschichtlichen Ueberlieferung verschwinden hier für uns die Einzelheiten[1]). Was wir thun können, ist nur dies, den zarathustrischen Glauben als eine große Masse der Naturreligion der Vergangenheit gegenüber zu stellen und für das Ganze der Wandlungen, welche sich hier vollzogen haben, den zusammenfassenden Ausdruck zu suchen.

[1]) Insonderheit ist zu beklagen, daß sich nicht mit Sicherheit feststellen läßt, wie weit der Glaube der großen Perserkönige, welche sich auf ihren Inschriften zur Verehrung des Auramazda bekennen, auch im Uebrigen mit dem zarathustrischen Glauben identisch war. Es wäre denkbar, daß Ahura Mazda bei den Iraniern oder einem Theil der Iranier als höchster, alle andern überragender Gott schon vor Zarathustra festgestanden hätte, und daß der Glaube der Achämenidenkönige an diesen Gott von der religiösen Bewegung, die von Zarathustra ausging, mehr oder minder unabhängig gewesen wäre. Vielleicht schaffen hier neue keilschriftliche Funde Klarheit.

Die alte Gottesverehrung ging in der Bemühung auf, bald dieses, bald jenes Gut, wie es Stimmung und Bedürfniß des Augenblicks mit sich brachte, der Gebelaune hier des einen, dort des andern Gottes abzugewinnen. In der neuen Zeit hat ein geordneteres Leben, in welchem die Mächte von Gesellschaft und Cultur mit ihrem stetig festen Wirken immer mehr gegenüber dem Spiel der Naturgewalten in den Vordergrund getreten sind, die Güter des menschlichen Daseins aus der zerstreuten Vereinzelung in einen großen Zusammenhang gerückt. Das reifer werdende Denken erkennt das Leben des Einzelnen, ja das Leben Aller als ein Ganzes. Das reifer werdende Wollen erfaßt die eignen Interessen als zusammenhängend mit den überragend wichtigen Interessen eines Ganzen. Immer vollständiger werden aus der Zahl der Güter alle die gestrichen, welche mit den Forderungen, die jenes Ganze stellt, im Widerspruch stehen. Immer entschiedener schließen sich die einzelnen Ziele in der Vorstellung eines höchsten Ziels zusammen. Hier liegt die centrale Idee des zarathustrischen Glaubens. Nicht mit der Kunst und in der Formelsprache abstracter Dialektik, aber mit der Kraft einer tief ergriffenen, weit blickenden Seele stellt der Prophet jenes Ziel den Seinen vor Augen.

Je fester sich aber die Welt des Guten zu einer Einheit zusammenschließt, um so nothwendiger muß als ihr Gegenbild in diesem Vorstellungskreis eine Welt des Bösen erscheinen. Vorbereitet hat sich diese Gegenüberstellung längst auf dem Boden der alten Naturreligion. Dort kämpfen Götter gegen feindliche Dämonen und gewinnen ihnen zu Gunsten der Menschheit Licht oder Vielbesitz, den Inbegriff von Nahrungsfülle und Wohlstand, ab; Indra bezwingt Vritra, der die Wasser gefangen hält, und läßt sie sich über das Erdreich ergießen. Aber das ist doch nur ein Vorspiel zu dem weltumfassenden Kampf des zarathustrischen Glaubens. Hier sind die Gegensätze in ganz anderer Schärfe gesondert, zu anderer Größe gesteigert. In Indra haben Regungen aller Art neben einander Platz; in Ahura Mazda kann das Böse nicht wohnen: hier muß diesem ein eignes Reich gehören. Natürlich konnten sich mit diesem Gedankengange Motive anderer Art vereinen, um die Gegenüberstellung von Gut und Böse weiter zu verschärfen. Man hat, vielleicht mit Recht, vermuthet, daß die Phantasie in den schroffen Extremen der iranischen Sommergluth und Winterkälte, in dem unvermittelten Nebeneinander fruchtbaren Landes und todter Wüste Anregungen für die Ausgestaltung jenes Gegensatzes gefunden habe. Noch näher als solche Verhältnisse des Naturlebens lag jenen priesterlichen Denkern die Feindschaft des eignen geistlichen Kreises und der gegenüberstehenden Gruppen. Man erinnere sich der Rolle, welche in den zarathustrischen Hymnen die Lügenpriester spielen, die das Land ins Verderben bringen und mit dem Schwert gezüchtigt werden müssen: wohl glaublich, daß dieser Gegensatz, so im Vordergrunde von Allem stehend, so schroff und unüberbrückbar wie der Gegensatz der Gerechten und der Gottlosen im Alten Testament, etwas von seiner Schärfe, von der ihm anhaftenden Leidenschaft aus dem Bereich des menschlichen Daseins in die Betrachtung des Universums ergossen, daß das Reich des Bösen etwas von den Farben angenommen hat, in welchen man die Verehrer der bösen Götter leibhaftig vor Augen sah.

Ueber das Alles werden wir hier noch jene Stimmung des Denkens in Anschlag bringen müssen, welche für dessen Jugendalter charakteristisch scheint: die Vorliebe für extreme Steigerung und grelle Ausmalung aller Contraste, das Uebersehen der Einschränkungen, Abstufungen, Milderungen, in deren Auffassung ein reiferes, geschmeidigeres Denken sich bewährt. So wird uns die allüberragende Mächtigkeit, die Schärfe und Heftigkeit, welche der Vorstellung des Weltgegensatzes und Weltkampfes zwischen Gut und Böse im zarathustrischen Glauben eigen ist, wohl begreiflich scheinen.

Wie nun weiter von dem groß und schroff gedachten Ideal des höchsten Guten sich nach allen einzelnen Gebieten dieses religiösen Wesens die Wirkungen erstrecken, wie von dort her allen vornehmsten Schöpfungen dieses Glaubens entscheidende Charakterzüge zukommen, ist leicht zu erkennen und zum Theil schon an einzelnen Stellen unserer Darstellung vorweggenommen worden. So haben wir angedeutet, wie jene Grundidee auf den alten Cultus eingewirkt, wie sie den alten Unsterblichkeitsglauben durch die Einschiebung der Lehre von der Auferstehung am jüngsten Tage und vom endlichen Siege des Guten umgeformt hat. Hier sei uns nur gestattet, zum Schluß noch einmal auf die Gestalt des höchsten Gottes selbst von diesem Gesichtspunkt aus zurückzublicken. Wie verhalten sich zu jenem centralen Gedanken die Züge, in welchen das Wesen Ahura Mazda's sich ausdrückt?

Daß aus dem Chaos der alten Götterwelt *ein* Gott sich als der höchste, ja im Grunde als der alleinige wahre Gott erhoben hat, wird nicht die Wirkung einer einzigen Ursache sein. *Eine* solche Ursache unter anderen war offenbar das immer mächtigere Hervortreten der königlichen Gewalt im irdischen Leben, dem entsprechend auch im Götterreich, dem himmlischen Gegenbild der Menschenwelt, *ein* König über Alle und Alles herrschen mußte. Es darf aber angenommen werden, daß unter den Factoren, welche diese Wendung in der Richtung auf den Monotheismus sei es hervorgerufen sei es verstärkt haben, auch der Idee eines weltumfassenden Reiches des Guten hervorragende Geltung zukommt. Die unabsehbare, ungeordnete Menge von Göttern der alten Zeit, unter welchen in fortwährenden Schwankungen bald der Eine, bald der Andere als der momentan wichtigste erschienen war, hatte den zahllosen vereinzelten Kräften entsprochen, die der Mensch einst in der umgebenden Welt wirken sah, und den zahllosen vereinzelten Bedürfnissen, für welche er die göttliche Hülfe anrief. Jetzt schlossen sich alle Kräfte und alle Ziele in der Welt des Guten zu der mächtigen Einheit des Asha zusammen. Damit verschwand zwar die Vielheit der alten Götter natürlich nicht ohne Weiteres; dazu wurzelte sie zu fest in den Geistern, fand sie nach wie vor zu mächtigen Anhalt an alten Gewohnheiten der Weltbetrachtung und des volksthümlichen Cultus. Aber doch mußte sich das Gewirr jener Götterwelt nun um einen festen Mittelpunkt ordnen. Der Gott, welcher das Asha repräsentirte — und eines solchen Gottes bedurfte das Asha selbstverständlich; diese Form, die großen Weltmächte vorzustellen, haftete dem Denken jenes Zeitalters unablösbar an — konnte nur ein höchster, allbeherrschender sein, wie das Asha das höchste, allumfassende Gesetz und Gut war. Freilich war es auch natürlich, daß jener

Gott doch zugleich noch etwas Anderes ſein mußte als allein die durchſichtige Verkörperung jener Idee. Er war ja nicht, damit eine ſolche Verkörperung da ſei, aus dem Nichts geſchaffen; die Anknüpfung an den vorhandenen Beſitz des alten Götterglaubens, ſpeciell an jenen großen Lichtgott, der ſchon für die Indoiranier über dem Rita[1]) gewaltet hatte, verſtand ſich von ſelbſt. Die alten Götter aber waren ihrer Herkunft nach weit überwiegend Naturgötter, Perſonificirungen der großen Naturmächte. So mußten denn auch in der Weſenheit des neuen höchſten Gottes, oder richtiger jenes alten Gottes, der nun zum höchſten wurde, Züge ſich erhalten, die ſchließlich im Naturdaſein wurzelten. Aber doch eben nur verblaßte Züge, altüberkommene Reſte aus grauer Vergangenheit. Seinem wirklichen, lebendigen Weſen nach konnte jener Gott kein Naturgott mehr ſein; hoch über der Natur mußte dieſer göttliche Herr geordneten menſchlichen Daſeins, wahren und reinen Sinnes, arbeitsreichen Lebensglückes ſich zu freier, geiſtiger Höhe erheben. Er konnte keiner jener unfertigen Götter mehr ſein etwa vom Schlage des alten indiſchen Varuna, über denen weitere, noch unerſtiegene Höhen lagen. Ueber ſolche Götter hinaus mußte das Denken des zarathuſtriſchen Volkes ganz ſo wie das ſeines indiſchen Brudervolkes einem höchſten Gipfel zuſtreben. Aber wie bezeichnend iſt die Verſchiedenheit dieſer beiden Gipfel, die Verſchiedenheit der göttlichen Geſtaltungen, in welchen die Schaffenskraft des indiſchen und des iraniſchen Geiſtes ihr letztes Können offenbart hat. Die weltverachtende Kühnheit indiſcher Philoſophen drang in jene äußerſten, geſtaltloſen Fernen vor, jenſeits von Bewußtſein und Perſönlichkeit, jenſeits von Gut und Böſe, zu dem neutralen, hinter aller Weltbewegung ewig ruhenden Brahma, „deſſen Name heißt Nein, Nein“, in deſſen Abgründen die Seele, den Qualen des Daſeins entronnen, träumend verſchwimmt. Im Lande Zarathuſtra's gab es keine Philoſophen, keinen metaphyſiſchen Tiefſinn, keinen Durſt nach der Erlöſung vom Weltleiden. Aber es gab ein kräftiges Volk, das, von geſundem Lebensgefühl erfüllt, in Arbeit und Kämpfen ſein Daſein zu ordnen und zu behaupten gewohnt war. Hier erhob ſich weite und große Auffaſſung der Aufgaben und Ziele des Menſchenlebens zur Vorſtellung des Guten und verkörperte ſie in der erhabenen und reinen Geſtalt Ahura Mazda's, des höchſten guten Gottes, des Verbündeten und Anführers aller Weſen im Himmel und auf Erden, die für das Gute kämpfen.

[1]) Siehe oben S. 433.

Die moderne Erdbebenforschung.

Von

Georg Gerland.

[Nachdruck untersagt.]

Erdbeben haben durch ihr schreckhaftes und doch so geheimnißvolles Wirken von jeher die Menschen besonders lebhaft beschäftigt. So lange Culturvölker und der allgemeine Gebrauch der Schrift bestehen, sind sie verzeichnet und in ihren Zerstörungen beschrieben worden. Aus dem Alterthum haben wir freilich nur zerstreute, fast zufällige Nachrichten der Art, denn die Schriften, die wir aus jener Zeit besitzen, sind abgeschlossene, nicht bloß zusammentragende Werke; auch waren Erdbeben am Mittelmeer viel zu häufig, als daß man sie einzeln beachtet hätte. Anders im Mittelalter, in Ländern, wo Erdbeben selten, bisweilen aber mit extremer Heftigkeit auftraten — Villach wurde 1344, Basel 1356 ganz zerstört — und bei vorwiegend chronistischer Art der Aufzeichnung, für die auch schon das Herabfallen eines Hausgiebels, das Einstürzen von Schornsteinen ein Tagesereigniß war, welches mit anderen Tagesereignissen ebenso getreu wie jene großen Katastrophen überliefert wurde.

Und wieder wie ganz anders heute! Da bildet die Erdbebenforschung, die Seismologie, einen selbständigen Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses; da ist in erdbebenreichen Ländern, in Italien, Japan, die seismische Beobachtung über das ganze Land hin staatlich organisirt, mit Central- und Nebenstationen, deren Arbeit nie stille steht; da spinnt sich ein seismisches Beobachtungsnetz aller Nationen immer enger um die ganze Erde: da gibt es alljährlich, ja allmonatlich Verzeichnisse aller beobachteten, ob auch noch so geringfügigen Erdbeben; da ist die seismische Literatur fast unerschöpflich und Theorie wie Praxis in fortwährendem Aufschwung — kurz, die Seismik hat sich zu einem selbständigen Zweig der Erdwissenschaft entwickelt, sie verlangt selbständige Behandlung, sie bedarf der Kraft und Arbeit vieler Forscher. Was aber gibt ihr einen so hervorragenden Werth? Wie ist der Stand unserer heutigen Kenntnisse und seine Geschichte? Was soll für die Zukunft durch den Wetteifer aller Völker erreicht werden? Das sind Fragen, die ein ebenso hohes wissenschaftliches wie culturhistorisches Interesse haben; deren Antwort daher im Folgenden versucht werden soll.

I.

Die erste wirklich wissenschaftliche Beschreibung eines Erdbebens, und zwar des Erdbebens von Lissabon sammt seinen so weithin reichenden Begleiterscheinungen, verdanken wir dem größten gleichzeitigen Denker, verdanken wir Kant, und es ist nicht zu viel gesagt, daß seine Abhandlung eine neue Epoche der Erdbebenkunde eröffnet. Auf jenes furchtbare Ereigniß und den gewaltigen Schrecken, den es überall hin verbreitete, folgte 1783 das ebenfalls höchst verderbliche Erdbeben von Calabrien. So wurde die Aufmerksamkeit der Völker auf diese unerklärliche Thätigkeit der Erde gewaltsam hingelenkt und namentlich in Italien, dem Haupterdbebenland Europa's, immer wach erhalten; so fand die im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts mächtig als neue Wissenschaft aufblühende Geologie in den Erdbeben gleich eine besonders wichtige Aufgabe vor. Geologen waren es zunächst, welche dem seismischen Studium oblagen, wie denn auch heute noch die am meisten verbreitete Erklärung der Erdbeben eine wesentlich geologische ist. Das wissenschaftliche Interesse der Erscheinung gewann vor dem praktischen die Oberhand; man beobachtete aufmerksamer, man sammelte die älteren in den Chroniken zerstreuten und zugleich die stets zahlreicheren seismischen Nachrichten der Neuzeit zu großen Erdbebenverzeichnissen, wie wir sie von Hoff, Perrey, Mallet, Volger, Fuchs u. A. verdanken, und wie sie allerdings für die Seismologie äußerst wichtig sind. Denn sie ergeben zunächst, daß direct fühlbare Erdbeben keineswegs überall vorkommen, daß sie vielmehr an die großen Emporfaltungen der Erdrinde, an die Kettengebirge, wie Anden, Alpen, Himalaya, daß sie ferner an die Gestade des pacifischen, des Antillen- und des Mittelmeeres gebunden sind, an Stellen der Erdrinde also, die große Brüche, verschiedenartige Störungen aufweisen und zugleich die Heimath auch der Vulkane sind; sie scheinen ferner ein Vorherrschen der Erdbeben für den Winter der Nordhalbkugel, also für die Zeit der Sonnennähe zu ergeben. Die Beschreibungen der heftigen Beben lehrten sodann eine doppelte Bewegung der Erdrinde kennen, eine successorisch auf- und absteigende und eine horizontale, oft ebenfalls recht starke Wellenbewegung. Auch die Zerstörungen, welche diese Stöße und Wellen an den Gebäuden verursachte, sowie ferner die außerordentlich rasche und weite Verbreitung der Erschütterungen über die Erdoberfläche hin wurden sehr eifrig studirt, und als nun im Jahre 1856 ein großes Erdbeben Neapel und Calabrien heimsuchte, da war es der englische Naturforscher Robert Mallet, welcher in seiner umfassenden Bearbeitung desselben aus der Richtung der Stöße, die er mit der Hauptrichtung der Risse in Mauern und Gebäuden zusammenfallend annahm, die Lage des Erdbebenherdes im Erdinnern und die Bewegungsrichtung des Erdbebens nachweisen zu können glaubte — eine Ansicht, welche lange die Seismologie beherrscht hat. Einflußreicher noch wurde des Göttinger Geologen Karl v. Seebach's Bearbeitung des großen mitteldeutschen Bebens, welches von 1869 an den nördlichen Theil der oberrheinischen Tiefebene, die Gegend von Mainz, Großgerau, Darmstadt mehrere Jahre hindurch beunruhigte. Die Hauptbemühung von Seebach's war, möglichst genaue Zeitbestimmungen für den Eintritt der Erschütterungen von möglichst vielen Orten zu erhalten:

aus ihnen ergibt sich der Ort, wo das Beben zuerst und am stärksten auftritt, das Epicentrum, welches direct über dem Punkt des Erdinnern gelegen ist, an dem die Bewegung ihren Ursprung hatte; aus ihnen ergeben sich ferner eine Reihe von Localitäten, wo die Erschütterung gleichzeitig und gleich stark auftrat, und die man durch bestimmte, nach v. Seebach annähernd kreisförmige Linien, die sogenannten Homoseisten, verbinden kann. Diese letzteren liegen natürlich desto ferner vom Epicentrum, je später und schwächer die Bewegung auf ihnen eintrat; sie lassen eine genaue Berechnung der Geschwindigkeit zu, mit welcher sich die Erschütterung, die Erdbebenwelle fortpflanzt; sie sind auch deshalb von Wichtigkeit, weil v. Seebach durch ein einfaches mathematisches Verfahren aus ihnen die Lage des eigentlichen Herdes, des unterirdischen Entstehungspunktes des Bebens zu bestimmen unternahm.

Während aller dieser Bemühungen aber vollzog sich nun immer mehr der Umschwung, welcher unserem Jahrhundert das Gepräge gibt, obgleich er selbst eine Folge der Entwicklungsstufe unserer Zeit ist — vollzog sich die Erschließung der Erde, die Ueberwindung von Raum und Zeit durch Dampf und Elektricität. Durch dies ungeheure Ereigniß wurde, wie unser ganzes Leben, so auch die Erdbebenforschung völlig umgeschaffen. Jetzt war auf Grund eines reichen Materials aus allen Weltgegenden ein vergleichendes Studium der Erdbeben möglich, wie es für die Seismologie unentbehrlich und grundlegend ist. Jetzt konnte der englische Forscher J. Milne den Erdbebendienst in Japan organisiren; in Italien war er längst organisirt, und die Resultate beider so weit getrennten Beobachtungsorte stimmten zusammen; die japanischen, indischen, amerikanischen Beben ließen sich in Italien, Rußland, Deutschland, England zeitlich übereinstimmend beobachten, und so ergab sich wieder ein neues, bisher ungeahntes Feld, welches schon weit über die bloß geologische Betrachtungsweise hinausreicht.

Dies konnte nur geschehen durch einen anderen Fortschritt unseres Jahrhunderts, der eine wirkliche Seismologie, eine wissenschaftliche Erkenntniß des seismischen Verhaltens der Erde erst ermöglichte: durch die hoch gesteigerte Entwicklung der Technik, durch welche eine instrumentelle Beobachtung der Erdbeben zu Stande kam. Erst durch sie konnten die Errungenschaften der neuen Zeit ausgenutzt werden. Während man früher, makroskopisch, nur die direct fühlbaren Erdbeben beobachtete, beobachtet man heute, wesentlich mikroskopisch, Schwankungen der Erdrinde, welche noch nicht ein Tausendstel eines Millimeters betragen, die also für alle menschlichen Sinne vollkommen unmerkbar sind; in beliebiger Vergrößerung lesen wir dieselben von unseren, die Erdbeben photographisch registrirenden Seismometern ab. Seismoskope, Instrumente, welche genau die Zeit des Eintritts, vielleicht auch die scheinbare Richtung einer Erdbewegung anzeigen, hatte man schon lange; zur Beobachtung und Darstellung des ganzen Gangs einer seismischen Erschütterung brauchte man und erfand man neue Instrumente, und zwar verschiedene Arten von Vertical- und Horizontalpendeln. Die ersteren sind namentlich in Italien, die letzteren in England, Japan und in Deutschland fast ausschließlich in Gebrauch. Das Horizontalpendel ist 1832 in Deutschland von dem nach-

maligen württembergischen Pfarrer Hengler erfunden, dann von dem bekannten Leipziger Professor Zöllner für wissenschaftliche Zwecke brauchbar hergestellt und in dieser Form von Engländern (J. Milne), Deutschen und sonst verschiedentlich angewandt. Die vollendetste, für die feinsten seismischen Beobachtungen geeignetste Form gab ihm ein zu früh verstorbener genialer deutscher Forscher, der Astronom und Geophysiker Dr. Ernst v. Rebeur-Paschwitz aus Merseburg, so daß es jetzt nach einigen kleinen Veränderungen und in dreifacher Zusammenstellung als unser empfindlichstes und genauestes Seismometer gelten darf. Seine Bewegungen und seine sehr genauen Zeitangaben werden photographisch aufgezeichnet; das Pendelgehäus selbst hat nur 40 Centimeter Durchmesser. In Folge seiner Handlichkeit und Billigkeit, seiner vorzüglichen Verläßlichkeit und Brauchbarkeit bürgert sich dies dreifache Pendel als internationales Instrument immer mehr ein.

Die mikroskopisch-seismische Untersuchung und ihre weite Verbreitung über die Erde hin hat in den letzten zwanzig Jahren die Seismologie wieder auf eine neue Stufe gehoben; ja man kann sagen, die eigentlich exacte seismische Forschung beginnt erst durch sie.

Diese moderne Seismik hat viele der früheren Resultate bestätigt: so die Localisation der Erdbeben an den Gestaden des Pacifik, der Mittelmeere, an den Kettengebirgen der Erde, ebenso die Wichtigkeit der Homoseisten, des Epicentrums; sie modificirt dagegen stark die bisherigen Berechnungen der Fortpflanzungsgeschwindigkeit; sie läßt das Urtheil über die zeitliche Vertheilung der Beben (Vorherrschen derselben in unserem Winter u. dergl.) höchst unsicher erscheinen; sie weist die früheren Bestimmungsmethoden des Centrums als völlig ungenügend zurück.

Daneben aber bringt sie sehr viel Neues. Zunächst die wichtigste Thatsache, daß die Erdrinde nie in Ruhe ist; daß sie eine Menge sehr verschiedenartiger Bewegungen zeigt und nicht bloß seismische. So eine durch die Anziehung des Mondes bedingte periodische Anschwellung, eine Fluthwelle; so andere Anschwellungen, welche durch den täglichen und jahreszeitlichen Gang der Sonnenwärme bedingt sind. Doch von diesen und einigen entsprechenden Bewegungen soll hier nicht die Rede sein.

Jedoch auch die wirklichen Erdbeben, d. h. die aus der Erdtiefe stammenden Erdbewegungen, zeigen sich als sehr verschiedener Art. Zunächst die direct fühlbaren Erdbeben, von den mächtig zerstörenden an bis zu den ganz localen, oft kaum bemerkbaren Stößen: für die unmittelbaren Wirkungen derselben haben uns die mikroskopischen Instrumente nichts wesentlich Neues gelehrt. Aber sehr häufig zeigen sie starke, oft Stunden lang anhaltende, makroskopisch völlig unfühlbare Bewegungen, die sich in sehr vielen Fällen als Fernwirkungen anderer starker Erdbeben nachweisen lassen: Fernwirkungen, die sich über die ganze Erdrinde hin fortsetzen. Und dazu kommt eine Reihe anderer, bisher theilweise noch nicht erklärter, oft recht eigenartiger Bewegungen: zunächst kleine, rasch vorübergehende Störungen, welche in den photographischen Aufzeichnungen wie größere oder kleinere Knoten aussehen, und die man wohl mit Recht als Fernwirkungen kleiner seismischer Störungen deutet, die irgendwo

vielleicht ganz unfühlbar aufgetreten sind. Locale Beben können es nicht sein, da diese ein ganz anderes Störungsbild ergeben. Dann zeigen sich, zu gewissen Jahreszeiten namentlich, ziemlich regelmäßige, kleine, ganz langsame Bewegungen des Bodens, die sogenannten Pulsationen, und endlich die Schar der Kleinbewegungen, der Tremors, wie man sie mit einem englischen Namen bezeichnet, die aber auch wieder verschiedener Art sind: bald stehen sie als Vorläufer, Begleiter, Nachfolger mit jenen großen von fernen Erdbeben stammenden Störungen in directer Verbindung, bald treten sie in minimalster Form in selbständigen Schwärmen auf, ohne daß man sie bisher erklären könnte; wieder andere lassen sich auf die Erschütterungen des Bodens durch den Wind zurückführen. Es versteht sich von selbst, sei aber hier noch direct ausgesprochen, daß die seismischen Apparate auf das Allersorgsamste vor den Einwirkungen des Verkehrs, Wagenfahrens u. s. w. geschützt sind, so daß diese zur Erklärung jener Bewegungen nicht in Betracht kommen können.

Die Lehre von der Art der Erdbebenwellen, ihrer Fortpflanzung und ihrer Geschwindigkeit ist namentlich durch die Arbeiten von Professor August Schmidt (Stuttgart) in ein neues Licht getreten. Hier seien nur, nach Berechnungen von E. von Rebeur, einige Beispiele ihrer Geschwindigkeit gegeben. Das Erdbeben, welches am 17. April 1889 in Tokio stattfand, zeigte sich in Potsdam, also in einer Entfernung von 9000 km, schon nach 13 Minuten. Das südamerikanische Beben vom 27. October 1894 gelangte von St. Jago (Chile) nach Rom (Entfernung 11 500 km) in 17 Minuten, und von Rom nach Charkow (Rußland, von Rom 2000 km entfernt) ein bis zwei Minuten später. Etwa um dieselbe Zeit traf es in Tokio ein, nach einem Weg von 17 400 km.

Schließlich sei noch eine Leistung der modernen Seismologie erwähnt: die genaue Erforschung der Seebeben, d. h. der seismischen Erschütterungen des Meeresbodens und ihrer eigenartigen Fortpflanzung durch das Wasser, welche wir nebst vortrefflicher kartographischer Darstellung einem Straßburger Gelehrten, Dr. E. Rudolph, verdanken.

II.

Mit diesem äußeren Entwicklungsgang der Seismologie steht nun auch die Erörterung der Frage: was ist, wie entsteht ein Erdbeben? in fortwährendem Zusammenhang. Es ist bezeichnend und merkwürdig genug, daß die Beantwortungen derselben, so verschieden sie auch von den verschiedenen wissenschaftlichen Standpunkten ausfielen, doch in einer Hauptsache stets übereinstimmen: sie fassen die Erdbeben stets als eine Erscheinung der Gesammterde auf. Ein Theil der Forscher benutzt die großen Veränderungen in der Erdrinde, wie sich dieselben in den letzten Erdepochen vollzogen haben und vielleicht noch vollziehen, zur Erklärung, welche freilich die Erdbeben in vulkanischen Gegenden nicht einschließt; andere Seismiker nehmen die wechselvollen Zustände des Erdinnern unter der festen und gluthflüssigen Umhüllung desselben als Sitz und Grund der Erdbeben an. Die erste beider Erklärungen, die ältere

und bisher die fast alleinherrschende, nennt man die tektonische, weil sie, abgesehen von den vulkanischen Beben, von der Tektonik, dem Aufbau der Erdrinde ausgeht; die zweite, welche jetzt an Boden gewinnt, und welche für die vulkanischen Beben keiner gesonderten Erklärung bedarf, kann man, einen Ausdruck des berühmten Leipziger Geologen C. Fr. Naumann wieder belebend, die plutonische nennen, da sie in jene unbekannten Tiefen der Erde hinabsteigt. Beruhen aber die seismischen Erscheinungen auf der Thätigkeit der Gesammterde, dann wird man, wie stets bei den großen Naturerscheinungen, mit einem einheitlichen Erklärungsprincip nicht auskommen und wohl neben den plutonischen auch tektonische Erdbeben anerkennen müssen und umgekehrt.

Die tektonische Erklärung ist geologischen Ursprungs und verdrängte mit Recht die ältere plutonische Erklärung Humboldt's, da diese nur eine unbewiesene Annahme war. Im Zusammenhang ist sie zuerst von Otto Volger (1858) entwickelt, nachdem von anderen Gelehrten einzelne Erklärungen gleicher Art schon gegeben waren. Ihm schlossen sich in selbständiger Weiterforschung Rudolf Hoernes, Ed. Süß, die meisten deutschen, französischen, englischen Seismiker an. Ihre Ansicht ist folgende:

1. In der Erdrinde sind große Hohlräume, in welchen mächtige Einstürze stattfinden; ein Theil der Erdbeben ist durch sie veranlaßt.

2. Die Erdrinde ist mannigfach gestört in Folge ihrer durch die Erdabkühlung bedingten stetigen Zusammenziehung. Sie ist zerbrochen in einzelne Schollen, die ihrerseits mannigfach verschoben sind, horizontal, vertikal; sie ist emporgefaltet in mächtige Gebirgsketten, deren Gewölbe aufreißen, sich weiter verschieben können. So ist fortwährende Thätigkeit in der Erde durch Bewegung der Schollen, der Falten: und hierdurch entstehen die Erdbeben. Ja Ed. Süß, der große österreichische Geologe, kennt für jeden Typus der Gebirgsfaltenbildung einen besonderen Erdbebentypus.

3. Da nun in Folge dieses Zustandes sich überall in der Erdrinde Spannungen vorfinden, so kann es geschehen, daß durch ein fernes Erdbeben solche Spannungen ausgelöst und hierdurch wieder ein Erdbeben, ein sogenanntes Relais- oder Uebertragungsbeben entsteht. Und so haben wir neben den vulkanischen die Einsturz-, die tektonischen (im engeren Sinne) und die Uebertragungsbeben. Die Kraftquelle des Erdbebens liegt also für diese Erklärung in der Unfertigkeit der Erdrinde, in den Wirkungen der Schwere, des Wärmeverlustes.

Und hat diese Auffassung nicht große Wahrscheinlichkeit? Sehen wir nicht auf der Erdoberfläche ganz die gleichen Vorgänge, namentlich auch bei Erdbeben, Bergstürze, Risse, Erdsenkungen u. dergl.? Und als sich die Alpen empor wölbten, als die rheinische Ebene sich zwischen Vogesen und Schwarzwald einsenkte, mußten da nicht die gewaltsamsten Verschiebungen, Brüche, Zertrümmerungen stattfinden? Wer heute von Osten her die Vogesen durchwandert, geht er denn nicht durch diese Abstürze und Zertrümmerungen wie über gewaltige Treppenstufen bis zur Höhe des Gebirges? Und warum sollten die Vorgänge, die in früheren Erdepochen und so mächtig in der uns nahe stehenden Tertiärzeit stattfanden, warum sollten sie nicht noch heute stattfinden?

Dies Alles erscheint so plausibel, daß man bisher fast allgemein dieser Ansicht zustimmt — freilich nicht ohne Ausnahmen.

Ganz kurz sei hier nur die Theorie Falb's erwähnt, welcher, ältere Ansichten aufnehmend, die Erdbeben durch Gezeitenschwellungen eines feurigflüssigen Erdinnern erklären will, eine Theorie, die hier nur genannt sei wegen des Erfolges, den sie im Zusammenhang mit ihren ganz unwissenschaftlichen Prophezeihungen bei dem Publicum hatte. — Beachtenswerther ist die Ansicht Daubrée's, des jüngst verstorbenen Altmeisters der französischen und insbesondere der elsässischen Geologie, welcher die ganz gleichen Erdbebenerscheinungen vulkanischer und nicht vulkanischer Gegenden nicht auf verschiedene Ursachen zurückführen wollte: er erklärte daher alle Erdbeben durch überhitzte Dämpfe, welche von eingesickerten Oberflächengewässern herkommen sollten. Auch diese Annahme bedarf keiner Widerlegung.

Aber allerdings hat jene scheinbar so völlig plausible tektonische Erklärung der Erdbeben ihre schweren Bedenken. Um diese jedoch richtig urtheilen zu können, müssen wir uns in gedrängtester Kürze ein Bild der Beschaffenheit des Erdinnern vorführen.

Die Entfernung von der Oberfläche bis zum Mittelpunkt der Erde beträgt in mittlerer Zahl 6370 Kilometer. Mit der Tiefe wächst die Temperatur der Erde; nehmen wir für ihr Anwachsen um 1° C. eine Tiefenstufe von 40 Metern (eine sehr mäßige Annahme), so haben wir bei 1000 Kilometer Tiefe schon eine Temperatur von 25 000°, und setzen wir dafür nur 15 000°, auch dann dürfen wir in dieser Tiefe nur Gase und zwar einfache Gase erwarten, denn bei so großer Hitze geht alle Materie in Gase über und alle zusammengesetzten Gase treten in ihre Elemente auseinander. Die Zone der Gluthflüssigkeit wohl aller Gesteine liegt schon bei etwa 100 km Tiefe, da hier die Temperatur schon 2500° beträgt. Mit der Wärme nimmt zugleich aber auch die Dichte der Erde zu. Während die Erdrinde etwa 2,5 bis 3 Mal dichter ist als destillirtes Wasser von 4° C, so steigert sich die Dichte nach dem Erdmittelpunkt zu bis über 11, also auf das Vierfache. Eisen hat die Dichte 7,8, ist also dreifach so dicht als die Erdrinde; aber die größten Erdtiefen sind noch 1,4 Mal dichter als dies Metall. Dazu kommt ein enormer, nach dem Centrum zu stetig anwachsender Druck, der nach dem englischen Geophysiker Rev. Osmond Fisher im Centrum etwa drei Millionen Atmosphären auf den engl. Quadratzoll beträgt. Aus diesen Verhältnissen, dem enormen Druck bei enormer Hitze und Dichte ergibt sich, daß das Erdinnere aus dissociirten, bis zu großer Starrheit comprimirten Gasen besteht, die nun auch ihrerseits einen ungeheuren Gegendruck ausüben, da sie stets das Bestreben haben, sich auszudehnen. Sie gehen nach außen zu völlig lückenlos in eine Zone gluthflüssiger Materie und diese wieder, durch den Druck der inneren Gase zusammengepreßt, ebenso lückenlos in den festen Aggregatzustand über. Auch in den unteren Theilen der festen Erdrinde herrscht immer noch ein sehr hoher Druck, so hoch, daß alle, auch die festesten Gesteine daselbst sich im latent plastischen Zustand befinden, d. h. sich gegen verschiebende Kräfte wie plastischer Thon verhalten und wie solcher bruchlos umgeformt werden. Aufreißen, Abrutschen, Höhlen, Klüfte

sind hier also völlig ausgeschlossen; alles Derartige kann nur in den obersten Schichten der Erdrinde eintreten.

Dies ist ein sehr starkes Bedenken gegen die tektonische Erklärung der Erdbeben. Und auch die Tiefe des Erdbebencentrums spricht gegen sie. Wir sahen vorhin, daß K. von Seebach die Tiefe des Erdbebenherdes aus der Bewegung der Erdbebenwellen berechnete; er fand sie nicht groß. Allein seine Rechnung beruht, wie Professor August Schmidt nachgewiesen hat, auf physikalisch unrichtigen Annahmen; nach Schmidt's im Ganzen gewiß richtiger Berechnung lag das Centrum des Erdbebens von Charleston (1886) in einer Tiefe von 120 Kilometer, wo von tektonischen Bewegungen nicht mehr die Rede sein kann. Denn bei 100 Kilometer Tiefe tritt ja schon allgemeine Gluthflüssigkeit ein. — Und ferner, das Erdbeben von Lissabon konnte, wenn wir die tektonische Erklärung gelten lassen, nach der ganzen Beschaffenheit der Gegend nur durch einen Einsturz veranlaßt sein. Wie groß aber sollen wir uns die stürzende Scholle, wie tief den Sturz oder Abrutsch denken, um Erschütterungen zu veranlassen, wie sie Lissabon zerstörten und Europa bis über Böhmen hinaus bewegten? Wo soll zu einem solchen Absturz die Möglichkeit, der Raum in dem enggepreßten Erdinnern sein? Und hätte eine solche jähe Senkung im Innern nicht irgend eine Spur, eine Einsenkung auf der Erdoberfläche zurücklassen müssen? John Milne zählte für Japan von 1885—1892 nicht weniger als 8331 zum Theil recht heftige Erdbeben auf, der ehemalige Director der Sternwarte zu Athen, Julius Schmidt, in den Jahren 1870—1873 allein für Phocis 300 schwere, gefährliche und 50000 leichte Erdbeben — aber von Terrainveränderungen, von Senkungen ist keine Spur, außer Bergrutschen an der Oberfläche (z. B. am Parnaß) und Zusammensacken von Ackerfeld oder sonstigem lockern Boden; wohin auch das berühmte Versinken des Molo von Lissabon gehört.

Alles dies spricht so zwingend gegen den tektonischen Ursprung der Erdbeben, daß wir denselben keineswegs allgemein gelten lassen können. Und auch die gewaltigen Unruhen und Erschütterungen jener Zeit, wo sich die mächtigen Gebirge wie Alpen und Himalaya erhoben, können nichts für unsere heutige Zeit beweisen. Denn damals waren die Verhältnisse, die mechanische Arbeit und Arbeitskraft der Erde ganz anders, letztere viel größer und akuter als in unserer Zeit, wie schon die Zahl und Gewalt der damaligen Vulkane beweist, gegen welche die unsrigen fast verschwinden. Wie sich jene mechanische Arbeit vollzog, davon haben wir heute keinen rechten Begriff. Eine Einsenkung, wie die der Rheinebene, kam gewiß nicht ohne heftige Erdbeben zu Stande; wie sie aber zu Stande kam, wissen wir nicht, denn für solche Vorgänge fehlen uns die Analogien.

Da aber die obersten Schichten unserer Erdrinde sehr brüchig, kluft- und höhlenreich sind: so können geringere rein locale Erdbeben gewiß auf Einstürzen, Abrutschungen, Ausgleichungen von kleinen Spannungen beruhen. Für wirklich starke Beben aber in diesen obersten Schichten, welche ihre Wellen weithin über die Erde ausbreiten, ist diese Erklärung bei der Natur der Erdrinde nicht möglich; sie müssen ihren Ursprung in größeren Tiefen unter der Erdrinde

haben. Da wo die mächtige Gaskugel des Erdinnern allmählich in die feuerflüssige Schicht und diese in die festen Gesteine übergeht, in diesen Zonen der Veränderung der Aggregatzustände muß eine unablässige, heftige Bewegung herrschen. Der Druck, der auf den Gasen des Erdinnern lastet, vermindert sich hier, ebenso die übermäßige Temperatur. Das kann nicht ohne Wechsel geschehen: Temperatur wie Druck sinken bald, bald steigen sie wieder, immer aber bleiben sie sehr hoch. Die dissociirten Gase vereinen sich, treten wieder auseinander, vereinen sich wieder, wobei die heftigsten Explosionen unausbleiblich sind. Wasser enthält das Erdinnere in ungeheuren Mengen und nicht erst in Folge oberflächlichen Einsickerns. Der Wasserdampf tritt bei sehr hoher Temperatur in seine Elemente, Wasserstoff und Sauerstoff, auseinander, deren Wiedervereinigung unter jenen heftigen Explosionen erfolgt, die wir als Knallgasexplosionen kennen und die (wie anderes ähnliche) in dieser Uebergangszone des Erdinneren gewiß äußerst zahlreich und mit großer Kraftentwicklung vorkommen. Die Hauptwirkung solcher Explosionen muß nach der kühleren und minder widerstandsfähigen Seite gerichtet sein, also nicht nach dem Inneren, sondern nach der Erdrinde und zwar nach den Stellen des geringsten Widerstandes, also nach den Bruchlinien der Störungszonen, den Emporfaltungen der Erdrinde, wo ja die Erdbeben ihren Sitz haben. Solche Erschütterungen, welche die Erdrinde von innen treffen, veranlassen die meisten Erdbeben; besonders starke Explosionen jene mächtigen, zerstörenden, tiefgründigen, wie das von Lissabon, von Charleston. Die Verwandtschaft der seismischen und der vulkanischen Erscheinungen tritt uns klar vor Augen.

III.

Aber eine Reihe von seismischen Vorgängen haben wir uns noch nicht erklärt, z. B. die Kleinwellen, die Tremors und die merkwürdige Unregelmäßigkeit der Bodenschwankungen. Die Aufzeichnungen der Verticalpendel-Apparate, welche diese Bodenschwankungen darstellen, bilden ein scheinbar unauflösliches Gewirr von übereinander laufenden Strichen. Der verstorbene japanische Professor der Seismologie, Sekiya, hat die seismische Bewegung eines Punktes der Erdoberfläche sehr vergrößert in einem Drahtmodell dargestellt, welches vielfach abgebildet worden ist: es zeigt sich uns auch hier ein höchst unregelmäßiges Gewirr des Drahtes.

Und allerdings stehen wir hier vor einer höchst wichtigen Thatsache, welche die seismische Forschung sehr erschwert. Wir fühlen und beobachten niemals die Erdbebenstöße in ihrer Eigenart, nie direct in ihrer Einheit oder gleichzeitigen Vielheit u. s. w., sondern nur die von ihnen in der elastischen Erdrinde ausgelösten Wellenbewegungen. Diese aber gehen, auch bei mehrheitlichem Ursprung, sofort in eine große Kugelwelle über, welche sich, je nach der Kraft des erregenden Impulses, in mehr oder weniger zahlreichen Wiederholungen durch das Erdinnere bewegt. Die Erschütterung der Erdrinde durch diese Kugelwellen ist es, was unsere Instrumente als Erdbeben darstellen. Unter Erdrinde dürfen wir aber nicht die Erdoberfläche verstehen, auf welcher wir unser Wesen haben, und die aus lockerem, durch Verwitterung, Zertrümme-

rung, durch zahllose Ursachen zerstückeltem Material besteht, sondern die dies Material tragende, oft in ziemlicher Tiefe liegende feste Erdrinde, durch welche jene Kugelwellen zum Austritt gelangen. Wie nun die Wellen des Meeres, an die Küsten anschlagend, umgewandelt, zertheilt, zerrissen, emporgeschleudert u. s. w. werden, wie sie branden: so branden auch die seismischen Wellen in der stark zertrümmerten Erdoberfläche, an jenen Kieseln, Geröllen, Trümmern, Sanden, Erden, in den Klüften, Spalten u. s. w. Wir beobachten also auch jene ursprünglichen Kugelwellen nicht, sondern nur ihre ganz zersplitterte Form, ihre Auflösung in zahllose Einzelwellen, die, in die verschiedensten Richtungen abgelenkt, zu uns kommen. Hier zeigt es sich auf das Deutlichste, daß Mallet's Versuch, aus der Stoßrichtung Centrum und Herkunft des Erdbebens zu entnehmen, ein völlig verfehlter war. Wissenschaftliche Schlüsse können wir nur aus der Eintrittszeit, der Dauer und der Stärke der Bewegung ziehen. So ist es einleuchtend, daß viele der Tremors keineswegs alle in dieser Zersplitterung ihren Ursprung finden; einleuchtend, daß ein fester Punkt der Erdrinde in einer so verworrenen Wellenbewegung eine höchst verwickelte Bahn beschreiben muß; einleuchtend, daß die Zersplitterung auf festem Boden weniger stark ist als auf lockerem; daß ersterer durch die gleichmäßiger fortgeleitete Bewegung weniger gefährlich ist als letzterer; und schließlich, daß die so vervielfachten Wellen einander stören, überlagern, schwächen, verstärken, genau wie es die Wasserwellen thun. Von hier aus erklären sich die Erdbebenbrücken, d. h. die Orte, welche bei wiederholten Erdbeben stets unbewegt bleiben, sei es, weil sie fester sind, sei es, weil sich bei ihnen die Wellenzüge durch Kreuzung aufheben.

Aber auch die Schallerscheinungen, welche so häufig die Erdbeben begleiten, sind ebenfalls nur Folgen dieser Zersplitterung der Wellen und ihres Austrittes in die Luft: denn die Wellenbewegung der Luft empfinden wir ja als Schall. Hierbei ist die Feinheit unseres Gehörorgans bewundernswerth: denn nicht selten sind uns seismische Bewegungen noch als Luftwellen fühl-, d. h. hörbar, die wir durch unser Getast, als Bodenbewegungen, nicht mehr empfinden. Der Erdbebendonner entsteht wie der Donner der Gewitter aus einer Reihe von Lufterschütterungen, deren nächste und zugleich späteste wir zuerst, deren fernste und früheste wir zuletzt hören. Die verschiedene Klangfarbe der Erdbebenschälle ist nur die Folge ihres verschiedenen Austretens aus kleinen, spitzen Trümmern (Klirren, Rasseln, Sausen), aus Sand und Erde (dumpfes Brausen), aus Bäumen (Sausen) u. s. w. Das Echo in Klüften tritt nicht selten schallverstärkend auf; Erdbebenschälle, die von oben, aus der Luft zu kommen scheinen, sind durch Erdbebenwellen, die oben aus Bäumen, Häusern u. s. w. austreten, veranlaßt; die oft ganz verschiedene Wellenrichtung und Wellenstärke in verschiedenen Häusern oder auch in den Räumen eines Hauses erklärt sich durch die verschiedenen Elasticitätsverhältnisse der Häuser, der Räume. Auf die wahre Natur und Ursache der Erdbeben läßt sich aus diesen Schällen nicht der mindeste Schluß ziehen. Dies hervorzuheben ist wichtig: man hat nicht selten solche Schlüsse gezogen und dadurch nur Irrthümer verbreitet.

IV.

Einen praktischen Nutzen hat das seismische Studium also nicht: alle Weissagungen sind, auch wenn sie dann und wann zuzutreffen scheinen, völlig haltlos. Sagen läßt sich bis jetzt nur, daß manche Gegenden und Zeiten geneigter zu Erdbeben, manche Bodenarten gefährlicher sind; und das ist doch kein praktischer Nutzen. Von hohem Werthe ist es freilich, daß die Völker sich auch für die seismische Beobachtung in gemeinsamer Culturarbeit friedlich zusammenschließen.

Aber dieser Zusammenschluß war nicht der Zweck, weshalb Völker und Einzelne so anhaltende und nicht ganz geringe Kosten und Arbeiten übernahmen, wie die Seismik sie verlangt. Was ist hierfür die Ursache? Den Philosophen Kant lockte zur Physik der Erde, des Weltalls die Größe und Neuheit der Aufgabe, die ungeheure Intuition. Er, der das Menschengeschlecht in seiner geistigen Allheit und Einheit zum Object wissenschaftlicher Durchdringung machte, er sah mit genialem Blick, seiner Zeit vorauseilend, die Ganzheit der Erde, der Welt und die Fülle mächtigster Probleme, welche diese Auffassung bot. Und diese Auffassung, diese Probleme, die moderne Wissenschaft hat sie zu den ihren gemacht. Denn durch die unablässige Arbeit namentlich unseres Jahrhunderts hat sie die Fähigkeit erlangt, die großen Gesammterscheinungen des Lebens, die Menschheit, die Erde, als solche wissenschaftlich aufzufassen und darzulegen, welche Kräfte sie als Einheiten besitzen. Und wie uns das Studium der Menschheit als einheitlicher Societät ein ganzes System neuer Gesetze ergibt, so auch das Studium der Gesammtmasse und Gesammtarbeit der Erde, die Functionenlehre der Erde, und zu dieser gehört auch als Einzelabtheilung die Seismik. Die Erde ist äußerlich erschlossen, für unser Bedürfniß: sie muß es auch begrifflich werden für unser Verständniß. Wir modernen Menschen dulden nichts Geheimes und Unverständliches mehr im Leben, und wir haben ein Recht dazu, denn wir haben die Kraft gewonnen, die richtigen Wege zur allmählichen Aufhellung, zur Wahrheit zu finden. Und so führt uns auch die Auffassung der Erdbeben als einer Function der Gesammterde zu folgenden Ergebnissen.

Noch heute ist die Erde, was sie bei ihrem ersten Entstehen war, eine unendliche Gaskugel, d. h. eine solche, deren Gase (die Atmosphäre) ohne bestimmte Grenze in den Aether des Weltenraumes übergehen. Aber der früher einheitliche Gasball ist jetzt getheilt, die verdünnten, sehr abgekühlten Gase sind von den stark verdichteten, heißen durch eine verhältnißmäßig überaus dünne Schale von äußerlich festem, nach innen gluthflüssigem Material getrennt. Könnte man diese durch die Abkühlung der Gasmasse entstandene Schale entfernen, so würde die Erde noch heute, abgesehen von ihrer Kleinheit, wie die Sonne sein. Die obersten Gase des Erdinnern sind analog den Gasen, welche die Oberfläche des Sonnenkörpers bilden; sie sind wie diese in fortwährender Bewegung, und was dort Sonnenfackeln sind, das sind hier die mächtigen Gasexplosionen, die wir durch die Erdrinde hindurch als Erdbeben fühlen. So erkennen wir die Erdbeben als Ausgleichserscheinungen des Erdkörpers, Ausgleichserscheinungen in Beziehung auf Wärme, Schwere, Druck. Dieser

Ausgleich geht in verschiedenen Erdepochen verschieden an Kraft und Unruhe vor sich; er wird mit dem wachsenden Alter der Erde abnehmen; die Mechanik früherer Erdperioden dürfen wir daher nicht ohne Weiteres mit den Vorgängen unserer Zeit vergleichen.

Für die Erforschung der Erdbeben handelt es sich zunächst um Materialsammlung von allen Theilen der Erde her: es bedarf langjähriger Beobachtungsreihen, um die Verschiedenheit der beobachteten Thatsachen, um Mittelwerthe, um etwaige Perioden in der seismischen Thätigkeit — vielleicht die öfters behauptete Uebereinstimmung derselben mit den Sonnenfleckenperioden — festzustellen. Die Arbeit, welche Noth thut, ist ungeheuer, denn überall müssen Stationen gegründet, die Beobachtungen gesammelt, verglichen, wissenschaftlich bearbeitet werden. Alles dies kann nur durch Zusammenwirken der Völker, durch unabläßige internationale Gesammtforschung geschehen. Das Auftreten dieser neuen Gesammtaufgaben, dieser große Gewinn an Erkenntniß und geistiger Kraft fällt zusammen mit einer neuen Stufe der äußeren Entwicklung der Menschheit, deren Function sie ist, mit dem Emporkommen der Massen, der gleichwerthigen Entfaltung der Individuen. In dieser Doppelentwicklung liegt die welthistorische Bedeutung unserer Zeit. Erst durch das Emporkommen der Massen, durch diese Entwicklung der Individuen wird die geistige Fähigkeit, der Besitz der Menschheit bis zu seiner irdisch möglichen Vollendung gebracht, indem jetzt erst alle Momente des irdischen Milieu, welche für die menschliche Entwicklung von Werth sind, wirklich ausgenutzt werden können.

Gerade auf seismischem Gebiet aber vermag jeder Einzelne durch Genauigkeit und Ausdauer viel zu leisten. In Hamburg hat ein reicher Privatmann ein dreitheiliges Horizontalpendel zu dauernder Beobachtung aufgestellt, mit bestem Erfolg; sein Beispiel sollte Nachahmung finden. Es hat doch etwas Verlockendes, im eigenen, wohl fundirten Keller in vollster Ruhe und Sicherheit die Erdbeben Japans, Indiens, Amerikas, Islands ablesen zu können. Und je zahlreicher brauchbare Beobachtungen, von je verschiedeneren Orten sie zusammenkommen, eine um so größere und stets bleibende Förderung gewinnt dadurch die Wissenschaft.

Otto Ribbeck.

[Nachdruck untersagt.]

Am 18. Juli ist Otto Ribbeck in Leipzig gestorben, ein paar Tage vor seinem einundsiebzigsten Geburtstage. Wie hatte ihm die begeisterte Hingabe eines eng verbundenen Schülerkreises den siebzigsten Geburtstag erheitert! Am Ende desselben Jahres traf ihn die Nachricht von dem frühen Tode des hervorragendsten unter seinen Schülern, des Verfassers der „Psyche", Erwin Rhode's. Er hat immer den Wenigen, welchen er sich ganz öffnete, mit dem antiken Gefühl der Freundschaft angehangen. So warf ihn, nachdem er länger leidend gewesen, diese Nachricht in eine Krankheit, welcher er bald erlag. In den stattlichen, feierlichen Räumen der Paulinerkirche, welche die Todtenfeier so mancher berühmten Vorgänger gesehen hatten, sammelten sich noch einmal Amtsgenossen, Freunde und Schüler; dort nahmen Amtsgenossen, der jüngere Ritschl, Wachsmuth und Wiedemann das Wort, danach wieder die älteren und jetzigen Schüler. Durch alle diese Reden klang wie ihr Grundton, in ihm werde einer der letzten deutschen Humanisten nun zu Grabe getragen. Versteht man unter Humanisten die Männer, welche in dem Gefühl eines Vorbildlichen, ästhetisch und menschlich Musterhaften in der antiken Welt gelebt und den eigenen Charakter und die Geistesart nach diesem Vorbilde formirt haben, dann war in Wirklichkeit Otto Ribbeck in der Schar dieser Humanisten, die von der Renaissance hinabreicht zu Otfried Müller, Welcker, Böckh und Curtius, einer der Edelsten und Glücklichsten. Zugleich war er aber auch darin vom Geschlechte der Humanisten, daß er im Machtgefühl der philologischen Methode lebte. Aus dieser antiken Welt hatte er die lebendigsten Antriebe empfangen, sein Dasein und seine Ideen zu gestalten. So hatte er sein Wesen zu einem geschlossenen und harmonischen Ganzen ausgebildet. Und er war wohl auch einer der Letzten dieser Humanisten. Ein anderes Zeitalter bricht heran, welches von der geschichtlichen Bedingtheit des antiken Lebens erfüllt ist und einem dunkel gesehenen Neuen entgegengeht.

Es ist ihm vergönnt gewesen, nur aus den idealen Antrieben, die ihn so erfüllten, sein Leben vornehm und frei zu gestalten. Zu Erfurt 1827 geboren, ist er in einem hoch angesehenen Hause in breiten Lebensverhältnissen aufgewachsen; in Bonn als Student schloß er sich an Ritschl an; dieser schenkte ihm seine Freundschaft, er durfte in dem eng verbundenen Kreise der bedeutenden Schüler desselben sich zielbewußt und ohne Hast entwickeln. Wie sein Lehrer hatte er in der römischen Welt den festen Mittelpunkt seiner Studien. Nach den Studentenjahren gab er in Italien sich frei dem Studium dieser römischen Welt hin. Rasch durchlief er als Professor die Universitäten Bern, Basel, Kiel und Heidelberg, im fünfzigsten Lebensjahre wurde er der Nachfolger seines Lehrers in Leipzig. Eine edle, ihm tief geistesverwandte Frau, die Tochter des Generals v. Baeyer, dessen Verdienste um die europäische Gradmessung im rühmlichsten Andenken sind, theilte seine Lebensinteressen und seine Denkart. Wo er war, verbanden sich um den nach außen spröd geschlossenen Mann Freunde und Schüler zu einem von Lebensfreude erfüllten

Kreise; denn ihn umgab der Zauber einer ästhetischen Natur, und eine innere Kraft, alles Menschliche zu verstehen und zu genießen, schien ihm unvergängliche Jugend mitzutheilen.

Von seinen umfassenden kritischen Arbeiten müssen Fachgenossen sprechen. Ihren Mittelpunkt bilden seine Sammlung der Bruchstücke des römischen Dramas, die Schrift über die römische Tragödie aus dem Zeitalter der Republik und die fünf dem Vergil in Edition und Untersuchung gewidmeten Bände. Daran schließen sich die Arbeiten über Plautus, Juvenal und Horaz. Was ihn in diesen rein fachmännischen Schriften überall auszeichnete, war die Verbindung einer auf die solideste Gelehrsamkeit gegründeten Kritik mit seinem außerordentlichen ästhetischen Vermögen. Hieraus entstand ihm die Kraft, mit nachschaffender Phantasie Trümmer wieder herzustellen und Verderbtes zu reinigen. Im Vollgefühl derselben hat er wohl auch theilweise allzu souverän mit dem Ueberlieferten geschaltet.

Freier als in diesen rein gelehrten Arbeiten tritt seine Persönlichkeit hervor in den Schriften, welche die Charaktere des Theophrast und ihr Verhältniß zur antiken Literatur zum Gegenstande hatten. Was von ihm hier geleistet wurde, gehört zu den wenigen soliden Bausteinen für eine allgemeine und philosophische Literaturgeschichte, welche der menschlichen Phantasie in den Vorgängen nachgeht, durch die Motive, Charaktere und Zusammenhang der großen dichterischen Werke herausgearbeitet werden. Wie es sich auch mit der Entstehungsweise der Schrift über die Charaktere verhalten mag, welche uns so verstümmelt überliefert ist: Ribbeck hat den Nachweis geliefert, daß dieselbe in sich den Ertrag der reichen griechischen dialogischen, rhetorischen und dichterischen Literatur gesammelt hat; diese Literatur hatte immer feiner und tiefer Typen komischer oder widriger menschlicher Charaktere ausgebildet, und so konnte in dieser Schrift über die Charaktere eine Zusammenstellung derjenigen menschlichen Charaktertypen entstehen, welche von den Beobachtern des täglichen Lebens, den Sittenschilderern und komischen Dichtern des Alterthums mit der mimischen Kraft der südlichen Völker geschaffen worden waren. Wie diese Schrift über die Charaktere aus Menschenschilderungen und dichterischen Werken hervorgegangen war, so hat sie dann auch wieder auf sie bedeutsam zurückgewirkt. Seitdem sie 1527 zuerst theilweise gedruckt wurde, begegnet man überall bei Sittenschilderern und Dichtern den Spuren von Kenntniß und Benutzung derselben. Indem nun Ribbeck diese Zusammenhänge verfolgte, mit dem feinsten Sinn für Leben, Sittenschilderung und Dichtung: wies er in der verstümmelten Ueberlieferung die Reste einer umfassenden Kenntniß der Alten über die Grundtypen des menschlichen Charakters nach. Er bezeichnete diesen Theil antiken Wissens als Ethologie, und so hat er mehrere dieser Typen wiederherzustellen unternommen: als Beiträge zum Wiederverständniß dieser Ethologie. In diesen Bildern äußert sich vielleicht am allereigensten die Verbindung eines heiteren Sinnes für Menschliches mit dem Verständniß der antiken Dichtung.

Ein anderes Werk, in welchem seine Persönlichkeit sich ausdrückt, und das nun auch einem weiteren Leserkreise diese bekannt machte, wuchs aus seinen Lebensverhältnissen selber heraus. 1879 erschien der erste Band seines Lebens von Fr. W. Ritschl, dem Philologen, dann 1881 der zweite. Ritschl hatte mit der antiken Naivität, in welcher er über sich selber dachte und sprach, eine solche Darstellung vorausgesehen, und sein Wunsch war, ja es gehörte zu seinen letzten Anordnungen, Ribbeck solle diese Aufgabe übernehmen. Die Biographie eines eben Verstorbenen ist voll von Schwierigkeiten, offen daliegenden und solchen, die wie Fußangeln im Boden versteckt sind. Ritschl hatte inmitten leidenschaftlicher wissenschaftlicher Gegensätze gestanden; durch ein unglückseliges Verhängniß war er in Bonn auch in bittere persönliche Streitigkeiten verwickelt worden; über Mitlebende mußte gesprochen werden. Nur die vollendete gesellschaftliche Form, ich möchte sagen die Grazie, die ihm überall in der Auffassung und Behandlung menschlicher Verhältnisse eigen war, machten Ribbeck die Lösung einer solchen Aufgabe möglich.

Er ist fern von dem Fehler der meisten Biographen, seinen Helden in weißem Unschuldsgewande erscheinen zu lassen. Er ehrt zugleich überall die zarten Grenzen, welche die Biographie von der Sammlung gleichgültig persönlicher Vorgänge trennen. Den Gegnern, die theilweise auch die seinen waren, gewährt er nicht nur Gerechtigkeit, er übt Courtoisie gegen sie. Er erblickt die Dinge durch ein Medium vollendeter menschlicher Bildung, mit einem leichten Zug von Ironie. Seine Darstellung athmet das Behagen, in welchem sie abgefaßt ist; und so ergötzt sie durch leichten Scherz in schriftstellerischer Kunst den Leser; denn der Reiz eines schriftstellerischen Werkes wird immer nur entspringen aus dem heiteren künstlerischen Behagen, in welchem es geschrieben wurde. Zugleich aber ist dieser Biograph ein hervorragender Mitforscher, und die wissenschaftlichen Fragen, die zu besprechen sind, werden mit ebenbürtigem Geiste erörtert. So ist ein dem Helden congeniales biographisches Kunstwerk entstanden [1]).

Daher wird diese Biographie auch heute, nachdem die Menschen und Verhältnisse, auf welche sie sich bezieht, blasser geworden, doch noch mit großem Vergnügen gelesen werden. In Ritschl war eine geniale Lebendigkeit, eine beständige logische Energie, welche seiner Persönlichkeit einen großen Zauber verlieh; die Funken, die von diesem Lebendigen und Lebensfreudigen ausgingen, zündeten in sehr verschiedenen Naturen; noch zur Zeit sind mehr Schüler von ihm in hervorragenden Lehrämtern als von irgend einem anderen Philologen. Hierdurch verbleibt dieser Biographie ein historisches Interesse.

Aber sie hat auch gegenwärtig noch ein actuelles Interesse eigener Art. Denn Ritschl war ein classischer Vertreter eines wichtigen Typus von Philologie, welcher fortfahren wird, die ganze Erforschung der geschichtlichen Welt zu beeinflussen. Die Philologie ist für diesen Typus von Alterthumsforschern in erster Linie Methode. Sie leben in dem Machtgefühl derselben. Die freie Vermuthung, welche etwas ganz Künstlerisches hat, gelangt an den Sprachdenkmälern der Griechen und Römer zur Verification durch die festen Regeln der Sprache, der Metrik und des logischen Gefüges: Regeln, welche eben in dem formenmächtigen antiken Wesen eine ganz andere Festigkeit besaßen und daher in viel höherem Grade Verification gestatten, als uns auf dem Gebiet der neueren Literaturen möglich ist. Der Reiz der Forschung selbst, eine edelste Art von Wißbegier verkörpert sich in solchen Philologen; immer wird Lessing als der classische Vertreter dieser Geistesrichtung gelten müssen und wird darum auch der Gegenstand höchster Verehrung für diese Philologie sein, durch eine Art von Erbfolge sind dann als Repräsentanten derselben Gottfried Hermann, Lachmann, Reisig, Ritschl mit einander verbunden. Ihre gemeinsamen Kennzeichen sind das Siegesbewußtsein der Methode und die immer bereite Streitbarkeit. Sie fühlen sich durch das feste Fundament der Erprobung in Logik, Grammatik und Metrik Denen ebenbürtig, welche Naturthatsachen auf mathematische Gesetzmäßigkeit zurückführen. Diese Philologie hat die große geschichtliche Function gehabt, in alle Studien über Sprachen, Literaturen und Geschichten sich mit ihren Methoden auszubreiten, sie hat den kritischen Geist gegenüber den Resten der Geschichte überall erweckt, und sie hat Normen der Sicherheit des Verfahrens allen diesen Wissenschaften eingeprägt. Dies ist noch heute ihre Function.

Die Biographie Ritschl's von Ribbeck hat diesen Typus von Philologie mit souveränem Behagen zur Darstellung gebracht. Eben vermöge der inneren Verwandtschaft des Biographen mit seinem Helden war das Ribbeck möglich, und diese Verwandtschaft macht das Werk zu einem Denkmal für beide Männer. Von der formalen Philologie seines Lehrers war Ribbeck ausgegangen. Auch ihn erfüllte immer das stolze Bewußtsein des Philologen, daß in allen historischen Wissen-

[1]) Eine Anzeige des Werkes findet sich in der „Deutschen Rundschau", 1880, Bd. XXIII S. 472 ff.: „Der Philologe Friedrich Wilhelm Ritschl".

schaften Evidenz aus den philologischen Methoden der Kritik und der Interpretation stammen müssen.

Aber mehr als bei Ritschl war bei seinem Schüler alle Arbeit von Sprachstudium, Textreinigung, Interpretation und höherer Kritik von Anfang an auf die Erkenntniß der großen Inhaltlichkeit alterthümlichen Lebens gerichtet. Hatte doch der antike Geist, in seiner Verwandtschaft mit Lessing, Goethe und den formvollendeten Nachfolgern Goethe's, die er so liebte, sein ganzes Wesen und sein ästhetisches Empfinden bestimmt. Und wenn er nun, wie sein Lehrer, der römischen Sprache und deren Denkmalen ganz vorwiegend sein Leben gewidmet hatte, so entsprang ihm hieraus als Endziel seiner Lebensarbeit der Plan, die Geschichte der römischen Dichtung zu schreiben.

„In der Frühlingszeit leichtmüthiger Entwürfe" war der Plan dieses Werkes gefaßt worden. Er begleitete ihn auf seiner italienischen Reise. Der Freund seiner Jugend, Paul Heyse, hat ihn oft an den Vorsatz gemahnt. Aber in der Aufgabe selbst lagen außerordentliche Schwierigkeiten. „Denn streckenweise liegt ja nichts als ein weites Trümmerfeld vor uns, übersät mit Bruchstücken, Splittern und Brocken, die in ihrer Verwüstung oft kaum erkennbar und verständlich sind. Gerade die eigenartigen Schöpfungen der republikanischen Zeit sind in solche Trümmer zerfallen." Lange Jahre waren der Wiederherstellung derselben, sowie der Reinigung und Erkenntniß der erhaltenen großen Werke gewidmet gewesen. Dann endlich schrieb er, und die Abfassung dieser römischen Literaturgeschichte bildete den Abschluß seiner römischen Studien. Von 1887—1892 ist das Werk erschienen, die zweite Auflage folgte dann 1894. Es gehört zu den vornehmen Schriften, in welchen unseren gebildeten Classen die Ergebnisse der solidesten Wissenschaft in künstlerischer Form dargeboten werden.

Man muß die Dichtung der Römer im Zusammenhang der Weltliteratur auffassen; in diesem ist sie von unermeßlicher Bedeutung gewesen. Diese römischen Willensmenschen waren nicht darauf angelegt, originale dichterische Werke ersten Ranges hervorzubringen. Sie waren unfähig, in gegenständlicher Weltbetrachtung ein originales Epos oder Drama zu schaffen. Aber es leben doch in ihnen nicht nur ihre griechischen Vorbilder nach und werden den nachkommenden Völkern übertragen. Die burleske Komik, durch welche Plautus seine griechischen Originale vergröberte, war doch etwas aus dem italienischen Volksleben ursprünglich Erwachsenes. In dem Lehrgedicht des Lucrez hat die heroische Abweisung der religiösen Hoffnungen einen männlichen, gleichsam metallenen Klang, der keinem Reste seiner griechischen Vorbilder eigen ist. Die Naturschilderungen des Lucrez, wie die Hirtenlieder des Vergil und seine Verherrlichung des Landbaues drücken eine Nähe zum heimathlichen Boden aus, welche echt national war. In Vergil's Schilderung der Todtenwelt bereitet sich die gleichsam geographische Gründlichkeit der dichterischen Anschauungskraft in Dante vor. In den Lyrikern spricht aus dem Spiel mit der Liebe eine lebensfreudige Männlichkeit, welche vorbildlich wurde für die französische Dichtung im Zeitalter Ludwig's XIV. und die durch sie bedingte Poesie bis zu dem Auftreten von Richardson und Rousseau. Ja selbst in der wüstesten Zeit des Imperatorenthums ist in den Seneca zugeschriebenen Tragödien ein Ausathmen des Willens von Gewaltmenschen in einer unbändigen Rhetorik, das Marlowe und Shakespeare mächtig beeinflußte. Alle diese eigenen Klänge römischer Poesie sind in die Weltliteratur übergegangen. Ribbeck fühlt alles Eigen-Römische in dieser Literatur, sein Blick ist mit Gespanntheit auf diese originalen Laute römischen Empfindens gerichtet. Beständig ringt sein Scharfsinn mit der größten Schwierigkeit der römischen Literaturgeschichte. Diese beruht auf den Mängeln der Ueberlieferung in einer zwiefachen Hinsicht. Nur zu selten gestattet zunächst die Lage der Quellen, sichere Schlüsse über das Verhältniß der griechischen Vorbilder zu den römischen Dichtungen zu machen. Und dann haben wir den Verlust der originalsten römischen Dichtungen, in welchen die Entscheidungskämpfe des Scipionen-

zeitalters um die Weltherrschaft durch Mitlebende, ja Mithandelnde episch und dramatisch in ungefüger Form, aber mit heroischer Kraft dargestellt worden waren. In wie peinlicher Genauigkeit der Arbeit er auch insbesondere der ersten dieser Schwierigkeiten seine Ergebnisse abgewonnen hat: jede Spur solcher Mühsale ist in der Darstellung getilgt. In dieser Verbindung sicherster Genauigkeit mit einer freien Souveränität der Darstellung ist sein Werk sehr ähnlich der Geschichte unserer Literatur von Wilhelm Scherer. Ein hervorragendes Talent der Charakteristik und eine geschmeidige, abwechselungsreiche Sprache standen ihm zur Verfügung. Nach Mommsen's unvergleichlichen kurzen Charakteristiken hat so sein Werk zuerst eine ausführliche und vollständige, die ganze römische Entwicklung umfassende Darstellung dieses wichtigen und einflußreichen Theiles der Weltliteratur gegeben. Es ist für den Literarhistoriker oder den ästhetischen Betrachter der Poesie eine sehr werthvolle Schrift, weil sie mit solcher Treue und nachfühlenden Feinheit diese ganze römische Dichtung umfaßt: die poetische Sprache, die Charaktertypen des Lustspiels, die Naturschilderungen der Hirtenlieder und die Verherrlichungen des Landbaus, die innere Form des römischen Epos wie die Kunstmittel der römischen Lyrik. Und hinter den großen Epochen der römischen Dichtung in Republik, Augusteischem Zeitalter und späterer Kaiserzeit thut sich der Blick in die Veränderungen dieser römischen Gesellschaft selber auf, die sich abspiegelt in ihrer Dichtung.

Die Schriften Ribbeck's liegen vor den Augen des Publikums und können jederzeit benutzt und beurtheilt werden. Nur im treuen Andenken seiner Freunde lebt sein Charakter fort, feste Lebensführung war in diesem auf das Anziehendste verbunden mit der Freude einer ästhetischen Natur an heiterem Spiel und Laune, mit Witz und Ironie, harte Abgeschlossenheit nach außen mit tiefster Innigkeit für die, welche er liebte, unerschütterliche Treue gegen die Freunde und unerbittliche Rechtschaffenheit in der Arbeit mit der freiesten Lebendigkeit, die allem Menschlichen immer offen war.

Wilhelm Dilthey.

Sebastian Hensel.

† 13. Januar 1898.

Ein Gedenkblatt[1]).

[Nachdruck untersagt.]

Die Zahl Derer, die noch in dem Hause von Wilhelm und Fanny Hensel verkehrt haben, wird nicht mehr groß sein. Das von dem Vater der Letzteren, Abraham Mendelssohn, 1825 erworbene Grundstück Leipziger Straße Nr. 3 bestand aus dem stattlichen Hause, dessen Straßenfront unverändert ist, einem von Seitengebäuden und einem einstöckigen Hintergebäude eingeschlossenen Hof und einem sieben Morgen großen, parkartigen, bis zur Zimmerstraße reichenden Garten[2]). Das Hintergebäude, das niedergerissen worden ist, um dem Sitzungssaal des Herrenhauses Platz zu machen, wurde 1829—1847 von dem Hensel'schen Ehepaar bewohnt. Wilhelm Hensel (1794—1861), ein in seiner Zeit geschätzter Maler, war auch nicht ohne poetische Begabung; Tieck, Arnim und Chamisso hatten ihm gerathen, sich ganz der Dichtkunst zu widmen. Er hatte in den Befreiungskriegen mit Auszeichnung gedient, war (worauf er großen Werth legte) am Hof und bei den Prinzen gern gesehen und wegen seiner Unterhaltungsgabe und guten Laune in der Gesellschaft beliebt. Fanny Hensel (1804—1847) kennt man aus den von ihrem Sohn herausgegebenen Tagebüchern und Briefen. Sie war eine hoch- und reichbegabte, wahrhaft liebenswürdige Frau von vornehmer Gesinnung: eine der harmonischen Naturen, deren Nähe jeder ihnen Begegnende als wohlthuend, deren Walten ihre ganze Umgebung als beglückend empfindet. Für ihre in Berlin lebenden Geschwister, Rebecca Dirichlet und Paul Mendelssohn, bildete das Hensel'sche Haus einen Vereinigungspunkt, die Schwestern sahen sich fast täglich. Von den beiden Schwestern Hensel's lebte Luise (1798—1876) zeitweise, Wilhelmine (1802—1893) immer im Hause. Auch sie hatten beide ein hübsches poetisches Talent; Luise ist die Dichterin des Kinderliedes „Müde bin ich, geh' zur Ruh'". Sie, die Tochter eines lutherischen Geistlichen, trat, schon als Kind von confessionellen

---

[1]) Die hier gegebene Lebensskizze beruht auf einer nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Autobiographie des Verstorbenen.

[2]) Der Kaufpreis hatte 30 000 Thaler betragen, und nach dem Verkauf eines Stückes an die Porzellanmanufactur kostete der ganze, gegenwärtig wohl auch für den reichsten Privatmann kaum erschwingliche Complex den Besitzer nicht viel mehr als 10 000 Thaler. Im Jahre 1851 kaufte der Staat ihn von dessen Erben für 100 000 Thaler. Bekanntlich erreichten später die Bodenpreise in Berlin eine damals noch nicht geahnte Höhe. Der Minister v. d. Heydt äußerte einmal zu S. Hensel, dieser Kauf sei das beste Geschäft gewesen, das er jemals für den Staat abgeschlossen habe.

Zweifeln beunruhigt, nach schweren Kämpfen 1818 zum Katholicismus über. Ihr Beweggrund war, wie sie als Greisin erklärte, nicht der äußere Glanz des Cultus, noch weniger Sentimentalität, „sondern die klare Erkenntniß, daß in der katholischen Kirche die wahre, von Christo gestiftete Kirche vorhanden sei". Das schöne, vielbegehrte Mädchen wies alle Bewerber ab (darunter Clemens Brentano, dessen katholisches Bewußtsein sie noch als Protestantin geweckt hatte) und versagte ihre Hand auch einem Manne, dessen Neigung sie erwiderte, um durch nichts von der Sorge für ihr Seelenheil abgezogen zu werden. Der Aufenthalt in Berlin (zuletzt 1833—1838) wurde ihr durch den Kölner Kirchenstreit verleidet, doch blieb sie gegen Andersgläubige tolerant, liebevoll und hülfreich.

Das Leben des Hensel'schen Ehepaars wurde nicht bloß durch die künstlerische Begabung der beiden Gatten über das Niveau des Gewöhnlichen erhoben; sie gehörten auch sonst in mehr als einer Hinsicht zu den Bevorzugten. Auch sie waren in Arkadien gewesen. Zwar war die Zahl Derer damals nicht mehr klein, die auf einen längeren, in ihrem inneren Leben epochemachenden Aufenthalt in Italien zurückblicken konnten (auf weniger als ein Jahr pflegte man in jener Zeit noch nicht dahin zu reisen); aber sie bildeten immer noch eine besondere Classe der Bildungsaristokratie, die sich durch das Bewußtsein des gemeinsamen Antheils an einem unschätzbaren Besitz verbunden und von der profanen Menge gesondert fühlte. Im Hensel'schen Hause wurde man durch vieles damals in Berlin noch nicht Alltägliche, an die italienischen Reisen der Bewohner erinnert: den mannigfachen Schmuck der Zimmer, die Bocciakugeln, mit denen man im Garten spielte, den Aleatico, den der Hausherr aus dickbäuchigen, strohumflochtenen Flaschen einschenkte. Die Geselligkeit, die diese Räume belebte, war eine ebenso reiche als erlesene. Die hervorragendsten Künstler und Gelehrten Berlins verkehrten dort in der zwanglosesten Weise. Fanny Hensel berichtet einmal 1844, wie sie mit Boeckh (der im Vorderhause wohnte) schwarzen Peter spielte und beide sich von ihrem Sohne Sebastian Schnurrbärte malen ließen. Einer der Pathen des Letzteren war Rauch, sein Pathengeschenk das Originalmodell einer Figur vom Denkmal Friedrich's des Großen. Viele ausgezeichnete Fremde ließen sich dort einführen; Gounod, der in Rom durch Fanny Hensel die Bach'sche Musik kennen gelernt hatte, kam eigens nach Berlin, um an dem musikalischen Leben in ihrem Hause theilzunehmen. Die von ihr veranstalteten Sonntagsmusiken übten auf die weitesten Kreise die größte Anziehungskraft. Bei den Aufführungen neuer oder selten gehörter Stücke, die sie leitete, wirkten die vorzüglichsten Sängerinnen, Sänger und Musiker in großer Anzahl mit, und der sehr geräumige Gartensaal reichte oft nicht für alle Hörer aus. Ein besonders glänzendes Publicum war bei der ersten Aufführung der „Walpurgisnacht" 1844 versammelt. „Wenn ich Dir sage," schreibt Fanny an Rebecca, „daß zweiundzwanzig Equipagen auf dem Hof und Liszt und acht Prinzessinnen im Saal waren, wirst Du mir die nähere Beschreibung des Glanzes meiner Hütte wohl erlassen." Zu den an diesem Tage Mitwirkenden gehörte „der prächtige kleine Joachim, der kein Wunderkind, aber ein bewundernswürdiges Kind ist, nebenbei Sebastian's dicker Freund". Von dem Umfange des geselligen Verkehrs in diesem Hause gewinnt man daraus eine Vorstellung, daß die Zahl der Porträts, die Hensel während der Abendunterhaltung in seine Albums zu zeichnen pflegte, im Laufe der Jahre auf mehr als tausend stieg. Von den meisten galt, was Horace Vernet in Rom unter das seine schrieb: Beaucoup trop beau[1]).

Die Haushaltung war eine ganz prunklose, jedem materiellen Luxus war die Hausfrau abgeneigt. Die Wohnungseinrichtung war nach heutigen, selbst bescheidenen Begriffen, eine überaus einfache. Der Fußboden bestand aus ungestrichenen Dielen, die gescheuert werden mußten. Im Winter war die Wohnung sehr wenig

[1]) Die Angabe in der „Allgemeinen Deutschen Biographie", daß diese Albums sich im Berliner Kupferstichcabinet befinden, ist irrig.

behaglich, denn die fünf Zimmer, sämmtlich Durchgänge, waren feucht und kalt, da sie keine Doppelfenster hatten und nicht unterkellert waren; sie würden heute kaum als bewohnbar gelten. Desto schöner war es hier im Sommer, wenn die Sonnenstrahlen durch die Laubmassen des Gartens gedämpft einfielen, der Gesang unzähliger Vögel aus den Wipfeln herüber scholl, und der Duft der Fliederbüsche oder der Linden in großen Wellen einströmte. Der Garten war reich an herrlichen, alten Bäumen, die schöne Gruppen, große Alleen und am Ende eine Wildniß bildeten; mehrere Taxusbäume, von denen einer durch seine Größe und sein Alter berühmt war, befanden sich darunter. Man wandelte dort, wenige Schritte von der Straße entfernt, zwischen Rasenflächen, Lauben und Gebüschen, unter Weingängen und Obstbäumen, in ländlicher Stille und Abgeschiedenheit.

Der einzige, 1830 geborene Sohn des Hensel'schen Ehepaars verdankte den Vornamen Sebastian der enthusiastischen Verehrung der Mutter für J. S. Bach, dessen Matthäus-Passion ihr Bruder Felix 1829 der Vergessenheit entrissen hatte. Auf der Schule wurde dieser Name, der wie jeder ungewöhnliche den Spott und die Neckerei herausforderte, für den Träger verhängnißvoll; der Namensaufruf am ersten Tage in einer neuen Classe war für ihn stets eine Prüfung, es gab dann immer schwere Freiviertelstunden, und er lernte früh, sich seiner Haut wehren. Daß er als fünfjähriges Kind von den Eltern auf einer Reise nach Frankreich, als neunjähriges nach Italien mitgenommen wurde, war ohne Zweifel für ihn keine glückliche Fügung. Vollends daß er als vierzehnjähriger Untersecundaner auch die zweite italienische Reise der Eltern (von Januar bis Juni 1845) mitmachen mußte, wurde ihm zur Qual. Denn während derselben hatte er das unterdeß in der Schule durchzunehmende Pensum zu erledigen, und zwar so gut wie ganz durch eigene Thätigkeit; die Stunden, die ihm der Onkel Dirichlet in Florenz in der Mathematik gab, nützten ihm wenig, da der große Gelehrte sich nicht zur Fassungskraft eines Knaben herab zu lassen vermochte. Trotz alledem erfüllte er die übernommene Verpflichtung und wurde im Herbst nach Obersecunda versetzt. Natürlich gehörte die Erinnerung an diese Reise zu seinen unangenehmsten, besonders an die Rückfahrt, wo er, auf dem Bock sitzend, unter einer glühenden Sonne sich unablässig historische und geographische Daten und dergl. einprägen mußte, und es ist begreiflich, daß er lebenslänglich eine Abneigung gegen das Reisen überhaupt behielt. Immerhin war seine Knabenzeit im Ganzen eine sehr glückliche. In seinen letzten Schuljahren gewann er in dem um sechs Jahre älteren Referendar Robert von Keudell (später Botschafter in Rom), der im Hause seiner Eltern wie ein Sohn aufgenommen war, einen schwärmerisch geliebten Autoritätsfreund. Es versteht sich, daß ihm gar manches um seiner Eltern willen zu Liebe geschah. Seine Käfersammlung enthielt die größten Seltenheiten, die die Tugend bedeutender Entomologen zum Wanken brachten, so daß sie sich ihrer mit List oder Gewalt zu bemächtigen suchten. Erichson, Director der Berliner entomologischen Sammlung († 1848), behauptete, daß dieselbe gewisse Exemplare sich einzuverleiben berechtigt und verpflichtet sei, und wollte einen ihm zu einer wissenschaftlichen Arbeit anvertrauten chinesischen Maikäfer nicht wieder herausgeben; K. A. Dohrn († 1892), ein Freund des Onkel Felix, erbat sich einen javanischen Bockkäfer zum Dank für ein Geschenk von 150 Käfern, das er scheinbar bedingungslos gemacht hatte.

Der Verlust der über Alles geliebten Mutter, der den noch nicht Siebzehnjährigen mit furchtbarer Plötzlichkeit traf, war für ihn ein fast vernichtender Schlag, der zugleich die ganze Häuslichkeit zertrümmerte. Sie war nicht bloß die Seele des Hauses gewesen und hatte die Erziehung des Sohnes fast allein geleitet, sondern auch ihrem Manne alles Geschäftliche abgenommen und es ihm möglich gemacht, ganz seiner Kunst zu leben. Nach ihrem Tode war er nicht mehr derselbe, es war, als ob eine Feder in ihm gebrochen wäre. Er, der bis dahin schwer zu bewegen war, sein Haus zu verlassen, brachte nun seine Zeit fast ganz außerhalb desselben zu, und während er früher als Künstler rastlos thätig war, malte er in den fast

funfzehn Jahren, um die er seine Frau überlebte, so gut wie gar nicht mehr. Dabei sprach er fortwährend von einem schon begonnenen colossalen Bilde (Tod des Herzogs von Braunschweig), als ob er es in der kürzesten Zeit vollenden, oder von einer Orientreise, um Studien zu biblischen Bildern zu machen, als ob er sie in den nächsten Tagen antreten werde. Er starb in Folge einer Verletzung, die er erlitt, indem er ein Kind unter einem Omnibus hervorzog.

Das Jahr 1848 legte den Grund zu einer allmählich zunehmenden Entfremdung zwischen Vater und Sohn. Wie in der Zeit der ersten französischen Revolution trennte auch damals leidenschaftliche Parteinahme nicht bloß alte Freundschaften für immer, sondern zerrüttete auch den Frieden von Familien. Der Vater, von jeher mit Leib und Seele Royalist, stand nun in den vordersten Reihen der Kreuzzeitungspartei und gefiel sich in einer übereifrigen Thätigkeit in Vereinen und Versammlungen, die ihn viel mit hohen und höchsten Personen in Berührung brachte, und zugleich in einer verschwenderischen Freigebigkeit für Parteizwecke. Der Sohn dagegen war Demokrat und befestigte sich im Laufe des folgenden Jahrzehnts (einer Zeit, deren Trostlosigkeit sich die jetzige Generation nicht mehr vorzustellen vermag) immer mehr in seinen Anschauungen. Beide verstanden einander je länger, desto weniger. Dagegen wurde nun das Verhältniß des Sohnes zu den Geschwistern seiner Mutter ein immer innigeres und soweit es möglich war, traten sie für ihn an die Stelle der Eltern. Bei ihnen fand er Theilnahme für alle seine Interessen, Trost für die Leiden seines jungen Herzens, Rath und Beistand bei wichtigen Entscheidungen. Wenn er sich dem Mißmuth, der joy of grief, der Todessehnsucht hingab, dann enthielt der nächste Brief der Tante Rebecca regelmäßig eine kräftige, wie ein kalter Wasserstrahl wirkende Ermahnung. „Mir," schreibt sie einmal, „liegt der Gedanke an den Tod doch bei weitem näher, ich schüttle ihn aber ab, thu' Du es ebenso, mit mehr Grund als ich. Du willst, ich soll den Hesperus lesen, wenn ich recht traurig bin — nein, das lasse ich bleiben. Jean Paul hilft den Mühseligen und Beladenen nicht ihr Kreuz tragen, er redet ihnen zum Munde und macht ihre Last schwerer, indem er ihnen die Kräfte zum Tragen erschlafft. Daß ich Dir das sage, hilft aber gar nichts; Du bist eben jetzt in dem Alter oder vielmehr in der Jugend, wo es eben nur Jean Paul gibt, wo seine Schreibweise, seine Ironie nachgemacht wird, wo Jünglinge und Mädchen nicht gern dick werden wollen, um Victor oder Clotilde oder Liane mehr zu gleichen, und womöglich ein bißchen früh sterben wollen, aber nur auf kurze Zeit." Auch der mit Arbeit ungemein überhäufte Onkel Paul fand Zeit zu einem sehr lebhaften Briefwechsel mit seinem Neffen, in dem sogar literarische Fragen erörtert wurden, wie er z. B. seine Abneigung gegen Heine und auch gegen Rahel aufs Ausführlichste begründete. Die ebenfalls sehr ausführlichen politischen Discussionen in diesem Briefwechsel führten zu keiner Entzweiung, obwohl die Ueberzeugungen der Beiden weit aus einander gingen; denn der Onkel, ein gemäßigter Conservativer, trug die seinen immer sachlich und ohne Leidenschaft vor, und niemals in autoritativer Weise.

Wilhelm und Fanny Hensel hatten gewünscht und gehofft, ihren Sohn zum Künstler heranbilden zu können, aber er selbst erkannte richtig, daß seine Begabung dazu nicht ausreichte. Allerdings that ihm seine Mutter Unrecht, wenn sie sagte, er habe die Talente seiner Eltern insofern geerbt, als er male wie sie und musikalisch sei wie sein (völlig unmusikalischer) Vater; denn er war keineswegs ohne Talent für beide Künste. Der Eindruck, den er beim Besuch eines großen Gutes während seiner Schulzeit empfing, bestimmte ihn nach dem Abiturientenexamen (im Herbst 1848), die Landwirthschaft als Lebensberuf zu erwählen. Während einer dreijährigen Lehrzeit auf drei Gütern, in Pommern, in der Mark und in Schlesien, war er aufs Ernsteste bemüht, auch seine Bildung so weit als möglich zu vervollständigen, besonders durch das Studium nationalökonomischer Werke, und beschäftigte sich auch mit literarischen Arbeiten, wie Uebersetzungen aus Byron, einer Ab-

handlung über Schiller's Dramen. Den Schriften Macaulay's verdankte er, wie damals so Viele, eine ungeahnte Erweiterung seines Horizonts.

Nach dem Waffenstillstand zwischen Preußen und Dänemark im Juli 1849 beschwor S. Henfel seinen Vater, ihn für die gerechte Sache der Herzogthümer in den Krieg ziehen zu lassen, an dem er vielleicht selbst werde theilnehmen wollen, sie könnten dann zusammen reiten. Der Vater verweigerte seine Erlaubniß nicht unbedingt, doch zwei Briefe des Onkel Paul voll ruhiger Erwägungen wirkten auf den jungen Enthusiasten ernüchternd, und da auch Keudell abredete, stand er von seinem Vorhaben ab. Nach dem Friedensschluß im Juli 1850 nahm er es wieder auf, doch auch diesmal ließ er sich überzeugen, daß er sich in einem aussichtslosen Verzweiflungskampfe nutzlos opfern würde. Nach der Mobilmachung Preußens im November d. J. forderte ihn Keudell auf, in das Landwehr-Kavallerieregiment einzutreten, in dem er selbst unter zahlreichen Droschkenkutschern als Gemeiner diente. Aber während Henfel dazu in Berlin die nöthigen Schritte that, wurde die Punktation von Olmütz unterzeichnet. Tief unglücklich kehrte er auf das Land zurück. „Kein Mensch," sagt er, „kann sich einen Begriff machen von dem brennenden Schamgefühl, das uns alle beugte."

Im Jahre 1851 bezog er die damals am meisten besuchte landwirthschaftliche Akademie in Hohenheim. Der treffliche Director dieser Anstalt, G. Walz (1804—1876), der ihn Anfangs wie alle Norddeutschen mit Mißtrauen betrachtete, fand bald Gefallen an ihm, und es bildete sich zwischen beiden ein, so weit der Altersunterschied es zuließ, freundschaftliches Verhältniß; Walz besuchte seinen ehemaligen Schüler noch mehrere Jahre später in Ostpreußen. Doch das für diesen ebenso angenehme, als für seine Zukunft nutzbringende Jahr in Hohenheim sollte nicht ohne Störung verlaufen. Mehrere dort studirende Polen zwangen einen Deutschen, der Landwehrlieutenant war, zu einer Duellforderung, die sie dann anzeigten, worauf jener relegirt werden mußte. Henfel, der auf seiner Seite gestanden hatte, wurde in Gegenwart einer Dame insultirt und so ebenfalls zu einer Forderung gezwungen. Obwohl er das Duell stets für höchst abgeschmackt und widersinnig erklärt hatte, fehlte ihm jetzt doch der Muth, es abzulehnen. Um Aufsehen zu vermeiden, wurde es in Heidelberg ausgefochten, wo Henfel die Waffen von dem Corps der Westphalen entlehnen mußte: es verlief unblutig. Sein Vater und sein Onkel beurtheilten diese Episode sehr verschieden. Der erstere war darüber hoch erfreut, begann seinen Brief mit der Anrede „lieber, braver Junge" und bezahlte mit Vergnügen die sehr hohen Kosten des Duells. Der Letztere hatte für diesen Widerspruch zwischen Denk- und Handlungsweise nur Bedauern, wenn er es auch entschuldbar fand, daß sein Neffe dem Druck einer von der überwiegenden Majorität gehegten öffentlichen Meinung erlegen sei. Uebrigens verließ Henfel Hohenheim nicht, ohne sich an der von Ausländern gewöhnlich nicht mitgemachten Herbstprüfung betheiligt und einen der drei (in silbernen Medaillen bestehenden, von der landwirthschaftlichen Jugend Württembergs sehr hoch geschätzten) Preise errungen zu haben.

Dann folgte 1852 der einjährig-freiwillige Dienst in einem Ulanenregiment in Berlin. Wenn es damals in vielen Regimentern so zuging, wie nach Henfel's Schilderungen in diesem, waren die Verdienste Kaiser Wilhelm's um die Reorganisation der preußischen Armee noch bei Weitem größer, als man gewöhnlich glaubt. Die Ausbildung zur Parade war der alleinige Zweck aller Uebungen. Beim Lanzenerexerzieren wurde nicht darauf gesehen, daß man richtig zielte und stieß, sondern daß man mit der eigenen Partei gerichtet vorritt. Beim Pistolenschießen saß die ganze Mannschaft ab, führte die Pferde in ein Dickicht, und dann bestiegen die Leute nach einander einige uralte, durch nichts aus der Fassung zu bringende Gäule, um die reglementsmäßige Zahl von Schüssen abzugeben. Hecken- und Grabenspringen wurde niemals geübt, dagegen der Parademarsch bis zur Erschöpfung, und zwar auch zu Fuß, weil bei der Kirchenparade vor dem König zu

Fuß vorbeimarschirt werden mußte. Eine bevorstehende Alarmirung wurde von dem Wachtmeister Abends zuvor bekannt gemacht. Bei den sogenannten Uebungsmärschen wurde das Tempo durch eine übermäßige Schonung der Pferde bestimmt; es wurde nur Schritt oder langsamer Trab geritten, und sobald die Pferde warm wurden, innegehalten. Hensel befolgte auch hier den Grundsatz, dem er lebenslänglich treu blieb, jede — gleichviel ob freiwillig oder unfreiwillig übernommene — Aufgabe so gut zu lösen, als er irgend vermochte. Er lernte Alles, was zu lernen war, und wurde ein untadeliger Soldat, ein Liebling des Wachtmeisters und Rittmeisters. Im Sattel hatte er sich immer am wohlsten gefühlt, seine frohesten Stunden und seine besten Gedanken gehabt, er gehörte nun zu den besten Reitern der Schwadron. Das Officiersexamen bestand er glänzend, aber er wurde nicht Officier. Durch eine in seiner Gegenwart gefallene, ihn tief verletzende Aeußerung gereizt, brach er in dem einzureichenden Lebenslauf die Gelegenheit vom Zaune, Ansichten auszusprechen, die damals mit der von einem preußischen Officier zu verlangenden Gesinnung für ganz unverträglich galten; die gefährlichste scheint gewesen zu sein, daß Silvio Pelico von der österreichischen Regierung aus nichtigen Gründen grausam behandelt worden sei.

Uebrigens erhielt er, nachdem er 1858, wo er bereits Rittergutsbesitzer war, eine Landwehrübung als Gemeiner mitgemacht hatte, 1859 ohne sein Zuthun die Ordre zur Dienstleistung behufs Erwerbung der Qualification zum Officier und 1860 die Ernennung. Doch bald wünschte man ihn wieder los zu sein, da er während der Conflictszeit in den vordersten Reihen der Opposition stand. Als er auf sanfte Vorstellungen, die ihm sein Major machte, erwiderte, am liebsten würde er seinen Abschied nehmen, fand der Major diesen Gedanken ausgezeichnet und rieth ihm, sich für krank zu erklären. Dies geschah, und die Erfüllung der erforderlichen Formalitäten stieß auf kein Hinderniß.

Damit endete 1863 seine militärische Laufbahn. Als 1870 der Krieg ausbrach, war der nun vierzigjährige Gatte und Vater von fünf Kindern sofort entschlossen, in ein Reiterregiment einzutreten. Doch bei der Meldung fragte er vertraulich an, ob er Aussicht habe, vor den Feind zu kommen, und als dies verneint und ihm die Führung einer Traincolonne in Holstein angeboten wurde, glaubte er, um eines solchen Zweckes willen sein Gut nicht im Stich lassen zu sollen, zumal da alle seine Leute eingezogen waren und Niemand ihn vertreten konnte. Doch bekam er wenigstens bei der Führung eines Transports von Liebesgaben nach Versailles einen Theil des Kriegsschauplatzes zu sehen und erhielt einen Einblick in die ungeheuern, bei der Einschließung von Paris zu überwindenden Schwierigkeiten. In seinen politischen Anschauungen war längst ein völliger Umschwung eingetreten. Der Feldzug von 1866 hatte ihm den verlorenen Glauben an eine große Zukunft Preußens wieder gegeben, und er theilte damals die Ansicht des Onkel Paul, daß unsere Abgeordneten nicht am Dönhofsplatz, sondern in Böhmen seien; er trat zur nationalliberalen Partei über, der er lebenslänglich treu blieb. „Die Zeit von 1864—1871," schrieb er wenige Jahre vor seinem Tode, „war der Höhepunkt meines Lebens und wohl der Höhepunkt im Leben jedes Deutschen, dem das Geschick seines Vaterlandes am Herzen lag. Alle unsere kühnsten und sehnsüchtigsten Jugendträume waren in Erfüllung gegangen. Möchte nur die junge Generation das bewahren, was ihr als kostbares Geschenk in die Wiege gelegt worden ist! Ich schreibe dies in einem Moment schwerwiegender Entscheidung und großer Sorge für Jeden, dem es ernst ist um die Bewahrung der deutschen Einheit, nach der Auflösung des schlechtesten Reichstags, den wir noch gehabt, vor den Wahlen zum neuen am 15. Mai 1893."

Mit der selbständigen Verwaltung eines Pachtguts in der Priegnitz haben seine Lehr- und Wanderjahre ihr Ende erreicht. Im Jahre 1856 fand er in Ostpreußen durch den Ankauf eines großen Gutes in der Pregelniederung den Boden für eine dauernde, viel verheißende Wirksamkeit und zugleich die Erfüllung der höchsten

Lebenshoffnung, indem ihm Fräulein Julie von Adelfon, eine Tochter des ruffifchen Generalkonfuls in Königsberg, die Hand reichte. Auf dem Gut hatte er mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Im Sommer nach dem Kauf zerftörte die Nonnenraupe den Wald, deffen Werth einen bedeutenden Theil des Kaufpreifes repräfentirte[1]). Trotz dieſes und manches anderen unvorhergefehenen Mißgefchicks gelang es ihm, durch den Verkauf von Vorwerken, die er durch Mergelung ertragsfähiger gemacht hatte, das Gut fchuldenfrei zu machen und ſeinen Werth durch mannigfache Verbeſſerungen ſehr zu erhöhen. Er blieb lebenslänglich ein Gegner der agrarifchen Forderung der Unterſtützung der Landwirthſchaft durch den Staat.

Aber bald ſtellte eine neue, allmählich immer ſchwerer drückende Sorge ſich ein. Immer neue Anfälle des in feuchten Flußthälern endemifchen Wechſelfiebers untergruben die Geſundheit ſeiner Frau, und nur eine dauernde Ortsveränderung ſchien Hoffnung auf Geneſung zu bieten. So reifte denn allmählich der überaus ſchwere und ſchmerzliche Entſchluß, das ihm je länger, je mehr ans Herz gewachſene, zukunftsvolle Gut aufzugeben, ehe er die Früchte ſo vieler Arbeit hatte ernten können. Die letzte ſeiner Anlagen war eine lange geplante und ſorgfältig vorbereitete, 1868 begonnene, großartige Bruchkultur (eine Einwallung, Trockenlegung und Urbarmachung eines großen Wieſenterrains), von der er glaubte, daß ſie ſeinen Namen in allen landwirthſchaftlichen Kreiſen Deutſchlands bekannt gemacht haben würde, wenn er ſie hätte vollenden können. Nachdem ſeine Frau mit den fünf Kindern nach Berlin übergeſiedelt war, verbrachte er noch faſt drei unbehagliche Jahre auf dem Gute, für das er endlich 1872 einen Käufer fand. Der Abſchied von Oſtpreußen wurde ihm um ſo ſchwerer, als er dort zahlreiche Freunde gewonnen hatte. Von dieſen ſtand ihm Carl Witt (1815—1891) am nächſten, von dem er ein überaus anziehendes Lebensbild gegeben hat[2]).

Er kam im Winter 1872 mit der Abſicht nach Berlin, ſich ſobald als möglich aufs Neue in einer fieberfreien Gegend anzukaufen. Da wurde ihm die Stelle des Directors einer Actiengeſellſchaft förmlich aufgedrängt, die ſich zu dem Zweck gebildet hatte, Berlin mit Markthallen zu verſorgen. Sie anzunehmen, bewog ihn außer der Ausſicht auf eine große, erſprießliche Wirkſamkeit hauptſächlich, daß die Erziehung der Kinder jetzt nur in einer Stadt fortgeſetzt und zu Ende geführt werden konnte, folglich die Eltern, die ſie bisher mit beſtem Erfolge ſelbſt unterrichtet hatten, ſich von ihnen hätten trennen müſſen, wenn ſie auf dem Lande geblieben wären. Das Markthallenproject ſcheiterte, dagegen kam ein anderes zur Ausführung: die Ausſtattung der nunmehrigen Reichshauptſtadt mit einem weltſtädtiſchen Hôtel; 1873—1876 wurde der Kaiſerhof gebaut und großentheils mit der geſammten prachtvollen, ſehr billig gekauften Einrichtung zweier neu gegründeter Wiener Hôtels ausgeſtattet, die nach dem unglücklichen Verlauf der Weltausſtellung von 1873 bankerott geworden waren. Kaiſer Wilhelm beſichtigte das neue (nach dem Vorſchlage v. d. Heydt's benannte) Hôtel bei einem zweiſtündigen Beſuch aufs Eingehendſte, von den Souterrains bis in den vierten Stock; in den Prachträumen ſagte er zu dem ihn begleitenden Prinzen Carl: „Wir können's nicht ſo haben."

Die Eröffnung des Kaiſerhofes und des darin befindlichen Café Bauer, einer ebenfalls markanten Neuheit, am 1. October 1876, war für Berlin ein Ereigniß. Doch am 10. October zerſtörte ein Brand das Hôtel zum großen Theil, und die Arbeit des Bauens und Einrichtens nahm Henfel, der nach einer dreijährigen, überaus angeſtrengten Thätigkeit auf eine Ruhepauſe gehofft hatte, von Neuem in

---

[1]) Eine ſehr anſchauliche Schilderung dieſer furchtbaren Calamität hat Henfel in ſeinen „Naturgeſchichten für Kinder" (Leipzig, Hirzel. 1896) gegeben, in denen überhaupt die Naturbeobachtungen, die er als Landwirth wie als Käferſammler zu machen reichliche Gelegenheit gehabt hatte, vortrefflich verwerthet ſind.

[2]) Carl Witt, ein Lehrer und Freund der Jugend. Geſchildert von S. Henfel. Vergl. Deutſche Rundſchau, 1895, Bd. LXXXIII, S. 465.

Anspruch. Er behielt die Direction der Hôtelgesellschaft bis 1880 und übernahm dann die alleinige Direction der deutschen Baugesellschaft und damit eine ebenso mühevolle als freudlose Arbeit. Denn das Scheitern des Markthallenprojects war für diese Gesellschaft eigentlich ein vernichtender Schlag gewesen, und außerdem dauerte die allgemeine wirthschaftliche Depression, die alle Unternehmungslust lähmte, mit unveränderter Stärke fort. Hatte sie insofern wohlthätig und reinigend gewirkt, als sie alle schwindelhaften, in der Zeit des Milliardentaumels pilzartig aufgeschossenen Gründungen wegfegte, so führte sie doch zugleich auch den Ruin mancher gesunden Unternehmungen herbei. Es galt „ein leckes Schiff durch eine stürmische See zu steuern, auszubessern und wieder seetüchtig zu machen". Im Jahre 1888 waren die Verhältnisse so weit geklärt, daß die Direction der Gesellschaft die Liquidation vorschlagen konnte, die voraussichtlich ohne Verlust für die Actionäre erfolgt sein würde. Doch nach Vertheilung einer hohen Dividende waren die Actien ein Gegenstand der Speculation geworden und größtentheils in andere Hände übergegangen. Die überwiegend aus neuen Inhabern bestehende Generalversammlung lehnte die Liquidation ab, und Hensel und mit ihm der ganze Aufsichtsrath gab seine Entlassung.

Erholung und Erquickung fand Hensel in dieser unbehaglichsten Periode seines Lebens nicht bloß in seiner überaus glücklichen, mit dem Heranwachsen der Kinder sich immer reicher und erfreulicher gestaltenden Häuslichkeit, sondern auch in der unablässigen Beschäftigung mit Wissenschaft, Literatur und Kunst. Sein Dilettantismus in der Aquarell- und Holzmalerei gewährte ihm bei einer nicht gewöhnlichen Begabung etwas von der Freude des Künstlers an seinem Schaffen; denn auch hier strebte er gewissenhaft, das Beste zu leisten, was er vermochte. Die Zahl der Möbel und Geräthschaften, die er mit selbsterfundenen Bildern schmückte, erreichte eine beträchtliche Höhe. Als Dilettant, meinte er scherzend, habe er vor dem Künstler Manches voraus; seine Arbeiten blieben ihm niemals als Ladenhüter zurück und erführen stets eine wohlwollende Kritik. Unvergleichlichen Genuß gewährten ihm Mommsen's Vorlesungen über römische Kaisergeschichte, die er 1882 83 durch drei Semester hören konnte, da Mommsen Morgens von 8—9 Uhr las; und da sein ältester Sohn ihnen nur während des ersten Semesters hatte beiwohnen können, arbeitete er für diesen die lückenlos nachgeschriebenen Vorträge in den Pausen der Bureauarbeit vollständig aus.

Im Jahre 1878 entschloß er sich, eine etwa fünfzehn Jahre früher für seine Kinder, ohne die Absicht der Veröffentlichung geschriebene Familienchronik herauszugeben, und zwar nur auf dringendes Zureden von Freunden, die das Manuscript gelesen hatten. Es bedurfte dazu einer sichtenden und kürzenden Umarbeitung, bei welcher ihm der Rath und das Urtheil seines Freundes Walter Robert-tornow († 1895) von großem Werth war. Bei der nicht leichten Auswahl aus seinem überreichen Material glaubte er überall, wo er vor die Alternative des Zuwenig oder Zuviel gestellt war, sich für das Erstere entscheiden zu sollen; wie er denn auch später die drei Bände der ersten Auflage auf zwei reducirte. Uebrigens zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit, wie gründlich sich selbst die gewiegtesten Sachkenner über die Absatzfähigkeit eines Buches täuschen können. Zwei der angesehensten Firmen in Berlin und Leipzig lehnten den Verlag der „Familie Mendelssohn" rundweg ab, und als der Inhaber der Behr'schen Buchhandlung 1879 eine Auflage von 3000 Exemplaren veranstaltete, prophezeiten ihm seine Collegen, daß daran noch seine Urenkel zu verkaufen haben würden. Doch sie war in wenigen Monaten vergriffen, und sieben andere sind ihr bereits gefolgt. Eine sehr gute englische Uebersetzung (von Frau Klingemann) hatte in England und Amerika einen großen Erfolg: ein Reisender fand ein Exemplar davon in der Leihbibliothek einer kleinen Stadt Ostindiens. Dagegen war eine französische „Bearbeitung" eine Verballhornung und voll von den gröbsten Fehlern und Mißverständnissen.

Das Jahr 1880 brachte für Hensel die Erfüllung des lange und sehnlich gehegten Wunsches, den Aufenthalt in Berliner Miethwohnungen aufgeben und wieder ein Stückchen Erde sein nennen zu können. Er erwarb in Westend ein Haus, das er nach seinen Ansprüchen in eine behagliche Wohnung umgestaltete, und ein angrenzendes, zur Anlage eines Gartens geeignetes Terrain. Dieser Garten, der sich durch weitere Ankäufe allmählich fast parkartig gestaltete, bildete in Hensel's letzten Jahren ein bevorzugtes Object seiner Thätigkeit und gewährte ihm tausend liebe Beschäftigungen. Mit feinem Schönheitssinn und genauer Kenntniß der Lebensbedingungen der einzelnen Pflanzen und Bäume schuf er auf dem als steril verschrieenen Sandboden mit Benutzung des vorgefundenen Kiefernbestandes ein farbenreiches, einheitlich componirtes Landschaftsbild, dessen einzelne Theile jeder für sich wirkten und doch zugleich in strenger Beziehung zum Ganzen gedacht waren. An die Ausstattung des Hauses knüpften sich mannigfache Erinnerungen. Viele Stücke des Hausrathes stammten aus dem Hause der Eltern oder Großeltern; ein prachtvoller Schrank mit reicher Messingverzierung und Spiegelscheiben, das Entzücken jedes Kenners, aus dem der Urgroßeltern. Darauf stand einer der Affen aus Porzellan, die Moses Mendelssohn bei seiner Verheirathung von der königlichen Manufactur hatte kaufen müssen. Kupferstiche aus der Sammlung des Bruders der Großmutter Bartholdy (1779—1825) schmückten den Flur und das Treppenhaus. Zahlreiche Familienbilder hingen an den Wänden, und zahlreiche Kunstwerke waren überall vertheilt, darunter Originalarbeiten bedeutender Künstler.

Das Haus wurde durch den Frohsinn der Kinder in der anmuthigsten Weise belebt, bis sie, eines nach dem andern, es verließen. Ein tiefer Schatten fiel auf das Leben der Familie durch die Erkrankung Hensel's an einem unheilbaren Leiden, das 1890 die Amputation eines Fußes nöthig machte. Das Bewußtsein dieser Verstümmelung drückte ihn schwerer als die damit verbundenen körperlichen Leiden und Beschwerden. Doch in seiner geistigen Frische und Regsamkeit, der Liebenswürdigkeit im geselligen Verkehr, der herzlichen Theilnahme für seine Freunde blieb er sich bis zuletzt gleich; Treue in der Freundschaft gehörte zu den ihn auszeichnenden Eigenschaften. Im Jahre 1891 starb nach Jahre langem Leiden seine älteste, an den Bildhauer Bernhard Römer verheirathete Tochter, und ihr Gatte folgte ihr wenige Monate später nach. Die Erziehung der beiden doppelt verwaisten Enkelinnen, die Hensel nun vorzugsweise in Anspruch nahm, veranlaßte ihn, sich auf einem neuen Gebiete als Schriftsteller zu versuchen: er verfaßte eine Anzahl von theils belehrenden, theils unterhaltenden Jugendschriften (darunter sehr hübsch erfundene Märchen), die ein nicht gewöhnliches Verständniß der Kinderseele und ein nicht geringes Talent der Anpassung an die kindliche Fassungskraft zeigen. Ein sanfter Tod endete nach kurzer Krankheit fast dies bis zum letzten Hauch rastlos thätige Leben.

L. Friedlaender.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte August.

Als letzte der vier historischen Persönlichkeiten, denen Deutschland seine Einheit verdankt, ist Fürst Bismarck am 30. Juli aus dem Leben geschieden. Mag des Deutschen Reiches erster Kanzler immerhin ein hohes Alter erreicht haben, so bedeutet doch sein Tod für die gesammte Nation einen unersetzlichen Verlust. Als auf blutiger Walstatt für eines der höchsten Güter eines Volkes: die Einheit, gekämpft wurde, knüpften alle zuversichtlichen Erwartungen an den Gedanken an, daß Preußens König und der Kronprinz Friedrich Wilhelm, daß Bismarck und Moltke den glücklichen Ausgang des Krieges verbürgten. Wie die deutsche Nation froh sein darf, in ihrer Literatur zwei Geistesheroen von der unvergleichlichen Art Goethe's und Schiller's zu besitzen, stehen auch die Namen Bismarck und Moltke auf den ruhmreichsten Blättern der vaterländischen Geschichte verzeichnet. Das staatsmännische Genie fand in dem des Feldherrn die nothwendige Ergänzung, und beide konnten ihre volle Wirkung nur erzielen, weil Preußens König mit scharfem Blicke die Eigenart dieser Männer erkannt und ihnen sofort vertraut hatte, so daß er mit ihnen Alles wagte.

Kaiser Wilhelm's II. Worte, in denen er der Nationaltrauer über das Hinscheiden des Fürsten Bismarck Ausdruck verlieh, mußten daher einen lebhaften Widerhall finden, wenn es in dem aus Friedrichsruh vom 2. August datirten Erlasse unter Anderem heißt: „Wir, die wir Zeugen seines herrlichen Wirkens waren, die wir an ihm, als dem Meister der Staatskunst, als dem furchtlosen Kämpfer im Kriege wie im Frieden, als dem hingebendsten Sohne seines Vaterlandes und dem treuesten Diener seines Kaisers und Königs bewundernd aufblickten, sind tief erschüttert durch den Heimgang des Mannes, in dem Gott der Herr das Werkzeug geschaffen, den unsterblichen Gedanken an Deutschlands Einheit und Größe zu verwirklichen. Nicht ziemt es in diesem Augenblick, alle Thaten, die der große Entschlafene vollbracht, alle Sorgen, die er für Kaiser und Reich getragen, alle Erfolge, die er errungen, aufzuzählen. Sie sind zu gewaltig und mannigfaltig, und nur die Geschichte kann und wird sie alle in ihre ehernen Tafeln eintragen."

Von den Eichen und Buchen des deutschen Sachsenwaldes umrauscht, wird Bismarck die letzte Ruhestätte finden; dem schlichten Sinne, den er selbst in den höchsten Ehrenstellen bewahrte, entspricht auch die Prunklosigkeit der Leichenfeier am besten. Als ein feierliches Vermächtniß muß aber das deutsche Volk die unverbrüchliche Vaterlandsliebe des nunmehr Hingeschiedenen betrachten. Dem Geschichtsforscher mag es später obliegen, nicht bloß die Großthaten Bismarck's in einem Gesammtbilde zusammenzufassen, sondern auch auf die Wirrungen einzugehen, die sich an den Namen des größten deutschen Staatsmannes knüpfen. Die Gegenwart wird jedoch bereits manche werthvolle Lehre z. B. aus dem historischen Actenstücke ziehen, als das das unmittelbar nach dem Hinscheiden des Fürsten Bismarck von

Moritz Busch veröffentlichte Entlassungsgesuch vom 18. März 1890 angesehen werden muß. Selbst wenn sich in dieser Veröffentlichung einige Abweichungen von dem endgültigen Wortlaute finden sollten, darf doch als gewiß gelten, daß der Inhalt in allem Wesentlichen richtig wiedergegeben ist. An erster Stelle hebt Fürst Bismarck in seinem Entlassungsgesuche hervor, daß er die königliche Ordre vom 8. September 1852, durch die die Stellung des preußischen Ministerpräsidenten seinen Collegen gegenüber geregelt wurde, für nothwendig erachte, da sie für die Stellung zum Staatsministerium entscheidend geblieben sei, und sie allein dem Ministerpräsidenten die erforderliche Autorität verliehen habe, um dasjenige Maß von Verantwortlichkeit für die Gesammtpolitik des Cabinets zu übernehmen, das ihm im Landtage, sowie in der öffentlichen Meinung zugemuthet werde. Auch die Trennung der Functionen des preußischen Premierministers von denen des Reichskanzlers bezeichnet Fürst Bismarck in dem historischen Actenstücke als bedenklich, wie er zugleich bezweifelt, daß es thunlich sei, auswärtige Politik unabhängig von der inneren und die äußere Reichspolitik so unabhängig von der preußischen zu betreiben, als es der Fall sein würde, wenn der Reichskanzler der preußischen Politik ebenso unbetheiligt gegenüber stände, wie der bayerischen oder sächsischen, und an der Herstellung des preußischen Votums im Bundesrathe dem Reichstage gegenüber keinen Theil hätte.

Diese Auffassung des Fürsten Bismarck muß im Sinne einer einheitlichen und starken Regierung jedenfalls zutreffend erscheinen. Hat sich doch erst in jüngster Zeit wieder deutlich gezeigt, wohin es führen muß, wenn einzelne Ressortminister, ohne sich mit dem Ministerpräsidenten in volles Einvernehmen gesetzt zu haben, Verordnungen erlassen, durch die unter Umständen die Beziehungen zu befreundeten Mächten beeinträchtigt werden können. Allerdings darf nicht in Abrede gestellt werden, daß die viel erörterte Verordnung des preußischen Landwirthschafts-Ministers Freiherrn von Hammerstein eine innere Maßregel war. Da nun aber die Ausfuhr von Gänsen für Rußland von großer Wichtigkeit ist, ließ sich leicht vorhersehen, daß die russische Regierung mit der Begründung, sie erachtete die preußische Verordnung für eine Schädigung ihrer Interessenten, Gegenmaßregeln treffen würde. So gelangte denn auch die Verordnung des russischen Finanzministers zur Veröffentlichung, wonach gewisse deutsche Ausfuhrartikel, die im Handelsvertrage nicht ausdrücklich hervorgehoben worden sind, mit höheren Zöllen als bisher belegt werden sollten. Für die deutsche Industrie wären die Anfänge eines solchen Zollkrieges sehr lästig geworden; die preußische Regierung zog deshalb mit Recht vor, in der „Gänsefrage" Zugeständnisse zu machen, und die zwischen den beiden Nachbarstaaten geführten Unterhandlungen hatten das befriedigende Ergebniß, daß Rußland die bereits publicirte Verordnung des Finanzministers von Witte wieder aufhob.

Freilich wird nun versichert, daß die königliche Verordnung vom 8. September 1852, durch die die Stellung des preußischen Ministerpräsidenten seinen Collegen gegenüber geregelt wurde, thatsächlich gar nicht aufgehoben oder doch durch eine ähnliche ersetzt worden ist, so daß Fürst Hohenlohe in seiner Eigenschaft als Präsident des preußischen Staatsministeriums die ihm zustehenden Befugnisse hätte ausüben können. Mit Fug darf aber darauf hingewiesen werden, daß Fürst Bismarck bereits in seinem Entlassungsgesuche geltend machte, jeder seiner Nachfolger werde ohne eine präsidiale Leitung des Ministercollegiums mit noch größeren Schwierigkeiten kämpfen müssen als er selbst, weil Anderen nicht sofort die Autorität zur Seite stehe, die ihm ein langjähriges Präsidium und das Vertrauen der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. verliehen hatten. Soll daher die Auffassung des Fürsten Bismarck in Bezug auf die Verantwortlichkeit des deutschen Reichskanzlers und preußischen Ministerpräsidenten verwirklicht werden, wie es im Interesse einer starken, einheitlichen Regierung geboten ist, so muß der Grundgedanke der Verordnung vom 8. September 1852 nicht bloß der Form nach aufrecht erhalten, sondern auch ernsthaft ausgeführt werden.

Hinsichtlich der Richtung der auswärtigen Politik, insbesondere in Bezug auf das Verhältniß zu Rußland, machte Fürst Bismarck in seinem Abschiedsgesuche ebenfalls einige Bedenken geltend, die jedoch nunmehr wohl gegenstandslos sind. Die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Monarchen sind so herzlich, es fehlt ferner so sehr an einem Anlasse zu politischen Differenzen, daß auch für die Zukunft ein freundnachbarliches Zusammenwirken erhofft werden darf. Wie Fürst Bismarck hielt auch Kaiser Wilhelm II. bereits im Jahre 1890 und früher daran fest, die friedlichen Ueberlieferungen im Verhältniß mit dem russischen Nachbarreiche treu zu bewahren, so daß es sich eben nur um verschiedene Modalitäten handelte. Zu wünschen bleibt, daß es auch wieder gelingen möge, die handelspolitischen Beziehungen Deutschlands und Rußlands nach dem Ablaufe des gegenwärtig bestehenden Handelsvertrages aufrecht zu erhalten.

Wohin es aber führt, wenn ein Land in der Zeit des hoch gesteigerten Verkehrs sich gleichsam durch eine chinesische Mauer abschließen möchte, indem es sich einer extremen Schutzzollpolitik zuwendet, das wird durch das Beispiel Frankreichs erhärtet. Wohl sind es nur trockene Zahlen, die hier angeführt werden, sie führen aber eine sehr beredte Sprache, da aus ihnen hervorgeht, daß, während die Einfuhr trotz der Schutzzollpolitik, die sich an den Namen des früheren Conseilpräsidenten Méline knüpft, zugenommen hat, die Ausfuhr Frankreichs stark zurückgegangen ist. Während der Werth der Einfuhr im ersten Halbjahre 1898 sich auf 2 284 956 000 Francs belief, betrug er in der entsprechenden Periode des Vorjahres nur 1 930 716 000 Francs. In demselben Zeitraume ist die Ausfuhr Frankreichs von 1 806 636 000 Francs auf 1 688 429 000 Francs zurückgegangen. Die Verschlechterung der französischen Handelsbilanz unter dem extremen Schutzzollsysteme ist also ganz offenkundig. Diese Verschlechterung erscheint in einer um so ungünstigeren Beleuchtung, als namentlich französische Fabrikate davon betroffen werden, die eine Einbuße von nicht weniger als 66 Millionen Francs erlitten haben. Sehr charakteristisch bemerkt das „Journal des Débats“: „Es gab eine Zeit, wo unsere Fabrikate ohne Rivalen in der Welt waren, und Frankreich im Besitze einer Art von thatsächlichem Monopole zu sein glaubte, gegen das nichts erfolgreich anzukämpfen vermochte. Unglücklicher Weise trachtet das Ausland immer mehr danach, nicht nur sich von unseren Producten zu befreien, sondern auch ihnen auf unserem inneren Markte Concurrenz zu machen. So stieg die Einfuhr der im Auslande fabricirten Producte, die im ersten Halbjahre 1897 in runden Ziffern 303 Millionen Francs, im zweiten Halbjahre 301 Millionen betragen hatte, im ersten Halbjahr 1898 auf 318½ Millionen Francs. Dies ist ein sehr beunruhigendes Symptom, weil in solchen Angelegenheiten das verlorene Gebiet nicht leicht wieder erobert werden kann. Befindet sich das Ausland erst einmal im Besitze des Marktes, so ist es beinahe unmöglich, es zu verdrängen.“

Nicht minder kurzsichtig als auf volkswirthschaftlichem Gebiete hat sich die französische Regierung in der Dreyfus-Frage erwiesen. Wie das frühere Cabinet Méline sträubt sich auch das gegenwärtige gegen die einzige Lösung dieser Frage: die Revision des unter schwerer Verletzung allgemein gültiger Rechtsgrundsätze von dem Pariser Kriegsgerichte gegen den Capitän Dreyfus wegen Landesverrathes geführten Processes. Nachdem der Kriegsminister Cavaignac in öffentlicher Kammersitzung zugestanden hatte, daß der Verurtheilung geheime Schriftstücke zu Grunde gelegt wurden, von denen weder der Angeklagte noch dessen Vertheidiger Kenntniß erhielt, so ist es geradezu unverständlich, wie an der Fiction festgehalten werden kann, das Urtheil sei vom Kriegsgerichte rechtmäßig gefällt worden. Ebenso problematisch muß das angebliche Geständniß erscheinen, das zu allen wohlbegründeten Thatsachen in directem Gegensatze steht und nur Bedeutung erhalten hätte, falls es vor den Richtern abgelegt worden wäre. Andererseits häufen sich nach der Auffassung jedes unbefangenen Beurtheilers die Beweisgründe, aus denen erhellt, daß in Wirklichkeit Esterhazy der Schuldige ist, an dessen romanhafter

Darstellung, wie er in die Angelegenheit hinein gezogen sein soll, auch ein Officier des französischen großen Generalstabes, der Major Dupaty, mitgewirkt hat. Es ist aber bezeichnend, daß die durchaus glaubhafte Schilderung, die ein Vetter des Commandanten Esterhazy dem Untersuchungsrichter Bertulus und der französischen Presse von dem wirklichen Treiben der Betheiligten entworfen hat, von der Anklagekammer nicht für ausreichend erachtet worden ist, das System von Fälschungen aufzudecken. Allerdings mußte es Denjenigen, die den großen Generalstab unter allen Umständen geschont wissen wollten, höchst bedenklich erscheinen, den Major Dupaty, der auch in dem Processe gegen Dreyfus bereits eine sehr zweifelhafte Rolle gespielt hat, compromittirt zu sehen. Wie leicht könnte es geschehen, daß bei einem solchen Processe das ganze Gebäude zusammenbricht! So wurden Competenzbedenken vorgeschützt und die Militärgerichte als die einzig zuständige Instanz bezeichnet. Nun bewegen sich alle Maßnahmen der Regierung und der in Betracht kommenden Behörden in einem circulus vitiosus, so daß das öffentliche Leben Frankreichs vergiftet erscheinen könnte, wenn nicht immer von Neuem Männer aufträten, die mit mannhaftem Muthe sich zu Herolden der Wahrheit machen, indem sie ihre ganze Stellung auf das Spiel setzen.

Scheurer-Kestner, Trarieux und Emile Zola haben in Vertretern der Wissenschaft, wie Paul Stapfer und Buisson, dem früheren Director des französischen Elementar-Unterrichtswesens und Professor an der Sorbonne, Nacheiferer gefunden, die Zeugniß dafür ablegen, daß der Sinn für Recht und Gesetzlichkeit in Frankreich keineswegs völlig erloschen ist. Wie Professor Paul Stapfer an dem Grabe des Rectors der Akademie von Bordeaux, Couat, betonte, daß dieser am gebrochenen Herzen gestorben sei, weil er nicht mit ansehen konnte, daß das Recht in seinem Vaterlande gebeugt wurde, zog sich derselbe Grundgedanke wie ein rother Faden durch die Leichenrede, die Professor Buisson bei der Beerdigung des früheren Generalinspectors und Mitgliedes des Conseil supérieur des französischen Unterrichtswesens, Félix Pécault, hielt. Von dem Unterrichtsminister Léon Bourgeois war aus Anlaß des Hinscheidens Félix Pécault's ein Beileidstelegramm eingetroffen, in dem er dem tiefen persönlichen Bedauern über den Tod dieses „großen Ehrenmannes" Ausdruck verlieh. Und nun erstattete Professor Buisson am offenen Grabe einen ergreifenden Bericht über die Herzensnoth, die der „grand homme de bien" empfunden hatte, als er Unrecht sich auf Unrecht häufen sah. Um offen Partei ergreifen zu können, legte Félix Pécault noch wenige Tage vor seinem Tode seine öffentlichen Aemter nieder, damit er sich rückhaltlos den Männern anschließen könne, die es unternommen haben, einer von der größten Verblendung zeugenden, aber auch einer der furchtbarsten Strömungen entgegen zu schwimmen, die je ein Land mit sich fortgerissen hat." Dieses mannhafte Eintreten einer ganzen Reihe von Persönlichkeiten für die Wahrheit stellt einen versöhnlichen Zug inmitten der gegenwärtig herrschenden Rechtsverwirrung dar. Daß aber gerade Mitglieder des französischen Lehrkörpers, denen es obliegt, die Jugend zu bilden und für das praktische Leben zu erziehen, daß ferner leitende Schriftsteller vom Range Emile Zola's, Journalisten wie de Pressensé sich an die Spitze der Bewegung für Recht und Gesetzlichkeit stellen, muß mit Genugthuung betont werden. Auch im Richterstande fehlt es nicht, wie das Verhalten des Untersuchungsrichters Bertulus gezeigt hat, an solchen unerschrockenen Männern. Nicht minder hat die Entscheidung des Cassationshofes im ersten Schwurgerichtsprocesse gegen Zola gezeigt, daß es ungerecht wäre, ohne Weiteres den Stab über ein Land zu brechen, dem die Welt viele bedeutsame Culturfortschritte, sowie die verschiedenartigsten Leistungen und Anregungen auf den Gebieten der Kunst, Literatur und Wissenschaft verdankt. Die Hoffnung darf daher nicht aufgegeben werden, daß das Beispiel der Männer, die den Kampf für das gute Recht führen, in absehbarer Zeit in vielen anderen Kreisen Nacheiferung finden wird. Dann wird auch die französische Regierung dem immer stärkeren moralischen Drucke weichen und anerkennen müssen, daß es eine internationale

Solidarität, daß es ein öffentliches Gewissen gibt, das am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr den Rückfall in die Barbarei der Inquisitionsgerichte duldet.

Gerade in diesen Tagen wird durch die Katastrophe, die über Spanien hereingebrochen ist, deutlich erhärtet, wie schwer sich alte Sünden im Leben eines Volkes rächen. Sicherlich hat die Königin-Regentin Marie Christine, die im Namen Alfonso's XIII. regiert, es nicht an Bemühungen jeder Art fehlen lassen, ihrem Sohne die vom Könige Alfonso XII. hinterlassene Erbschaft unverkürzt zu erhalten. Nur waren die Verhältnisse stärker als dieser rechtschaffene, gute Wille. Die Mißwirthschaft der Mönchsorden auf den Philippinen, das die eingeborene Bevölkerung dort wie auf den Antillen unterdrückende Regierungssystem der spanischen Generalgouverneure mußten dahin führen, daß die Colonien dem Mutterlande immer mehr entfremdet wurden. Als daher das Ministerium Sagasta dem vom Aufstande bereits durchwühlten Cuba die Autonomie gewähren wollte, war es zu spät. Auf die eigene Kraft angewiesen, vermochte denn auch Spanien trotz der Tapferkeit seines Landheeres dem Angriffe von Seiten der Vereinigten Staaten von Amerika keinen erfolgreichen Widerstand mehr zu leisten. Die von der Regierung in Washington gestellten Friedensbedingungen hätten aber jedenfalls noch härter ausfallen können. Heißt es in diesen, daß die völlige Abtretung der spanischen Inseln Westindiens mit Ausnahme von Cuba gefordert wird, so wird zugleich der Verzicht Spaniens auf seine Oberhoheit auf der großen Antille mit der Maßgabe verlangt, daß die Vereinigten Staaten die Controle über die Insel Cuba ausüben, bis eine dauerhafte Regierung eingerichtet ist. Da dieser Zeitpunkt im Hinblick auf das durch den Aufstand hervorgerufene Chaos in eine ferne Zukunft gerückt erscheint, bleiben die Amerikaner thatsächlich die Herren auf Cuba. In unterrichteten Kreisen ist denn auch seit geraumer Zeit angenommen worden, daß der Besitz Puerto Rico's und die thatsächliche „Controle" über Cuba für die Regierung der Vereinigten Staaten aus strategischen Rücksichten nothwendig sei, sobald der Bau des Canals von Nicaragua durchgeführt werden soll. Daß die Vereinigten Staaten noch einige Kohlenstationen fordern, steht mit der Entwicklung der amerikanischen Flotte, die sich im jüngsten Kriege vortrefflich bewährt hat, in innigem Zusammenhange. Am 12. August ist im Weißen Hause zu Washington das Friedensprotokoll vom Staatssecretär der Vereinigten Staaten, Day, und dem französischen Botschafter Cambon, nachdem dieser ausdrückliche Vollmacht der spanischen Regierung für diesen Act erhalten hatte, unterzeichnet worden. Die einzelnen Bestimmungen dieses Protokolls decken sich im Wesentlichen mit den früheren Angaben, nur daß in Bezug auf die Uebernahme der Staatsschuld Cuba's und Puerto Rico's nichts gesagt wird. Spätestens am 1. October d. J. treten die Commissare der Vereinigten Staaten von Amerika und Spanien in Paris zu den Verhandlungen über den Abschluß des Friedensvertrages zusammen. Auch wurde festgesetzt, daß nach der Unterzeichnung des Friedensprotokolls die Feindseligkeiten eingestellt und die entsprechenden Anordnungen so bald wie möglich durch beide Regierungen an die Commandeure der Streitkräfte zu Lande und zur See ergehen sollten.

Sobald jedoch der Friede endgültig geschlossen sein wird, ist Spanien in der Lage, alle Kräfte anzuspannen, um seine Wiedererstehung vorzubereiten, während bisher die Gefahr vorlag, daß es, um einen problematischen Colonialbesitz zu bewahren, sich thatsächlich aufrieb und verblutete. Mit Anerkennung hervorgehoben werden darf, daß Frankreich der benachbarten Monarchie gute Dienste leistete, indem der französische Gesandte in Washington, Cambon, zunächst bloß als „intermédiaire" zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten diente. Mit Recht ward aber in Frankreich Gewicht darauf gelegt, daß es sich weder um eine Vermittelung im völkerrechtlichen Sinne noch etwa gar um eine Art von Schiedsrichteramt handelte, wenn Cambon Friedensvorschläge und Bedingungen zwischen den kriegführenden Mächten beförderte und dann das Friedensprotokoll unterzeichnete. Eine „médiation"

im völkerrechtlichen Sinne hätte leicht dahin führen können, daß die amerikanische Regierung den diplomatischen Vertreter der französischen Republik für spanische Wünsche oder Verweigerungen verantwortlich gemacht hätte. Andererseits hätte man es auch in Spanien der französischen Regierung zum Vorwurfe gemacht, falls die Friedensbedingungen härter, als man erwartete, ausgefallen wären. Als ein geschickter Schachzug des spanischen Ministerpräsidenten Sagasta darf es bezeichnet werden, daß dieser sich an Persönlichkeiten aller Parteien wendete, indem er sie um Rath fragte und die Königin-Regentin in den Stand setzte, sich selbst aufklären zu lassen. Der liberale Parteiführer hat dadurch zum Theil politische Widersacher entwaffnet, zum Theil die unversöhnlichen Gegner im Lager der Carlisten und Republikaner genöthigt, wäre es auch nur durch ihr Stillschweigen, zu bekennen, daß sie außer Stande sind, einen anderen Ausweg als den raschen Friedensschluß zu finden. Immer mehr muß sich auch in Spanien die Ueberzeugung aufdrängen, daß durch die Entfesselung des Bürgerkrieges der Ruin Spaniens herbeigeführt werden würde.

Während der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien in erfreulicher Weise seinen Abschluß erhalten hat, fehlte es nicht an Pessimisten, die ernsthaftere Verwicklungen zwischen Rußland und Großbritannien aus Anlaß der Vorgänge im äußersten Osten ankündigten. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Regierungen in Bezug auf Eisenbahnbauten in China wurden mehrfach in den Schlagworten zusammengefaßt, Großbritannien halte in wirthschaftlicher Hinsicht an dem Grundsatze der „offenen Thür" für Jedermann fest und wolle sogenannte „Einflußsphären" der verschiedenen Staaten nicht gelten lassen. Auch im Hinblick auf deutsche Unternehmungen in der chinesischen Provinz Schantung, die auf Grund der abgeschlossenen Verträge zur „Einflußsphäre" Deutschlands gehört, sollte nach der Auffassung der Opposition im englischen Unterhause das Princip der „offenen Thür" Anwendung finden. Die Vertreter der britischen Regierung konnten jedoch nicht umhin, anzuerkennen, daß die Erklärungen des deutschen Staatssecretärs der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Bülow, durchaus correct waren, nach denen Deutschland zwar kein die übrigen Mächte ausschließendes Privileg für Eisenbahnbauten in der chinesischen Provinz Schantung beanspruchen würde, aber zunächst die deutschen Industriellen berufen wären, ihre Anerbietungen zu machen. Dann würde die „offene Thür" für die übrigen Staaten vorhanden sein, so daß die chinesische Regierung in der Lage wäre, auf billigere Bedingungen einzugehen. Trotz des erregten Tones, in dem die verschiedenen Meinungen in der englischen, sowie in der russischen Presse zum Ausdrucke gelangten, durfte doch von Anfang an angenommen werden, daß die ganze Zeitungsfehde keine ernsteren Folgen haben würde. Im englischen Unterhause kam es wohl vor Allem darauf an, die Opposition einigermaßen zu beschwichtigen. Nun ist am 12. August das englische Parlament geschlossen worden, und es ist alle Aussicht vorhanden, daß die öffentliche Meinung in Großbritannien ebenso wie in Rußland sehr bald nicht mehr die frühere Erregtheit widerspiegeln wird.

Literarische Rundschau.

Neuere Brahms-Literatur.

[Nachdruck untersagt.]

1. Johannes Brahms in Erinnerungen. Von J. V. Widmann. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1898.
2. Erinnerungen an Johannes Brahms in Briefen, besonders aus seiner Jugendzeit. Von Albert Dietrich. Mit einem Jugendbildnisse. Leipzig, Otto Wigand. 1898.
3. Johannes Brahms. Von H. Deiters. (Sammlung musikalischer Vorträge Nr. 23/24 und Nr. 63. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1898.
4. Johannes Brahms. Erläuterung seiner bedeutendsten Werke von C. Beyer, R. Heuberger und Anderen. Nebst einer Darstellung seines Lebensganges, mit besonderer Berücksichtigung seiner Werke. Von A. Morin. Frankfurt a. M., H. Bechhold. O. J.
5. Johannes Brahms. Von Heinrich Reimann. Berlin, Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. O. J.
6. Brahms-Texte. Vollständige Sammlung der von Johannes Brahms componirten und musikalisch bearbeiteten Dichtungen. Herausgegeben von Dr. G. Ophüls. Berlin, R. Simrock. 1898.

„Wir leben im Zeitalter der schriftstellernden Musiker. Brahms schreibt nicht. Es ist auch wenig über ihn geschrieben worden, und ich vermeine, daß ihm dies eher lieb als leid gewesen ist" — so liest man in Philipp Spitta's Aufsatz über Johannes Brahms, den er 1892 in seine Sammlung classischer Essays „Zur Musik" aufnahm. Damals stand der Meister auf der Höhe seines Schaffens und seines Ruhms; es war die goldene Zeit, in der er das Clarinettenquintett schrieb und sich anschickte, in kleineren Claviercompositionen von der Sehnsucht und Heiterkeit seines Alters, das eine ewige Jugend zu bedeuten schien, die Seele ausströmen zu lassen. Nach jedem neuen Werke von ihm schauten seine Freunde erwartungsvoll aus; in jedem fanden sie eine neue Offenbarung des unerschöpflichen Reichthums seiner Empfindung und seiner Gestaltungskraft; Alles, was sein Leben und seine Kunst anging, verfolgten Diejenigen mit innigster Antheilnahme, die erkannt hatten, welch' unvergängliche Schätze er uns beschert hatte. Dennoch trafen Spitta's Worte zu: es war wenig über Johannes Brahms geschrieben worden. Wer sich über ihn unterrichten wollte, sah sich auf die allgemeinen Hülfsmittel der Nachschlagewerke, auf einige kleinere Broschüren, auf gelegentliche Zeitschriftenartikel oder auf Feuilletons und Kritiken angewiesen, die von ihren Verfassern in Sammelbänden ihrer Studien vereinigt wurden. Seither haben sich die Dinge verschoben. Wir besitzen vor Allem Spitta's Aufsatz selbst, der mit seiner eindringenden Charakteristik auch dem Laien die Geheimnisse von eigensten Schönheiten in des Meisters Musik enthüllt; und wir besitzen, nachdem Johannes Brahms im Frühjahr des vergangenen Jahres aus dem Leben geschieden ist, die Anfänge einer regelrechten Brahms-Literatur. Briefe von ihm werden mitgetheilt, Erinnerungen an ihn festgehalten,

von seinen Werken Analysen gegeben, und es wird sogar bereits der Versuch gemacht, ihm ein biographisches Denkmal zu setzen. Alle diese Publicationen, so verschieden sie von einander sind, und so wenig sie an Werth und Bedeutung gleichen Rang beanspruchen können, darf man froh begrüßen, denn es steht außer Frage, daß Johannes Brahms immer mehr noch die Wege zum Verständniß bei einem großen Theile unseres Musik treibenden Publicums geebnet werden müssen. Es ist freilich ausgeschlossen, daß wieder eine Zeit kommen kann, in der er, wie in den fünfziger Jahren, auch nur vorübergehend in Vergessenheit gerathe; aber ein Anderes darf man nicht übersehen: Brahms will immer neu erobert werden, seine Sprache ist nicht die der großen Menge, die Hoheit seiner Musik erschließt sich nicht dem ersten Besten; er gehört nicht, wie Spitta fein ausführt, zu Denen, „die starke äußere Aufregung hervorrufen"; er hat keine Oper hinterlassen und ist also dem Theater fern geblieben, das in unserer Zeit am ehesten für Popularität sorgt. Deshalb sind Werke nothwendig, die mithelfen, seine Persönlichkeit zu begreifen und seine Schöpfungen zu würdigen; um so werthvoller aber erscheinen gerade Mittheilungen über Aeußerungen seines Wesens, als er sich im Leben anders gab denn in seiner Kunst; wer ihn in seinen Lebensäußerungen nur nach seinen Werken beurtheilen wollte, wäre übel berathen. Das Reich der Phantasie schied er streng von aller Realität; seine Kunst war ihm eine Welt ganz für sich allein; in ihr sprach er aus, was er auch vertrautesten Freunden gegenüber auszusprechen sich scheute. Schilderungen von Bekannten, seine gelegentlichen indirecten Selbstcharakteristiken in Briefen oder auf Postkarten müssen hier ergänzend und klärend eingreifen.

J. V. Widmann bietet dafür besonders dankenswerthe und bedeutsame Beiträge, die zum Theil den Lesern der „Deutschen Rundschau" zuerst bekannt geworden sind. „Johannes Brahms in Erinnerungen" nennt er sein Buch; und in der That reiht er nicht nur Erinnerungen an den heimgegangenen Meister anekdotenhaft aneinander, sondern läßt aus ihnen ein Bild seines Wesens erstehen. Viele Jahre hindurch hat Johannes Brahms dem Schweizer Dichter und Kritiker seine Freundschaft geschenkt; er ist wiederholt mit ihm nach Italien gereist, um gemeinsam mit ihm die Schönheiten dieses von beiden unendlich geliebten Landes zu genießen; er ist ein fleißiger und treuer Gast in Widmann's Hause gewesen, in dem heute noch manch dankbar und pietätvoll bewahrtes Brahms-Heiligthum an den unvergeßlichen Freund gemahnt; und in Wort und Schrift hat er mit Widmann über Kunst und Leben Meinungen getauscht, von Wien aus und vor Allem in Bern und im Berner Oberland während dreier Sommer, die er am Thuner See verbrachte.

Eine Fülle persönlicher Eindrücke und kleiner Züge kann Widmann so zusammenhalten und die Natur von Johannes Brahms in aller Lebendigkeit charakterisiren. Immer wieder weiß er von dem unverwüstlichen Humor, der ausgelassenen Fröhlichkeit, der „olympischen Heiterkeit" zu erzählen, die Brahms eigen war; wenn er in seinen Werken selten nur ganz reinen Frohsinn walten ließ, vielmehr gern in ein Scherzo einen leisen melancholischen Klang mischte und in das Spiel der Grazien einen Ton der Sehnsucht oder des Ernstes verwob, so ließ er im Leben seiner Lustigkeit und Ungebundenheit oft getrost die Zügel schießen. So verschlossen seine Natur der großen Menge gegenüber war, so ungezwungen gab er sich, wenn er sich unter lieben Freunden wußte. Alle Rauhheit und Herbheit streifte er dann ab; ein anderer Brahms, als ihn die Fernerstehenden kannten, schien aufzuleben. Tausend kleine Neckereien ersann er, und an harmlosen Späßen fand er herzliches Gefallen; Sonnenschein und Lebenslust verbreitete er, wohin er kam. Ein goldenes Gemüth strahlte aus in reiner Heiterkeit des Herzens. Durch wie viele Stürme des Lebens, durch wie viel Weh, durch wie viele Stunden der Sehnsucht und des Sinnens er sich beides errungen hatte und immer neu errang, offenbaren seine Werke. Wer sich dessen bewußt war, konnte sich dem Zauber dieser in sich gefesteten und abgeklärten, von höchsten Idealen getragenen Persönlichkeit nicht entziehen; und wer nicht das Glück genossen hat, dem Meister von Angesicht zu Angesicht gegenüber

gestanden zu haben, wird das spüren, wenn er Widmann's Erinnerungen liest. Wie vermochte Brahms sich für Alles zu begeistern, was der Kunst wahrhaft diente! Er kannte keine Kleinlichkeit und keine Engherzigkeit, und so ist es nur natürlich, wenn er gerade die Verdienste dessen rückhaltlos anerkannte, der von kurzsichtigen Splitterrichtern immer wieder in falsche Vergleiche zu ihm gesetzt worden ist: — Richard Wagner's.

Treue und Herzensgüte haben Johannes Brahms in hohem Maße ausgezeichnet. Wie J. V. Widmann betonen das auch Albert Dietrich und H. Deiters, die ebenfalls mit neuen Brahmsschriften jetzt hervorgetreten sind. Deiters bietet den zweiten Theil einer Darstellung, die kurz über Leben und Werke des Meisters berichtet; Dietrich's kleine Schrift bildet eine Ergänzung zu Widmann's Buche. Sind in diesem zumeist die letzten Jahre seines Lebens berücksichtigt, so führt Dietrich uns in die Jugendzeit von Brahms. In Düsseldorf lernte er durch Robert Schumann 1853 Brahms kennen; und von jener Zeit an hat er viele Jahre hindurch in regem Briefwechsel mit ihm gestanden. In guten und bösen Zeiten hindurch bewahrte Brahms dem Jugendfreunde seine Treue; ein Schatz von theilnehmender Sorge um das Wohl und Wehe der Anderen liegt in diesen Briefen verborgen, die, ganz privater Natur, völlig ungezwungen gehalten sind und dadurch um so höheren Werth besitzen. Von vielen Erfolgen in Concerten, von Plänen zu neuen Werken, vom Erscheinen einer eben vollendeten Schöpfung schreibt er, immer mit derselben Herzlichkeit, derselben Anspruchslosigkeit, stets in selbstloser Bescheidenheit und ohne den geringsten Anflug von Künstlereitelkeit. Wie ihn bittere Enttäuschungen, schwere Niederlagen, arge Mißerfolge nicht hatten entmuthigen können, so führten ihn auch spätere Anerkennung und wachsender Ruhm nicht zur Ueberhebung. „Sollte Frau Schumann es unlieb sein, wenn ich ihr die Fis-moll-Sonate zueignete?" fragt er 1853 in einem Briefe; und die Gesinnung, die aus dieser Frage spricht, ist nicht nur für den jungen Brahms charakteristisch.

Ueber das Leben von Johannes Brahms gewährt H. Deiters einen Ueberblick; und in kluger Vorsicht hat er sich dabei vorerst auf eine ganz knappe und in allergrößten Zügen gehaltene Skizze beschränkt. Vor Jahren schon ist von ihm eine, jetzt in zweiter Auflage vorliegende kleine Abhandlung, „Johannes Brahms", erschienen; sie führte bis zum Jahre 1880 und behandelte die Compositionen bis zu den beiden Clavier-Rhapsodien op. 79: in seinem nun herausgegebenen zweiten Schriftchen wendet der Verfasser sich dem Lebensabend von Brahms zu. Die äußeren Ereignisse, seine Reisen, die Erstaufführungen seiner großen Werke werden kurz aufgezählt, und es wird nach Möglichkeit genau angegeben, wann seine Kammermusikwerke zum ersten Male öffentlich gespielt wurden. In ebenso gedrängter Kürze bespricht der Verfasser sodann die seit 1880 neu veröffentlichten Werke, nicht kritiklos bewundernd, aber mit liebevoller Hervorhebung dessen, was ihm als besonders schön an ihnen erschienen ist. Leider fehlen hierbei die, wie mir scheint, unerläßlichen Notenbeispiele. Dadurch erhält die Darstellung etwas Zerflatterndes und allzu Abstractes. Allgemeine Charakteristiken müssen für directe Hinweise und Einzelanalysen eintreten; und es ist selbstverständlich, daß in Folge dessen nicht Terminologie, sondern Phraseologie vorwaltet. Die Schwierigkeit, von der absoluten Musik, die Johannes Brahms pflegte, ein concretes Bild zu geben, ist nicht überwunden. Man findet subjective Eindrücke, an denen man, je nachdem man sie theilt oder nicht theilt, die eigenen mit Gefallen oder Unbehagen messen kann. Ein weiteres Eindringen in die Musik ermöglichen sie besten Falls demjenigen, der bereits mit den Einzelwerken vertraut ist. Wie schwer es hält, hier das Rechte zu treffen, lehrt die Lectüre eines Sammelbandes von Erläuterungen einzelner Compositionen des Meisters, eine Zusammenstellung mehrerer Nummern des bekannten „Musikführers" aus H. Bechhold's Verlag. In diesem: „Johannes Brahms. Erläuterung seiner bedeutendsten Werke" betitelten Buche ist mit Notenbeispielen nicht gespart: von den großen Orchesterwerken, den Chorcompositionen, den Concerten, mehreren Kammermusikwerken (unter

denen die Quartette und Duos leider völlig fehlen) werden die Hauptthemata abgedruckt und in dem bekannten Programmbuchstil in ihren Entwickelungen klar gelegt. Aber auch hier überwiegt die Phraseologie, wie denn überhaupt manche stilistische Unbegreiflichkeiten, namentlich in den schulaufsatzmäßigen Einleitungen, mit unterlaufen. Im Ganzen werden diese Inhaltsanalysen immerhin Vielen gute Dienste leisten. Nur müssen sie mit Vorsicht und durchaus stets mit Nachprüfung durch eigenes Urtheil gelesen werden. Es fehlt in ihnen nicht an absonderlichen und sehr schiefen Wendungen und bedenklichen Charakteristiken: wird doch auf einen Passus des zweiten Satzes aus der vierten Symphonie einmal das Wort „pikant" angewandt, das ganz gewiß gegen alle Brahms'sche Kunst sündigt. Wie der richtige Weg zur erschöpfenden Charakteristik in der Analyse durch treffende Vergleiche und die prägnantesten Beiworte zu finden sei, hat bisher immer noch Philipp Spitta in seinem Brahms-Aufsatz am besten gelehrt. Man lese in ihm etwa, was über den ersten Satz der C-moll Symphonie gesagt ist! Vielleicht kommen hinfort aber auch die Dichter der Kunst des Meisters bei. Beatus Rhenanus, der in dithyrambischem Schwunge eben diese Symphonie dichterisch aufrollte[1]), und J. V. Widmann, der in einem feinsinnigen Gedichtchen, „Die Thunersonate", id est die A-dur-Sonate op. 100 für Clavier und Violine, zu deuten versucht, haben verheißungsvolle Anfänge gemacht.

Auch die Darstellungsweise von H. Reimann, dessen Buch über Johannes Brahms von allen bisher erschienenen am anspruchsvollsten auftritt, gewährt keine volle Befriedigung in der Interpretation der Werke. Ein Lebens- und Charakterbild soll in ihm gegeben werden, aber in manchen Abschnitten kommt es über Aeußerlichkeiten nicht hinaus. Der Lebensgang des Meisters wird wohl erzählt und über seinen Charakter dieser und jener kleine persönliche Zug mitgetheilt; zu einem Ganzen jedoch will sich das alles nicht immer zusammen schließen, und auch zu einer eindringenden Gesammtcharakteristik der Kunst von Johannes Brahms gelangt der Verfasser nicht. Die einzelnen Compositionen nimmt er im Fluge durch und behilft sich mit einer sogenannten „populären" Monographie, bei der die Mannigfaltigkeit des Textes ausschlaggebend ist. So wird man sich bei diesem Buche zunächst an seine äußeren Vorzüge zu halten haben, die zum Glück so groß sind, daß sie es selbst Demjenigen nicht unwerth machen, der sich über manche innere Leere nicht täuscht: es ist mit vielen sehr gelungenen und zum Theil sehr originellen Bilderbeigaben ausgestattet. Porträts von Brahms finden sich in reicher Anzahl und unter ihnen auch Momentbilder, die er selbst für die besten zu erklären pflegte; es fehlt nicht eine drollige Silhouette, die in vollster Lebendigkeit zeigt, wie er, die Cigarre im Munde, in aller Behaglichkeit und Munterkeit seinen Spaziergang durch Wien macht; sein Wiegenlied ist im Facsimile wiedergegeben, ein Brief an seine Eltern autographisch beigefügt; in sein einfaches Heim in der Carlsgasse, das Niemand vergessen kann, der es je betreten hat, werfen wir hier einen Blick, und lassen uns durch einige Proben dankbar ein Ahnen der hohen Kunst aufdämmern, die Max Klinger in seinen Brahmsphantasieen dem Meister zu Ehren entfaltet hat.

Aber seine Seele erschließt sich uns nicht in dieser Darstellung, und der Zusammenhang seines Lebens mit seinem Schaffen, der zumeist in Gegensätzen zu suchen sein wird und auf eine wundersame Verschmelzung träumerischer Phantasie von Dichtung und Musik hinweist, wird nicht klar gelegt. Eines Phantasienachlebens bedarf es hierzu, das aus einem innigen Versenken in diese durch und durch innerliche und aus den Tiefen ihrer Empfindung schöpfende Natur hervorgehen müßte. Des Brahmsbiographen haben wir vorerst geduldig zu harren. Aber seiner Aufgabe haben die neuen Brahms-Schriften wesentlich vorgearbeitet. Für die Darstellung des Lebensganges sind ihm hier viele und wichtige Daten ein für allemal gegeben; aus den

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1897, Bd. XCII, S. 87.

bisher veröffentlichten Briefen und persönlichen Aeußerungen tritt ihm sein Charakter wenn nicht in voller Schärfe, doch schon lebendig hervor, und auch die mannigfachen Urtheile über Brahms' Werke, sowie die Versuche, ihnen analytisch auf den Grund zu gehen, wird er nicht übersehen können; er wird endlich einer Einzelstudie sich erfreuen, die eine Fülle von Ideen und Anregungen gewährt: der von Ophüls zusammengestellten Texte, zu denen Johannes Brahms Musik geschrieben hat. Ueber die Quellen, aus denen er dichterische Anregung schöpfte, ist hier nach Möglichkeit die genaueste Auskunft gegeben; vor Allem sind die Volkslieder mit größter Gewissenhaftigkeit auf ihren Ursprung hin geprüft. Dieser, mit einem schönen Bildniß geschmückte und wahrhaft vornehm ausgestattete Band, erzählt eine Lebensgeschichte und läßt in eine Seele hineinblicken, die von Alltagsstimmungen in der Dichtung Befreiung und durch deren musikalische Wiedergabe Erlösung fand. Viele Dichter haben Brahms nur einmal zur musikalischen Inspiration verholfen, das Volkslied hat ihn immer wieder angezogen; hier nachzuspüren und verstehen zu lernen, was von innerem Leben aus gleichzeitigen äußeren Begebenheiten in die Lieder übergegangen ist, das wird nicht nur den wissenschaftlich forschenden Psychologen locken, sondern einen Jeden, der durch die Kunst von Johannes Brahms der Alltäglichkeit entrückt worden ist.

Walter Paetow.

Zum 24. Juni 1898.

[Nachdruck untersagt.]

So lautet der einfache Titel, den die Vorstände dreier wissenschaftlicher Anstalten Weimars einem von den Besitzern der Hofdruckerei aufs Würdigste ausgestatteten Folianten, ihrer schönen Gabe zum letzten Johannisfest, dem achtzigsten Geburtstage des Großherzogs Carl Alexander, gegeben haben. „Ferrara ward durch seine Fürsten groß!" Unseren Lesern ist im Juliheft feierlich dargethan worden, wie sehr dieser berühmte Tasso-Spruch dem Hohen Jubilar ziemt, der in der Wiege vom Altmeister gesegnet, aus dem Zeitalter Goethe's, Aeltestes mit Treue bewahrend, Neues freundlich auffassend, das Zeitalter des wieder erstandenen Deutschen Reiches mitthätig beschritten und sein Weimar stets als einen Herd unseres geistigen Lebens vor dem Schicksal einer bloßen ehrwürdigen Ruine, eines „Musenwittwensitzes", bewahrt hat. Diese Gaben sind wirklich „in gewissem Sinne sein". Sie erstrecken sich von den Jahren, da unter der Vormundschaft seiner Urgroßmutter Anna Amalie Weimars verblichener Stern frisch zu strahlen begann, bis zur Gegenwart. Paul von Bojanowski, der Oberbibliothekar, gibt einen bildlichen Auszug der Geschichte Weimars in Medaillen und Denkmünzen 1756—1896 auf vier ungemein sauber hergestellten Tafeln, die meist Avers und Revers zeigen, die Dichter und Denker, der Musiker nicht zu vergessen, den Fürsten und Fürstinnen, den Geprägen der Vereine und Gebäude beigesellen, und mit knappen, kundigen Erläuterungen, auch aus ungedruckten Hülfsmitteln versehen sind. Im engsten Zusammenhange bietet Carl Ruland, der Director der Kunstsammlungen und des Goethe-Nationalmuseums, nach kritischen Noten Medaillons von Carl August, Goethe, Schiller, Herder, Wieland, der Humboldts und Bildnisse der Herzoginnen Anna Amalie (von Tischbein) und Luise (von einem unbekannten Maler), vorn ein großes Brustbild Carl August's (nach Kolbe's bisher nicht publicirter Kreidezeichnung). Es mag die Aeußerung des Wunsches gestattet sein, daß Adolf Hildebrand's meisterhafte Büste des regierenden Großherzogs endlich zur Vervielfältigung gelange. Zugleich seien alle Pilger und Pilgerinnen auf Ruland's jüngstes Heft „Das Goethe-Nationalmuseum" (Erfurt 1898) hingewiesen, ein umfassendes, bündiges Vademecum, wie nur er es schreiben konnte, dem die Goethe-Gemeinde schon so

viel verdankt. Als Dritter im Bunde schildert C. A. Hugo Burkhardt die Geschichte des Parks durch die verschiedenen Perioden von 1777, 1784, 1800 hindurch, die großen Anlagen, die einzelnen Bauten, die bescheidenen Denkmäler, die Garten- und Baumcultur; er zeigt uns auf diesem anmuthigen Spaziergange überall Goethe's Antheil, kommt dem Auge mit Plänen und Abbildungen (auch des Gartenhauses sammt dem früh entschwundenen Altan) zu Hülfe und legt dar, welche Pietät die 1828, als Carl August im Römischen Hause aufgebahrt wurde, ungefähr abgeschlossene Schöpfung zwei Menschenalter lang gehegt hat. Der schöne Band ist als Ganzes nur in hundert Geschenkexemplaren gedruckt worden; doch sind die beiden Abtheilungen, „Hundertundvierzig Jahre Weimarischer Geschichte in Medaillen und Medaillons" von Bojanowski und Ruland und „Die Entstehung des Weimarischen Parkes" von Burkhardt als Sonderabdrücke mit allen Tafeln käuflich (Weimar, H. Böhlau's Nachfolger. 1898). — Die dem Handel ganz ferngehaltene, reich belehrende und erbauende Gratulationsgabe des Goethe-Schiller-Archivs „Zum 24. Juni 1898. Goethe und Maria Paulowna" (Dichtungen, Briefe von Goethe, sowie Schreiben der Mutter Carl Alexander's an Goethe und Charlotte Schiller, Zeugnisse gemeinsamer Thätigkeit für Gewerkschule und Lesemuseum, Widmungen der Weimarischen Kunstfreunde, Aeußerungen Goethe's und Schiller's und anderer Zeitgenossen über die Großfürstin) wollen wir nur erwähnen, um Suphan in der versprochenen Würdigung dieser Urkunden nicht vorzugreifen, die er unter kräftigem Beistand der „Coarchivalen" Fresenius, Schüddekopf, Wahle vereinigt und mit einem festlichen Epilog beschlossen hat. Auch dieses Buch dankt sein Gewand dem liberalen Entgegenkommen der Druckherren der Weimarischen Goethe-Ausgabe, Demmering und Hartung. Die Worte aber: „Im Auftrage des Erbgroßherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen" (der das Archiv geerbt hat) vernehmen wir gern als einen schlichten Ausdruck dauernder Verpflichtung, die Kurzsichtige wohl mit dem Hingang der Großherzogin Sophie geschwächt oder gar erloschen wähnten. „Und so fortan!"

E. S.

„Aus der preußischen Hofgesellschaft."

Zu den Anmerkungen des Briefstextes haben wir folgende Berichtigungen und Ergänzungen erhalten:

1. S. 36, Anm. 9. Fräulein von Kalb wohnte nach einer Notiz des Herrn Dr. Alexander Meyer, der sie 1871 besuchte, damals nicht mehr im großen königlichen Schloß, sondern in Monbijou.

2. Zu S. 50, Anm. 2 wird bemerkt, daß Albertine in der betreffenden Briefstelle nicht von Schiller's Grab, sondern von Schiller's Platz im Park (Schiller-Bank) sprach.

3. In dem jüngst herausgegebenen Band IX vom Tagebuch Goethe's für 1824 (S. 219) findet sich die Bestätigung von Albertinens Besuch bei Goethe am 18. Mai mit den Worten angegeben: „Früh war Fräulein Bogislawski (sic!), Hofdame der Prinzeß Wilhelm, mit Ottilien bei mir gewesen."

4. Der zu wiederholten Malen erwähnte Maler, welcher Albertine an Goethe empfohlen hatte, hieß Rösel (man konnte in den Originalbriefen nur Röstell lesen) und gehörte nach einer mir zugekommenen Notiz des Herrn Professors Dr. Geiger zu Goethe's besonderen Günstlingen.

βλ. **Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog.** Herausgegeben von A. Bettelheim. Berlin, G. Reimer. 1897.

Mit Freude begrüßen wir diese Neubelebung und Erweiterung der „Biographischen Blätter", deren biographische Bibliographie durch den vorliegenden Band vollkommen ersetzt wird. Nur zum Theil vermag sie der „Deutsche Nekrolog" zu ersetzen, dessen Anfängen große Aufgaben zugefallen sind. Paul Bailleu feiert in beredten Worten und mit verständnißvoller Sympathie das Andenken von Treitschke: J. Minor erweckt die Gestalt von Gabillon: J. Rosenthal zeichnet in charakteristischen Zügen das Bild von E. du Bois-Reymond: F. Ratzel gedenkt der Entdecker und Geographen. Die Zeitschrift selbst beklagt bereits den Verlust zweier vortrefflicher Mitarbeiter, M. Bernays' und Karl von Lützow's, die der Tod ihr und der Wissenschaft vorzeitig entrissen hat. An die großen Namen reihen sich so viele Andere, die segensreich in einem kleineren Kreis gewirkt haben und den berechtigten Anspruch erheben dürfen, an ihrer Stelle nicht vergessen zu werden, daß ein gutes Viertel der im Verzeichniß Genannten erst im nächsten Band des vorliegenden Werkes Erwähnung finden kann. Dieser erste Band hat mit 274 biographischen Notizen ein Unternehmen begonnen, welches nicht mehr aufgegeben werden könnte, ohne eine empfindliche Lücke zurückzulassen. Bei der Einsicht und Erfahrung des trefflichen Herausgebers kann es ihm am verdienten Erfolge nicht fehlen, wofür auch, außer den bereits Genannten, die Mitwirkung solcher Männer wie A. Brandt, A. Fournier, O. Lorenz, Erich Schmidt und vieler Anderer bürgt.

πτ. **Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1898.** Herausgegeben von Joseph Kürschner. Zwanzigster Jahrgang. Mit zwei Porträts. Leipzig. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Im Vorwort zu dem neuen, mit den Porträts von Ludwig Fulda und Ernst von Wolzogen geschmückten Jahrgang des Literaturkalenders darf sein verdienstvoller Herausgeber mit Stolz betonen, daß „es dem nunmehr Zwanzigjährigen vergönnt gewesen ist, zu einem Gesuchten und Gebrauchten zu werden, nach dem man verlangt, wenn der Schnee zu schmelzen beginnt und das erste Frühlingsahnen durch die Natur geht." Aber er kann auch ein Wort der Klage nicht unterdrücken: Die Auflage ist nicht in dem Maße gestiegen wie der Umfang. Darum möchte man dem Kalender für die kommende Zeit vor Allem den Wunsch mit auf den Weg geben, daß hierin Wandel erfolge und die Käufer nicht ausbleiben. Denn er verdient weiteste Verbreitung. In der Vollständigkeit und Zuverlässigkeit seiner Angaben, in der Reichhaltigkeit seiner Mittheilungen, in der Übersichtlichkeit seines Druckes ist er ein vorbildliches Werk kluger Umsicht, das für die Schriftstellerwelt nicht mehr entbehrt werden kann, und das zugleich allen denen dankenswerthe Dienste leistet, die sich schnell über literarische Persönlichkeiten und literarische Einrichtungen unserer Zeit informiren wollen.

ρ. **Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte.** Sechs Vorträge von Thomas Carlyle. Für die Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes übersetzt. Halle a. S., Otto Hendel. O. J.

Carlyle in diese Sammlung aufgenommen und damit immer weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu haben, ist ein anerkennenswerthes Verdienst, und man konnte nicht besser beginnen als mit der vorliegenden Uebersetzung desjenigen seiner Werke, das, in der Mitte seiner Lebensarbeit entstanden, seine ganze Weltanschauung offenbart. Alles, was vorangegangen — seine Studien zur deutschen Literatur, seine Schiller-Biographie, seine Propaganda für Goethe, sein Jean-Paulisirender Sartor Resartus, sein Chartismus, seine Geschichte der französischen Revolution — und Alles, was folgte, vornehmlich sein Cromwell und Friedrich der Große: das Alles wurzelt in dem einen Satze, der auf der ersten Seite dieses Buches steht: „Nach meiner Auffassung ist die Weltgeschichte, d. h. die Geschichte dessen, was der Mensch in ihr vollbracht hat, im Grunde die Geschichte der großen Männer, die in ihr gewirkt und geschafft haben." Diese nennt er Helden, deren Erscheinung je nach der stufenweisen Entwicklung des Menschengeschlechts entsprechende Formen annimmt, und, nach der Verkörperung der Gottheit im Heidenthum, uns den Helden als Propheten, als Dichter, als Priester, als Schriftsteller und als König zeigt. Wenn Carlyle unter diesen Helden nicht auch den seinen Zuhörern vorführte, den er vor Allen verehrte, hatte dies seinen Grund darin, daß sie noch nicht reif waren, ihn zu verstehen. Er sagte es ihnen offen ins Gesicht: sonst würde gerade Goethe das auserwählte Beispiel des Helden als Schriftsteller sein: „ein großer, heroischer, antiker Mann, der spricht und schweigt wie ein Held des Alterthums, unter der Gestalt eines ganz modernen, hoch gebildeten und fein gesitteten Schriftstellers. In den letzten hundertundfünfzig Jahren haben wir keinen solchen Anblick gehabt, keinen Mann, der fähig war, uns einen solchen zu bieten." Und resignirt schließt er — es war im Jahre 1840: „Ihn müssen wir einer künftigen Zeit überlassen." Aber früher als er damals gedacht kam diese Zeit — nicht zehn Jahre vergingen, und Emerson vollbrachte in Amerika, was sein Freund in England nur anzudeuten gewagt: er gab in seinen „Representative men" Goethe den Platz unter den „Repräsentanten der Menschheit." Beide Bücher ergänzen sich; beide sind gut übersetzt in Hendel's „Bibliothek der Gesammtliteratur" erschienen, und beide gehören zu den Büchern, die jeder Gebildete gelesen haben muß.

γ. **Geschichte Europa's seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden 1871.** Von Alfred Stern. Zweiter Band. Berlin, Wilhelm Hertz. 1897.

Der zweite Band dieses Werkes enthält die Geschichte der Jahre 1821—1826; er ist in fünfzehn Capitel eingetheilt, von denen das letzte der Bewegung in der Literatur gewidmet ist. Der Verfasser hat auch für diesen Band

mancherlei ungedrucktes Material benutzt und erzählt lebendig und anschaulich. Sein Standpunkt ist der liberale, was ihn nicht abhält, die Schattenseiten auch des Liberalismus wahrzunehmen: die spanische Verfassung vom Jahre 1812 erscheint als ein reiner Abklatsch der französischen vom Jahre 1791, womit auch ein König von Pflicht- und Selbstgefühl und von Thatkraft unmöglich sich abfinden konnte, noch viel weniger ein Mann von dem Schlage des verächtlichen Ferdinand VII., dessen Ideal „ein schlaffer und ränkevoller Despotismus" war, der kein Buch lesen mochte, aber der Mutter Gottes von Valencay eigenhändig einen Rock von weißer Seide mit goldenen Verzierungen stickte. In bunter Reihe ziehen die maßgebenden Persönlichkeiten jener Tage an uns vorüber, alle mit kurzen, aber anschaulichen Strichen gezeichnet. Es wird viele Kreise u. A. interessiren, daß namentlich Alexander Ypsilanti äußerst scharf beurtheilt wird. Es fehlte ihm nicht bloß an staatsmännischen Kenntnissen, an Ruhe, Klarheit und Willenskraft, sondern auch direct an Muth und Ehrgefühl; er rettete aus der Niederlage, wo seine Kampfgenossen rühmlich fielen, sein armseliges Leben und schob dann auf Andere die Schuld, daß er nicht habe den Heldentod sterben können; er hat in keiner Weise den Heiligenschein verdient, den die philhellenische Dichtung um sein Haupt wob. Die Vergleichung mit Treitschke's Werk legt sich bei Stern dem Leser überall nahe, und Stern geht ihr offenbar nicht aus dem Wege, sondern sucht mit Treitschke zu concurriren. Er erreicht natürlich den hinreißenden Schwung und die classische Plastik des großen Historikers nicht; eine solche Gabe empfängt ein Volk in einem Jahrhundert höchstens einmal. Aber Stern liefert doch ein Buch, das neben Treitschke gelesen werden kann und gelesen werden muß, und das ist schon ein hohes Lob. Wir sehen der Fortsetzung des Werkes gern entgegen, fürchten aber, daß Stern — wenn er nicht seiner Darstellung ziemlich viel engere Grenzen zieht — auch nur einen Torso liefern wird. Und das wäre schade.

βλ. **La Formation de la Prusse contemporaine.** Par Godefroy Cavaignac. Tome II. Le Ministère de Hardenberg. Le Soulèvement 1808—1813. Paris, Hachette et Cie. 1898.

Wie der erste, so ist auch dieser zweite Band des Werkes von G. Cavaignac über „das Entstehen des zeitgenössischen Preußen" nach den besten deutschen und fremden Quellen mit außerordentlicher Umsicht und Sachkenntniß bearbeitet. Von Stein zu Hardenberg interessirt den französischen Historiker vor Allem der Einfluß der Ideen und Theorien von 1789 auf die Reformen in Preußen und die gänzliche Abweisenheit der revolutionären Elemente, um sie politisch zu verwerthen. Die zweite, umfangreichere und ebenso interessante Hälfte des vorliegenden Bandes ist den militärischen Verhältnissen und der Organisation der Landwehr gewidmet. Mit Chuquet, mit Sorel theilt G. Cavaignac das Verdienst, deutsche Angelegenheiten mit objectiver Sachkenntniß und erschöpfenden Quellenstudien in einem großen historischen Rahmen zur Darstellung gebracht zu haben.

βλ. **La fin du Classicisme et le retour à l'antique dans la seconde moitié du XVIIIe siècle et les premières années du XIXe, en France.** Par Louis Bertrand. Paris, Hachette et Cie. 1897.

Diese außerordentlich feine und interessante Studie beschäftigt sich mit dem Wiedererwachen des heidnischen Begriffes des Schönen in der französischen Literatur und Kunst der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Ihre Auslegung der Antike blieb eine ganz äußerliche und auf die Form beschränkte: der Inhalt war modern und durchaus französisch. Ihn bestimmte die religiöse und politische Opposition, die im Gegensatz zur christlichen die heidnische Moral und republikanische Tugend als das Ideal der Zukunft pries. Der einzige Diderot verräth ein wirkliches Verständniß der Antike, allein der tief religiöse Inhalt des antiken Drama's bleibt auch ihm verschlossen, und Voltaire versteht Aeschylos ebenso wenig wie er Shakespeare verstand. Die Verherrlichung der Leidenschaft und die Befreiung des Individuums vom gesellschaftlichen Zwang und von den Vorurtheilen der Cultur, wie J. J. Rousseau sie lehrt, sind Vorboten der romantischen, nicht Ergebnisse der classischen Anschauungen. Die Poetae minores, Delille, Saint-Lambert, Lemierre, Lebrun liefern Mosaikarbeiten ohne Erfindung, Paraphrasen ihrer Vorbilder, die entweder beschreibenden Inhalts oder versificirte wissenschaftliche Formeln ohne jedes poetische Empfinden sind. Das classische Drama wird von der Oper verdrängt. Der wahre Wiedererwecker der griechischen Tragödie ist Gluck, dessen Wirkung auf die Geister nur mit der in unseren Tagen von Richard Wagner ausgeübten sich vergleichen läßt. Ueber dieser Schar von Versmachern erhebt sich ein wahrer Dichter, André Chénier. Wie Pascal hat er zum großen Theil nur ungeordnete Manuscripte hinterlassen; Vieles scheint gänzlich verloren, Anderes willkürlich zusammengestellt. Immerhin hat er in seinem Gedicht „De l'Invention" die Poetik der Neo-Classiker gegeben. Die Erfindung, das heilige Feuer, aber zugleich die Herrschaft des Genius über sein Werk, wodurch die schöpferische Begabung gleichbedeutend mit Befreiung wird, das sind für A. Chénier wie für Goethe die Zeichen, an denen wir den wahren Dichter erkennen. Er soll der Mutter Natur zeigen, „nicht was sie vollbrachte, sondern was sie zu vollbringen fähig gewesen wäre". Das Capitel über A. Chénier ist das schönste des vorliegenden Buches: im Dichter der „Elegien" ist die Antike, poetisch durchdrungen, zu neuem Leben erwacht. Er hat keine Nachfolger gehabt und nur Bruchstücke hinterlassen. Sein Programm wurde zum Testament, und Victor Hugo's Vorrede zum „Cromwell" leitete eine neue Kunstepoche ein. Aber erst mehr als dreißig Jahre später, nachdem die Revolution und das Kaiserreich ihre Unfähigkeit erwiesen

hatten, mit den überlieferten Traditionen in Kunst und Literatur zu brechen. Nicht der Geist der classischen Bildung, ohne welchen unsere Cultur ihrer Grundlage beraubt würde, sondern die servile Nachahmung ihrer Kunstformen mußte überwunden werden, bevor Neues entstehen konnte.

πτ. **Schriften.** Von Alfred Lichtwark. Dresden, Gerhard Kühtmann. 1897.

Seit Jahren ist Alfred Lichtwark, der verdiente Leiter der Hamburger Kunsthalle, eifrigst bestrebt, wahrhaft gesunden modernen Kunstanschauungen zum Durchbruch zu verhelfen: wieder und wieder hat er seinem hohen Gedanken von der Kunst als der besten Freundin im Leben des Werkeltags Ausdruck geliehen in einer stattlichen Reihe von Vorträgen, kleineren Aufsätzen und umfassenden Essays, die nun in geschmackvoll ausgestatteten Einzelbändchen vorliegen. Lichtwark behandelt in seiner geistvollen, von allen Phrasen freien, immer anregenden und aufklärenden Weise die mannigfaltigsten Themen. Er charakterisirt etwa Berlin, Dresden, Stuttgart, München in ihrer Eigenart als „Königsstädte", stets die geheimen Schönheiten aufdeckend, nie nach ersten Eindrücken, sondern nach Prüfung momentanen Empfindens darstellend; er läßt sich über die Wiedererweckung der Medaille aus und gibt dabei eine gedrängte, in ihrer Klarheit meisterhafte Geschichte der Bestrebungen, die auf eine Neuübung dieser Kunstform abzielen, der Technik, die bei ihr zur Anwendung gelangt, der Meister, die ihr zu neuen Erfolgen verholfen haben: oder er weist nach, wie weit das Arbeitsfeld des Dilettantismus begrenzt ist, wie viel der Läuterung des Geschmacks durch die stille tägliche Arbeit der Laien genützt werden kann. Zur Betrachtung von Kunstwerken zeichnet er, in ganz sokratischer Methode, den Weg vor; der Bedeutung verschiedenster Stilarten redet er das Wort. In Allem, was er andeutet und ausführt, gibt er einen Lehrer und Erzieher ab, dem zu folgen die größte Freude bereitet. Man möchte den Wunsch aussprechen, daß in seinem Geiste und in seiner Art unsere Jugend mit der Kunst und ihren Beziehungen zur umgebenden Alltagswelt auf den Schulen in Berührung gebracht werde; daß die Bücher, die er bisher veröffentlicht hat, in Hausbibliotheken Eingang finden und so immer von Neuem zu einem großen Publikum sprechen, das nicht leicht einen erfahreneren und besseren Wegweiser zu reinem Kunstgenusse erhalten dürfte, als Alfred Lichtwark.

δϙ. **Vom japanischen Meer zum Ural.** Eine Wanderung durch Sibirien mit Abbildungen von Robert Graf Keyserling. Breslau 1898. Schletter'sche Buchhandlung, Inhaber: A. Kurtze.

Ein anziehendes und werthvolles Buch! Entstanden aus den Aufzeichnungen einer Reise, welche der Verfasser durch das weite Gebiet des asiatischen Rußland gemacht, ein Zeugniß seiner Strapazen und Entbehrungen, aber auch ein Zeugniß seiner Fähigkeit, den wissenswerthen Inhalt einer solchen Reise zu erfassen und mitzutheilen. Ob er uns nun mit den mannigfaltigen Stämmen und Völkerschaften Asiens bekannt macht, mit ihrer primitiven oder fortgeschrittenen Gesittung; ob er uns die Bedeutung der russischen Ackerbaucolonien vergegenwärtigt, in welchem seit einem Jahrhundert der Ueberschuß der europäischen Bevölkerung Rußlands eine ähnliche Entfaltung gefunden hat, wie in den Colonialländern Amerika's und Australiens die Auswanderung des germanischen Europa; ob er uns in alledem den großen Beruf des russischen Reiches, als des Culturträgers zum fernen Osten, vor die Seele führt und dieses zumal Angesichts der Entwicklungen, welche in dem nächsten Jahrzehnt durch die Vollendung der sibirischen Eisenbahn eingeleitet werden sollen: immer ist das Buch mit diesem und vielem Anderen, was es enthält, ein trefflicher Beitrag zur Aufhellung jener neuen Welt, welche im zwanzigsten Jahrhundert in cultureller, politischer, wirthschaftlicher Beziehung die höchste Aufmerksamkeit fordern wird.

βλ. **Alpinismo.** Da G. Brocherel. Milano, Maenali Hoepli (Ulrico Hoepli).

Dieses Handbuch des italienischen Alpinisten beansprucht die Ehre, nicht das erste, sondern das einzige seiner Art in Italien zu sein. Der Verfasser ist in Courmayeur geboren und aufgewachsen und folglich mit den Schrecken und Wonnen der Alpenwelt von Jugend auf vertraut. Auf diesen Umstand und nicht auf außerordentliche Leistungen beruft er sich, um den angehenden Bergsteigern als Führer und Rathgeber zu dienen. Die Capitel über Kleidung, Ausrüstung, Diät, Arzneimittel, Führer, Gefährten, Unterkunftshütten u. s. w. sind, wie die über die Besteigungen selbst, mit Hülfe der besten Werke deutscher, österreichischer und englischer Autoritäten verfaßt; denn alle diese Nationalitäten sind der italienischen im Alpensport vorangegangen, der sich erst in den letzten Jahren Freunde in Italien gewonnen hat. Es ist nicht immer so gewesen. In seinen einleitenden Worten erinnert der Verfasser an die Thatsache, daß Dante mit den Geheimnissen der Bergwelt sich als Dichter der „Commedia" vertraut zeigt: daß Petrarca den Mont Ventoux bestiegen und vierzehn Tage auf dem Mons Coprarum bei Sutri zugebracht hat; daß Tasso, Ariost und besonders Lionardo da Vinci tiefes Verständniß für die der übrigen Welt noch verschlossenen Wunder der Bergwelt besaßen. Der Riese des Apennins, der Gran Sasso d'Italia, wurde jedoch erst 1792, folglich sechs Jahre nach der ersten Besteigung des Mont Blanc, von Orazio Delfico bestiegen. In unseren Tagen hat Italiens Königin, Margherita, durch Muth, Leistungsfähigkeit und Liebe als Bergsteigerin sich bewährt und unter Anderen auf der Punta Gnifetti, am Monte Rosa, der Celebrirung einer Messe beigewohnt, die von einem Priester aus Gressoney gelesen wurde. Wie denn überhaupt der Clerus Norditaliens ein beträchtliches Contingent von Bergsteigern stellt.

ρ. **Geschichte Siciliens.** Von Edward A. Freeman. Deutsche Ausgabe von Bernhard Lupus. Zweiter Band. Mit vier Karten. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner. 1897.

Wir haben den ersten Band dieses ausgezeichneten Werkes alsbald nach seinem Erscheinen (1896) in einer ausführlichen Anzeige freudig begrüßt und beschränken uns, indem wir seinem weiteren Fortschreiten und künftigen Abschluß entgegensehen, auf diese vorläufige Notiz über den inzwischen publicirten zweiten Band. Er umfaßt die drei Jahrhunderte von den ersten Zeiten der griechischen Colonien in Sicilien, 735 v. Chr., bis zu dem Anfange der athenischen Einmischung, 433 v. Chr., behandelt Entstehung und Entwicklung der Tyrannis, deren Höhepunkt mit den glänzenden Namen der Deinomeniden Gelon und Hieron von Syrakus, des Eumeniden Theron von Akragas erreicht ist und dem, nach kurzem Bestand, der Sturz der Tyrannenherrschaft, die Freiheit und Unabhängigkeit griechisch Siciliens folgt. Diese rasche Vergänglichkeit der Tyrannis liegt in ihrem rein persönlichen Wesen, auf das wir den modernen Begriff, den das Wort „Tyrann" angenommen hat, nicht anwenden dürfen: nicht Grausamkeit schlechthin wird durch sie bezeichnet, vielmehr nur etwas durch das Gesetz nicht Gewährleistetes, gegen das Gesetz Errungenes, das nur so lange behauptet werden kann, als die Persönlichkeit es vertritt und trägt. Persönlichkeiten solcher Art waren die genannten Tyrannen, welche, wenn sie die Grausamkeit oder den Vertrauensbruch zur Erlangung der politischen Macht keineswegs verschmähten, doch die höchsten nationalen Ziele verfochten, sobald sie in deren Besitz waren, die Karthager zurücktrieben, wie die Griechen die Perser, und hier Syrakus, dort Akragas nicht nur mit äußerlicher Pracht schmückten, sondern in Wahrheit zu den Stätten einer verfeinerten Cultur machten, von der die staunenerregenden Ruinen der Tempel und Theater noch heute zeugen. Auf diesem Theater von Syrakus wurden die Perser des Aeschylos aufgeführt; im Anblick des gewaltigen feuerspeienden Berges dichtete er seine Aetnaerrinnen, hier, in Sicilien, fand er seine zweite Heimath und in Gela, nicht weit von Syrakus, sein Grab. Und nicht er allein von den großen Dichtern Griechenlands hat Sicilien gefeiert und seine Tyrannen verherrlicht: nicht wenige von Pindar's Gesängen sind den olympischen und pythischen Siegen Hieron's und Theron's geweiht; und wenn Freeman nur von einem einzigen Bruchstück der Lieder weiß, in welchem Bakchylides den Preis Hieron's gesungen (S. 230), so wird in einer späteren Auflage dieses Werkes der Uebersetzer das Epinikion zu erwähnen haben, das sich unter den neuentdeckten Gedichten „der keischen Nachtigall" gefunden hat. Seinen eignen Dichter, d. h. einen solchen von allgemeiner Geltung in der Weltliteratur, wird Sicilien erst in einer kommenden Zeit erhalten: aber es rühmt sich, die Wiege der Komödie (Epicharmos), der mimischen Spiele (Sophros) und der Rhetorik (Gorgias) zu sein. Und noch eine Bemerkung sei uns erlaubt: anknüpfend an das Fragment eines Pindarischen Reigenliedes nennt Freeman (II, 239) Sicilien „das ganz besondere Land des Wagens" und ist geneigt, in dem „carro dipinto" der Gegenwart das „ὄχημα Δαιδάλεον" jener fernen Vergangenheit wieder zu finden. Wir sind damit ganz einverstanden, und auch der „ὄχος Σικελὸς" im Verse des Kritias bestätigt die Vermuthung, „daß in diesem Punkte wenigstens eine Ueberlieferung alter Zeiten sich noch erhalten haben möge" (II, 349). Wie vereinigt sich dies aber damit, daß Freeman (I, 80) den Karren, „der mit Darstellungen aus der Geschichte und Sage aller Zeiten und Länder bunt bemalt ist", dem „einst phoenikischen Westen" zuspricht, da doch seine eigentliche Heimath, heute noch, wie — durch jene Dichterstellen beglaubigt — damals der griechische Osten ist? Wir haben schon in unserer früheren Anzeige darauf hingewiesen. — Im Uebrigen hat Herr Bernhard Lupus auch diesmal seine nicht leichte Aufgabe mit dem gleichen Glück und Erfolg gelöst, voll Pietät gegen seinen Autor, aber mit discreter Kritik in den Anmerkungen ihn berichtigend oder ergänzend, wo die Forschung seit dem Tode Freeman's, wie z. B. durch die Funde in Selinunt (S. 356 und 357) zu ganz neuen Ergebnissen gekommen ist.

βλ. **Der Spiritismus.** Von Eduard von Hartmann. Zweite Auflage. Leipzig, Hermann Haacke. 1898.

Nach genauer und sorgfältiger Prüfung der physikalischen Erscheinungen, des Vorstellungsinhalts der Kundgebungen, der Transfiguration und Materialisation, und endlich der Geisterhypothese gelangt der Verfasser zum Schluß, daß diese letztere sich in ein reines Nichts auflöse, „nachdem zuerst die directen physikalischen Kraftleistungen, dann die Hervorbringung der Materialisationserscheinungen und endlich auch die Production des Vorstellungsinhalts der Kundgebungen sich von den vorausgesetzten Geistern auf das Medium verschoben haben. Ob es Geister gibt oder nicht, haben wir hier nicht zu untersuchen; jedenfalls sind sie, wenn es welche gibt, in jenes Jenseits zurückverwiesen, aus welchem der Spiritismus sie ins Diesseits herabgezogen zu haben glaubte." Die Aufforderung E. von Hartmann's, nicht zu übernatürlichen Ursachen zu greifen, wenn und so lange man mit natürlichen Ursachen auskommt, ist völlig gerechtfertigt. Der Spiritismus ist ein bloßes Hirngespinst, wenn seine Ergebnisse innerhalb des Rahmens menschlicher Erfahrungen und menschlichen Könnens bleiben. Subjective Erleuchtung, subjectives Schauen einer außerirdischen Wirklichkeit sind Möglichkeiten, die in das religiöse Gebiet gehören und nach den Gesetzen desselben geprüft werden. Eine wissenschaftliche Hypothese muß einen wissenschaftlich stichhaltigen Beweis erbringen können, und einen solchen zu fordern, hat jeder objective Beurtheiler das Recht.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 14. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achelis. — Heymann Steinthal. Von Dr. Th. Achelis. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vorm. J. F. Richter). 1898.

Avancini. — All' ombra del faggio. Novelle per i giovinetti. Dell' Avancinio Avancini. Milano, Ulrico Hoepli. 1899.

Barth. — Türke, wehre Dich! von Dr. Hans Barth. Zweite Auflage. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung. 1898.

Baynes. — Ideals of the East. By Herbert Baynes. London, Swan Sonnenschein and Co. 1898.

Berlin. — Die Haushaltung der Gesellschaft. Eine Abhandlung über den Bedarf und die Herstellung der Existenzmittel. Von Israel Berlin. Bern, Gebrüder Fischer's Buchdruckerei. 1898.

Bölsche. — Charles Darwin. Von Wilhelm Bölsche. Mit einem Bildnis. (Biographische Volksbücher, Nr. 32 bis 35.) Leipzig, R. Voigtländer.

Bovet. — Le peuple de Rome vers 1840. D'après les sonnets en dialecte transtévérin de Giuseppe Gioachino Belli. Par C. Bovet. I. Neuchatel, Attinger freres. 1898.

Byron. — Manfred, dramatische Dichtung von Lord Byron, aus ihrem Grundgedanken erklärt. Nebst einem Anhang: Uebersicht über Byron's Poesien. Von einem Theologen. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

Carlyle. — Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldenthum in der Geschichte. Sechs Vorlesungen von Thomas Carlyle. Halle a. S., Otto Hendel (Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes, Nr. 1149 bis 1153). O. J.

Ernst. — Lumpenbagasch. — Im chambre séparée. Zwei Schauspiele von Paul Ernst. Berlin—Paris, Joh. Sassenbach. O. J.

Frey. — Justus Frey. Ein verschollener österreichischer Dichter. Von dessen Sohne. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1898.

Goetz. — Lazaristen und Jesuiten. Von Leopold Karl Goetz. Gotha, Fr. Andreas Perthes. 1898.

Hedberg. — Versöhnt. Von Tor Hedberg. Oppeln und Leipzig, Georg Maske. 1898.

Heer. — An heiligen Wassern. Roman von J. C. Heer. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898.

Huther. — Grundzüge der psychologischen Erziehungslehre. Nebst einem Anhang über Charakterologie. Von Dr. A. Huther. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1898.

Junge. — Martin Luther. Sein Leben dem deutschen Volke erzählt von Prof. Dr. Friedrich Junge. Mit Bildnissen und Facsimile. Vierte Auflage. Berlin, Siemenroth & Troschel. 1898.

Karrillon. — Eine moderne Kreuzfahrt von Dr. Karrillon. Mit 5 Vollbildern und 25 Textillustrationen. Weinheim, Fr. Ackermann. O. J.

Klein-Kauffmann. — Die Seereise besonders als Erholungsreise und die großen Personendampfer. Ein Leitfaden mit 30 erläuternden Bildern. Von Dr. J. Klein-Kauffmann. Erstes bis fünftes Tausend. Hamburg, W. Seitz Nachf. (Gebr. Berthorn). 1898.

Koubert. — Holländische Kleinbürger-Geschichten. Von Anna Koubert. Deutsch von Anna Herbst. Oppeln und Leipzig, Georg Maske. 1898.

Limprecht. — Der Ursprung der Gothik und der altgermanische Kunstcharakter. Von Carl Limprecht. Elberfeld, im Selbstverlag des Verfassers. O. J.

Pellico. — Prose e tragedie scelte di Silvio Pellico con proemio di Francesco d' Ovidio. Milano, Ulrico Hoepli. 1898.

Pellissier. — Diderot. Par G. Pellissier. Paris, Armand Colin et Cie. 1898.

Peschel-Wildenow. — Theodor Körner und die Seinen. Geschildert von Dr. W. Emil Peschel und Dr. Eugen Wildenow. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Texte, Facsimiles und zwei Karten. Zwei Bände. Leipzig, E. A. Seemann. 1898.

Report of the commissioner of education for the year 1895—96. Volume II. Washington, Government printing office. 1897.

Rothenberger. — Pestalozzi als Philosoph. Von Christian Rothenberger. Bern, Steiger & Co. 1898.

Samuelson. — Footsteps in human progress. Secular and religious. A short series of letters to a friend. By James Samuelson. London, Swan Sonnenschein & Co. 1898.

Scheidemantel. — Die Grundprobleme der Ethik Spinoza's. Preisschrift der Krug-Stiftung. Von Hermann Scheidemantel. Leipzig, Hermann Haacke. 1898.

Scheu und Stößl. — Waare. Wiener Stück in drei Aufzügen von Robert Scheu und Otto Stößl. Leipzig, Rob. Friese. Sep.-Cto. 1898.

Schirmacher. — Le feminisme aux Etats-Unis, en France, dans la Grande-Bretagne, en Suède et en Russie. Par Kaethe Schirmacher. Paris, Armand Colin & Cie. 1898.

Schirmacher. — Voltaire. Eine Biographie von Dr. Kaethe Schirmacher. Leipzig, O. R. Reisland. 1898.

Schlender. — Germanische Mythologie. Zum Selbststudium und zum Gebrauch an höheren Lehranstalten von J. H. Schlender. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1898.

Schmidt-Agricola. — Litterarische Charakterbilder von M. Schmidt-Agricola. Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröding. 1898.

Seeck. — Die Entwicklung der antiken Geschichtschreibung und andere populäre Schriften. Von Otto Seeck. Berlin, Siemenroth & Troschel. 1898.

Siebs. — Sylter Lustspiele. Mit Uebersetzung, Erläuterungen und Wörterbuch herausgegeben von Prof. Dr. Theodor Siebs. Greifswald, Verlag und Druck von Julius Abel. 1898.

Soubies. — Histoire de la musique: Hongrie. Par Albert Soubies. Paris, E. Flammarion successeur. 1898.

Sperl. — Fridtjof Nansen. Ein Sang von August Sperl. München, C. H. Beck. 1898.

Stößel. — Das Haus der Leiden. Novellen von Alfred Stößel. Zweite Auflage der „Schwarzen Märchen" von Lothar Bitter. Leipzig, Rob. Friese. Sep.-Cto. O. J.

Stoy. — Karl Volkmar Stoy's kleinere Schriften und Aufsätze. Mit einer Einleitung von Dr. Karl Andreä. Herausgegeben von Dr. Heinrich Stoy. Erster Band. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1898.

Strobl. — Der vertannte Hans. Von Carl Strobl. Mit siebzehn Bildern von Th. Zajaczkowski. Zürich, Caesar Schmidt. 1898.

Suttner. — Wie es Licht geworden! Roman von Maria Louise von Suttner. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1898.

Tainach. — Die Maikönigin. Roman von Wolf von Tainach. Dresden, E. Pierson. O. J.

Texte. — Etudes de littérature européenne. Par Joseph Texte. Paris, Armand Colin & Cie. 1898.

Thiele. — Kosmogonie und Religion. Oeffentliche Antrittsvorlesung, gehalten in der Aula der Universität Berlin von Prof. Dr. Günther Thiele. Berlin, Conrad Skopnik. 1898.

Thuemmel. — Mittelalterliche Volkssagen als Ausdruck religiös-politischer Kämpfe. Von Conrad Thuemmel. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1898.

Unser Kaiser. Zehn Jahre der Regierung Wilhelm's II. (1888—1898). Bearbeitet von Gerhard v. Amyntor, Richard Aßmann u. a. Herausgegeben von Georg W. Burgemeister. Mit 1 Heliogravüre, 26 Kunsttafeln und 387 Abbildungen im Text. Berlin, Leipzig und Stuttgart, Bong & Co.

Upward. — God save the Queen! Par Allen Upward. Traduit de l'anglais par George Elwall. Paris, Armand Colin et Cie. 1898.

Verzeichniss von Privatbibliotheken. III. Deutschland. Leipzig, G. Hedeler. 1898.

Wagner. — Auprès du foyer. Par C. Wagner. Paris, Armand Colin et Cie. 1898.

Woerl's Reisehandbücher. — Führer durch Berlin. IX. Aufl. — Führer durch Hamburg. IX. Aufl. — Führer durch Hannover und Umgebung. VII. Aufl. — Führer durch Weimar und Umgebung. IV. Aufl. Herausgegeben von Leo Woerl. Leipzig, Woerl's Reisebücherverlag. O. J.

Wyzewa. — Beethoven et Wagner. Par Teodor de Wyzewa. Paris, Perrin & Cie. 1898.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten

BINDING DEPT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.96

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY